Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg

Schwecke, W.

Bremen, 1913

urn:nbn:de:gbv:45:1-3814

Visual Library

Heimatkunde

des Herzogtums Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkunde.

51
746 b:1

Band 1

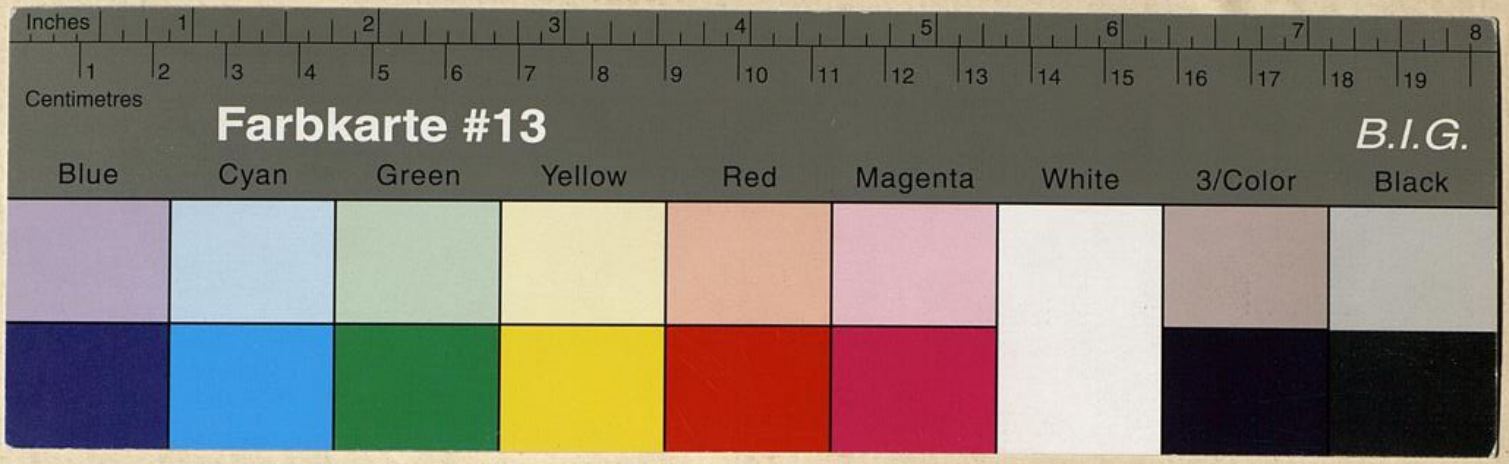
Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

51/746 b:1

2. ex.



Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg

I

Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkunde
des
Herzogtums Oldenburg

Herausgegeben vom
Oldenburgischen Landeslehrerverein
unter Redaktion von
W. Schwecke, W. von Busch, H. Schütte

I



Bremen ▪ Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann ▪ 1913

Landesbibliothek Oldenburg

LANDES-
BIBLIOTHEK
OLDENBURG

27. 3. 61
Geschenk
Schulz, Hindenburgstr. 20

Landesbibliothek Oldenburg

Inhalt des ersten Bandes.

(Wohnort der Verfasser, wenn nicht besonders genannt, Stadt Oldenburg.)

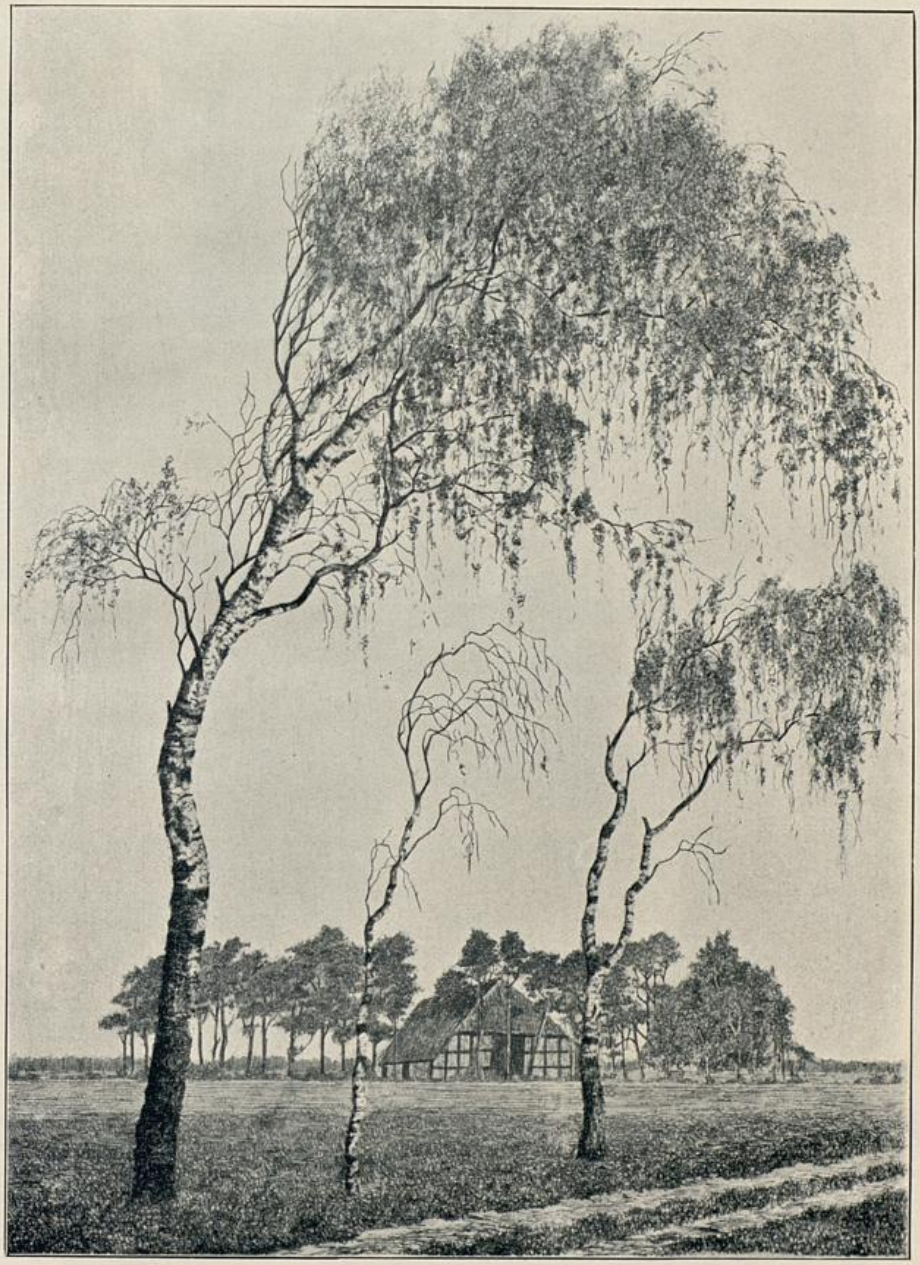
		Seite
1.	Heimat. Von Rektor Georg Ruseler	1
2.	Zur Einführung. Von Chefredakteur Wilhelm von Busch	4
3.	Die Landkarten. Von Regierungsgeometer Thomas	6
4.	Seekarten. Von Landmesser H. Karwick, Wilhelmshaven	29
5.	Geographischer Überblick. Von Seminarlehrer Th. Reil	37
6.	Die Bodenarten des Herzogtums Oldenburg in ihrer Beziehung zur Landwirtschaft. Von Dr. M. Popp, Vorsteher der Versuchs- und Kontrollstation der Landwirtschaftskammer	53
7.	Das Seegebiet Oldenburgs. Von Marine-Oberbaurat W. Krüger, Wilhelmshaven	74
8.	Das Klima. Von Dr. J. Möller, Direktor der Navigationsschule in Elsfleth	122
9.	Geologie der Heimat. Von Rektor H. Schütte. Das Allgemeine über die Moore größtenteils von Hauptlehrer K. Härtel in Drielake	137
10.	Die Flora. Von Friedrich Heinen, Lehrer in Abbehausen	219
11.	Pflanzenphänologie. Von F. Heinen, Abbehausen	245
12.	Die Tierwelt unseres Landes. Von H. Schütte, unter Mitarbeit von J. Huntemann, Direktor der Landwirtschaftlichen Winterschule in Wildeshausen *)	250
13.	Der Gesundheitszustand der Bevölkerung. Staatliche Maßnahmen zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit. Von Landesarzt Medizinalrat Dr. Schlaeger **)	290
14.	Wie unser Volk wohnt und baut. Von Baurat Rauchheld	310
15.	Unsere alte Volkstracht. Von Professor Bernhard Winter	335
16.	Der Schmuck des Hauses. Von B. Winter	352
17.	Feste, Sitten und Gebräuche unserer Heimat. Von B. Winter	366
18.	Volksmedizin. Von Medizinalrat Dr. Roth	387
19.	Oldenburgische Sagen. Von Seminarlehrer Emil Pleitner	401
20.	Volksaberglaube. Von Emil Pleitner	408
21.	Volkstümliche Tier- und Pflanzennamen. Von Emil Pleitner	416
22.	Volkssprache und Volksdichtung. Von Emil Pleitner	424
23	Die Sprache des Sagterlandes. Von Pfarrer Heuer, Strücklingen	469
24.	Die Personennamen. Von Pastor W. Ramsauer, Rodenkirchen	478
25.	Die Flurnamen. Von Pastor W. Ramsauer, Rodenkirchen	508
26.	Die Ortsnamen. Von Pastor W. Ramsauer, Rodenkirchen	550

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis am Ende des zweiten Bandes.

*) Hier war im Entwurf ein Kapitel über „Physische Anthropologie" der heimischen Bevölkerung vorgesehen; aber da es an wissenschaftlichen Unterlagen fehlt, war dafür kein Mitarbeiter zu gewinnen.

**) Über die vor- und frühgeschichtlichen Bauten liegt einstweilen noch zu wenig grundlegende Literatur vor, als daß sie hier hätten abgehandelt werden können.

Landesbibliothek Oldenburg



Birken. Radierung von A. Diers.

Landesbibliothek Oldenburg



Heimat.

Von **Georg Ruseler**.

Heimat, teure Heimat,
Du meiner Seelen Amme!
Als ich ein Kind war, seltsame Weisen
Sangst du mir sacht in das Ohr
Vom wilden Jäger, von Wodan und Donar
Und andern Gewaltigen.
Da hört' ich, wie Widukind stritt
Und die Stedinger starben,
Wie ein kluger Graf
Vor unendlichen Greueln des Kriegs
Die Lande bewahrte.
O, deine Sagen und Märchen
Und bunten Geschichten, sie alle,
Wie sie das Herz mir durchglühten!
Dann konnt' ich nicht schlafen,
Und seltsam winkten
Durchs niedrige Fenster
Alle Sterne des Himmels herein
Und der leuchtende Mond,
Bis endlich das Rauschen der Eichen
Mich dennoch in Schlummer gewiegt.

Landesbibliothek Oldenburg

Heimat, teure Heimat!
Als ich größer dann ward, alle Welt
Wollt' ich durchstürmen mit eilendem Fuß;
Da reichtest du lächelnd die Hand mir,
Ein sonniges Mädchen, und sprachst:
„Gemach, auch hier ist die Welt!
Ihren Widerschein sieh funkeln und strahlen
In meinen Augen. Wandre mit mir!"
Gehorsam war ich, und Hand in Hand
Über die weite Heide
Schritten wir sinnend dahin,
Grüßten leise die toten Helden,
Die unter dem Hünenstein schlafen,
Und tief im Dunkel des Waldes
Uralte, sturmzerrissene Eichen
Grüßten wir auch,
Die längst schon keimten und grünten,
Eh' hier in den Landen ringsum
Die erste der Glocken erklang.
Am Gestade des blinkenden Stroms
Wallten wir staunend hinab
Bis zur salzigen See:
Auftut seine Tore das Land,
Die Schätze der Welt zu empfangen
Und seine Güter zu schenken der Welt.

O du wogendes, ewiges Meer!
Deinen gewaltigen Atem,
Natur, fühlen wir hier,
Und das Herz wird uns weit,
Wenn von der Höhe des Deiches das Auge
Unendliche Fernen durchdringt
Und Zeichen der Zukunft erspäht.
Dann stehst du neben mir, Heimat,
Nicht ein lächelndes Mädchen mehr,

Behelmte Kämpferin bist du geworden,
Uns zum Schutze den Schild
Hältst du dräuenden Feinden entgegen.

Heimat, teure Heimat!
Arbeit hast du gegeben,
Nahrung dem Leib und Spiele
Der Seele; meinem Liede hast du gelauscht.
Nun ein Bestes gib noch:
Nach des Tages Arbeit
Gib Muße dem Herzen,
Das des Feierabends gern sich erfreut,
Wenn unter der Abendröte
Ein stiller Friede sich senkt
Über die früchtevolle Flur.
Doch wenn einstmals die Nacht gekommen,
Tiefe, dunkle Nacht,
Wenn das Licht der Augen erlosch
Und der Stab, der mich stützte, zerbrach,
Dann, o Erde der Heimat, empfange
Gern ein winziges Häuflein Asche,
Nicht zu ewiger Ruhe, —
Laß sie Nahrung sein
Den gewaltigen Eichen
Oder den lieblichen Kindern des Feldes,
Und in all' dem Wachsen und Blühen
Immer noch bin ich in dir,
Heimat, du teure Heimat!

Landesbibliothek Oldenburg



Zur Einführung.

Von Chefredakteur **Wilhelm von Busch.**

Immer mächtiger und vielgestaltiger rauscht das Leben an uns vorüber; Wissenschaft, Technik und Kunst ziehen den Menschen tiefer und tiefer in ihren Machtbereich. Und je redlicher wir uns mühen, in lebhafter Anteilnahme das alles zu erfassen, desto öfter beschleicht uns das drückende Gefühl, daß unsere Arme zu schwach sind, diese Fülle aufzunehmen und zu halten. Aus den entlegenen Weiten kehrt dann wohl unser suchender Blick zurück, um auf dem Bekannten, auf Umgebung und Heimat auszuruhen. Aber bald müssen wir beschämt gestehen, wie wenig wir auch diese nur beherrschen. Wie fremd sind uns im Grunde die heimatlichen Verhältnisse, wie wenig tief vermögen wir darin einzudringen! Sollte uns aus dieser Einsicht nicht der ernste Vorsatz erwachsen: Erst die Heimat gründlich kennen zu lernen und darauf dann weiter zu bauen? Fühlen wir nicht, daß sich uns der feste Grund aller Dinge und ein Mittel ihres Verständnisses in der Heimat bieten, gleich wie dem Kinde das Elternhaus zum Maßstabe seiner späteren Umgebung wird? Und wie dies aus den vertrauten Kindheitbedingungen heraus die ganze Welt zu

Landesbibliothek Oldenburg

begreifen sucht, so mag der Erwachsene dieselbe als Bürger des erweiterten Jugendparadieses, der Heimat, zu verstehen lernen.

Diesem Streben will das vorliegende Buch in Treuen dienen. Es möchte die Kunde der Heimat weit ausbreiten, nicht in dem engen Sinne einer schulmäßigen Beschreibung unseres Oldenburg, sondern zu einem weitzügigeren Erfassen seiner Natur, seiner wirtschaftlichen Bedeutung, seines völkischen Charakters, seiner staatlichen Ausgestaltung. Es will dem Leser keine ausgearbeiteten Urteile an die Hand geben, vielmehr die Einzelheiten der Betrachtung vor ihm dahinbreiten und ihn selber daraus seine Ansicht gewinnen lassen. So hofft es die Gemüter kraftvoller zu erwärmen für die großen und edlen Güter der Heimat.

Oberflächliche und Übelwollende brachten die neu erwachte Pflege des Heimatlichen schon wieder in Mißachtung, indem sie ihr Kleinlichkeit und Beschränktheit unterlegten und sie mit gespieltem Bedauern dem Mitleid empfahlen. Uns aber laßt das Wort von der Heimatkunde in seiner höchsten Bedeutung erfassen: Als tiefe Erkenntnis des Heiligsten, was der Mensch sein eigen nennt, des Landes, dessen Säfte in seinen Adern kreisen, aus dessen Boden sich sein körperliches Teil aufbaut und dessen tiefstem Grunde auch seine geistigen und seelischen Kräfte entsteigen. Möge uns ein Gefühl der Abhängigkeit von der Heimat immer erhalten bleiben, dann wird sie uns mit ihrem Segen innig umflechten und durch ein starkes Band der unerschöpflichen Nährkraft des mütterlichen Bodens teilhaftig werden lassen

Diese Heimatliebe zu stärken in allen Angehörigen unseres schönen Oldenburger Landes, namentlich in der heranwachsenden Jugend durch ihre berufenen Bildner, darin sucht dies von allen Mitarbeitern aus herzlicher Anhänglichkeit an Heimatland und Heimatleben heraus geschaffene Buch seine hohe Aufgabe.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Kartenwerke des Landes und seiner Küste.

Die Landkarten.

Von Regierungsgeometer **A. Thomas.**

I. Allgemeiner Teil.

A. Erklärung des Begriffes Karte und des Maßstabes der Karte. Mit dem Wort Landkarte oder Karte schlechthin pflegt man die Abbildung eines Teiles oder der ganzen Oberfläche der Erde oder eines anderen Himmelskörpers zu bezeichnen.

Die Abbildung erfolgt selbstverständlich nie in natürlicher Größe; die Karte ist stets kleiner als der Gegenstand, sie stellt ihn in „verjüngtem" oder verkleinertem Maßstab dar. Das Maßstabsverhältnis wählt man in der Regel in runden Zahlen, z. B. 1:500, 1:1000, 1:10000, 1:500000 u. dergl.

Ist die Karte z. B. im Maßstab 1:1000 gezeichnet, dann ist ein Abstand von 1 cm zwischen zwei Punkten der Karte gleich 1000 mal 0,01 m = 10 m, und umgekehrt wird der im Felde gefundene Abstand von 100 m auf der Karte als $\frac{1}{1000}$ mal 100 m = 0,1 m dargestellt.

Zur Entnahme von Entfernungen aus der Karte benutzt man besondere Maßstäbe, die auf starken Karton gezeichnet oder — noch besser — in Metallplatten eingeritzt sind, wenn der Maßstab nicht schon auf der Karte selbst enthalten ist.

Je kleiner der Maßstab einer Karte ist, desto weniger kann sie naturgemäß enthalten, und die richtige Abwägung zwischen Maßstab und Menge des Dargestellten ist die Grundbedingung für die Brauchbarkeit, Klarheit und Schönheit der Karte.

Landesbibliothek Oldenburg

B. Einteilung der Karten nach dem Maßstab: Nach dem Maßstabsverhältnis lassen sich die Karten einteilen in

1. Geometrische Spezialkarten, sogenannte „Katasterkarten", im Maßstab von etwa 1:250 bis 1:5000. Sie enthalten alle Eigentumsgrenzen und innerhalb derselben die durch die Art der Bewirtschaftung bedingte Einteilung (Kulturgrenzen), jedes Haus, jeden Weg, jede Brücke, die Grenzsteine, Grenzhecken, Grenzgräben, Grenzwälle, sowie alle sonstigen Vermessungszeichen. Sie beruhen auf exakter Landesvermessung.

2. Topographische Spezialkarten im Maßstab 1:10000, 1:25000 bis 1:50000.

Sie enthalten eine genaue Darstellung des Geländes mit seinen Benutzungsarten (Holz, Acker, Wiese, Weide), die Ortschaften, einzelne wichtigere Häuser, Landstraßen, Wege, Gewässer. Die Höhenverhältnisse des Geländes sind angegeben; die Darstellung ist jedoch nicht durchgehends maßstäblich, denn die Breite der Wege, Wasserläufe und Häuser ist schon verzerrt, und es ist bereits ein ausgedehnter Gebrauch von Signaturen gemacht.

Meßtischblätter, Topographische Karte des Herzogtums Oldenburg, Gemeindekarten.

3. Topographische Übersichtskarten im Maßstab 1:100000 bis 1:300000.

Die Menge des Dargestellten ist kleiner als bei den topographischen Spezialkarten. Zuletzt sind nur noch Wege, Wasserläufe, Ortschaften, größere Holzungen, Heiden, Wiesen u. dergl. dargestellt.

Karte des Deutschen Reiches. Topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches. Topographische Übersichtskarte von Mitteleuropa. Die v. Schrenckische Karte.

4. Geographische Karten: Alle Karten im Maßstab 1:500000 und kleiner.

Vogels Karte des Deutschen Reiches. Die meisten Karten der Atlanten.

C. Herstellung der Karten. Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu den Arbeiten zurück, die zur Herstellung der Karten nötig sind. Es sind hauptsächlich zweierlei: Vermessungstechnische und zeichnerische Arbeiten.

1. **Die vermessungstechnischen Arbeiten.** a) Horizontalmessungen: Die Vermessungen zerfallen in die Arbeiten zur erstmaligen Herstellung des Kartenwerkes (Landesvermessung) und die zur Erhaltung der Übereinstimmung der Karte mit der Örtlichkeit (Nachtrags- oder Fortschreibungsmessungen). Beide sind gleich wichtig, wenn schon die ersteren dadurch, daß sie dem Laien mehr ins Auge fallen (durch Signalbauten und dergl.), und sie immerhin für das Vermessungswesen eines Landes einen Denkstein bedeuten, wesentlicher zu sein scheinen.

Die Landesvermessung: Bevor mit der Aufnahme der Geländegegenstände begonnen wird, ist das trigonometrische (oder Dreiecks-) Netz, d. i. ein Netz von Dreiecken, welches das ganze aufzunehmende Gebiet bedeckt, zu messen. Die Gesamtheit der Arbeiten pflegt man mit dem Namen Triangulierung oder Triangulation zu bezeichnen. Ihr Ergebnis ist ein über die ganze aufzunehmende Fläche verteiltes System von Punkten von durchschnittlich 3—5 km Entfernung und deren Koordinaten in bezug auf den Nullpunkt.

Landesbibliothek Oldenburg

An die Triangulation schließen sich die Polygonisierung und die Stückvermessung an. — Die Polygonisierung soll ein engmaschiges Netz von Festpunkten schaffen, die zur Festlegung der Messungslinien, welche zur eigentlichen Aufnahme der Geländegegenstände (Grenzsteine, Grenzwälle, Grenzhecken, -Gräben, Häuser) dienen, geeignet sind und besteht in der Aufsuchung, Vermarkung und Messung (Winkel- und Seitenmessung) von gebrochenen Linienzügen und Koordinatenberechnung der Brechpunkte. Die Dichte der Punkte ist von der Art des Geländes abhängig.

Die Polygonseiten werden selbst zur Aufmessung nahegelegener Geländepunkte benutzt, und es werden, von denselben ausgehend, nach Bedarf soviel Messungslinien gelegt und gemessen, als nötig sind, um alle zur Darstellung des betreffenden Oberflächenstückes nötigen Punkte durch kurze rechtwinklige Abstände, Schnitte oder dergl. aufmessen zu können. Die Grenzen werden durch Steine und die Anfangs- und Endpunkte der Messungslinien werden durch Eisenrohre, Drainrohre, Flaschen ꝛc. vermarkt, um die Nachtrags- oder Fortschreibungsmessungen daran anschließen zu können.

Die sämtlichen im Felde ermittelten Zahlen und Geländegegenstände werden im „Stückvermessungs-Handriß" niedergelegt. (Vergleiche den beigegebenen Stückvermessungs-Handriß, der der einfacheren Herstellung wegen nur in einer Farbe ausgeführt ist.)

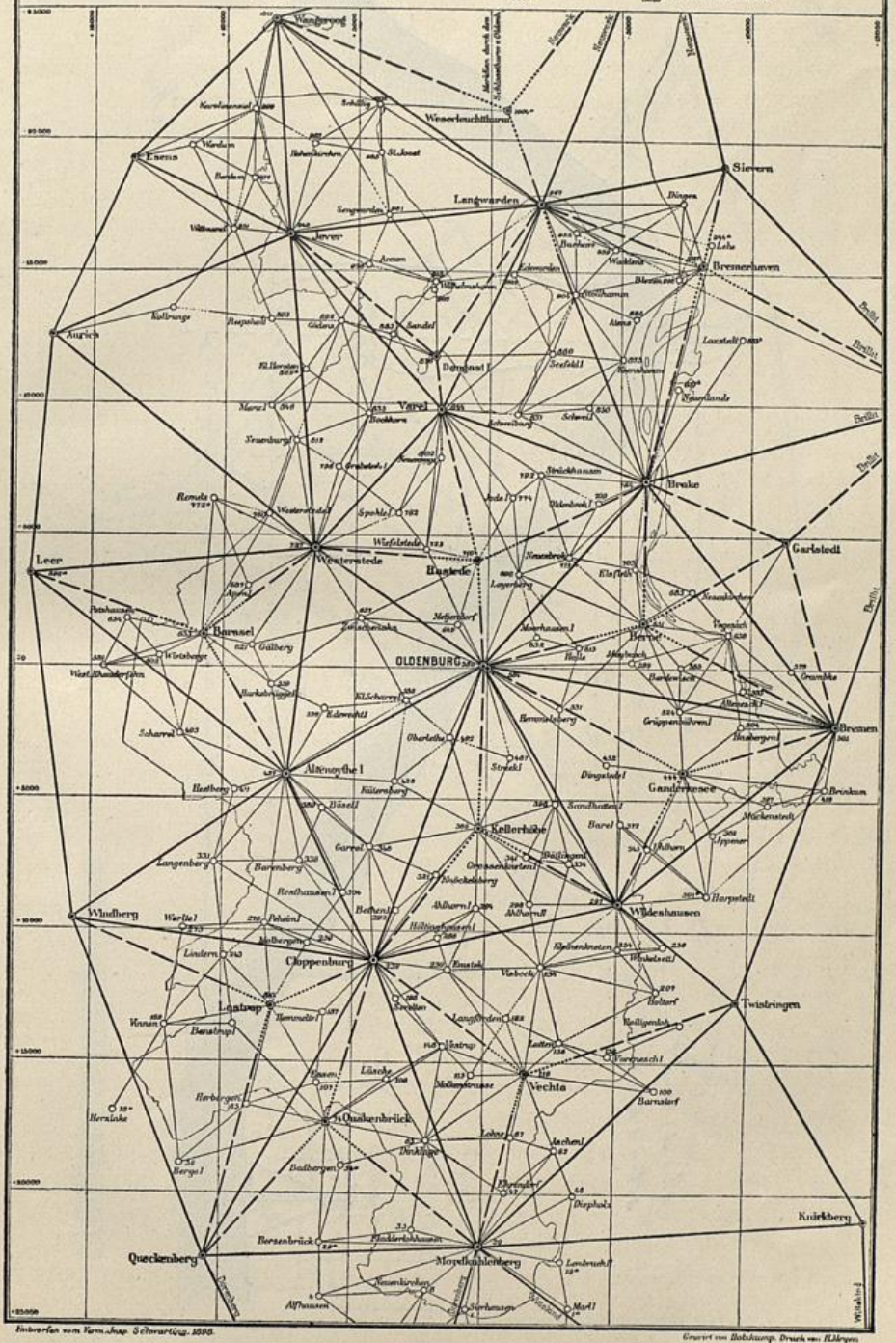
Die Nachtrags- oder Fortschreibungsmessungen. Sie werden veranlaßt durch die ständig stattfindenden Veränderungen des aufgenommenen Geländes: sei es, daß Landstraßen, Eisenbahnen, Schiffahrts-, Ent- und Bewässerungskanäle neu entstehen oder verlegt werden, sei es, daß Häuser neugebaut, umgebaut oder abgebrochen werden, sei es, daß durch Grundstücksaufteilungen oder -umteilungen oder Grenzregulierungen neue Grenzen entstehen oder sei es endlich, daß Ländereien Veränderungen erleiden, die auf die Besteuerung des Bodens Einfluß haben.

Die Nachtragsmessungen sind außerordentlich mannigfaltig, und es ist nicht möglich, darüber kurz etwas Verständliches zu sagen. Sie gründen sich auf die Ergebnisse der Landesvermessung und sind wesentlich einfacher, daher weniger zeitraubend und bedeutend billiger, wenn die bei der Landesvermessung gesetzten Vermessungszeichen sorgfältig erhalten werden. Die trigonometrischen Steine (T. P.), die Grenzsteine und die sonstigen Grenz- und Vermessungszeichen müssen nicht nur solange erhalten bleiben, als die Vermessungen im Gange sind, sie sind vielmehr dauernd wertvoll und nötig, ja selbst Grenzwälle, -Hecken und -Gräben dienen zur Vermarkung von Messungen. Es ist daher sehr bedauerlich, daß alljährlich viele Marksteine und -Zeichen versetzt werden oder gar verschwinden. Der Schutz des Strafgesetzbuches versagt hier fast vollständig, weil die Täter meist nicht zu ermitteln sind und es auch vielfach aus Unkenntnis geschieht; ich möchte daher, weil ich annehmen darf, daß diese Zeilen besonders auch von Lehrern gelesen werden, hier die Bitte einschalten, es vor allem zu versuchen, die Jugend nach Möglichkeit für die Erhaltung der Vermessungs- und Grenzsteine und -Zeichen zu

Landesbibliothek Oldenburg

Dreiecksnetz I. u. II. Ordnung vom Herzogthum Oldenburg.

Maßstab 1:500000 Oldenb. Kat. Ruthen



Entworfen vom Kon. Insp. Schreiber 1898.

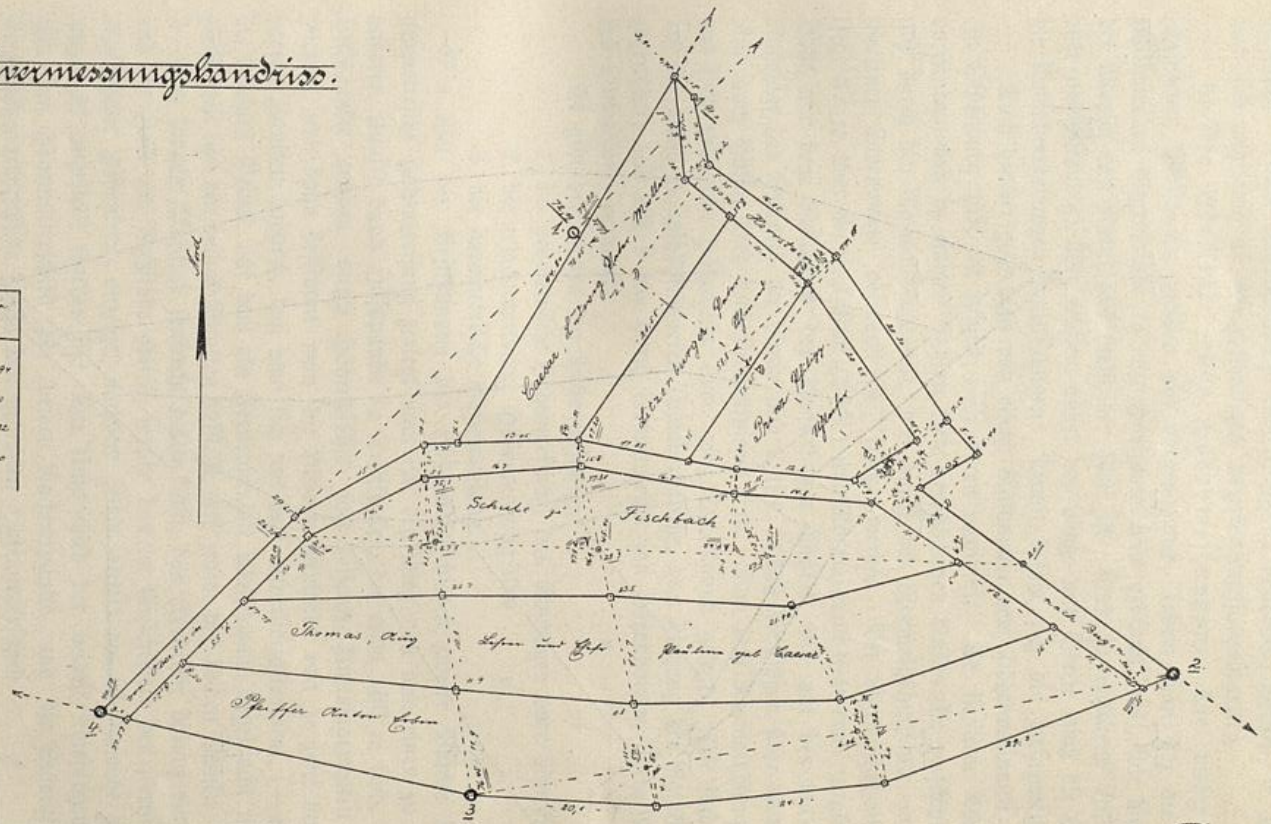
Gravirt von Bodenkamp. Druck von Hölscher.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Stückvermessungsskandriss.

Punkt Nr.	Koordinaten y	x
1	+ 52,48	+ 49,94
2	+ 114,76	0,00
3	+ 39,04	− 10,32
4	1,00	0,00



Katasterflurkarte.

Landesbibliothek Oldenburg

gewinnen. Sollte ausnahmsweise eine Umsetzung notwendig werden, so wende man sich rechtzeitig an den zuständigen Bezirksvermessungsbeamten.

b) Die Vertikal- oder Höhenmessungen. Die bisher beschriebenen Messungen werden alle vorgenommen, indem man sich die aufzunehmenden Gegenstände in eine Horizontalebene gebracht denkt, wie dies in der Marsch von Natur aus meist der Fall ist. Das so erhaltene Bild ist aber unvollständig: Wir müssen außer der Länge und Breite auch die Höhe, die Geländeerhebungen berücksichtigen. Damit befaßt sich die Höhenmessung.

Auch hierbei geht man von einem Nullpunkt: dem Höhennullpunkt aus. In Oldenburg gibt es zurzeit noch deren unzählige. Es ist aber Aussicht vorhanden, daß in einigen Jahren diese verschiedenen Nullpunkte verschwinden und durch den Normal-Nullpunkt, der durch den Normalhöhenpunkt an der Berliner Sternwarte vermarkt ist, ersetzt werden. Der Normalhöhenpunkt liegt 37 m über Normal-Null (N. N.) und Normal-Null liegt etwa in gleicher Höhe mit dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels und mit der mittleren Ruhelage des Spiegels der Nord- und Ostsee, so daß die Höhen über Normal-Null auch Höhen über dem Meeresspiegel sind. (Von dem Normalhöhenpunkt aus sind zahlreiche Höhenzüge über ganz Deutschland gelegt.) Sie sind alle 10 km durch Haupthöhenmarken (Lambertikirche, dem Eingang des Ratskellers gegenüber) und alle 2 km durch Granitpfeiler mit Höhenbolzen (50 m südlich des Lindenhofs) vermarkt.

Es gibt drei Arten der Höhenmessung:

1. die geometrische Höhenmessung, das Einwägen oder Nivellieren,
2. die trigonometrische Höhenmessung und
3. die barometrische Höhenmessung.

a. Bei der Bestimmung des Höhenunterschiedes zweier Punkte durch geometrische Höhenmessung zerlegt man sich den Weg von dem einen zu dem anderen Punkte durch Hilfspunkte in Teilstrecken, die etwa 150 m sind. Die Hilfspunkte werden durch Höhenpfähle oder eiserne Unterlageplatten bezeichnet, und dann bestimmt man die Höhenunterschiede von je zwei benachbarten Punkten dadurch, daß man sich mit dem Nivellierinstrument, — einem dreibeinigen Gestell, auf dem ein Fernrohr mit Wasserwage angebracht ist, — gleich weit von den beiden Punkten aufstellt, auf jedem der beiden Punkte einen 3—4 m langen Maßstab senkrecht halten läßt, das Fernrohr darauf einstellt, und die Zahl am Maßstabe abliest, welche das im Gesichtsfeld des Fernrohrs angebrachte Fadenkreuz anzeigt, nachdem jenes mittels der Wasserwage genau wagerecht eingestellt worden ist. Der Unterschied der beiden Ablesungen ergibt den Höhenunterschied der beiden Nachbarpunkte, und die Summe der Einzelhöhenunterschiede ergibt den gesuchten Höhenunterschied.

b. Will man den Höhenunterschied zweier Punkte P_1 und P_2 durch trigonometrische Höhenmessung bestimmen, dann muß man die Entfernung der beiden Punkte kennen und den Winkel, welchen die Verbindungslinie der beiden Punkte mit der Horizontalebene bildet. (Siehe die Figur; es sind zwei Hilfslängen a und b genommen, da man das Instrument nicht in dem Punkte

Landesbibliothek Oldenburg

selbst aufstellen und den Punkt P_2 auch nicht ohne weiteres von P_1 sehen kann.)

$\Delta h = d. \operatorname{tg} \varphi$ und $\Delta H = \Delta h + a - b$.

An dem so erhaltenen Höhenunterschied ΔH sind indessen noch Verbesserungen für den Einfluß der Strahlenbrechung und der Erdkrümmung anzubringen.

c) Die barometrische Höhenmessung geschieht in der Weise, daß man mit einem zu diesem Zwecke gebauten Quecksilber- oder — was meist der Fall ist — Feder-Barometer ausgerüstet, die einzelnen der Höhe nach zu bestimmenden Punkte aufsucht und den Stand des Barometers sowie die Temperatur im Innern desselben und die Temperatur der Luft abliest. Aus den Unterschieden der Ablesungen kann man mit Hilfe von barometrischen Höhentafeln den Höhenunterschied bestimmen.

Am genauesten ist die geometrische Höhenmessung; sie liefert den Höhenunterschied zweier 1 km entfernter Punkte bis auf Millimeter genau. Daran schließt sich die trigonometrische Höhenmessung an, die den Höhenunterschied bis auf Dezimeter und die barometrische, die ihn bis auf Meter genau liefert.

Mit der Landesvermessung wird gewöhnlich nur dann ein Landesnivellement verbunden, wenn außer Katasterkarten auch topographische Karten hergestellt werden sollen. Man bedient sich im Flachlande dabei der geometrischen und trigonometrischen Höhenmessung. Es werden zunächst auf den Landstraßen hin geometrische Nivellements gemessen und alle 1 bis 2 km durch Höhensteine vermarkt. Davon ausgehend bestimmt man alle bei der Triangulation festgelegten Dreieckspunkte — die nahe gelegenen durch geometrische, die weiteren durch trigonometrische Höhenmessung. Von diesen Punkten aus werden dann soviel Höhenpunkte im Gelände bestimmt als nötig sind, die Eigenart der Fläche festzulegen.

2. Die zeichnerischen Arbeiten. Die Arbeiten, welche dazu dienen, die im Stückvermessungshandriß niedergelegten Beobachtungen maßstäblich genau zu Papier zu bringen, pflegt man mit dem Namen Kartierung zu bezeichnen. Sie nehmen denselben Gang wie die Vermessung selbst: vom Großen ins Kleine. — Man beginnt mit der Herstellung des Kartennetzes, das bei Katasterkarten ein Quadratnetz ist und dessen Quadratseite gleich 25, 50, 100, 250, 500 oder 1000 Einheiten des zu Grunde gelegten Maßes ist. (Das Netz ist parallel dem Meridian des Nullpunktes.) Das Quadratnetz dient zur Kartierung der Dreiecks- und Polygonpunkte, deren Abstände vom Nullpunkte (Koordinaten) berechnet sind. Sind diese Punkte eingetragen, dann erfolgt die Kartierung der Messungslinien und der Geländepunkte dadurch, daß man die im Stückvermessungs-Handriß enthaltenen Zahlen mit Zirkel und Maßstab absetzt. Die entsprechenden Punkte werden durch Linien verbunden, und dadurch entsteht das Kartenbild des aufgenommenen Geländestücks, dessen Aussehen sehr mannigfaltig sein kann. Bei Katasterkarten erfolgt sodann die Eintragung der Grenzzeichen (Grenzsteine, -Wälle, -Hecken, -Gräben 2c.), das Kolorieren der Häuser, Wasserläufe, Kulturarten und das Beschreiben der

Landesbibliothek Oldenburg

Karte (Feldlagenbezeichnung, Wege, Wasserläufe u. s. f.) (Vergleiche die Abbildung: Katasterflurkarte).

Die Herstellung der topographischen Karte beginnt mit der Anfertigung einer Verkleinerung der Katasterkarte in dem gewünschten Maßstab. (Sie geschieht mit Hilfe des „Storchschnabels" und quadratisch geteilter Glastafeln.) Danach erfolgt die Bezeichnung der Bodenbenutzung durch Signaturen oder Farben und die Darstellung der Höhenverhältnisse. Dies letztere geschieht in verschiedener Weise. Am einfachsten, aber auch am wenigsten übersichtlich, ist es, die bestimmten Höhenzahlen an der Stelle der Karte einzutragen, wo sie gemessen sind. Diese Art der Darstellung findet namentlich in ganz flachen Gegenden (der Marsch z. B.) Anwendung. Im übrigen bedient man sich meist der Methode der Höhenlinien, der Bergstriche und des Kolorites.

Unter einer Höhenlinie versteht man die mehr oder weniger gewundene Verbindungslinie der Geländepunkte gleicher Höhe. Man findet sie in der Natur als die Grenzlinie von Wasser und Land bei stillstehendem Wasser (die Wassergrenze des Zwischenahner Meeres, die im Mittel auf N. N. + 6,0 liegt, ist also die Höhenlinie 6,0. Denkt man sich den Wasserspiegel des Zwischenahner Meeres um 4 m gehoben und erweitert, so ist die Grenze zwischen Wasser und Land die Höhenlinie 10,0). Man bestimmt die Höhenlinien durch Ermittelung einer genügend großen Zahl von Geländepunkten und rechnet die Linien ein oder — was aber seltener geschieht — man sucht die Höhenlinien im Felde mit dem Nivellierinstrument auf und mißt sie ein. (Höhenlinien sind in den Meßtischblättern enthalten und zwar im Flachland im Abstand von $1^1/_4$ m).

Die Darstellung der Höhenverhältnisse durch Bergstriche ist eine Art Schattierung, wobei man sich die Sonne meist im Scheitel denkt und Striche verwendet, die in der Richtung des stärksten Gefälles laufen und — nach einer bestimmten Skala entworfen — da am dicksten sind, wo das Flächengefälle am stärksten ist. Auf die Darstellung der Flächen mit mehr als 45° Neigung verzichtet man. (Vergl. Bd. 30 der Sammlung Göschen: Kartenkunde).

Auch durch Farben lassen sich die Höhenunterschiede sehr anschaulich hervorheben (vergl. die beigegebene Rüthningsche Karte) und zwar entweder je höher desto dunkler oder umgekehrt.

3. Die Vervielfältigung der Karten. Wenn, wie es meist der Fall ist, die eine durch Kartierung gewonnene Karte mehrfach und zu gleicher Zeit benutzt werden muß, dann wird ihre Vervielfältigung nötig. Wollte man zu diesem Zwecke den Weg der erstmaligen Kartierung einschlagen, dann kämen die weiteren Exemplare ziemlich teuer. Es sind daher besondere, je nach der verlangten Stückzahl verschiedene Arten der Vervielfältigung erfunden worden. Genügt es, nur ein oder zwei weitere Exemplare herzustellen, dann legt man unter das erste Exemplar ein reines Blatt Zeichenpapier und sticht mit der Kopiernadel die durch die erstmalige Kartierung entstandenen Zirkelstiche durch oder man legt ein Stück durchsichtiges Papier (Pauspapier oder Pausleinwand) auf die Zeichnung und zieht die Striche derselben nach.

Landesbibliothek Oldenburg

Werden jedoch mehrere Exemplare nötig, dann stellt man zunächst nach dem Urbild eine genaue Durchzeichnung auf durchsichtigem Papier — je durchsichtiger desto besser — her, legt ein Blatt Lichtpauspapier (photographisches Kopierpapier) darunter und setzt die Zeichnung dem Tageslicht aus. Nach genügend langer Einwirkung wird das Blatt in Wasser ausgewaschen, die Zeichnung erscheint und wird lichtbeständig. Auf diese Weise kann man dann beliebig viele Abzüge machen, da die Zeichnung auf dem durchsichtigen Papier unbegrenzt haltbar ist.

Geht jedoch die Zahl der Abzüge über ein bestimmtes Maß (10 bis 12 Stück) hinaus, dann wird diese Herstellung der weiteren Exemplare ziemlich kostspielig, und es treten billigere Vervielfältigungsverfahren an seine Stelle. Man bedient sich dann des Klatschdruckes, des Kupferstiches, des Steindruckes (Lithographie), der Photolithographie, der Heliogravüre oder dergl. Methoden. Es würde zu weit führen, wollte ich alle diese Verfahren hier erörtern. Eine schöne Darstellung findet sich in Nr. 75 der Sammlung Göschen: Kampmann, Die graphischen Künste.

D. Das Kartenlesen. Karten haben nur dann Wert für uns, wenn wir sie auch verstehen; „es sind", wie es Peschel irgendwo einmal ausgedrückt hat, „Steine der Weisen, aber auch nichts weiter als Steine, wenn ihnen der Weise mangelt. Landkarten sind Sinnbilder, die in einer Geheimsprache zu uns reden". Wer diese Geheimschrift erlernen will, muß sich zunächst mit ihren Buchstaben, den Signaturen, vertraut machen. Diese sind leider nicht bei allen Karten einheitlich, aber doch immer so gewählt, daß sie das Dargestellte erraten lassen. — Für die Kartenwerke der preußischen Landesaufnahme gibt es eine Zusammenstellung der Signaturen: „Musterblätter für topographische Arbeiten" (Mittler & Sohn, Berlin) und ein Blatt „Zeichenerklärung". Bei den meisten Kartenwerken ist aber auf dem Titelblatt oder auch auf dem Blattrand eine Zusammenstellung der angewandten Signaturen enthalten.

Wenn man erst die Signaturen kennt, ist es meist einfach, die Darstellungen der Karte in die Wirklichkeit zu übertragen. Wer Anleitung haben will, findet sie recht ausführlich in Meißner: „Wie lerne ich eine Karte lesen und wie finde ich mich danach im Gelände zurecht".

Welchen Genuß die Landkarte dem, der sie versteht, bietet, hat Naumann in der „Hilfe" einmal ausgeführt. Er sagt unter anderem:

„In München lebt ein Freund von mir, den ich an den verschiedensten Stellen der Welt schon getroffen habe. Immer heißt es: Sind Sie wieder einmal auch da? — Er versteht es, ohne zu viele Umstände zu reisen. Und wenn man ihn fragt, wie er es macht, dann sagt er: Ich will zur Not in einem Lande sein, dessen Sprache ich nicht kenne, aber ohne Karte kann ich nicht sein! — Das ist einer von den Menschen, die sich vorzüglich unterhalten, wenn sie nichts anderes haben, als einen Sitzplatz am Bergesrande und eine Landkarte".

Landesbibliothek Oldenburg

II. Besonderer Teil.

Die Hauptkartenwerke des Herzogtums Oldenburg lassen sich für die nachstehende Darstellung am besten in drei Gruppen zusammenfassen:

1. Landeskarten.
2. Reichskarten.
3. Sonstige Karten.

Unter Landeskarten sollen alle die Karten behandelt werden, welche der oldenburgische Staat selbst aufgenommen und angefertigt hat, während zu den Reichskarten alle die gehören, welche das Herzogtum Oldenburg seiner Reichsangehörigkeit verdankt.

I. Die Landeskarten gründen sich auf die in den Jahren 1835—1850 ausgeführte allgemeine Landesvermessung, die zwar ursprünglich, wie auch in den anderen deutschen Staaten, in der Hauptsache der Herstellung „eines vollständigen und einheitlichen Grundkatasters" (Kataster von capitum registra, d. h. Steuerhufen-Register, siehe Zeitschrift für Vermessungswesen Bd. 1897, S. 161) hat dienen sollen. Durch den im Laufe der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts in unserem Staats- und Wirtschaftsleben eingetretenen Umschwung ist jedoch eine starke Nachfrage nach guten Karten entstanden und, da die Katasterkarte sie befriedigen konnte, ist der ursprüngliche Zweck mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Das damals geschaffene und inzwischen auf dem Laufenden erhaltene Kartenmaterial ist zurzeit ein wertvoller Besitz für Staat, Kommune und Private. Bei Chaussee- und Eisenbahnbauten, bei Meliorationsanlagen, bei Bebauungsplänen, bei Gemeinheitsteilungen und Verkoppelungen, bei Landkäufen, bei Aufforstungen, bei der inneren Besiedelung, bei Grenzprozessen und dergl. mehr bildet die Katasterkarte, die zum weiteren Gebrauch nach dieser oder jener Richtung hin ergänzt wird, äußerst wertvolle Unterlagen.

Bevor auf die Darlegung der oldenburgischen Landesvermessung eingegangen wird, soll ein kurzer Rückblick auf die oldenburgischen Kartenwerke *vor* dieser Zeit geworfen werden. Eine ganze Reihe von Karten, die sich meist nur auf einen Teil des Landes (Grafschaft Oldenburg, Grafschaft Delmenhorst usw.) erstrecken, sind uns erhalten. Sie lassen sich in zwei Hauptgruppen — nach ihrem Alter — einteilen, nämlich: die älteren, *nicht* auf genauer Landesvermessung beruhenden, *vor* 1782 entstandenen Karten — sie sollen hier nicht weiter erörtert werden, da sie in Band 18 und 19 der Geographischen Blätter von Herrn Geh. Archivrat Sello-Oldenburg erschöpfend behandelt sind — und die jüngeren *nach* 1782 aufgenommenen Karten: die Vogteikarten des alten Herzogtums, die Spezialkarten des Amtes Wildeshausen und von Teilen des Amtes Vechta und die Spezialkarten des Amtes Damme. Am meisten interessieren die ersteren. Sie sind das Ergebnis der im Jahre 1782 von dem Stiftsamtmann v. Oeder (vergl. v. Halem: Erinnerungen an v. Oeder; Landesbibliothek) eingeleiteten Landesvermessung.

Nach dem ursprünglichen Plan sollten dreierlei Karten hergestellt werden: Spezialkarten in 1 : 4000, topographische Karten — Vogteikarten — in 1 : 20 000, und eine Generalkarte in 1 : 160 000. Die Spezialkarten sollten zur Herstellung von Katastern benutzt werden, da die seinerzeit gebräuchlichen Erdbücher und Kontributions-Anschläge sehr unvollkommen waren; sie sollten zudem die Beamten in den Stand setzen, sich über alle Gegenstände, die sich auf eine bestimmte Örtlichkeit bezogen, ohne viel Mühe unterrichten zu können, und sie sollten

Landesbibliothek Oldenburg

verkleinert in 1 : 20000 die Vogteikarte liefern, die ihrer größeren Handlichkeit wegen als Übersichtskarte dienen und bei Truppenmärschen, militärischen Lieferungen usw. Auskunft geben sollte. Endlich sollte die Generalkarte mehr als geographische Karte der Landeskunde dienen und ein Gesamtbild der Grafschaft vor Augen führen. — Mit der Aufnahme der Spezialkarten wurde, nach Beendigung der Dreiecksnetzarbeiten, Ende der 1780er Jahre in der Gemeinde Stuhr und auf der Friesischen Wehde begonnen; die Messungen wurden jedoch bald — weil „die Arbeit zu langwierig und kostspielig sei" — eingestellt. Nach dem Tode des Stiftsamtmanns v. Oeder († 1791) ist 1792 die Vermessung wieder aufgenommen und die alte Grafschaft Oldenburg topographisch vermessen worden. (Beendigt 1798. Kosten: 40000 Taler Gold.) Das Ergebnis, die Vogteikarte, wurde nur in drei Exemplaren zum dienstlichen Gebrauch verarbeitet. — Die Verkleinerung in den Maßstab 1 : 160000 und Zusammentragung hat der damalige Kammerassessor, spätere Kammerrat Christ. Friedr. Mentz (geb. 1765, gest. 1832; siehe Grabdenkmal auf dem Gertrudenkirchhof) in dem Jahre 1802 besorgt. Die Arbeit ist durch Kupferstich vervielfältigt und heißt:

> Karte von dem Herzogtum Oldenburg. Nach den trigonometrischen und topographischen Vermessungen desselben und den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen. Nördlicher Teil mit den angrenzenden Herrschaften Jever und Kniphausen und den Mündungen der Weser und Jade. 1803.
>
> Nach den Vermessungen von Wessel, Hüner, Mentz, H. C. Behrens, L. Behrens, Heumann und Wöbken 1782—1799; gezeichnet von C. F. Mentz 1802, gestochen von Tischbein 1804.) —

Die monatliche Korrespondenz zur Förderung der Erd- und Himmelskunde, Bd. 1804 S. 224, enthält eine Besprechung der Karte, die in damaliger Zeit bewundert wurde. —

Die Karte erstreckt sich nur auf den nördlichen Teil, da die Ämter Vechta, Cloppenburg, Friesoythe und Wildeshausen zur Zeit der Vermessung noch nicht zu Oldenburg gehörten. Nach ihrem Anfall (1803) wurde, um eine Karte dieser Teile zu erhalten, dem 1803 errichteten „Vermessungs-Comptoir" der Auftrag erteilt, auch vom südlichen Teil des Landes eine Karte nach Art der Mentzschen herzustellen. In den Jahren 1804—1810 sind daraufhin in den Kirchspielen Emsteck, Cappeln, Visbeck, Langförden, Lutten, Oythe und Goldenstedt, im Anschluß an ein vorher gelegtes Dreiecksnetz, Spezialaufnahmen gemacht worden. Zur selben Zeit ist das alte Amt Wildeshausen — die Kirchspiele Wildeshausen, Huntlosen, Großenkneten — speziell vermessen und im Maßstab 1 : 4000 kartiert worden; eine Karte des südlichen Teiles des Herzogtums ist aber nicht zustande gekommen.

Die allgemeine Landesvermessung 1835—1850. Der Geburtstag der Landesvermessung ist der 24. Februar 1836, der Tag, an welchem nämlich die Kammerbekanntmachung, betreffend die spezielle Vermessung der zu dem vormals Münsterschen Landesteil gehörigen Ämter erschienen ist. Aber schon im Jahre 1835 war der damalige Obergeometer (spätere Vermessungsdirektor und Geheime Oberkammerrat) v. Schrenck (geb. zu Aurich 1800, gest. zu Oldenburg 1877), mit der Aufsuchung der früher (1782—1798; 1803—1810) bestimmten trigonometrischen Punkte beauftragt worden; seine Arbeit war jedoch ergebnislos und man sah sich, um Geld zu sparen und schnell mit der Arbeit vorwärts zu kommen, zu anderen Mitteln zu greifen gezwungen. Über das Königreich Hannover hatte in den Jahren 1824, 1825 und 1829—1831 der bekannte Göttinger Mathematiker Karl Friedrich Gauß (geb. zu Braunschweig 1777, gest. zu Göttingen 1855) im Anschluß an seine Gradmessung Göttingen-Altona ein Dreiecksnetz gelegt, das Oldenburg wie einen Kranz umgab. (Von Gauß waren bestimmt die Punkte: Varel, Jever, Aurich, Leer, Westerstede, Windberg, Crapendorf, Queckenberg, Mordkuhlenberg,

Landesbibliothek Oldenburg

Twistringen, Bremen, Langwarden). Die Gaußschen Arbeiten waren schon lange rühmlichst bekannt, da er sowohl durch genaue und sachgemäß angeordnete Beobachtungen mit guten Instrumenten, als auch durch die, von ihm zuerst angewandte, Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate unerreicht gute Ergebnisse zu gewinnen wußte. Was lag daher für v. Schrenck, der zudem ein Schüler von Gauß war, näher, als sich die Messungsergebnisse mitteilen zu lassen. Er sparte dadurch die Basismessung und die äußerst zeitraubende und daher kostspielige Winkelmessung auf den Punkten I. Ordnung. Nur im Innern des Netzes fehlten die beiden Punkte: Oldenburg und Wildeshausen. Diese sind von v. Schrenck bestimmt worden.

Auf der so erhaltenen Grundlage arbeitete er weiter und bestimmte zunächst 36 Punkte II. Ordnung und dann 216 Punkte III. Ordnung. Damit war er Anfang 1838 fertig.

Aber schon gleich nach Erlaß der Kammerbekanntmachung vom 24. Februar 1836 wurde mit den Vorarbeiten für die Spezialvermessung begonnen. Man bedeckte jedes Kirchspiel mit Dreiecksnetzen IV. Ordnung — Seiten von durchschnittlich $1^1/_2$—2 km Länge, 4—5 Punkte auf 10 qkm — brachte diese mit dem großen v. Schrenckschen Netz in Verbindung, konnte die Koordinaten jedes dieser Punkte auf den Schloßturm zu Oldenburg beziehen und erlangte damit ein einheitliches Netz für das ganze Land. Von dem Dreiecksnetz IV. Ordnung ausgehend, maß man mit Kette und Theodolit Vielecke (von 100—500 m Seitenlänge), die sich den Flurgrenzen anschlossen und legte, von den Vielecks- (Polygon-) Punkten und -Seiten ausgehend, soviel Messungslinien als nötig waren, jedes Haus und jede Grenze sowie die durch die Bewirtschaftung vorhandenen Abteilungen in dem Lande eines und desselben Besitzers aufzunehmen.

Durch die Kammerbekanntmachung vom 23. November 1838 ist die für den vormals Münsterschen Landesteil angeordnete Vermessung auch auf den älteren Landesteil und die Herrschaft Jever ausgedehnt.

Die ganze Arbeit war — von den Kirchspielen Damme und Neuenkirchen abgesehen, die 1854/55 vermessen worden sind — im Jahre 1850 erledigt und hat 230 000 Taler Courant erfordert.

Das Ergebnis der Landesvermessung ist niedergelegt in:

1. Resultate der, behufs der Höchstverordneten Landes-Parzellar-Vermessung in den Jahren 1835, 1836 und 1837 ausgeführten Triangulierung des Herzogtums Oldenburg, (d. i. ein Tabellenwerk, welches die geodätischen Koordinaten in Preußisch-Rheinländischen und Oldenburgischen Kataster-Ruten und die geographische Lage der einzelnen Punkte sowie die Polarkoordinaten der sämtlichen Punkte I.—III. Ordnung enthält);

2. in einer Anzahl Aktenstücke, die in § 113 der Vermessungs-Instruktion von 1836 einzeln aufgeführt sind und von denen hier in Betracht kommen:

   a) die Stückvermessungshandrisse,
   b) die Flurkarten,
   c) die Kirchspielskarten.

Landesbibliothek Oldenburg

Was zunächst die Stückvermessungshandrisse angeht, so ist bereits im ersten Teil erwähnt, daß es die — ungefähr maßstäblichen — Aufzeichnungen der bei den Spezialvermessungen tätig gewesenen Geometer sind, die zum Teil im Freien, zum Teil des Abends im Zimmer entworfen sind; sie enthalten also außer den sämtlichen Grenzen (Parzell-*) und Eigentumsgrenzen) auch die sämtlichen Messungspunkte und -Zahlen, sowie die Grenzzeichen: Hecken, Gräben, Wälle, Mauern, Steine, die Namen der Eigentümer und Bezeichnung der Feldlagen.

Die maßstäblich genaue Kartierung der Handrisse ist die Flurkarte. Ihr Maßstab richtet sich nach der Menge des Darzustellenden: bei Heiden und Ödländereien 1:4000 bis 1:5000 und bei Städten 1:1000 und 1:500, sonst in der Regel 1:2000 bis 1:3000. Sie enthält die Grenzen der Parzellen, und jede Parzelle ist mit einer Nummer versehen, mit deren Hilfe man Größe, Besitzer und Grundsteuerreinertrag im Flurbuch finden kann. — Da der Umfang der Kirchspiele so groß war, daß sich das ganze Kirchspiel nicht auf einer einzigen Flurkarte (Größe etwa 60 × 90 cm) darstellen ließ, wurde es nötig, für die Kirchspiele sogenannte Kirchspielskarten anzufertigen. Die angewandten Maßstabsverhältnisse sind 1:10 000, 1:20 000, 1:25 000, 1:30 000 und 1:40 000. Die Karten der Geestgemeinden sind durch Höhenaufnahmen ergänzt und diese in Form von Bergstrichen in diese Kirchspielskarten eingetragen. (Neuerdings werden nach den Katasterflurkarten sogenannte Gemeindekarten im Maßstab 1:10 000 hergestellt, die — im Gegensatz zur Kirchspielskarte, die nur in zwei Exemplaren vorhanden ist — vervielfältigt und bei den Gemeindevorstehern zu haben sind. Sie enthalten sämtliche Parzellen mit ihren Nummern und sind für manche Zwecke sehr wertvoll. Sie würden aber ganz außerordentlich an Wert gewinnen, wenn sie, wie im Herzogtum Braunschweig, durch Höhenaufnahmen ergänzt würden.)

Nach Herstellung des ganzen Kartenwerkes (1850) und bei Beginn der Arbeiten zur Aufstellung der Kataster fand man, da seit der Vermessung sehr viele Veränderungen vorgekommen waren, daß man, sollte die ganze Arbeit nicht wieder unbrauchbar werden, schleunigst an eine Aufnahme und Nachtragung dieser Veränderungen denken mußte. Zunächst geschahen die Nachtragungen unter Leitung der damaligen Katasterdirektion und dann, seit 1866, unter der Direktion des Kataster- und Vermessungsbureaus zu Oldenburg durch die Bezirksvermessungsbeamten. Sie besorgen — außer anderen Obliegenheiten — die durch Landaustauschungen, Chaussee-, Eisenbahn-, Kanalbauten, durch Abbruch und Neubau von Häusern, durch Neukulturen u. dergl. mehr notwendig werdenden Vermessungen, Kartierungen, Berechnungen und Berichtigungen der Katasterakten, so daß also die Flurkarten, die bei den Bezirksvermessungsbeamten von den Beteiligten eingesehen werden können,

*) Eine Parzelle ist ein Stück Land, das
a) nur einem Eigentümer gehört,
b) in der nämlichen Feldlage (Flage, Gewanne, Wendung) liegt und
c) von der nämlichen Kulturart ist.

Landesbibliothek Oldenburg

und aus denen gegen eine mäßige Gebühr Abzeichnungen zu erhalten sind, stets auf dem Laufenden sind.

Mit der Fertigstellung der Flurkarten und Kirchspielskarten (1850) war die Grundlage für die Herstellung weiterer Kartenwerke gegeben. Als solche sind zu erwähnen:

a) die Fluß- und Weg-Karte,
b) die Generalkarte,
c) die topographische Karte.

---

a) „Die Fluß- und Weg-Karte des Herzogtums Oldenburg, basiert auf die in den Jahren 1835—1850 unter Leitung des Vermessungsdirektors v. Schrenck ausgeführte allgemeine Landesvermessung" in 3 Blättern. Maßstab: 1 : 100 000. Gezeichnet von dem Vermessungsinspektor C. L. Hoffmann 1852 und 1853. Lithographische Anstalt von Gerh. Stalling in Oldenburg. Die Karte ist nicht mehr im Verkehr und hat nur noch geschichtlichen Wert.

b) Die Karte des Herzogtums Oldenburg in 1 : 200 000, auch Generalkarte und v. Schrencksche Karte genannt, nach der unter seiner Leitung in den Jahren 1835—1850 ausgeführten Landesvermessung und den geschehenen Nachtragsmessungen entworfen von A. P. Freiherr v. Schrenck, Großh. Old. Vermessungsdirektor und Oberkammerrat. Gezeichnet von Vermessungskondukteur F. Hennings, die Nachtragung von H. Francke und Schwarting. Gestochen von F. W. Kliewer, Berlin.

Die Karte ist durch Kupferstich vervielfältigt, im Jahre 1856 in 1. Auflage und 1906 in 8. Auflage erschienen.

Sie enthält die Chausseen in starken, die Landstraßen und anderen öffentlichen Wege in schwachen Doppellinien. Sie unterscheidet an Bodenbenutzungsarten (Kulturarten): Laub- und Nadelholz, Heide, Moor, Ackerland, Wechselland, Wiesen, Sumpf und Flugsand. Sie enthält Kirchspielsgrenzen, Deiche, Groden, Wind- und Wassermühlen, Ziegeleien und unterscheidet zwischen Städten, Flecken und Kirchdörfern. Kirchen, Schlösser, einzelne Häuser und Güter sind besonders hervorgehoben. Die größeren Erhebungen sind durch Bergstriche dargestellt. Die Karte eignet sich als Landesübersichtskarte für Bureaus u. dergl. sehr gut. Zur Schulwandkarte ist sie nicht tauglich. Sie wird von dem Großh. Kataster- und Vermessungsbureau herausgegeben, ist in allen Buchhandlungen zu haben und kostet 5 Mk. ohne Kolorit und 6,50 Mk. mit Kolorit der Amtsgrenzen u. dergl.

Der Stich und die Herstellung der ersten 1000 Abdrücke haben 2350 Taler Preußisch-Courant gekostet.

c) Die topographische Karte des Herzogtums Oldenburg im Maßstab 1 : 50 000 in 14 Blättern. Entworfen auf Grund der in den Jahren 1835—1850 unter seiner Direktion ausgeführten allgemeinen Landesvermessung und der geschehenen Nachtragsmessungen von A. Ph. v. Schrenck 1856—1863.

Landesbibliothek Oldenburg

(Ausschnitte der Karte enthält das Buch: Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge.)

Sie unterscheidet und stellt dar: Städte, Flecken, Kirchdörfer, Dörfer, Kirchen, Schlösser, Vorwerke, Domänen, Güter, Ziegeleien, Forsthäuser, Mühlen (Windmühlen — Bockmühlen und Holländische Mühlen —, Wassermühlen, Dampfmühlen, Entwässerungsmühlen), Leuchttürme, Kalköfen, Kapellen, Heiligenhäuser, Heiligenbilder, Wegweiser, Lehmgruben, Sandgruben, Grenzsteine, Flüsse, Bäche, Sände, Watten, Deiche, Sieltiefe, Zuggräben, Siele, Eisenbahnen, Chausseen, Gemeindewege, Feldwege, Fußwege, Fähren.

An Kulturarten ist durch Signatur unterschieden: Ackerland, Gartenland, Wiese, Grünte (Weide), Anbel, Laubholz, Nadelholz und Gestrüpp. Auch die Bodenarten sind zum Teil angedeutet: Sumpf, Moor, Heide, Flugsand.

Außerdem enthält die Karte die Mehrzahl aller Eigentumsgrenzen, die Benennung nicht nur der Städte, Dörfer, Bauerschaften, sondern auch die Feldlagenbezeichnungen (Flurnamen), sowie die Namen vieler Gehöfte.

Auf den Blättern I—IV sind außer den Sänden und Watten die Wassertiefen der Jade- und Wesermündung nach den Preuß. Admiralitätskarten angegeben; die Tiefen der Weser sind von der ehemaligen Großh. Weg- und Wasserbaudirektion mitgeteilt. Das Umland ist teils nach den von dem Kgl. Hannoverschen Generalstab herausgegebenen topographischen Karten, teils nach der topographischen Karte des Königreichs Hannover von Major A. v. Papen skizziert.

Die eingeschriebenen Geländehöhen sind durch Landesnivellement ermittelt, bedeuten Oldenburger Fuß (1 Fuß = 0,296 m) und beziehen sich auf einen Nullpunkt, der 10 Fuß unter dem Nullpunkt des Staupegels zu Oldenburg liegt (= N.N. — 2,32 m).

Auf Blatt XIV (Damme) sind außer einigen allgemeinen Bemerkungen, der Zeichenerklärung und dem Maßstab auch die geodätischen Koordinaten einer Anzahl Festpunkte des Oldenburgischen Dreiecksnetzes und die geographische Lage angegeben.

Die Karte hat am Rande Grad- und Minuteneinteilung und die Angabe der Parallelen zum Meridian des Schloßturmes und zum Perpendikel von 1000 zu 1000 Fuß.

Die Darstellung der Geländeerhebungen ist in Bergstrichen erfolgt. Jedem Blatt sind die Höhen einiger Festpunkte mitgegeben.

Die Nachtragung der Änderungen geschieht bei dem Großh. Kataster- und Vermessungsbureau. (Das Blatt kostet ohne Kolorit 2,50 Mk., mit Kolorit 3,50 Mk.) Die im Buchhandel befindlichen Exemplare sind jedoch keine direkten Steindrucke; es sind, um die Steine zu schonen, mit Hilfe des Originalsteines hergestellte Umdrucke. Sie sind daher nicht so schön klar wie die gewöhnlichen Steindrucke, aber immerhin sehr gut.

Die Zeichnung der 14 Kartenblätter ist 1853 begonnen, der Stich 1854. Die Arbeit wurde 1864 beendigt und hat 14 000 Taler Courant erfordert.

Landesbibliothek Oldenburg

Als neueste Erscheinung ist noch zu erwähnen die amtliche Entfernungskarte (graphischer Wegemesser) des Herzogtums in 10 Blättern in 1 : 50 000 und einer Übersicht in 1 : 200 000. Die Entfernungskarte soll den veralteten Wegemesser von 1875 ersetzen; die Notwendigkeit ist unverkennbar. Sie bietet dem Laien ein einfaches Mittel, Entfernungen zusammenzustellen.

Bis 1. Oktober 1912 waren erschienen: Die Übersicht und die Einzelblätter Oldenburg, Butjadingen-Brake, Westerstede, Jever-Rüstringen und Varel. Die Arbeit wird Ende 1913 erledigt sein.

Alles Nähere ergibt der von der Verlagshandlung Littmann zu Oldenburg, die den Hauptvertrieb übernommen hat, herausgegebene, kostenfrei zu habende Prospekt mit Originalprobe.

II. Die Reichskarten. Sie gründen sich in ihrer heutigen Gestalt, soweit sie das Herzogtum Oldenburg betreffen, auch auf die allgemeine Landesvermessung von 1835—1850; außerdem sind aber, namentlich für die Herstellung der Meßtischblätter, Ergänzungsmessungen, vor allem Höhenaufnahmen, ausgeführt worden.

Die wichtigeren sind:

1. Vogels Karte des Deutschen Reiches 1 : 500 000.
2. Die Übersichtskarte von Mitteleuropa 1 : 300 000.
3. Die topographische Spezialkarte von Mitteleuropa 1 : 200 000.
4. Die topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches 1 : 200 000.
5. Die Karte des Deutschen Reiches 1 : 100 000.
6. Die Meßtischblätter 1 : 25 000.

1. Vogels Karte des Deutschen Reiches (1 : 500 000) ist eine geographische Karte, die von Dr. C. Vogel bearbeitet und bei Justus Perthes in Gotha erschienen ist. Die Arbeit hat 12 Jahre erfordert; das erste Blatt erschien 1891, das letzte 1893; es sind im ganzen 27 Blätter. Es ist eine für militärische, touristische, wissenschaftliche und technische Zwecke wertvolle Karte.

Außer allen Städten ist annähernd jeder zweite bis dritte Ort aufgenommen. Bei den einzelnen Städten ist der administrative Charakter, ob dort der Sitz der Provinzial-, Bezirks- oder Kreisbehörde, eines Amtes usw. ist, angegeben. Alle für den Postverkehr wichtigen Orte, die Telegraphenämter, Oberförstereien, Kurorte, Eisenbahnstationen und Haltestellen sind bezeichnet. Wichtige Schlachtfelder aus dem 19. Jahrhundert sind durch die Jahreszahl kenntlich gemacht; Denkmäler, Aussichtstürme, Bergwerke, Klöster, Schlösser, Ruinen, Trajekte, Fähren, Brücken, Wasserfälle und dergl. sind dargestellt. Die Dampfschiffahrtslinien mit Angabe der Fahrzeiten sind im Bereich der Nord- und Ostsee angegeben. Die auf dem Meeresgrund ruhenden Telegraphenkabel, die Marschen, Watten, Leuchtfeuer, Rettungsstationen, Häfen, Ankerplätze, sowie die Meerestiefen in Abtönung von 5 zu 5 m sind ersichtlich.

Der Druck erfolgt in zwei Farben und zwar schwarz die Ortschaften, Wege, kleinen Flüsse und Bäche, sepiabraun das Gelände.

Landesbibliothek Oldenburg

Die größeren Flüsse, Seen, Teiche und das Meer sind blau koloriert.

Die Karte ist in zwei Ausgaben erschienen:

a) als politische Karte, die in der Landeseinteilung bis auf die Kreise und Oberämter hinabreicht,

b) als unpolitische Karte mit Waldkolorit.

Die Geländedarstellung ist in rotbraunen Schraffen und beim Mittel- und Hochgebirge unter Anwendung der wirkungsvollen „schrägen Beleuchtung" geschehen. Für das Herzogtum Oldenburg kommen die Blätter Nr. 6 (Emden), 7 (Hamburg), 12 (Münster) und 13 (Hannover) in betracht. (Übersichtsnetze und nähere Angaben versendet die geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha umsonst.)

Das Blatt kostet 2 Mk., bei Bestellungen ohne nähere Bezeichnung erfolgt stets Zusendung der politischen Ausgabe.

Außerdem ist die Karte von Dr. Lepsius-Darmstadt als geologische Karte bearbeitet und bei Perthes zu haben. Damit ist die erste Gesamtdarstellung der geologischen Verhältnisse Deutschlands erschienen.

Jedes Blatt (41×33 cm) ist für 2 Mk. einzeln zu haben.

2. Die Übersichtskarte von Mitteleuropa im Maßstab 1:300 000 erscheint seit 1. April 1906 auf Grund der (100 000 teiligen) Karte des Deutschen Reiches und der Kartenwerke der Nachbarländer. Sie zeichnet sich durch große Klarheit und Schönheit aus und ist in erster Linie Wegekarte, die nach militärischen Gesichtspunkten bearbeitet ist. Die Karte ist in Lithographie und Buntdruck hergestellt, die Geländedarstellung ist teils durch braune Bergstriche und teils durch braune Schummerung (Schattierung) wiedergegeben. Höhenzahlen sind in schwarz ausgiebig eingetragen.

Die Bodenbewachsung ist dargestellt: Wald durch grünes Kolorit, Heide, trockene und nasse Wiesen, Bruch und Moor durch Signaturen.

Im Norden reicht die Karte bis zu den Orkney-Inseln, Bergen, Christiana, St. Petersburg, im Osten bis Smolensk und Kiew, im Süden bis Hermannstadt, Trient, Genf, Lyon, und im Westen bis Tours, Le Mans, Le Hâvre, London, Newcastle, Aberdeen.

Das Herzogtum ist auf den Blättern Oldenburg, Hamburg, Osnabrück und Hannover enthalten. Jedes Blatt kostet 1.50 Mk.

3. Die topographische Spezialkarte von Mitteleuropa in 1:200 000 ist neben den Meßtischblättern und der (100 000 teiligen) Karte des Deutschen Reiches für die Anordnung der großen militärischen Operationen nötig geworden.

Der Maßstab 1:200 000 gestattet bei guter Übersicht noch die erforderliche Wiedergabe des Wegenetzes und des Anbaues, sowie in großen Zügen den Wechsel der Oberflächengestaltung; im einzelnen kann natürlich von geometrischer Genauigkeit keine Rede mehr sein, und es mußte zu ausgedehnter Signaturbenutzung gegriffen werden.

Die topographiche Spezialkarte von Mitteleuropa, auch Reymannsche Karte genannt, ist 1806 von G. Reymann (kgl. preuß. Hauptmann und

Landesbibliothek Oldenburg

Inspekteur der kgl. Plankammer) begonnen worden. 1806 erschienen die sechs ersten Sektionen. Später wurde sie von C. W. v. Oesfeld fortgesetzt und bis 1844 auf 150 Sektionen gebracht. In diesem Jahre übernahm die Buchhandlung Carl Flemming zu Glogau das Werk und erweiterte den Umfang desselben auf 405 Blätter, von denen bis 1874 326 teils in Kupferstich, teils in Lithographie hergestellt wurden. 1876 erwarb der preußische Generalstab das Kartenwerk, und 1894 waren 548 Blatt erschienen, im ganzen sind es 796.

Für Oldenburg kommen in betracht: Bl. 166 Wangeroog, 189 Aurich, 190 Bremervörde, 217 Oldenburg, 218 Bremen, 245 Freren, 246 Diepholz.

Jährlich erscheinen 20 Blatt. Sie ist schwarz gedruckt und die Bodenerhebungen durch Bergstriche dargestellt. Die Kartenblätter sind Rechtecke von 34,1 cm Länge und 23,29 cm Höhe. Jedes Blatt kostet 1 Mk.

Die Karte entbehrt, infolge ihrer Entstehungsgeschichte, des einheitlichen Gepräges, ist überfüllt und demgemäß wenig übersichtlich. Sie ist weder gute Spezialkarte, noch gute Generalkarte und wird daher nach und nach ersetzt durch:

4. Die topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches im Maßstab 1 : 200 000 in 196 Gradabteilungsblättern, die sich an die 100 000 teilige Karte anschließen.

Der Plan zu dieser Karte rührt von dem verstorbenen Kriegsrat Kaupert her.

Das Wegenetz — in schwarz — unterscheidet Chausseen (Kunststraßen erster Klasse) und gebaute Wege (Kunststraßen zweiter Klasse), gebesserte Wege, gewöhnliche Verbindungswege und Fußwege.

An Eisenbahnen sind gekennzeichnet: Zweigleisige und eingleisige Haupt- und Nebenbahnen, normal- und schmalspurige Klein- und Straßenbahnen. Auch die Bodenbenutzung ist schwarz gehalten und dargestellt: Wald, Heide, Wiese (naß und trocken), Bruch, Moor, Obstbaum-, Wein- und Hopfenpflanzung, Parkanlage. Die Reichs- und Landesgrenzen werden durch Stich und farbig, die Regierungsbezirksgrenzen und Kreis-(Amts-)grenzen in schwarz ausgeführt. Gewässer sind in Blaudruck, die Tiefenlinien des Meeresbodens bei 6 und 10 m Tiefe wiedergegeben. Die Talsohlen der Wasserläufe erhalten zur raschen Übersicht der Geländegliederung einen grünen Farbenton. Die Geländedarstellung erfolgt in braunen Höhenkurven von 20 m Abstand, die 10er Kurven sind gestrichelt, die 100er stärker.

Die Blätter sehen sehr schön aus und sind durch Stich und Lithographie hergestellt. Das Blatt kostet 1.50 Mk.

Für Oldenburg kommen in betracht: Bl. 38 Wilhelmshaven, 39 Bremerhaven, 55 Oldenburg, 56 Bremen, 71 Cloppenburg, 72 Nienburg und 84 Osnabrück.

5. Die Karte des Deutschen Reiches in 1 : 100 000.

Es ist die Kriegskarte, da die Meßtischblätter für den militärischen Gebrauch zu unhandlich sind.

Sie schließt sich an die Gradeinteilung an. Acht Blätter bilden ein Gradfeld.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Ausführung der Situation erfolgt durch Heliogravüre (Verbindung von Photographie und Galvanoplastik) für das Geländebild und die Flächenfüllung durch Kupferstich. Als Grundlage dienen jetzt die Meßtischblätter.

Da die Karte in erster Linie eine Kriegskarte sein soll, so müssen alle militärischen Anforderungen zunächst berücksichtigt werden. Aber auch für staatliche und bürgerliche Zwecke muß die Karte ausreichen; und da läßt sich sagen, daß der Inhalt der Karte sehr reichhaltig ist und in sehr stark angebauten Gegenden die Übersichtlichkeit und die Klarheit etwas leidet.

Von Kulturarten ist zu sehen: Laub- und Nadelwald, Parks, Gärten, Obstplantagen, trockene und nasse Wiesen, Heide und Bruch. Ackerland ist weiß geblieben. Geländeerhebungen sind gekennzeichnet durch Bergstriche. Höhenzahlen sind reichlich vorhanden.

Für Oldenburg kommen 17 Blätter in betracht. Jedes Blatt kostet 1,50 Mk.

Für die Garnisonen sind sogenannte Garnison-Umgebungskarten durch ein Umdruckverfahren hergestellt. Sie sind zwar nicht so schön wie die Stiche, aber immerhin recht brauchbar und dabei sehr billig. Die Garnisonumgebungskarte von Oldenburg reicht im Norden bis nahe an Varel, im Süden bis über Wildeshausen hinaus, im Westen bis Friesoythe und im Osten bis Bremen und kostet nur 1 Mk. Eine sehr empfehlenswerte Karte.

6. Die Meßtischblätter in 1:25 000.

Sie geben ein äußerst klares und anschauliches Bild des Dargestellten. Als Grundlage dienen die Katasterflurkarten, die verkleinert und dann (mit dem Meßtisch*) in bezug auf Höhen und Situation ergänzt werden.

Sie werden durch Lithographie vervielfältigt und kostet das Blatt 1 Mk. Das Herzogtum Oldenburg ist auf 74 Blättern dargestellt. Die Höhendarstellung erfolgt in Höhenlinien in Abständen von $1^1/_4$ m im Flachland. Die Linien $1^1/_4$, $2^1/_2$ und $3^3/_4$ sind punktiert, die 5er Linie ist unterbrochen, die 10er eine feine Linie und die 20er eine dicke Linie.

Wer eine schöne, klare und übersichtliche Karte haben will, nicht die kleine Unhandlichkeit sowie die Ausgaben scheut, der kaufe sich die Meßtischblätter und lasse sich dieselben in Taschenformat als Klappkarte aufziehen. (Achtteiliger Schnitt, von rechts nach links 4 Teile, von oben nach unten 2 Teile.)

Allgemein sei in bezug auf die Reichskarten 2—6 noch bemerkt, daß die Übersichtsnetze von der Hauptvertriebshandlung R. Eisenschmidt, Berlin SW., Dorotheenstraße 70 A, umsonst und portofrei bezogen werden können. Die Preise sind bei jeder Karte bereits mitgeteilt, doch sei noch bemerkt, daß Schulen bei direkter Bestellung bei der Plankammer der Kgl. Preuß. Landesaufnahme, Berlin NW. 40, Moltkestraße 4, beim Massenbezug bedeutende Preisermäßigung haben. Die näheren Bedingungen teilt die Plankammer mit.

*) Der Meßtisch besteht aus zwei Teilen, dem eigentlichen Tisch und der Kippregel. Der Tisch ist ein Reißbrett von der Größe des Meßtischblattes, das auf einem Dreifuß befestigt ist und um eine Vertikalaxe gedreht werden kann. Die Kippregel ist ein Messinglineal, das ein Fernrohr mit Libelle und Höhenkreis trägt.

Landesbibliothek Oldenburg

(Bei Bestellung von wenigstens 50 Stück desselben Blattes kostet das Meßtischblatt z. B. 25 Pfg., die Karte des Deutschen Reiches 15 Pfg.)

III. Die übrigen Kartenwerke. Außer den unter I und II namhaft gemachten Kartenwerken gibt es eine ganze Menge, mehr oder weniger schöne und brauchbare, nach diesen Karten hergestellte Karten des Herzogtums. Die wesentlichsten sollen hier angeführt werden:

1. Bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage der v. Schrenckschen Karte erschien bei Flemming in Glogau eine sehr flüchtig bearbeitete, ungenaue Nachbildung derselben, welche zugleich auch (an der Seite) die Fürstentümer Birkenfeld und Eutin mit umfaßte. Sie fand viel Absatz, da sie durch Kolportage verbreitet wurde, sehr billig war und die meisten Käufer nicht imstande waren, den Grad ihrer Brauchbarkeit zu beurteilen.

2. Die in demselben Verlage erschienene, von Handtke entworfene Generalkarte von Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Lippe, Hamburg, Bremen und Lübeck. Maßstab 1 : 600 000. Sie kostet 1,50 Mk. und gibt eine einigermaßen gute Übersicht des Dargestellten, könnte aber sorgfältiger ausgeführt sein.

3. Die von Rüthning entworfene Wandkarte in 1 : 100 000 (Preis aufgezogen 25 Mk.) und

4. Die (diesem Buch beigegebene) Handkarte des Herzogtums Oldenburg von demselben Verfasser in 1 : 300 000 (Preis 85 Pfg.)

Beide Karten sind in der Stallingschen Buchhandlung (Max Schmidt) erschienen und haben die v. Schrenckschе Karte, die Meßtischblätter und die Admiralitätskarten als Grundlage. Sie geben durch die gewählte Abtönung ein gutes Bild der Oberflächengestaltung des Landes. Auch die Besiedelung des Landes ist recht klar dargestellt.

Recht interessant sind auf den Rüthningschen Karten auch die kleinen Nebenkarten: Verwaltungseinteilung und Historische Übersicht.

5. Die Schulwandkarte vom Großherzogtum Oldenburg, auf Veranlassung des Großherzoglichen Staatsministeriums gezeichnet von Eduard Gaebler, 1 : 100 000. Verlag des Kartographischen Instituts von Georg Lang in Leipzig. Rechts oben ist im Maßstab der Hauptkarte das Fürstentum Lübeck und rechts unten das Fürstentum Birkenfeld dargestellt. Die Karte unterscheidet: Städte, Kirchdörfer und Dörfer ohne Kirche; sie enthält die Eisenbahnen, Kleinbahnen, Chausseen und Kanäle. Die Landesgrenzen, Nadelwald, Laubwald und Mischwald sind durch Signaturen und Farben dargestellt, Marsch, Geest und kultiviertes Moor sind farbig, unkultiviertes Moor farbig und durch Signaturen hervorgehoben, ähnlich der in den Schulen früher vielgebrauchten Böseschen Karte. Außerdem sind zu sehen: Watten, Meerestiefen von 0—5 m blaß und tiefer als 5 m dunkelblau, Deiche, Leuchttürme, Feuerschiffe, Baken, Tonnen und Bojen. Die erheblicheren Höhen sind in Schummerung dargestellt. Die Karte ist klar und übersichtlich und auch in den Farben schön gehalten.

6. Recht gut ist auch die in Würdemanns Verlag, hier, erschienene Liebenowsche Rad-, Automobil- und Wanderkarte des Großherzogtums Olden-

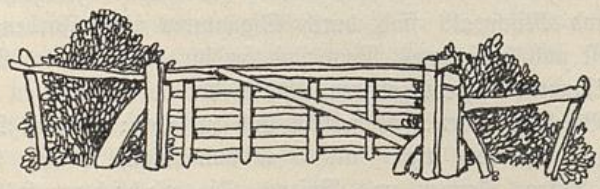
Landesbibliothek Oldenburg

burg in 1 : 300 000. Sie hat Waldkolorit, Entfernungsangaben und Steigungssignatur und bezeichnet gefährliche Stellen, Haupt- und Nebenstraßen. Sie kostet unaufgezogen 1,25 Mk.

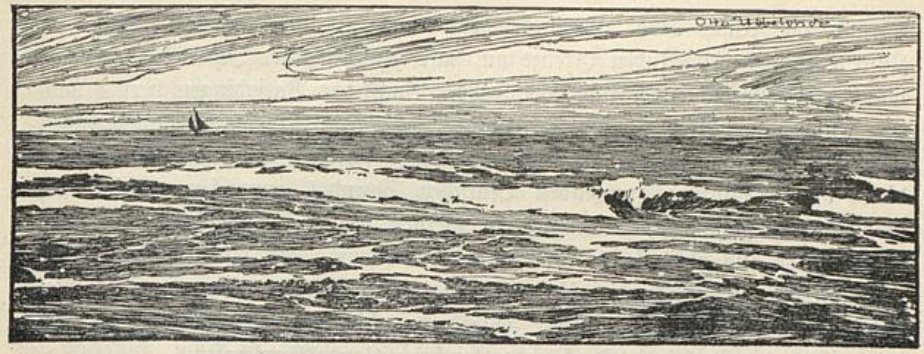
7. Eine ganz gute, allerdings etwas kleine (Maßstab 1 : 666 667) Karte ist die bei Gerh. Stalling erschienene Karte des Großherzogtums Oldenburg von K. G. Böse, achter revidierter Abdruck, nach v. Schrenck, Reymann u. a. gezeichnet. Sie kostet 40 Pfg. Marsch, Geest und Moor, die Landesgrenzen — ziemlich stark hervorgehoben — die Amtsgrenzen, Watten, Deiche, Leuchttürme, Laubholz, Nadelholz usw. sind ersichtlich.

Bücherangabe.

1. Sammlung Göschen:
   a) Reinhertz, Geodäsie (Band 102).
   b) Werkmeister, Vermessungskunde (Bde. 468, 469).
   c) Weitbrecht, Ausgleichungsrechnung nach der Methode der kleinsten Quadrate (Bd. 302).
   d) Gellich, Sauter und Dinse, Kartenkunde (Bd. 30).
   e) Kampmann, Die graphischen Künste (Bd. 75).
2. Wagner, Lehrbuch der Geographie.
3. Schulze, Bruno, Das militärische Aufnehmen.
4. Jordan, Handbuch der Vermessungskunde (3 Bde.).
5. Stavenhagen, Die geschichtliche Entwickelung des preußischen Militärkartenwesens.
6. Kahle, Landesaufnahme und Generalstabskarten.
7. Musterblätter für die Arbeiten der Landesaufnahme.
8. Oppermann, Einführung in die Kartenwerke der Kgl. Preuß. Landesaufnahme.
9. v. Schmidt, Die trigonometrischen Vorarbeiten für die topographische Meßtischaufnahmen in Preußen.
10. Meißner, Wie lerne ich eine Karte lesen und wie orientiere ich mich nach derselben im Gelände?
11. Kolbe, Wie findet sich der Tourist im Gelände zurecht?
12. Naumann, Die Landkarte (Hilfe, Jahrgang 1908, Nr. 42).
13. Wolkenhauer, Leitfaden zur Geschichte der Kartographie.



Landesbibliothek Oldenburg



Seekarten.

Von Landmesser **H. Karwick**, Wilhelmshaven.

Im Norden und Nordosten umbranden die Wogen der Nordsee, der Jade- und der Wesermündung die Grenzen des Oldenburger Landes. Die Nähe dieser großen Gewässer bringt lebhaften Schiffsverkehr mit sich, und dieser Schiffsverkehr wiederum erfordert gute Kenntnisse der Küste und der Wasserverhältnisse und deren genaue Darstellung in Karten. Dies hat man schon vor mehr denn 100 Jahren in Oldenburg eingesehen, denn von Oeder sagt in seinem Bericht über die erste Oldenburgische Landesvermessung (Blätter vermischten Inhalts 1787, Bd. I, Großherzogliche Bibliothek) folgendes: „Diese Erweiterung unseres Triangelsystems (er meint damit den Anschluß nach Osten an die Dänische Landesvermessung) dient nun ferner dazu, daß Orte, deren Lage genau zu wissen wegen der Schiffahrt wichtig ist, die Mündungen der Elbe und der Weser, diese Thüren zu Deutschland, die Bremer Bake im Norden von Butjadingen, Neuwerk mit Skarhörne außen vor besagter Landspitze u. a. m. ihre genaue Bestimmung erhalten haben. Zu dieser Arbeit ist eine andere Erweiterung nach Westen im verwichenen Jahre erfolgt, da nämlich unser jetzo regierender Landesadministrator beliebet hat, daß auch von der unter dem Namen der Jade zwischen Butjadingen, Jever und Ostfriesland eintretenden Bucht, sammt der Insel Wangerooge, auf welcher ein Feuerthurm stehet, dessen Feuer von hieraus unterhalten wird, eine Charte, gleich der Charte von der Weser aufgenommen werden soll, und also zur Grundlage dieser Operation eine Triangelreihe längs der Jeverschen Küste bis an Carolinensiel in Ostfriesland mit Einschluß der Insel Wangerooge gezogen werden müßte, welches von einem unserer Geodäten, Herrn Behrens, mit einer durch mehrere scharfe Proben und darunter durch Übereinstimmung mit Herrn Wessels Operationen bestätigten Genauigkeit ausgeführet worden ist. Da nun von Hamburgischer Seite die Vorarbeiten des Herrn Wessels genützt werden, nicht nur das Amt Ritzebüttel aufzunehmen, sondern auch die Küste und den

Landesbibliothek Oldenburg

Strand der Unter Elbe und ihrer Mündungen, und von hiesiger Seite die Küste von der ostfriesischen Grenze an, mit Einschluß der Insel Wangerooge, längs dem Jeverschen Strande, der Jahder Bucht um Butjadingen herum nach dem Herzogtum Bremen, hinüber bis an das Amt Ritzebüttel aufgenommen wird, so wird daraus eine für die Schiffahrt überaus wichtige Berichtigung dieses an die Nordsee grenzenden Deutschen Strandes erwachsen, worin auch die Insel Helgoland wird mitgezogen werden können, weil diese Insel von Wangerooge aus observieret worden ist . . . . . und der geschickte Conducteur Herr Reinke hoffentlich die übrigen Data wird schaffen können. Diese Berichtigungen sind dann beyläufige Folgen der hiesigen Landesvermessung und der milden, großmütigen Denkungsart unserer Landesherrschaft".

Sechs und fünfzehn Jahre später liegen dann die Ergebnisse vor uns, die ersten genauen Darstellungen der Küste und des Meeres von Carolinensiel bis Süderdithmarschen; einmal die „Karte von den Mündungen der Weser und Jade" von H. C. Behrens, in den Jahren 1789/90 aufgenommen und von Mentz 1793 gezeichnet, und dann 1802 die „Karte von den Mündungen der Elbe, Weser und Jahde und von einem Teile der Nordsee", vom Strom- und Kanaldirektor Reinke zu Hamburg, beide auf der Oldenburger Landesvermessung als Grundlage beruhend. Die letztere Karte ist vom Westertill südlich nur eine Wiedergabe der oldenburgischen.

Diese Karten geben uns ein Bild, „wie alles im Sommer zurzeit der niedrigsten Ebbe erscheint". Sie sind, wenn man bei der Schwierigkeit solcher Arbeiten die damaligen noch mangelhaften Hilfsmittel betrachtet, wahre Kunstwerke.

Diese Zeilen habe ich vorausgeschickt, um zu zeigen, daß Oldenburg nicht ganz unbeteiligt ist an der Entwicklung des Seekartenwesens der deutschen Bucht, weit über seine Landesgrenzen hinaus; man kann sogar sagen, daß es bahnbrechend auf dem Gebiete der zuverlässigen Messung für die deutsche Nordseeküste gewesen ist.

Während für die deutsche Küste in frühester Zeit einzelne Personen oder Geschäftshäuser, meist Holländer, nach den Angaben der Seefahrer die Kartenanfertigung fabrikmäßig besorgten, später einzelne Staaten Karten von den für sie wichtigen Schiffahrtsgebieten herausgaben, ruht heute sowohl die Aufnahme wie die Herausgabe der Seekarten in den Händen der obersten Marinebehörde, des Reichsmarineamts.

Unsere Seekarten führen den Namen Admiralitätskarten. Man teilt sie je nach ihrer Verwendung in Segel-, Küsten-, Sonder- und Hafenkarten ein. Von diesem in alle Meere, soweit deutsches Interesse geht, mit hunderten von Blättern hineinreichenden Kartenwerke kommen hier natürlich nur diejenigen zur Besprechung, die oldenburgisches Gebiet berühren.

Die Segelkarten sind die Karten kleinsten Maßstabes; sie stellen die größten Flächen auf einem Blatte dar, und enthalten nur die zum Ansteuern des Landes oder der Flußmündungen und die zur Bestimmung des Schiffsortes notwendigen, hauptsächlichsten Landmarken sowie Feuer. Unter Feuer

Landesbibliothek Oldenburg

versteht der Seemann alle schwimmenden oder festen Bauten, die ihm durch künstliches Licht Zeichen auf seiner Fahrt geben. Diese Karten sind nur für die Fahrt auf hoher See außerhalb des durch Tonnen bezeichneten (betonnten) Fahrwassers zu benutzen, da der Maßstab zu klein ist, um die engen und in den meisten Fällen stetem Wechsel unterworfenen Küstenfahrwasser genau genug wiederzugeben. Sie werden auch aus diesem Grunde in dem Teile von der Küste bis zur Tiefe von 10 m nicht berichtigt. Als solche Karten gelten in unserem Gebiete 1. „Die Nordsee", Maßstab 1 : 1 200 000, in 2 Blättern, die das ganze Gebiet zwischen England, Norwegen, Dänemark, Deutschland, Holland bis nach Frankreich hin umfaßt; 2. „Die Deutsche Bucht", Maßstab 1 : 300 000, die das Gebiet zwischen dänischer, schleswig-holsteinischer, ostfriesischer und holländischer Küste einnimmt, und „Die Helgoländer Bucht", Maßstab 1 : 100 000, die die See um Helgoland wiedergibt.

Die Karten des nächstgrößeren Maßstabes, die Küstenkarten, dienen dem Schiffer für die Fahrt in den äußeren und bei kleineren Fahrzeugen auch teilweise in den inneren betonnten Fahrwassern. Für uns kommen als Küstenkarten in Betracht: „Mündungen der Jade, Weser, Elbe" Maßstab 1 : 100 000. Dieses Blatt umfaßt das Gebiet von Wilhelmshaven, Bremerhaven und Hamburg bis nach Helgoland mit allen Seezeichen. Von den festen Baken, Feuerschiffen und Leuchttürmen dieser Gegend sind in freien Stellen am Rande Abbildungen gegeben. Wer sich für Seekarten interessiert und sich bei einer Reise nach Wangerooge oder Helgoland über alles unterrichten will, ohne die Schiffsbesatzung totzufragen, dem sei dieses Blatt, das 4,10 ℳ kostet, warm empfohlen. Es erscheint, wie alle unsere Seekarten, bei Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin S. W., Wilhelmstraße 29 unter Nr. 49 des Verzeichnisses.

Sonder- und Hafenkarten gehören gewissermaßen zusammen, da ein großer Teil der Hafenkarten den Sonderkarten beigedruckt ist. In unserer Ecke haben wir folgende Blätter: Die Karte von den „Mündungen der Jade und Weser", Maßstab 1 : 50 000, 2 Blätter Nr. 56 und 56a des Verzeichnisses, Preis zusammen 6,20 ℳ, „Die Weser von Bremerhaven bis Elsfleth" im Maßstabe 1 : 25 000. Am Rande in den freien Stellen dieses Blattes sind die Hafenkarten von Bremerhaven und Geestemünde, von Nordenham und von Brake, alle im Maßstabe 1 : 10 000 gegeben. Ferner haben wir noch die „Weser von Elsfleth bis Bremen" Maßstab 1 : 25 000, die sogenannte Huntekarte „die Hunte von Elsfleth bis Oldenburg" im Maßstabe 1 : 10 000 und „Helgoland" Maßstab 1 : 15 000. Auf dem Weserblatte befinden sich die beiden Hafenkarten von Vegesack und Elsfleth im Maßstabe 1 : 10 000. Von Helgoland gibt es wegen seiner gefährlichen Küste noch ein besonderes Blatt „Nord- und Südhafen von Helgoland" im Maßstabe 1 : 7500. Mit Ausnahme der letzten Karte, einem Steindrucke, sind unsere Seekarten Kupferstichdrucke.

Wenn man eine solche Karte betrachtet, fällt zuerst die große Anzahl gelber, roter und grüner Farbflecken und -striche auf; es sind dies die

Landesbibliothek Oldenburg

Bezeichnungen der Leuchtfeuer. Die gelbe Farbe bedeutet weißes, die rote rotes und die grüne grünes Licht; die Lage des Feuers selbst ist durch einen zinnoberroten Punkt bezeichnet. In der Nähe dieser Farben findet man noch Abkürzungen, die die Kennung, d. h. den das Feuer kennzeichnenden Verlauf der Lichterscheinungen, angeben. So bedeutet F. Festfeuer, weißes oder farbiges Licht von gleichbleibender Stärke, Ubr. und Ubr. Grp. unterbrochene Feuer mit Einzelunterbrechungen oder mit Gruppen von Unterbrechungen und Blz. und Blz. Grp. Feuer mit Einzelblitzen oder mit Gruppen von Blitzen. Die Buchstaben w. r. gn. sind Abkürzungen für die Farben weiß, rot, grün. Außerdem befinden sich noch Abkürzungen, die die Bodenbeschaffenheit angeben, wie z. B. „f. gr. Sd." feiner grauer Sand, „w. Sd." weißer Sand, Sk. Schlick, und solche, die besondere Einrichtungen bezeichnen wie Strm. S. Sturmsignale, M.-Sgn.-S. Marinesignalstation, See-T.-A. See-Telegraphen-Amt, Eis-S. Eissignale, W.-Sem. Windsemaphor u. a. m., deren Bedeutung auch ohne Schlüssel mit einiger Überlegung zu erraten ist.

Außer den Leuchtfeuern sind die übrigen Fahrwasserzeichen wie Tonnen, Baken usw. eingetragen. Baken sind Holz-, Eisen- oder Steinbauten von besonderen leicht zu unterscheidenden Formen, die am Lande oder in den Watten aufgeführt sind. Die wichtigsten sind in den freien Stellen der Karten naturgetreu wiedergegeben. Die übrigen Zeichen sind spitze, stumpfe, Faß-, Spieren- und Kugel-Tonnen und Pricken. Die Tonnen haben ihrer Bedeutung nach auch noch verschiedene Färbung. Grüne Tonnen bezeichnen die Lage von Wracks oder Telegraphenkabeln und zwar werden die letzteren stets durch Kugeltonnen kenntlich gemacht; rote Tonnen kennzeichnen, von See aus gesehen, die rechte, schwarze die linke Seite des Fahrwassers. Außerhalb der Fahrwasser liegende Untiefen werden durch weiße Tonnen bezeichnet.

Die Tiefen sind in unseren Seekarten in Metern angegeben, und zwar bedeuten geradstehende Zahlen Höhen über, schrägstehende Zahlen Tiefen unter Kartennull. Wie mit der zunehmenden Tiefe die Genauigkeit der Feststellung abnimmt, so werden auch die Angaben verschieden genau gemacht. Von 0—10 m findet man die Tiefen bis auf dm, von 10—20 m bis auf 0,5 m und über 20 m nur noch auf volle m angegeben. Außer diesen Zahlen wird der Meeresboden bis 20 m unter Kartennull noch durch Tiefenlinien, das sind Linien, die Punkte gleicher Tiefe miteinander verbinden, dargestellt. Die Linie, die Punkte im Kartennull verbindet, ist gestrichelt. Bis zu einer Tiefe von 10 m folgen sich diese Linien in Abständen von je 2 m; sie sind bis zur 8 m Linie fein punktiert und an der aufsteigenden Seite mit leichten Schattierungen versehen, die 10 m-Linie ist kräftig punktiert. Außer diesen Tiefen wird nur noch die 20 m-Linie strichpunktiert gezeichnet. Flächen, die über Kartennull liegen, bei mittlerem Hochwasser aber mit Wasser bedeckt sind, die Watten also, sind über Kreuz schraffiert dargestellt. Alle anderen Flächen sind gleichmäßig hellgrau oder weiß gehalten. Bei der Darstellung des Landes sind ungefähr die gleichen Signaturen gebraucht, wie sie auf den Plänen der Landesaufnahme angewendet werden. Auf einigen Blättern finden sich noch

Landesbibliothek Oldenburg

Vertonungen genannte Abbildungen ins Auge fallender Stellen der Küste, die dem Schiffer die Ansteuerung sowie die Bestimmung des Schiffsortes erleichtern sollen.

Wir finden über die Karte verteilt, ohne daß die Darstellung gestört wird, je zwei konzentrische Kreise, deren äußerer in Grade eingeteilt ist und einen nach wahrem N. zeigenden Nullpunkt hat, während der innere nach Kompaßstrichen (ein Strich = $11^1/_2$ Grad) eingeteilt ist und die magnetische Nordrichtung angibt. Die Abweichung gegen wahren Norden, die Mißweisung, ist für ein bestimmtes Jahr angegeben. Da man nun die jährliche Änderung der magnetischen Nordrichtung kennt, so kann man sie für jeden beliebigen Zeitpunkt genau bestimmen. Diese Kreise dienen dazu, den zu segelnden Kurs auf der Karte zu bestimmen.

Die Herstellung der Seekarten ist sehr umständlich und mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da große Messungen am Lande zur Schaffung fester Punkte vorgenommen werden müssen, und da die Außenarbeiten nicht bei jeder Strömung erfolgen können und von den Wetterverhältnissen viel mehr abhängen, als irgend eine Vermessung auf dem festen Lande.

An unserer Küste gestaltet sich diese Aufnahme noch verhältnismäßig einfach, da durch das Ergebnis der Vermessungen der Landesaufnahme, die Meßtischblätter und das trigonometrische Festpunktsverzeichnis, der Rahmen, die Küste und das Festland, gegeben ist, es sich also nur um reine Seevermessung handelt. Zu dieser Arbeit hat die Marine Sonderschiffe, Vermessungsschiffe für die Aufnahmen auf hoher See und Peilboote für die Aufnahme der Küstengewässer, in Dienst gestellt. Diese Fahrzeuge sind mit den für diese Zwecke nötigen Instrumenten und Geräten ausgerüstet.

Als hauptsächlichste Geräte sind Peilstock, Lot, Sextanten, gutgehende Uhren und Doppeltransporteur zu nennen. Ein Peilstock ist eine mit Meter- und Dezimeterteilung versehene Stange, die zur Bestimmung der Tiefe an flachen Stellen dient. Das Lot besteht aus einer durch farbige Bänder meter- und halbmeterweise eingeteilten Leine, an deren unterem Ende ein schweres Bleigewicht befestigt ist; man gebraucht es in größeren Tiefen. Das Bleigewicht hat konische Form und ist am unteren Ende ausgehöhlt, um nach Bedarf Grundproben entnehmen zu können. Zu diesem Zwecke wird die Höhlung mit Talg ausgestrichen, an dem dann bei der Grundberührung Bodenteile haften bleiben. Ergebnisse solcher Proben sind in den Karten abgekürzt eingetragen. Man hat Lotleinen bis zu 90 m Länge; größere Tiefen werden mit besonderen Lotmaschinen gemessen.

Die Sextanten sind Freihandwinkelmeßinstrumente; mit ihnen werden zur Bestimmung des Lotungsortes Winkel nach gegebenen Punkten gemessen. Auf die verschiedenartigen Ortsbestimmungen einzugehen, dürfte zu weit führen. Die Uhr dient zur Bestimmung des Lotungszeitpunktes, da man je nach dem Wasserstande eine bestimmte Umrechnung mit den Lotablesungen vornehmen muß, um die richtige Tiefe gegen Kartennull zu erhalten. Auf welche Weise diese Umrechnungen geschehen, werde ich weiter unten ausführen.

Landesbibliothek Oldenburg

Als Grundlage für die spätere Seekarte dient die an Bord neben der Aufnahme her gefertigte Arbeitskarte, die im $1^1/_2$- bis 2fachen Maßstabe der herzustellenden Seekarte entworfen wird. In diese Karte werden die Ergebnisse der Arbeit gewöhnlich mittels Doppeltransporteures sogleich eingetragen.

Wer sich genauer über solche Vermessungen unterrichten will, sei auf die Schrift von Kohlschütter „Nautische Vermessungen" (s. Literaturverzeichnis) hingewiesen.

Zwischen unseren Land- und Seekarten bestehen große Unterschiede; erstens im Genauigkeitsgrade, dann in der Projektion, d. h. in der Art, wie die sphärische Gestalt der Erde auf dem ebenen Papier wiedergegeben wird, und zuletzt in der Nullfläche, die den Aufnahmen zu Grunde gelegt wird.

Es ist selbstverständlich, daß bei der Art der Aufnahme der Seekarten vom schwankenden Schiff mit Freihandinstrumenten ihre Genauigkeit bei weitem nicht an die einer Landkarte heranreicht, für die Zwecke der Schiffahrt reicht sie aber vollkommen aus. Daß die Landkarte das Land genau, die See jedoch nur in groben Umrissen, die Seekarte hingegen die See genau und das Land mit Ausnahme der Küstenlinie nur skizzenhaft wiedergibt, dürfte schon aus der Bezeichnung beider Kartenarten hervorgehen.

Von einer Darstellung des Landes verlangen wir, daß die Längen, die wir auf ihr abgreifen, mit dem Nenner des Maßstabverhältnisses multipliziert, die wahren Längen auf der Erdoberfläche wiedergeben. Bei einer Seekarte interessieren uns die Längen nicht besonders. „Der Seemann verlangt von dieser Darstellung Ähnlichkeit mit den wirklichen Verhältnissen, deshalb darf die Karte Länderumrisse nicht verzerrt und muß vor allen Dingen die Abstände zwischen zwei Orten als gerade Linien wiedergeben. Ferner soll sie winkeltreu sein, d. h. den Richtungsunterschied, den eine Linie mit den Meridianen der Erde bildet, ebensogroß darstellen." (Schulze.)

Eine Projektion, die diese Wünsche erfüllt und die zur Darstellung der Seekarten verwendet wird, ist die von dem Geographen Mercator (geb. 5. 3. 1512, gest. 2. 12. 1594) erfundene und nach ihm benannte Mercatorprojektion. Eine kurze und klare Beschreibung dieser Projektion gibt Schulze in seiner „Nautik". Während Mercator aber den Äquator als Grundlinie für seine Darstellung benutzt hat, ist die Basis unserer Kartendarstellung der Parallelkreis der Breite $53^\circ 5'$. Das den Karten beigedruckte Maßstabverhältnis gilt nur für die Basisparallele, während alle nördlich von ihr liegenden Gegenden in langsam wachsendem Maßstabe infolge der Eigenart der Projektion dargestellt sind. So ist z. B. die Längenminute bei Wangeroog unter $53^\circ 47'$ nördlicher Breite, die 1098,46 m lang ist, auf unseren Karten 1116,66 m lang, gleich der Längenminute unter $53^\circ 5'$ nördlicher Breite dargestellt. Man darf also mit Längenmaßstäben nicht ohne weiteres an die Seekarten herangehen.

Als letzter Unterschied bliebe das Kartennull. In allen unseren Landdarstellungen sind die Höhen auf den Landeshorizont, die sogenannte „Normal-Nullfläche", bezogen. Den Seemann interessiert diese Nullfläche, für die er auf dem Wasser keinen Anhalt hat, nicht; er geht von der Wasseroberfläche

Landesbibliothek Oldenburg

aus. Daher sind in unseren Seekarten die Tiefen wie die Höhen auf eine Fläche bezogen, die 30 cm unter dem mittleren Springniedrigwasser liegt. Diese Fläche liegt nicht parallel zur Normal-Nullfläche, sondern hat an verschiedenen Orten verschiedene Abstände; und zwar liegt sie in Einbuchtungen und nach der Küste zu tiefer unter dem Landeshorizont als im offenen Meere. Das kommt daher, daß das Wasser bei Flut wie bei Ebbe an jenen Stellen, vom mittleren Wasserstand gerechnet, höher aufläuft bezw. tiefer abfällt, mit anderen Worten gesagt, daß der Tidenhub, der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser, hier größer ist als auf hoher See. Den mittleren Wasserstand der Nordsee können wir ungefähr 15 cm unter der Normal-Nullfläche liegend annehmen; genau läßt sich diese Zahl nicht angeben, da die Forschungen noch nicht abgeschlossen sind.

Ich sprach früher davon, daß die Ergebnisse der Lotungen noch umgerechnet werden müßten. Ebbe und Flut bringen nämlich einen fortwährenden Wechsel der Wasseroberflächenhöhe über jener Fläche hervor, die dem Kartennull entspricht. Es muß also fortwährend die Höhe des Wasserstandes beobachtet und das Maß über bezw. unter Kartennull von den Lotungsergebnissen abgezogen oder ihnen zugezählt werden oder, wie der technische Ausdruck heißt: die Lotungen müssen beschickt werden.

Die Wasserstandsbeobachtungen werden an Pegeln gemacht. Pegel in einfachster Form sind Latten, die bis auf Zentimeter eingeteilt sind und senkrecht in dem Gewässer in festgesetzter Höhe aufgestellt werden. Von einem Beobachter werden dann in festgesetzten Zwischenräumen Wasserstand und Uhrzeit notiert. Wir haben auch sehr feine Apparate, die selbsttätig beides notieren.

Die kürzeste Art, die Beschickungen zu erhalten, wäre nun, wenn wir z. B. die Jade betrachten, das ganze Gewässer in kurzen Abständen mit Pegeln zu versehen und immer in der Nähe des Lotungsgebietes die Wasserstände zu beobachten. Das wäre zwar die beste, aber auch eine kostspielige Art, und so behilft man sich denn meist damit, nur gewisse Basisstationen für die Beschickung zu benutzen, z. B. in der Jade den Wilhelmshavener Pegel und weiter draußen den am Rotesand-Leuchtturm. Zwischen diesen beiden Stationen interpoliert man für den Zeitpunkt der Lotung einmal nach dem Tidenhub und zweitens nach der Hafenzeit, erhält so den Wasserstand für den Lotungsort zur angegebenen Zeit und damit die Beschickung. Wenn diese Berechnung auch keinen besonders hohen Grad von Genauigkeit erreicht, so reicht sie für die Zwecke der Seekarten doch aus.

Zum Schluß seien nun noch jene Werke des Reichsmarineamts, die in inniger Verbindung mit dem Seekartenwerke stehen und den Seefahrern ebenso unentbehrlich sind wie diese, kurz erwähnt. Es handelt sich um das „Segelhandbuch", das „Leuchtfeuerverzeichnis aller Meere" und die „Nachrichten für Seefahrer".

Die ersten beiden sind Ergänzungen der Seekarten, sie geben das, was der Schiffer zu seiner Fahrt noch gebraucht, und was in den Seekarten aus Mangel an Raum und um die Übersichtlichkeit nicht leiden zu lassen, nicht

Landesbibliothek Oldenburg

geboten werden kann. Die „Nachrichten für Seefahrer", wöchentlich erscheinende Blätter, ergänzen alle drei. Sie bringen alle eintretenden Veränderungen der Fahrwasser, der Seezeichen und der Leuchtfeuer, neue Verordnungen u. a. m., und nach ihren Angaben muß der Schiffer seine Karten und Bücher ständig berichtigen. Kleine Unterlassungssünden können hier leicht großen Schaden an Menschenleben und Gütern anrichten.

Kartenverzeichnis.

1. Die Nordsee, Nr. 44 a des Verzeichnisses des Reichsmarineamts, Maßstab 1:1 200 000, 2 Blatt, ℳ 2,60.
2. Deutsche Bucht, Nr. 50 des Verz. d. Reichsm., Nord-Blatt, Maßst. 1:300 000, ℳ 1.80.
3. Deutsche Bucht, Nr. 50 des Verz. d. Reichsm., Süd-Blatt, Maßst. 1:300 000, ℳ 2,50.
4. Helgoländer Bucht, Nr. 163 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:100 000, ℳ 2,60.
5. Helgoland, Nr. 88 des Verz d. Reichsm., Maßst. 1:15 000, ℳ 3,10.
6. Nord- und Südhafen von Helgoland, Nr. 34 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:7500, ℳ 1,80.
7. Mündungen der Jade und Weser, Nord-Teil, Nr. 56 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:50 000, ℳ 3,10.
8. Mündungen der Jade und Weser, Süd-Teil, Nr. 56 a des Verz. des Reichsm., Maßst. 1:50 000, ℳ 3,10.
9. Mündungen der Jade, Weser, Elbe, Nr. 49 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:10 000, ℳ 4,10.
10. Weser von Bremerhaven bis Elsfleth, Nr. 5 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:25 000, ℳ 3,30.
11. Weser von Elsfleth bis Bremen, Nr. 6 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:25 000, ℳ 2,20.
12. Hunte von Elsfleth bis Oldenburg, Nr. 24 des Verz. d. Reichsm., Maßst. 1:10 000, ℳ 1,60.

Literatur.

1. Handbuch der Küstenvermessung, Reichsmarineamt, 2 Bände.
2. Verzeichnis der Leuchtfeuer aller Meere, Reichsmarineamt, II. Heft, Nordsee und nördliches Eismeer.
3. Segelhandbuch für die Nordsee, Reichsmarineamt, I. Teil.
   1. Heft. Meteorologische und klimatologische Verhältnisse, magnetische Elemente, physikalische und Strömungsverhältnisse des Nordsee-Gebiets.
   3. Heft. Deutsche Bucht der Nordsee.
4. Kohlschütter, „Nautische Vermessungen", Meereskunde, Sammlung volkstümlicher Vorträge. Heft 47.
5. Schulze, „Nautik", Sammlung Göschen.
6. Gelcich p. p., „Kartenkunde", Sammlung Göschen.
7. Kampmann, „Die graphischen Künste", Sammlung Göschen.
8. Wagner, „Lehrbuch der Geographie".



Landesbibliothek Oldenburg



Geographischer Überblick.

Von Seminarlehrer **Th. Reil,** Oldenburg.

Lage auf der Erde. Das Herzogtum Oldenburg liegt zwischen 7°37′ und 8°47′ östlicher Länge v. Gr., hat also mit dem Jötun Fjeld in Norwegen und dem Gebiet östlich der Nigermündung in Afrika gleichzeitig Mittag. In nordsüdlicher Richtung reicht unser Heimatland von 53°48′ bis 52°29′, es liegt demnach mit den südlichen Teilen der Halbinsel Kamtschatka und den mittleren Gebieten Labradors auf gleicher geographischer Breite.

Lage in Europa und Klima. Jenen Ländern gegenüber zeigt unsere Heimat als ein Teil Nordwesteuropas äußerst günstige klimatische Verhältnisse, welche allein durch die warme atlantische Meeresströmung bedingt werden. Sie ist die Ursache der sich südlich der Insel Island bildenden barometrischen Tiefs, die in west-östlicher Richtung über Nordwesteuropa dahinziehen und hier die warmen westlichen und südlichen Winde hervorrufen. Diese bringen uns außer der Wärme auch den nötigen Niederschlag. Doch verursachen die Tiefdruckgebiete, indem sie über unser Land dahinziehen, so daß letzteres nacheinander den verschiedenen Wetterzonen eines barometrischen Tiefs angehört, auch unsere unbeständige Witterung, welche nur selten, meistens infolge Vorherrschens östlicher Winde, durch beständigeres Wetter unterbrochen erscheint. Die Ostwinde bringen je nach der Jahreszeit große Kälte bezw. Wärme und Trockenheit, so daß in solchen Zeiten die Temperatur über 20° von der +8° mittleren Jahrestemperatur abweichen kann. Die Niederschlagshöhe von 70 cm, welche nur an der Küste ein wenig größer wird, ist wegen der geringen Höhenlage kleiner als in den gebirgigen Teilen Mitteldeutschlands. Doch reicht die Regenmenge bei der häufigen Bewölkung und mäßigen Temperatur aus, um überall eine genügende Vegetation aufkommen zu lassen, falls nicht andere Verhältnisse hinderlich sind.

Lage in Deutschland und zum Weltverkehr. Überall, wo die klimatischen Faktoren genügende Daseinsmöglichkeiten gewähren, streben die Menschen dahin, aus der Umgebung den größtmöglichen Vorteil zu ziehen. Daß unser deutsches Vaterland anfängt, seine geographischen Verhältnisse richtig zu

Landesbibliothek Oldenburg

bewerten, die Vorzüge in vollem Maße auszunutzen und die Nachteile soweit wie möglich zu beseitigen, zeigt der außerordentliche Aufschwung von Industrie und Handel während der letzten Friedensperiode. Da nun Deutschland allein durch die Fortsetzungen der Nordsee in das Land hinein, die meerbusenartig erweiterten Unterläufe von Elbe und Weser, an den Weltverkehr angeschlossen ist, so hat unser Heimatland, das seiner Form nach als Rechteck aufgefaßt, an der östlichen halben Längsseite von der Unterweser begrenzt wird, immerhin eine günstige Lage zu den großen Welthandelsstraßen. Doch konnten diese Verhältnisse früher wenig ausgenutzt werden wegen des ungünstigen Weserufers mit seinen ursprünglich für den Verkehr ungeeigneten Marschen, so daß die Hansestadt Bremen den Handel stromaufwärts fast ganz in ihre Hände bekam. Auf der oldenburgischen Seite entwickelte sich nur Elsfleth zu einiger Bedeutung, da hier die Hunte eine natürliche Zuwegung quer durch die Marsch zur Geest und damit zu eigenem Hinterland bildete. Nachdem aber aus dem ehemaligen Weserdelta das heutige oldenburgische Weserufer entstanden ist und Straßen wie auch Eisenbahnen einen regen Verkehr durch die Marschgegenden ermöglichen, haben sich auch Brake und Nordenham zu bedeutenden Handelsplätzen emporgeschwungen. Weil aber die Weserschiffahrt flußaufwärts oberhalb Bremens für die Oldenburger wenig in Frage kommt, für eine gedeihliche Weiterentwickelung unserer Weserhäfen es jedoch der Erschließung eines größeren Hinterlandes durch billige Wasserwege bedarf, so ist von berufener Seite bereits hingewiesen worden auf die durch den Unterlauf der Hunte gekennzeichnete Wasserstraße, die nach Westfalen führen soll. Die Bodenverhältnisse zur Schaffung eines solchen Kanals sind die denkbar günstigsten, was aus den folgenden Abschnitten, welche die Oberflächengestaltung behandeln werden, leicht zu ersehen ist.

I. Unsere Geest.

Oberflächengestaltung und Bewässerung. Das Herzogtum Oldenburg liegt in Nordwestdeutschland, einer geographischen Einheit, die von dem Geographen Penck als das „Land der großen Moore" bezeichnet worden ist. Die Moore geben nämlich diesem Gebiet den ihm eigentümlichen Charakter. Nur die Küstenzone erhält durch die Marschen noch besondere Merkmale. Moore und Marschen sind jedoch jugendliche Gebilde unserer Landschaft. Der Grundplan der ganzen Oberflächengestaltung liegt im Relief des Geestbodens, der glacialen Massen, die in den Eiszeiten durch große Inlandeisgletscher und deren Abflüsse hierher transportiert worden sind. Die Oberflächenformen dieser Moränenlandschaft sind im Vergleich mit den Moränenlandschaften Ostelbiens recht flachwellig und ausgeglichen. Dazu ist die absolute Höhenlage etwas niedriger als in den östlichen Teilen des norddeutschen Flachlandes. Nur im äußersten Süden unseres Herzogtums, in den Dammer Bergen, kommen Höhen von etwa 150 m vor. Von da nimmt die Höhenlage nach Norden hin rasch ab,

Landesbibliothek Oldenburg

erreicht in der Garther Heide 65 m und beträgt auf den höchsten Punkten des Ammerlandes nicht mehr 20 m. Doch ist keine gleichmäßige Höhenabnahme, keine Abdachung nach Norden hin vorhanden. Vielmehr zeigen die Flußläufe, daß zweimal eine Abwässerung nach Westen erfolgt, wodurch zwei muldenförmige Gebiete entstanden sind. Beide, die flache Hasemulde und die noch flachere Friesoyther Gegend, sind durch einen ostwestlich verlaufenden breiten Rücken, der in der Garther Heide am höchsten wird, getrennt. Dieser Geestrücken tritt von Osten, von der Weser her, in unser Land ein und erreicht etwas westlich von Cloppenburg sein Ende. Doch lassen einige höhere Gebiete bei Lindern, Lorup ꝛc. auf eine ehemalige Ausdehnung des Rückens bis zum Hümmling, also bis zur Ems hin, schließen. Mit den Dammer Bergen ist die Garther Heide durch einen schmalen Höhenzug, der sich von Vechta südwärts über Lohne nach Steinfeld zieht, vereinigt. So können sich von Süden, Osten und Norden her zahlreiche Bäche zur Hase sammeln, die den Südwesten unseres Landes zur Ems hin entwässert.

Das Friesoyther Gebiet liegt im Durchschnitt etwa 20 m tiefer als das Hasetal. Die nördliche Umrandung wird durch einen niedrigen Rücken gebildet, der sich von Oldenburg über Wiefelstede nordwestlich nach Ostfriesland hineinzieht. Im Osten verläuft die Grenze, welche zugleich die Wasserscheide zwischen Weser und Ems andeutet, über Oberlethe, Mosleshöhe zum Richtmoor. Gerade hier ist die Umrandung der Mulde äußerst niedrig und zwischen Richtmoor und Wildenloh sogar unterbrochen. Die langen Bäche, Soeste, Lahe und Vehne (sowie Sagter Ems mit Marka), welche weit von der Garther Heide herunterkommen, fließen wegen ihres geringen Gefälles ebenso wie die vielen ammerländischen Bäche, die sich zum Aper Tief und der Aue sammeln, langsam dahin. Da, wo die Bäche sich zu vereinigen beginnen, ist der Boden bereits so tief gelegen, daß Ebbe und Flut bemerkbar werden und die Entwässerung zeitweise schwierig ist.

Während zwei Drittel unseres Geestbodens nach Westen zur Ems entwässern, hat ein Drittel der Fläche Abwässerung zur Weser und zwar in der Hauptsache durch die Hunte. Dieser unser größter Fluß zeigt in manchen Teilen noch verhältnismäßig jugendliche Züge, so besonders bei Dötlingen und südlich von Wildeshausen, wo die hohen Ufer dicht an die Hunte herantreten, und der Fluß an der Verbreiterung seines Bettes noch kräftig arbeitet. Vielleicht ist dieser Abschnitt des Huntetals durch Anzapfung eines nach Süden fließenden Baches entstanden. Doch bedarf dieser Punkt ebenso wie die folgenden Fragen: Wann sind die hohen Hunteufer herausgearbeitet worden? Liegt ein Urstromtal vor — oder hängt die Vertiefung zusammen mit einem erneuten Anzapfen in der Gegend von Oldenburg, wodurch zugleich der Abfluß zur Weser hin erfolgte? noch eingehender Untersuchung. Ebensowenig ist die Frage gelöst, ob der mittlere Teil unseres Heimatlandes in der Richtung Hude-Wardenburg-Friesoythe einst von einem Urstromsystem überflossen worden ist. Dafür spricht das Auftreten von Talsand in dieser Richtung besonders zwischen Friesoythe und Cloppenburg bis zum Hümmling hinüber, welcher an zahlreichen Stellen, in

Landesbibliothek Oldenburg

großem Maße besonders bei Dwergte, vom Winde zu Dünen aufgehäuft worden ist. Nördlich von Huntlosen und Sandhatten sind die vorhandenen Sandmassen durch die zahlreichen Sedimente, welche die Hunte vom Durchbruchsgebiet her mitbrachte, noch vermehrt und durch den Fluß nach Norden hin verschleppt worden. Daher lagerte in dieser Gegend für den Wind genügend Material zur Bildung der Osenberge und der „Dünennehrung", die sich bis nach Osternburg hin erstreckte. In ähnlicher Weise hat die Hunte im Verein mit der Tweelbäke bei Blankenburg Sandmassen abgelagert, die zum Teil von den höheren Geestgebieten bei Oldenburg, z. B. dem Beverbäken-Berg, stammen mögen.

Die Hunte wirkt noch jetzt in hohem Grade an der Abtragung der höheren Gebiete. Was sie in dieser Beziehung bereits geleistet hat, geht aus dem weiten Zurückspringen der 10 m- und 20 m-Höhenlinie an ihrem Mittellauf deutlich hervor. Unterhalb Dötlingens erweitert sich das Tal außerdem sehr und breite Wiesenflächen erstrecken sich zu beiden Seiten des Flusses, die durch mehrere Stauwerke und Kanäle in Rieselwiesen umgewandelt worden sind. Während die Hunte im Durchbruchsgebiet nur wenige, noch kurze Bäche aufnimmt, geht die 40 m-Höhenlinie an der Aue und der Lethe weit in die Garther Heide hinein. Auch die Soeste hat bereits große Massen des Höhenrückens abgetragen, so daß die 40 m-Höhenlinie an der Nordseite der Garther Heide einen recht unregelmäßigen Verlauf hat. Doch zeigt sie im allgemeinen von Huntlosen ab südwestliche Richtung. Interessant sind vor allen Dingen die Erosionserscheinungen im südlichen Lether Feld und südlich Dötlingen unterhalb der Auemündung. Aber nicht nur beim südlichen Geestrücken zeigt sich die Abtragungstätigkeit der Flüsse, sondern auch der ammerländische Rücken wird von den zahlreichen Bächen kräftig angenagt, so daß an dem Südwestabhang die 10 m-Höhenlinie fingerförmig nach Nordosten vorspringt und die Abdachung des Rückens dadurch in ein regelmäßig flachwelliges Land umgewandelt worden ist. Wegen der geringen Höhenunterschiede tritt diese Oberflächenform in der Natur freilich nur wenig in die Erscheinung. Ähnlich wie an den ammerländischen Bächen springt die 10 m-Höhenlinie auch an Lahe und Vehne weit zurück, während dies bei der 20 m-Höhenlinie an den zuletzt genannten Wasserläufen weniger der Fall ist.

Bodenarten und Vegetationserscheinungen. Von geologischem Standpunkt muß unsere Geest als Grundmoränenlandschaft bezeichnet werden. Sie bildet einen Teil der weiten Zone, die sich bogenförmig den jüngeren Endmoränengebieten Holsteins, Mecklenburgs und der Lüneburger Heide mit ihren vorgelagerten Sandgegenden, den „Sanden", angliedert und in älteren Endmoränenlandschaften auf holländischem Boden endet. Mit der Entstehung unseres Heimatbodens hängt die Verbreitung der Bodenarten und seine Fruchtbarkeit eng zusammen, doch kann ich darauf hier nicht näher eingehen. Der ertragreiche Lehmboden findet sich in größerer Ausdehnung auf dem Ammerlande und im Amte Vechta. Die mittleren Partien, besonders das große Gebiet des vermutlichen Urstromsystems und die weiten sandigen Flächen der

Landesbibliothek Oldenburg



Häusergruppe in Ocholt.

Landesbibliothek Oldenburg

Garther Heide sind dagegen äußerst unfruchtbar, so daß man hier mit Recht von einem „güsten" Boden sprechen kann. Ausgedehnte öde Heidesteppen, die neuerdings freilich stark im Abnehmen begriffen sind, überziehen hier den flachwelligen Boden und rufen recht eintönige Bilder hervor, die zur Zeit der Heideblüte aber auch sehr stimmungsvoll wirken können. Das Huntetal mit seinen grünen Wiesen tritt natürlich in einen lieblichen Gegensatz zu einer solchen Umgebung, so daß dieses Gebiet wegen seiner zahlreichen landschaftlichen Reize viel von Ausflüglern besucht wird.

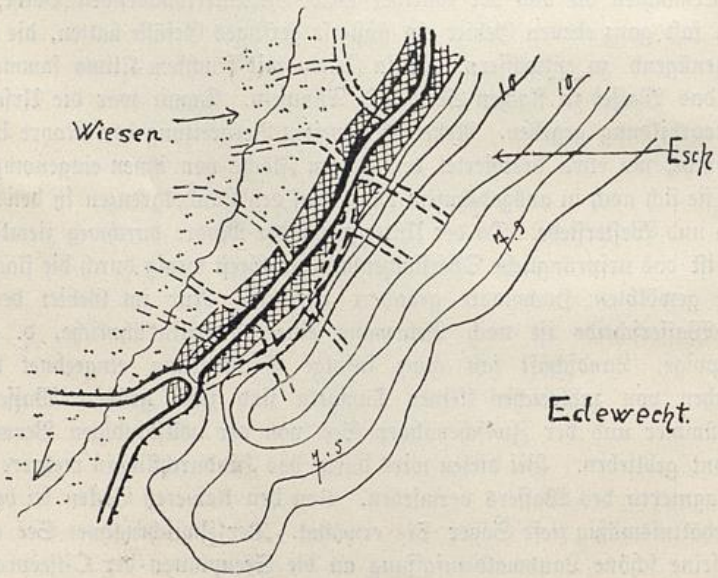
Die niedrig gelegenen Geestgebiete der nördlichen Hälfte unseres Herzogtums, Ammerland, Friesische Wede und Teile der Delmenhorster Geest sind mit ausgedehnten Laubwaldungen bestanden. Unter ihnen sind Hasbruch und Neuenburger Urwald durch prächtige alte Eichen ausgezeichnet, welche wegen ihrer pflanzengeographischen Eigentümlichkeit weit über die engeren Grenzen der Heimat bekannt geworden sind. Die ausgedehnten Föhrenbestände der südlichen Hälfte sind zum größten Teile jüngeren Datums. Sie sollen in den Dünengebieten das Umlagern der lockeren Sandmassen verhindern.

Moore und Seen. Das greisenhafte Oberflächenbild unserer Geest ist somit durch Busch und Wald häufig belebt. Umsomehr empfindet man die große Eintönigkeit in den weiten Moorgebieten südwestlich von Oldenburg. Hier vermochten die von der Garther Heide herunterkommenden Bäche, da sie in dem fast ganz ebenen Gebiet ein äußerst geringes Gefälle hatten, die Gegend nicht genügend zu entwässern, und in Zeiten mit feuchtem Klima sammelte sich daher das Wasser zu flachen Seen und Tümpeln. Damit war die Ursache für die Moorbildung gegeben. Neben der weiten Verbreitung der Moore im Amte Friesoythe, wo etwa dreiviertel der ganzen Fläche von ihnen eingenommen ist, finden sie sich noch in ausgedehntem Maße auf den Landesgrenzen in den Ämtern Vechta und Westerstede. Da der Untergrund der Moore durchweg ziemlich eben ist, so ist das ursprüngliche Oberflächenbild der Geest wenig durch die flachlinsenförmig gewölbten Hochmoore geändert worden. Nur im Gebiet der Ems-Weser-Wasserscheide ist nach Behrmann eine „drumlin"ähnliche, d. h. eine flachkuppige, Landschaft fast ganz infolge Vermoorung eingeebnet worden. Abgesehen von zahlreichen kleinen Tümpeln sind zwei größere Wasserbecken, der Dümmer und der Zwischenahner See, von der vollständigen Vermoorung verschont geblieben. Bei diesen wird durch das Hindurchfließen mehrerer Bäche ein Stagnieren des Wassers vermieden. Von den kleineren Becken sei besonders der verhältnismäßig tiefe Sager See erwähnt. Der Zwischenahner See erinnert durch seine schöne Laubwaldeinfassung an die Seenplatten der Ostseeprovinzen. Daher konnten sich an ihm Zwischenahn und Dreibergen zu bekannten Kur- und Ausflugsorten entwickeln. Damit sind bereits anthropogeographische Verhältnisse gestreift, die im folgenden näher ausgeführt werden sollen.

Bevölkerungsdichte, wirtschaftliche Verhältnisse und Besiedelung. Das Wichtigste bei einer geographischen Betrachtung sind die Beziehungen des Menschen zum Boden, also die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Siedelungen und die Bevölkerungsdichte. In den Geestgemeinden war

Landesbibliothek Oldenburg

früher die Bevölkerungsdichte durchweg geringer als in den Marschgemeinden, was die Skizze der Bevölkerungsdichte um 1810 übersichtlich darzustellen versucht. Die Hauptursache dafür liegt darin, daß wegen des mehr oder weniger großen Sandgehalts unseres Geestbodens dieser dem Tonboden der Marsch an Fruchtbarkeit weit nachsteht. Die Hauptbeschäftigung der Geestbewohner ist von alters her der Ackerbau. Nur die von der Natur mit allzu geringer Fruchtbarkeit ausgestatteten Flächen südlich der Linie Apen-Delmenhorst waren für den Ackerbau nicht lohnend genug. Hier konnten sich mit den natürlichen Erträgen des Bodens nur Heidschnuckenherden begnügen. In neuerer Zeit ist diese Art niederer Viehzucht sehr zurückgegangen, doch erinnern die zahlreichen zum Teil verfallenen Schafkofen an die ursprünglich ärmlichen wirtschaftlichen Verhältnisse. Um die Heideflächen besser auszunutzen, begann der Staat bald nach der Markenaufteilung in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine eigenen öden Gebiete aufzuforsten, so daß besonders in der Ahlhorner Gegend große Fuhrenwaldungen heranwuchsen, welche bereits bedeutende Mengen Grubenholz lieferten. In den Ackerbaugebieten der Geest wird von den Getreidearten der Roggen bevorzugt. Dazu kommt der Kartoffelbau, auf dem Moor vielfach Buchweizenbau und auf dem Ammerland etwas Hopfenbau, während der Flachsbau fast überall vollständig aufgehört hat. Mit den



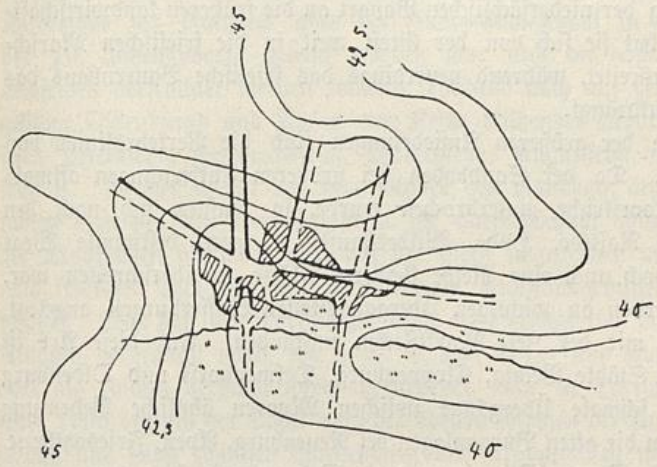
zahlreichen Eichenwäldern des Ammerlandes hängt die hier seit dem Mittelalter rege betriebene Schweinezucht zusammen. Rinder und Pferde wurden früher durchweg nur soviel gehalten, als zum Beackern des Bodens notwendig waren.

Dem Ackerbau entsprechend hat sich überall auf der Geest die aus der keltischen Zeit stammende Einzelsiedelung verbreitet. Von älteren Spuren menschlicher Ansiedelung mögen hier die zahlreich zusammengetragenen erratischen

Landesbibliothek Oldenburg

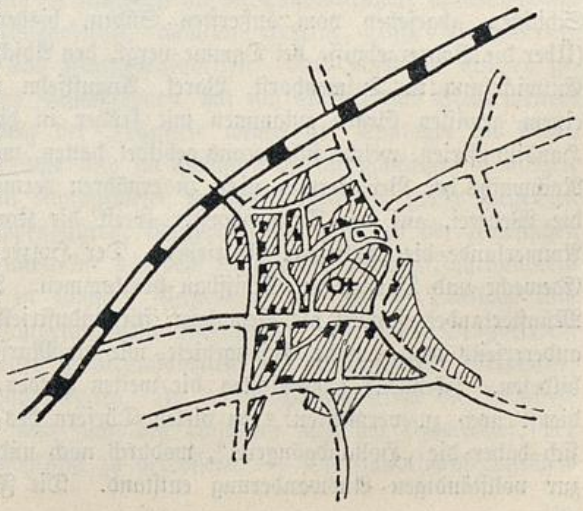
Blöcke erwähnt werden, die sich vor allen Dingen in der weiteren Umgegend Wildeshausens, wo Hunte und Aue klares Wasser liefern, vorfinden. Diese zum Teil durch den Eistransport flach geschliffenen Geschiebe dienten einem ehemaligen Steppenvolk zur Herrichtung und Beschwerung der Grabstätten.

Ambergen.



Die Anlage der Einzelsiedelungen richtete sich in erster Linie nach den Wasseradern, weniger nach den Verkehrswegen, da die Geest zu aller Zeit überall gut zu passieren war. Alle Siedelungen liegen durchweg am Abhange der flachen Bodenwellen. Als typische Beispiele mögen Edewecht und Ambergen südlich von Wildeshausen gelten. Bei dieser Lage war das Wasser nahe, der Untergrund für den Hausbau fest und trocken und die Entfernung zum Ackerland auf dem hohen „Esch" nicht zu weit. Und da die Raine nur für die Sommergrasung etwas Futter lieferten, so war das Wiesenheu als Winterfutter sehr willkommen und ermöglichte die Viehhaltung, soweit sie eben zum Ackerbau nötig war. Einzelne geschlossene Dorfanlagen bildeten sich anfänglich nur auf oasenartig gelegenen Flächen guten Bodens innerhalb öder Gebiete. Dahin gehören Garrel, Bösel, Altenoythe und in gewissem Sinne auch die Gemeinden des Saterlandes. In den übrigen Gebieten entstanden nachträglich durch Verdichtung der Einzelsiedelungen an günstigen Plätzen infolge von Erbteilungen ꝛc.

Canderkesee. (Haufendorf)



Landesbibliothek Oldenburg

besonders in der Nähe der Kirchen „Haufendörfer" oder doch diesen ähnliche Siedelungen, z. B. Ganderkesee.

Überall begegnet uns in den Ansiedelungen der Geest das niedersächsische Haus, ursprünglich mit Fachwerkbau und einem Fundament aus den überall leicht zu habenden erratischen Blöcken. Lokale Abweichungen von dem rein niedersächsischen Typus haben sich im Saterland und der Dammer Gegend herausgebildet. (Näheres darüber in einem andern Kapitel.) Wegen der vorzüglichen Anpassung der niedersächsischen Bauart an die früheren landwirtschaftlichen Verhältnisse hat sie sich von der Geest weit in die friesischen Marschgegenden hinein verbreitet, während neuerdings das friesische Bauernhaus das niedersächsische zurückdrängt.

Für die Lage der größeren Ansiedelungen sind die Verkehrslinien von Bedeutung gewesen. Da der Sandboden bei größeren Entfernungen oftmals durch sumpfige Moorstriche unterbrochen wurde, so mußten sich nach den geistlichen Stiftern Rastede, Hude, Wildeshausen 2c. ganz bestimmte Wege entwickeln, zumal doch auch eine Reihe kleinerer Flüsse zu überschreiten war. Im Mittelalter wurden an wichtigen Übergangsstellen Wasserburgen angelegt, unter deren Schutz mit der Zeit Marktflecken entstanden. Auf diese Art ist die Entstehung der Städte Vechta, Cloppenburg, Delmenhorst und Oldenburg zu erklären. Daß schmale Übergänge zwischen Mooren ähnliche Bedeutung besessen haben, zeigen die alten Burganlagen bei Neuenburg, Apen, Friesoythe 2c. Die Städte Jever, Varel, Oldenburg und Delmenhorst hat man wegen ihrer Lage wohl als „Randstädte" bezeichnet. Sie beherrschen wichtige von der Geest zur Marsch hinabführende Wege, was ebenfalls ein Grund für die Anlage gewesen sein wird. Abgesehen von Jever sind gerade diese Randstädte in neuerer Zeit wegen bedeutender Industrie emporgeblüht.

Die Industrie unserer Städte hängt nicht zusammen mit irgendwelchen Bodenschätzen, denn außer Torf und Ton werden solche aus dem Geestboden nicht geholt und sind in unserm Herzogtum auch in den tiefer liegenden Schichten, abgesehen vom äußersten Süden, bisher nicht gefunden worden. (Über die Bohrergebnisse bei Damme vergl. den Abschnitt über Geologie.) Ihre Entwickelung in Delmenhorst, Varel, Augustfehn und Lohne hängt bis zu einem gewissen Grade zusammen mit früher in diesen Gegenden betriebenen Hausindustrien, welche sich heraus gebildet hatten, weil der Ackerbau allein den Nachwuchs der Bevölkerung nicht zu ernähren vermochte. So wurde in Zetel die Weberei, auf der Delmenhorster Geest die Korkschneiderei und auf dem Ammerlande die „Höltjerei" betrieben. Der Holzreichtum ließ hier sogar in Edewecht und Barßel den Schiffbau hochkommen. In den öden Gebieten des Münsterlandes fanden die Bewohner für industrielle Betätigung kaum Zeit, andererseits fehlten nahe Absatzgebiete, wie die Marschen sie für die Randzone bildeten. Höchstens ermöglichten die weiten Heiden, durch Imkerei den Verdienst noch zu vermehren. In vielen Dörfern des Münsterlandes verbreitete sich daher die „Hollandgängerei", wodurch nach und nach eine starke Neigung zur vollständigen Auswanderung entstand. Die Folge ist der Rückgang in

Landesbibliothek Oldenburg

der Bevölkerungsziffer, welcher bis zu den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts in fast allen Gemeinden des südlichen Herzogtums zu beobachten ist. Erst nachdem die innere Kolonisation vom Staate immer mehr gefördert worden ist, zeigt sich eine Abnahme im Rückgang der Bevölkerungsziffer.

Die Kolonisation begann in den Mooren und zwar zunächst in denen der Marsch, weil man dort Brennmaterial bedurfte und man außerdem nach Abgraben der Moorschicht den fruchtbaren Kleiboden bebauen konnte. So entstanden hier seit dem 16. Jahrhundert Colmar, Neustadt, Frieschenmoor, Kötermoor 2c. Nachdem aber der Hunte-Ems-Kanal in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebaut worden war und die abgetorften Massen auf demselben verfrachtet werden konnten, entstand auch auf der Geest in der Umgebung Oldenburgs und Apens eine Reihe blühender Moorkolonien. Genannt seien Petersfehn, Friedrichsfehn, Moslesfehn, Augustfehn, Elisabethfehn, Idafehn 2c. Früher wurde auf dem Moore ein Raubbau ärgster Art betrieben, indem man für den Buchweizenbau die obere Schicht abbrannte. Jetzt wird der Moorboden durchweg auch auf der Geest abgegraben und der Untergrund nach kräftiger Düngung mit verschiedenen Kunstdüngemitteln intensiv bewirtschaftet. Was von den Torfmassen nicht als Heizmaterial in nahen industriellen Anlagen verbraucht wird, wie z. B. in dem Eisen- und Stahlwerk Augustfehn, oder als solches versandt wird, verarbeitet man in Torfverwertungsfabriken. Seit 1900 beginnt der Staat auch die ödesten Flächen der Kultur zu erschließen, so daß uns selbst zwischen Wardenburg und Cloppenburg im einsamen Letherfelde bereits eine ganze Anzahl sauberer Kolonistenhäuser begrüßt. Hier entstanden in jüngster Zeit Petersdorf, Nikolausdorf 2c. Mit der Kolonisation entwickelte sich ein ganz neuer Siedelungstypus, die auf dem Meßtischblatt teilweise schachbrettartig erscheinenden Fehndörfer.

Je weiter die Kolonien vordringen, desto mehr hört in den älteren Teilen das Gewerbe des Torfgrabens auf und macht der reinen Landwirtschaft Platz. Während die oben erwähnten Hausindustrien vollständig auf der Geest verschwunden sind, haben sich im Anschluß an die Landwirtschaft andere Zweige der Industrie weiter herausgebildet, nämlich einzelne große Brennereien, Brauereien, Fleischwaren- und Konservenfabriken. Nur eine der ältesten gewerblichen Betätigungen, das Ziegelbrennen, hat sich an Ort und Stelle weiterentwickelt, weil dieser Zweig der Industrie wegen der Tonlager an seinen Platz gebunden ist. Neuerdings sind im Anschluß an die mächtigen Tonlager, die in größerer Zahl in den Randgebieten der Geest auftreten, große Ziegeleien entstanden, z. B. bei Grüppenbühren, Rastede, Hahn und auf der Friesischen Wede. Etwas fremdartig wirkt die aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammende Tabakindustrie in Lohne. Außerdem hat sich in Dinklage und Varel eine bedeutende Maschinenindustrie entwickelt. Industrielle Großbetriebe sind ferner die Delmenhorster Linoleumfabriken, die Osternburger Glashütte, sowie die Woll- und Warpspinnereien. In beiden Plätzen strebt die Industrie nach weiterer Ausdehnung und sucht den Anschluß nach der Unterweser, der nahen Welthandelsstraße, möglichst zu verbessern. — Die Hauptindustriegebiete

Landesbibliothek Oldenburg

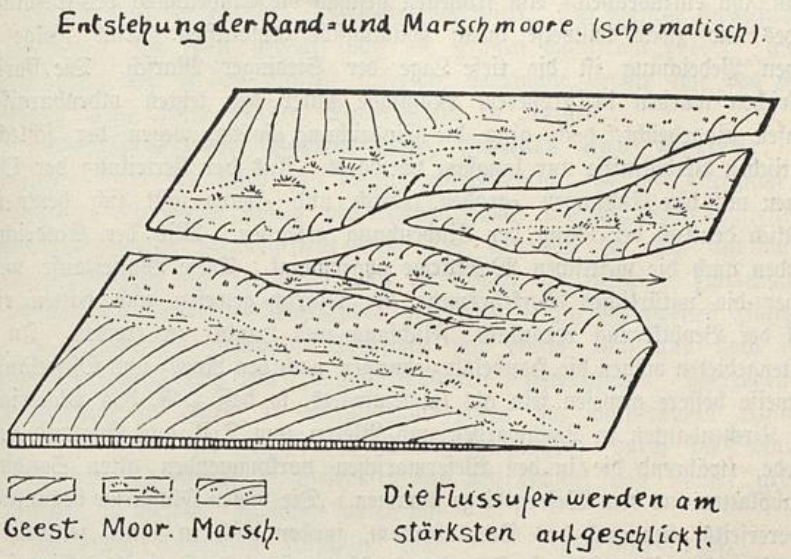
unserer Geest gehören also der Randzone an. Sie konzentrieren sich auf eine Linie, in der der wichtigste aller oldenburgischen Handelswege, die alte Verbindung zwischen Bremen und Ostfriesland, verläuft. Jetzt kommt dieser Verkehrsweg, der zuerst durch eine Eisenbahn ausgebaut worden ist, besonders für den Verkehr nach Wilhelmshaven und den Nordseebädern in Betracht. Die Hauptverkehrsstrecke Bremen—Oldenburg mußte als erste der oldenburgischen Bahnen doppelgleisig werden. Aus strategischen Gründen ist das zweite Geleise in den letzten Jahren bis nach Wilhelmshaven fortgeführt worden. Die jüngeren industriellen Unternehmungen suchen jedoch trotz dieser günstigen Bahnverhältnisse ihren Platz möglichst direkt an der Unterweser, so daß die dort gelegenen Städte mit der Zeit die ältere Industriezone überflügeln werden. Wegen des starken Güterverkehrs auf der Weserbahn muß auch diese bereits zweigleisig werden. Das zuletzt erwähnte Industriegebiet liegt aber nicht mehr auf der Geest, sondern gehört der Marsch an, auf die im folgenden näher eingegangen werden soll.

II. Die Marschen.

Ihre Entstehung. Von der Delmenhorster Geest sowie auch nördlich von Oldenburg bei Ipwege und Loy fällt der Boden verhältnismäßig schnell zu den tiefer liegenden Alluvialgegenden ab, und die zahreichen von der Geest herabfließenden Bäche, die Delme, die Berne und die Jade mit ihren Zuflüssen, haben hier den Rand ziemlich wellig gestaltet. Weiter nördlich in den Ämtern Varel und Jever ist der Geestboden schon so tief gelegen, daß der Übergang zur Marsch fast ohne nennenswerten Höhenunterschied erfolgt. Von der höchsten Stelle, dem Bookholzberg bei Grüppenbühren, hat man bei klarem Wetter einen weiten Blick über das tief gelegene Stedingerland hinüber zum hohen Weserufer bei Blumenthal und Vegesack. Einst floß hier in der Ebene der Aller-Weser-Urstrom, welcher den breiten Grundmoränenrücken, der sich von Vegesack her südöstlich zur Delmenhorster Geest hinüberzog, durchbrach. In dem breiten Urstromtal, das im Geestboden angelegt wurde, floß später die Weser langsam dahin und teilte sich noch in geschichtlicher Zeit bereits oberhalb Bremens in mehrere Arme, so daß der Strom in dem jetzigen Marschengebiet durch eine Art Delta in das Meer mündete. Begünstigt durch Ebbe und Flut häuften sich am Unterlauf der Flußarme große Schlickmassen auf, die unseren Marschboden bildeten. Dadurch wurde den von der Geest herunterkommenden Bächen der Abfluß mit der Zeit immer schwieriger. Die Folge dieser schlechten Entwässerung war die Entstehung der Moore in der Übergangszone. Moore entstanden aber auch in abgeschnürten, nach der Mündung hin zugeschlickten Flußarmen, oder in den flachen Senken zwischen den hochaufgeschwemmten Ufergebieten. Ihre weiteste Ausdehnung haben die Moore des Weserdeltas zwischen Großenmeer und Schweiburg; sie reichen bei Sehestedt bis an den Jadebusen. Die Höhe des Marschbodens über dem Meeresspiegel

Landesbibliothek Oldenburg

ist sehr gering. Auf der Rüthningschen Karte deckt sich die niedrigste 0—1,20 m-Schicht im ganzen mit der Ausdehnung der Marsch. Kleine Höhendifferenzen innerhalb des Gebiets ergeben sich aus der Entstehung der Marschen, sie erreichen jedoch höchstens 2 m und sind so flach, daß die Marschenlandschaft als vollständig eben erscheint. Die Höhenlage der Marsch zu den Sturmfluten



wird veranschaulicht durch die Zeichnung „Schnitt durch Marschland und Innenjade" in dem Artikel „Das Seegebiet". — Infolge dieser Höhenverhältnisse hatten die Marschen früher schwer unter hohen Fluten zu leiden. Besonders im Mittelalter häuften sich die Sturmfluten, und das Meer drang weit ins Land hinein vor. In dieser Zeit entstand der Anfang des Jadebusens, der von 1511—1597 durch die Antoni- oder Eisflut und ihre Nachfolgerinnen seine größte Ausdehnung erhielt. Zahlreich waren die Verluste an Menschen und Tieren, aber der für den Graswuchs äußerst fruchtbare Boden lockte stets von neuem zur Besiedelung. Der Jadebusen ist nach und nach auf die heutige Ausdehnung beschränkt worden, doch reicht das Meer bis an die bei Dangast vorspringende Geest, so daß das einst zusammenhängende Marschengebiet in zwei Abschnitte, in die eigentlichen Wesermarschen und das Jeverland, getrennt worden ist. Durch die zahlreichen Fluten wurden die Wasserverbindungen zwischen Weser und Jade, die Line-Jade, das Lockfleth, die Ahne und die Heete ebenfalls erweitert. Das Lockfleth hat lange Zeit als schiffbarer Weserarm eine Rolle gespielt.

Siedelungen und Eindeichung. So lange eine Bedeichung dieser durch Fluten gefährdeten Landschaften fehlte, wohnten die Bewohner, die Friesen, auf künstlich aufgeworfenen „Wurten". Gewöhnlich handelt es sich wie auf der Geest um Einzelsiedelungen. Dorfwurten wie Langwarden, Ziallerns b. Tettens 2c. sind seltener. Die Endungen -warfen, -warden, -würden in den

Landesbibliothek Oldenburg

Ortsnamen der Marsch deuten noch hin auf die Anlage der Siedelung. Brunnen mit gutem Trinkwasser waren natürlich selten in der Marsch und daher weit bekannt, wie z. B. der Blexer Brunnen. Sein Vorkommen wird nicht der letzte Grund für die frühe Ansiedelung der Mönche hierselbst gewesen sein. Je mehr der Wert des Marschbodens erkannt wurde, desto mehr trachtete man dahin, ihn einzudeichen. Am frühesten geschah die Eindeichung des Stedingerlandes und zwar teilweise durch holländische Kolonisten. Eine Folge der frühen Bedeichung ist die tiefe Lage der Stedinger Marsch. Die übrigen Marschen wurden in größerem Maßstabe unter den letzten oldenburgischen Grafen eingedeicht, doch ging die Eindeichung später wegen der schlechten politischen Verhältnisse nur langsam vorwärts. Aus der Verteilung der Ortsnamen mit den Endungen -groden, -deich und -wurp läßt sich heute noch ziemlich deutlich der Gang der Eindeichung erkennen. Mit der Eindeichung wurden auch die westlichen Weserarme abgedämmt. Diese Wasserläufe waren früher die natürlichen Verkehrswege der Marsch gewesen und hatten einen Teil der Bevölkerung veranlaßt, Fischfang und Handel zu treiben. In den Küstengebieten mögen die Handelsbeziehungen nach den Nord- und Ostseeländern zeitweise bessere gewesen sein als landeinwärts, so daß z. B. das Material zu den Kirchenbauten in Langwarden und Blexen zum Teil aus England geholt wurde, (während die in den Wesermarschen vorkommenden alten Sandstein-Grabplatten aus dem Wesergebirge stammen.) Die vielen Flußarme begünstigten andererseits aber auch das Seeräubertum, fanden doch in ihnen zeitweise die Vitalienbrüder Unterschlupf. Für einen größeren Heerestroß war das Eindringen in dieses Gebiet ziemlich schwierig, bei aufgeweichtem Boden sogar ganz unmöglich. Daher konnte Stad- und Butjadingerland erst nach äußerst langwierigen Kämpfen von den oldenburgischen Grafen unterworfen werden. Da mit der Eindeichung den Marschen die natürliche Entwässerung genommen wurde, so mußte mit dem Deichbau die Anlage von Tiefen und Sielen Hand in Hand gehen. Die Gräben, durch welche in den Marschen statt durch Hecken die Begrenzung der Ländereien geschieht, sind immer zahlreicher an die Tiefe angeschlossen worden, so daß jetzt die Ent- und Bewässerung der Marschländereien vollständig geregelt werden kann. Damit ist das früher häufig vorkommende Wechselfieber, die Malaria, fast gänzlich verschwunden, weil kaum noch stagnierende Tümpel, die Brutstätten der Malariamücken, vorhanden sind. Zu Verkehrswegen benutzte man fortan die Deiche. An ihnen entlang entwickelten sich die neuen Siedelungen. Da sich die Güte des Bodens vom Deiche aus verringerte, zudem alle Ansiedler möglichst gleich günstig zur Verkehrslinie und sicher am Deiche wohnen wollten, erfolgte die Verteilung des Bodens senkrecht zur Deichlinie. So entstand das Bild der Marschhufendörfer, welche auf den Meßtischblättern durch die streifenartige Zerteilung des Bodens auffallen. Letzteres zeigen auch die Moorkolonien und besonders die Ortschaften vom Moorriem, wo sich Marsch- und Moorbesiedelung vereinigt. Als Beispiel echter Marschhufenortschaften können Jader-Außendeich, Abbehausergroden 2c. gelten. Vergl. Moorriem auf der Rüthningschen Karte.

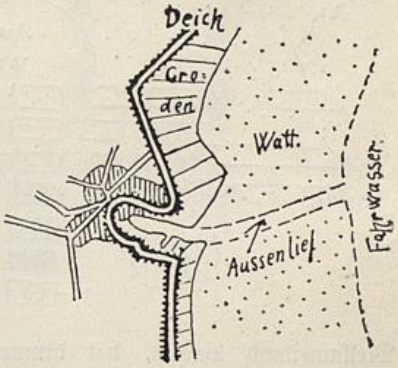
Landesbibliothek Oldenburg

In den älteren Marschgebieten zeigt sich dagegen eine blockartige Aufteilung infolge des Vorherrschens der Einzelsiedelung. In der Nähe der Kirchen haben sich in diesen Gegenden ebenso wie auf der Geest den Haufendörfern ähnliche Siedelungen gebildet.

Im Anschluß an die Bodenverhältnisse hat sich in den älteren Marschen die typische friesische Art des Hausbaues verbreitet. Der massive Ziegelsteinbau, ursprünglich mit Reit gedeckt, das die großen Schilfrohr„polder" an den Weserarmen und in den Braken lieferten, vermochte ebenso wie das niedersächsische Haus große Massen Winterfutters zu „bergen".

Wirtschaftliche Verhältnisse, Handel und Verkehr. Der fruchtbare Tonboden wird fast überall ausschließlich für die Viehzucht ausgenutzt, da sich dieser Zweig der Landwirtschaft als der vorteilhafteste und zugleich bequemste herausgestellt hat. Der Ackerbau hat sich nur auf den Grodenländereien am Jadebusen und im Gebiet der früheren Harlebucht im nordwestlichen Teile des Jeverlandes erhalten. — In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Marschen mit einem nach und nach immer dichter werdenden Netz von „baumbestandenen Klinkerstraßen" überzogen und sind dadurch zu einem in allen Jahreszeiten gut passierbaren Landesteil geworden. Mit der wachsenden Verkehrsmöglichkeit durch die Marschen begann das oldenburgische Weserufer für den Handel von immer größerer Bedeutung zu werden. Zunächst hatten sich da, wo durch Außentiefe Anschluß zum Fahrwasser möglich war, eine Reihe kleiner Sieldörfer entwickelt, z. B. Abser-, Strohauser-, Kleinen-, Großen-, Fedderwarder-, Hook-, Horumersiel u. a. Hier blühte überall wie in Elsfleth und Warfleth das Fischer- und Schiffergewerbe. Seitdem aber durch die Weserkorrektion die Verkehrsverhältnisse für Brake und Nordenham besonders günstig geworden sind (vgl. Karte von Prof. Rüthning), und dazu durch die Weserbahn Hude-Nordenham das Hinterland in besserem Maße als bisher erschlossen worden ist, konzentriert sich der Handel auf diese beiden Städte, und der Staat ist dem Schiffsverkehr durch große Pieranlagen förderlich gewesen. In diesen jugendlichen Weserstädten, besonders in der Nordenhamer Gegend, beginnt sich neben dem Handel die Großindustrie zu entwickeln, so daß zu den bedeutenden Holz-, Getreide- und Petroleumlagern große Fabrikanlagen und Schiffshelgen entstanden sind. Das rege Leben und Treiben hier erinnert an die Arbeiterstadt Rüstringen, welche sich um den preußischen Kriegshafen am westlichen Jadebusen bildete. Einzelne im buschigen Grün daliegende Bauerngehöfte zwischen den Häuserreihen der Arbeiter werden noch lange an die vergangenen ruhigeren Zeiten erinnern.

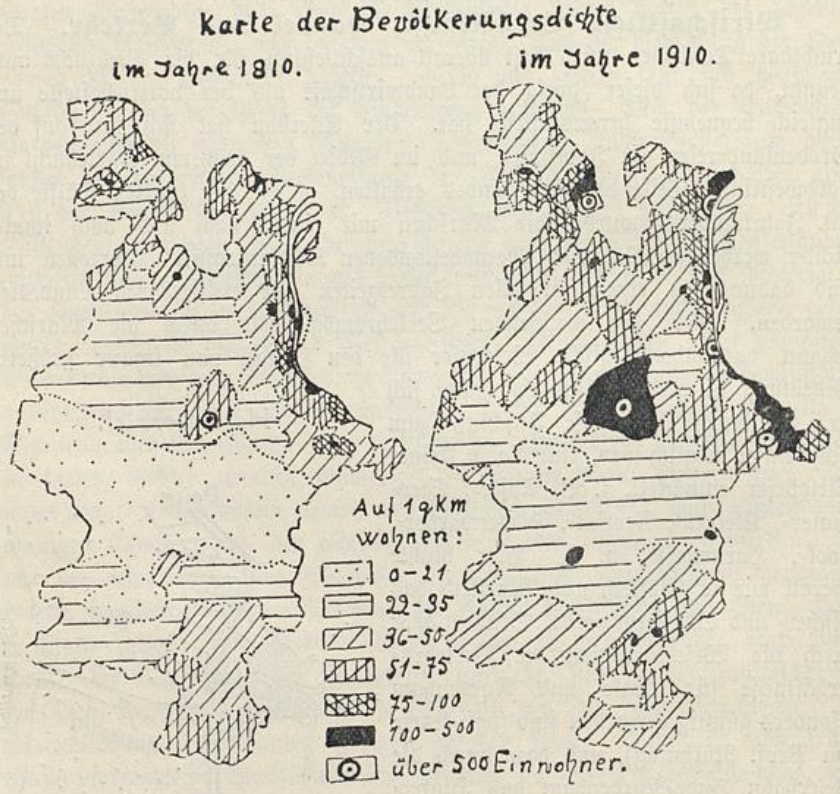
Horumersiel.



Landesbibliothek Oldenburg

Welchen Einfluß Industrie und Handel auf die Bevölkerungsdichte der Marsch ausgeübt hat, zeigt ein Vergleich der Karten der Bevölkerungsdichte von 1810 und 1910.

Das Küstengebiet. Je größer die Bevölkerungsmassen der Marsch werden, um so wichtiger werden die schützenden Deiche, welche daher stets mit großer Fürsorge zu überwachen sind. Der Außengroden geht durchweg allmählich zum Watt über, einer bei Ebbezeit wasserfrei daliegenden, grauen Schlicksandfläche. Sie reicht nördlich von Langwarden bis über das grüne



Mellumeiland hinaus, hat demnach hier eine Ausdehnung von mehr als 20 km. Wo der Wellenschlag die Küste annagt, bildet sich ein niedriges Kliff, wie z. B. nördlich von Waddens (Butj.), dessen obere Kante langsam dem Deich zuwandert. Damit der schützende Damm aber nicht zerstört wird, müssen Schlengenbauten und schwere Steinpolster der „Abrasion" des Meeres Einhalt gebieten. Von dem Festlande, das einst etwa in der heutigen Erstreckung des Watts vorhanden war, sind nur kümmerliche Reste, das Oberahnsche Feld und Arngast, übrig geblieben. Während das Wasser an manchen Stellen abträgt, schlickt es an anderen auf. Besonders häuft die Weser immer neue Sedimente an und erhöht dadurch nicht nur ihr eigenes Bett, sondern auch das Außendeichsland wird infolge der jährlich mehrmals

Landesbibliothek Oldenburg

vorkommenden Überflutungen höher und liegt bereits $^1/_2$—$1^1/_2$ m höher als das Binnendeichsland. Über Wangeroog siehe den Aufsatz über das Seegebiet.

Der kurze Überblick vermag natürlich nur die großen Züge der zahlreichen geographischen Beziehungen in unserer Heimat darzulegen. Auf die politischen Verhältnisse wurde nicht eingegangen, weil die Entwicklung des oldenburgischen Staates gar nicht von der Bodengestaltung abhängig war. Unser Heimatland ist nur ein Teil von dem durchweg gleich gestalteten nordwestdeutschen Flachlande. Ein Vergleich der Bevölkerungsdichte unserer Heimat, welche im Durchschnitt 73 beträgt, mit der mancher ostelbischen Gaue, wo der Boden besser, aber dünner bevölkert ist, ergibt, daß der zum Teil magere Boden unseres Herzogtums gut bewirtschaftet und ausgenutzt wird. Freilich bleibt Oldenburg hinter der durchschnittlichen Bevölkerung Deutschlands, die 120 auf 1 qkm beträgt, noch weit zurück, doch ist gerade in den letzten Jahrzehnten ein günstiger Aufschwung in der Bevölkerungsdichte zu erkennen, was die folgende Tabelle zeigt:

Es wohnten auf 1 qkm

	in der Marsch	auf der Old. Geest	auf der Münst. Geest	im Herzogtum
1810.....	50	33	27	34
1855.....	60	48	30	43
1885.....	67	61	30	52
1890.....	72	64	30	54
1895.....	77	68	31	56
1900.....	82	73	33	59
1905.....	104	87	35	66
1910.....	117	95	37	73

Während in den letzten 25 Jahren die Bevölkerungsdichte in Deutschland um 30 % gestiegen ist, beträgt die Zunahme der Dichte in unserm Herzogtum 40 %.

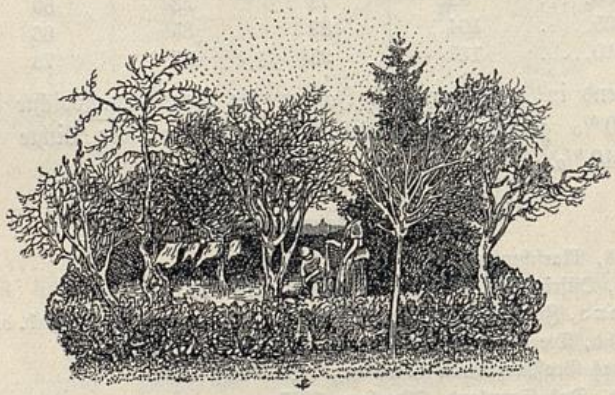
Literatur.

1. Allmers, Marschenbuch.
2. Arends, Ostfriesland und Jever. Emden 1818—20.
3. Behrmann, Zur Frage der Urstromtäler im Westen der Weser. Verh. d. d. G. 1910.
4. Bielefeld, Die Geest Ostfrieslands. Forsch. z. d. L. u. V.
5. Böse, Das Großherzogtum Oldenburg. Oldenburg 1863.
6. Bröring, Das Saterland, Oldenburg 1897.
7. Bücking, Die Unterweser und ihre Korrektion (Verh. des 11. deutschen Geographentages zu Bremen).
8. Glaß, Die Besiedelung der Ödländereien im Großherzogtum Oldenburg. Archiv für innere Kolonisation I. 1.
9. Gröne, Anleitung und Material zum Unterricht in der Heimatkunde. Varel 1881.
10. Hahn, Die Städte der norddeutschen Tiefebene, in Forsch. z. d. L. u. V. 1885.
11. Hahn, Topographischer Führer durch das nordwestliche Deutschland. Leipzig 1895.
12. Krüger, Meer und Küste bei Wangerooge. Berlin 1911.

Landesbibliothek Oldenburg

13. Kohli, Beschreibung des Herzogtums Oldenburg. 1844.
14. Kollmann, Statistische Beschreibung der Gemeinden des Herzogtums Oldenburg.
15. Kollmann, Das Herzogtum Oldenburg in seiner wirtschaftlichen Entwickelung während der letzten vierzig Jahre.
16. Martin, Über den Einfluß der Eiszeit auf die Entstehung der Bodenarten und des Reliefs unserer Heimat. Oldenburger Verein für Altertums- und Landesgeschichte. 1898.
17. Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. 1906.
18. Poppe, Zwischen Ems und Weser.
19. Rüthning, Landeskunde des Großherzogtums Oldenburg. Breslau. (Ergänzungen der Schulgeographie von Seydlitz.)
20. Salfeld, Die Hochmoore im früheren Weserdelta. (Band 16 der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.) 1881.
21. Schloifer, Versuch einer ausführlichen Staatsgeschichte und historisch-politisch-geographische Beschreibung der vormaligen Grafschaft Oldenburg und Delmenhorst, in 3 Teilen. Büschings Magazin für die neuere Historie und Geographie. 3 Bände. Leipzig 1769.
22. Schacht, Die Moore des Herzogtums Oldenburg. Petermanns Mitteilungen, 1883.
23. Schucht, Die Harlebucht. Abhandlung zur Geschichte Ostfrieslands. 16. Aurich 1911.
24. Schucht, Beitrag zur Geologie der Wesermarschen. Zeitschrift für Naturwissenschaft. Stuttgart 1903.
25. Sello, Der Jadebusen. Varel 1903.
26. Wesselmann, Lehrbuch der Geographie und Geschichte des Großherzogtums Oldenburg.

Ferner sei hingewiesen auf die Schriften des Oldenburg. Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Bodenarten des Herzogtums Oldenburg in ihrer Beziehung zur Landwirtschaft.

Von **Dr. M. Popp,**
Vorsteher der Versuchs- und Kontrollstation der Landwirtschaftskammer.

Das Herzogtum Oldenburg ist in landwirtschaftlicher Beziehung ein außerordentlich interessantes Land. Nicht allein, weil hier die Viehzucht auf einer Höhe steht, wie selten anderswo; nicht nur, weil es hier die größten Molkereien Deutschlands gibt. Nein, interessant vor allem ist das, woraus Molkereien und Viehzucht in letzter Linie entspringen, interessant sind die Bodenverhältnisse des Oldenburger Landes. Die größten Gegensätze, welche man sich denken kann, sind hier auf einem immerhin kleinen Raum vereinigt. Findet man doch den schwersten Tonboden sowohl wie den leichtesten Sandboden und wieder weite Flächen Moorland. Teilweise sieht man Boden in der Höhe der Kultur, in intensivster Ausnutzung, dann aber auch Land, woran des Menschen Hand kaum jemals gerührt hat, das noch im Urzustande als Ödland brach liegt, ein reicher Schatz noch für die Zukunft.

Das Herzogtum Oldenburg umfaßt ein Gebiet von rund 5375 qkm. Davon entfallen auf die Marsch 1151 qkm und auf Geestland (inkl. Moor) 4224 qkm, so daß also rund vier Fünftel des Landes zur Geest gehören und ein Fünftel zur Marsch. Nach Tacke besitzt das Herzogtum 18,6 % seiner Fläche an Moorboden, das sind genau 1000 qkm; danach würde Oldenburg fast ebensoviel Moor besitzen wie Marsch. Die Bodenverteilung ist also folgende:

1151 qkm Marschboden, 3224 qkm Geestboden, 1000 qkm Moorboden.

Nicht kultiviert waren am Ende des Jahres 1910 noch 1592 qkm, welche teils aus Geestboden, teils aus Moor bestanden.

Agrogeologisch aufgenommen sind von unserem Lande bisher nur das Blatt Jever, das Blatt Eckwarden und die Gemeinden Zwischenahn und Langförden. Die in diesen Aufnahmen niedergelegten Resultate sind für die folgende Arbeit im wesentlichen berücksichtigt worden. Agrikulturchemische Bodenuntersuchungen sind aber gelegentlich anderer Untersuchungen auch sonst von der Versuchsstation in großer Anzahl ausgeführt worden, so

Landesbibliothek Oldenburg

daß ein im allgemeinen vollständiges Bild über sämtliche im Herzogtum vertretene Bodenarten in unseren Betrachtungen zustande kommen dürfte.

In landwirtschaftlicher Beziehung unterscheidet man folgende Bodenarten:

1. Steinböden, 2. Sandböden, 3. Lehmböden, 4. Tonböden, 5. Mergelböden, 6. Kalkböden, 7. Humusböden. Diese Bodeneinteilung richtet sich also nach den Hauptbestandteilen derselben. Scharfe Grenzen zwischen den einzelnen Klassen lassen sich nicht in allen Fällen ziehen. Im allgemeinen bezeichnet man das feine Produkt der chemischen Verwitterung als Ton, während die noch unverwitterten, aber losgelösten Mineralien als Sand bezeichnet werden. Die Sandböden bestehen also in ihrer reinsten Form nur aus Sand. Ist dem Sand mehr oder weniger Ton beigemengt, so erhält man sandige Lehmböden oder lehmige Sandböden, während die Tonböden überwiegend Ton enthalten. Um durch eine mechanische Analyse eine Vorstellung von der Art des Bodens zu erhalten, schlemmt man nach einem bestimmten Verfahren die feinsten Bodenbestandteile mittels Wasser ab. Da in diesen abschlemmbaren Bestandteilen sämtlicher Ton enthalten ist, aber nur wenig des allerfeinsten Sandes, so kann man hieraus den Charakter eines Bodens wohl erkennen. Als Sand bezeichnet man bei der Analyse die Bodenbestandteile, bei denen die einzelnen Körnchen einen Durchmesser von weniger als 2 mm besitzen abzüglich der abschlemmbaren Bestandteile, über 2 mm dicke Körner nennt man Grand. Einige Beispiele werden das Gesagte anschaulich machen. Vier Böden haben folgende mechanische Zusammensetzung:

	Grand über 2 mm	Sand				Abschlemmbare Teile
		2—1 mm	1—0,5 mm	0,5—0,25 mm	unter 0,25 mm	
	%	%	%	%	%	%
Sandboden der Geest	1,12	1,54	2,06	52,52	36,76	6,00
Tonboden der Geest .	0,00	0,00	0,00	8,70	37,00	54,30
1. Tonboden der Marsch (Klei)	0,00	0,00	0,16	21,20	36,80	41,84
2. Tonboden der Marsch (Klei)	0,00	0,00	0,00	2,60	40,00	57,40

Man ersieht hieraus, daß der Sandboden nur geringe Mengen abschlemmbare Teile besitzt, die Hauptmenge des Bodens besteht aus Sand von einer Korngröße, die feiner ist als 0,5 mm. Zweitens erkennt man aus der Zusammenstellung aber, daß der Marschboden nicht unbedingt am tonreichsten zu sein braucht. Obiger Tonboden der Geest enthält rund 12,5 % abschlemmbare Teile mehr als der 1. Marschboden. Daß auch andere Marschböden vorkommen, zeigt der 2. Marschboden. Ja, es gibt in der Marsch auch Böden, welche bis zu 70 % abschlemmbare Teile enthalten. Je größer der Tongehalt eines Bodens ist, um so dichter, bindiger ist der Boden, um so schwerer ist er zu bearbeiten. Man unterscheidet deshalb auch leichte Böden und schwere Böden.

Landesbibliothek Oldenburg

Eine Sonderstellung bezüglich der mechanischen Zusammensetzung nehmen die Humusböden ein. Diese sind im Herzogtum Oldenburg als Moorböden vertreten. Je nach ihrer Entstehungsweise unterscheidet man Hochmoore und Niederungsmoore. Allgemein gesprochen bestehen beide Moorarten vorwiegend aus pflanzlichen Resten, und zwar die Hochmoore aus mehr oder weniger zersetzten Moosen, Heidekräutern und Wollgräsern, die gewöhnlich auf nährstoffarmem Untergrund gewachsen sind und an sich sehr geringe Ansprüche an Nahrung stellen; die Niederungsmoore aus grasartigen Pflanzen, wie Riedgräsern, Seggen und Binsen, die nur bei Gegenwart von nährstoffreicherem Wasser gedeihen. Moorbildung ist überhaupt nur da möglich, wo hinreichende Mengen von Wasser vorhanden sind. Da die Hauptbestandteile der Hochmoore, die Torfmoose, imstande sind, größere Mengen von Wasser aufzusaugen, so können diese Moore sich über den Grundwasserstand der Umgebung erheben, daher die Bezeichnung Hochmoore. Die Gewächse der Niederungsmoore haben diese Fähigkeit nicht. Deshalb hört ihr Wachstum und damit die Moorbildung auf, sobald der Grundwasserstand überschritten ist. Vielfach sind die Niederungsmoore von größeren und geringeren Mengen mineralischer Bestandteile, wie Sand und Ton, durchsetzt, so daß sie sich auch bezüglich ihrer mechanischen mineralogischen Zusammensetzung von den Hochmooren unterscheiden. Auf die chemische Zusammensetzung kommen wir später zu sprechen. Erwähnt sei hier nur noch, daß zwischen beiden Moorarten zahlreiche Übergangsstufen vorhanden sind, die man als Übergangsmoore bezeichnet.

Nach ihrer physikalischen Zusammensetzung sind die Böden Oldenburgs also außerordentlich verschiedenartig. Doch darf man die Fruchtbarkeit eines Bodens nicht allein nach seiner mechanischen Beschaffenheit beurteilen. Es kommt vielmehr auf die Nährstoffe an, die ein Boden enthält. Von den zahlreichen Stoffen, die man als Pflanzennährstoffe rechnet, verdienen einige eine nähere Betrachtung. Es sind dies Stickstoff, Kalium, Phosphor und Kalzium, die man als Hauptnährstoffe der Pflanzen bezeichnet. Gewiß, die Pflanze braucht zu ihrem Leben ebenso notwendig das Eisen, aber in wesentlich geringerer Menge. Ähnlich verhält es sich mit den anderen Nebennährstoffen; diese sind meist so wichtig, daß die Pflanzen unbedingt sterben müßten, wenn einer dieser Stoffe fehlte. Aber während z. B. der Winterroggen 0,6 % Kali enthält, kommen auf Natron nur 0,06 %; und so ist es bei den anderen Nebenstoffen auch, die Pflanzen brauchen davon wesentlich weniger als von den Hauptnährstoffen. Und noch eins kommt hinzu: Diese Nebennährstoffe finden sich im Boden meist in einer sehr reichlichen Menge. So entzieht z. B. eine Rübenernte bei hohem Ertrage einem Hektar Land rund 500 kg Kali und nur 5 kg Eisenoxyd. Da ein mittelguter Ackerboden bis zur Tiefe von 1/3 m auf 1 ha etwa 10 000 kg Kali und 150 000 kg Eisenoxyd enthält, so reicht der Kalivorrat für 20 Rübenernten aus, der Vorrat an Eisenoxyd dagegen für 30 000 Rübenernten.

Aus all diesen Gründen richtet man sein Augenmerk nur auf die Hauptnährstoffe, wenn man die Fruchtbarkeit eines Bodens beurteilen will. Es ist

Landesbibliothek Oldenburg

nun aber durchaus nicht gleichgültig, in welcher Form diese Stoffe im Boden vorhanden sind. Von vornherein ist es wohl klar, daß der Phosphor nicht in elementarer Form im Boden vorkommen kann, ebensowenig das Kalium und Kalzium. Diese Elemente sind vielmehr stets wieder mit anderen Elementen verbunden. Aber auch von den Verbindungen, z. B. von Phosphor mit Sauerstoff und Kalzium, können die Pflanzen nur die löslichen aufnehmen, d. h. solche, welche mit Hilfe des Bodenwassers und der Bodenkohlensäure in eine Form übergeführt werden, daß sie die Zellwände der Wurzeln durchdringen können. Ebenso verhält es sich mit dem Kalium; das in Verbindung mit Kieselsäure in den Gesteinsresten vorhandene Kalium können die Pflanzen nicht ohne weiteres aufnehmen. Durch die Einflüsse der Verwitterung aber wird nach und nach ein Teil des Kaliums löslich und für die Pflanzen aufnehmbar. Für den Kalk gilt das gleiche; mit dem Stickstoff verhält es sich etwas anders. Der atmosphärische Stickstoff ist nicht als ein Bestandteil des Bodens aufzufassen, wenn ihn auch gewisse Pflanzen (Leguminosen) mit Hilfe von Bakterien aufzunehmen vermögen. Der gebundene Stickstoff kann einmal in Form von organischer Substanz im Boden vorhanden sein, also als Bestandteil pflanzlicher Reste von Wurzeln, Strohresten, Humusstoffen, oder als Bestandteil der zahllosen Bodenbakterien. In dieser Form ist er für die Pflanzen nicht verwendbar, wir nennen ihn organischen Stickstoff. Durch Verwesung wird der organische Stickstoff allmählich in anorganische Form übergeführt, er wird zu wasserlöslichem Stickstoff, der besonders als Salpeter von den Pflanzen aufgenommen wird.

Will man einen Boden nach seinem Gehalt an Nährstoffen beurteilen, so müßte man, wenn man genaue Ergebnisse erlangen will, die von den Pflanzen aufnehmbaren Nährstoffe ermitteln. Das kann man mittels chemischer Methoden mit einiger Genauigkeit beim Stickstoff und auch beim Kalk, nicht aber auch bei Kali und Phosphorsäure. In den meisten Fällen begnügt man sich damit, den Gehalt des Bodens an Gesamt-Stickstoff und an Kali, Phosphorsäure und Kalk, soweit sie in Säuren löslich sind, zu ermitteln. Auf Grund von Erfahrungen kann man dann mit einiger Genauigkeit urteilen, ob ein Boden reich oder arm an den betreffenden Stoffen ist.

Genauer als die chemische Analyse vermag die Pflanze selbst anzugeben, ob ein Boden genügende Nährstoffmengen enthält. Es sind zu diesem Zweck Methoden ausgearbeitet worden, die sehr zuverlässig sind, aber sie erfordern sehr viel Zeit und Arbeit, so daß man diese Methoden bisher nur bei wenigen Bodenarten hat durchführen können. Besonders in Oldenburg liegen erst wenige Erfahrungen hierüber vor. Wir werden im einzelnen noch darauf zurückkommen.

Wenn wir die Böden des Herzogtums Oldenburg nach ihrer chemischen Zusammensetzung hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Landwirtschaft betrachten wollen, werden wir gut tun, die einzelnen Hauptlandesteile getrennt ins Auge zu fassen. Man kann in dieser Richtung drei Hauptteile des Landes

Landesbibliothek Oldenburg

unterscheiden: die Marschen, die oldenburgische Geest und die münsterländische Geest, d. h. den Norden, die Mitte und den Süden des Herzogtums. Im allgemeinen teilt man die Marschen wieder ein in Nordseemarschen und Wesermarschen, je nachdem sie ihre Entstehung der See oder der Weser verdanken. Auf die Entstehung der einzelnen Bodenarten selbst wollen wir hier nicht eingehen, wir nehmen den Boden als gegeben an.

Der jüngste Boden, den wir im Herzogtum besitzen, ist der Außendeichsboden, der Boden also, welcher außerhalb der festen Deiche liegt und bei hohen Fluten noch vom Wasser überströmt wird. Trotzdem wird er landwirtschaftlich ausgenutzt, zum Teil als Weide, wie im nördlichen Jeverland, zum Teil als Mähland, wie am Jadebusen bei Stollhamm und an den Weserufern. Der frisch abgelagerte Boden wird Schlick genannt, wobei man zwischen Seeschlick und Weserschlick unterscheidet. Ihrer Zusammensetzung nach können die Schlicke sehr verschiedenartig sein. Solche, die sich aus ruhigerem Wasser ablagern, werden einen höheren Gehalt an Ton besitzen als die aus lebhaft bewegtem Wasser zur Ablagerung gelangenden Schlicke. Daher erklärt es sich, daß der Schlick der Nordseeinseln im allgemeinen sehr sandreich ist, während der in den ruhigeren Teilen des Jadebusens und an den Weserufern sich ausscheidende zu den tonreichsten gehört. Charakteristisch für alle Schlickarten ist ein relativ hoher Gehalt an kohlensaurem Kalk, und zwar steigt dieser im allgemeinen mit dem Gehalt an Ton. So enthält z. B.

Schlick von Dangastermoor. 84,0 % tonhaltige Teile und 11,10 % kohlens. Kalk
" " Augustgroden .. 74,8 % " " " 11,33 % " "
" " Spiekeroog .... 18,8 % " " " 4,42 % " "

Schucht stellt für die verschiedenen Schlickarten folgende Mittelwerte zusammen:

für marine Schlicktone 9,56 % kohlens. Kalk, für marinfluviatile Schlicktone 7,09 % kohlens. Kalk,

für marine Schlicksande 3,88 % kohlens. Kalk, für fluviatile Schlicktone 5,33 % kohlens. Kalk.

Folgende Schlickproben zeigen auch den Gehalt an anderen Pflanzennährstoffen:

Schlick	Stickstoff	Kali	Phosphorsäure	Kalk	
von Bremerhaven	0,30 %	0,73 %	0,21 %	5,86 %	Moorversuchsstation Bremen 1886
von Wilhelmshaven	0,27 %	0,89 %	0,18 %	6,57 %	
aus dem Hafenbassin von Harle	0,19 %	0,70 %	0,18 %	3,77 %	
von Wangeroog	0,09 %	0,53 %	0,09 %	3,06 %	

Man sieht, der Nährstoffgehalt geht etwa parallel mit dem Kalkgehalt. Der bei der Insel Wangeroog abgelagerte Schlick, welcher der sandigste gewesen sein dürfte, ist am ärmsten an Nährstoffen. Sehr hoch ist vor allem stets der Gehalt an Kali.

Landesbibliothek Oldenburg

Wenn das Meer- oder Flußwasser gehindert wird, das Land zu überfluten, so daß also auch keine neuen Schlickteile abgelagert werden können, ändert sich die Beschaffenheit des Schlickes; es treten Zersetzungen und Umsetzungen in ihm ein, die man als Verwitterung bezeichnen kann. Bei dem Seeschlick, der im frischen Zustande reich an den löslichen Bestandteilen des Meerwassers ist, werden in erster Linie durch den Regen die Salze ausgewaschen. Aber auch der an sich unlösliche Kalk wird durch Wasser und Kohlensäure aufgelöst und in allmählich immer größere Tiefen geführt. Dieser Prozeß geht zwar nur langsam vor sich, aber die Oberfläche kann doch dadurch schließlich vollständig an Kalk verarmen. Es liegt auf der Hand, daß die ältesten Schichten eines solchen Bodens kalkärmer sein werden als jüngerer Boden, so daß man aus dem Kalkgehalt eines Marschbodens auf sein relatives Alter schließen kann. Durch die Eindeichung haben die Menschen das Meerwasser künstlich von dem Lande ferngehalten und haben so dem Meere große Strecken des fruchtbarsten Landes abgewonnen. Dieses so eingedeichte Land nennt man hier Groden. Je nachdem das Land an ruhigen oder an weniger ruhigen Küsten eingedeicht wurde, hat das Grodenland eine verschiedene Zusammensetzung. So wurde 1902 auf der Insel Wangeroog ein 18 ha großes Stück Land eingedeicht, welches fast reiner Sandboden ist. Im Jahre 1910 hatte es folgenden Gehalt an Nährstoffen: 0,018 % Stickstoff, 0,022 % Phosphorsäure, 0,013 % Kali und 0,031 % Kalk. Es handelt sich hier also um einen außerordentlich armen Boden. Seit der Eindeichung wurde das Land als Wechselland benutzt, d. h. das mit Gras und Klee besäte Land diente als Wiese, wurde aber nur einmal gemäht. Was nach dem ersten Schnitt wuchs, wurde abgeweidet. Vier Jahre lang lieferte das Land befriedigende Erträge, ohne daß irgend welcher Dünger darauf gekommen wäre, außer dem vom Weidegang im Nachsommer. Von da an ließ der Ertrag nach, so daß nur durch starke Düngung mit Stallmist oder Kunstdünger eine genügende Menge Futter geerntet werden konnte.

Nährstoffe	Prozentischer Gehalt an Nährstoffen		Gehalt von 1 ha Land in kg		
	Eingedeichtes Land	Nicht eingedeichtes Land	Eingedeichtes Land	Nicht eingedeichtes Land	Verlust an Nährstoffen pro ha
N = Stickstoff	0,0480	0,0957	1680	3350	1670
K_2O = Kali	0,0120	0,0981	420	3434	3014
P_2O_5 = Phosphorsäure ...	0,0220	0,0365	770	1278	508
Ca O = Kalk	0,0310	0,0289	1085	1012	—

Gleichzeitig wurde von uns der Boden des nicht eingedeichten Landes untersucht, das unmittelbar hinter dem Deich lag und mechanisch von der gleichen Beschaffenheit ist. Nach voraufgehender Zusammenstellung läßt sich

Landesbibliothek Oldenburg

berechnen, daß im Laufe von 8 Jahren pro ha nicht weniger als 1670 kg Stickstoff, 3014 kg Kali und 508 kg Phosphorsäure verloren gegangen sind.

Für das Verständnis der Natur derartiger Böden ist dieses Verhalten außerordentlich interessant. Es zeigt, daß die mit dem losen Seesand angeschlickten Meeresbestandteile sehr leicht in Zersetzung übergehen. Diese Bestandteile waren wahrscheinlich tierischen und pflanzlichen Ursprunges, also Humusbildner. Von Humus aber war kaum noch eine Spur vorhanden.

Die meisten Grodenländereien, besonders die des Festlandes, gehören jedoch zu den fruchtbarsten Böden, welche wir überhaupt kennen. Sehr interessante und wichtige Untersuchungen hierüber hat der verstorbene Professor M. Märcker angestellt. Es handelt sich hier um folgende Groden:

1. Blauhandter Groden ... eingedeicht 1659,
2. Ellenserdammer Groden. „ 1732,
3. Friedrich-August-Groden „ 1780,
4. Adelheids-Groden ..... „ 1822,
5. Peters-Groden..... „ 1852.

Da diese zwischen Sande und Ellenserdamm hintereinander gelegenen Groden an der gleichen Stelle des Landes aufgeschlickt sind, können die erhaltenen Ergebnisse miteinander verglichen werden, obwohl der Blauhandter Grodenboden rund 10 % der feinsten Teilchen weniger enthält als die übrigen Böden. Der prozentische Gehalt an Nährstoffen war der folgende:

Groden Nr.	Stickstoff (N)	Phosphorsäure (P_2O_5)	Kalk (CaO)	Kali (K_2O)	kohlensaurer Kalk ($CaCO_3$)
1	0,25	0,151	2,17	0,59	4,06
2	0,24	0,152	3,87	0,66	6,72
3	0,23	0,193	4,88	0,68	8,71
4	0,23	0,235	5,16	0,62	9,21
5	0,23	0,250	5,28	0,56	9,42

Wenn wir oben gesagt haben, daß mit dem Alter des Marschbodens der Gehalt an Kalk abnimmt, so sieht man aus der Zusammenstellung, daß diese Theorie auch hier vollkommen stimmt. Der im Jahre 1659 eingedeichte Boden enthielt nur 2,27 % Kalk, im Jahre 1852 eingedeichter Groden dagegen 5,28 %.

Der Gehalt an Stickstoff ist sehr gleichmäßig und ziemlich hoch. Wenn man bedenkt, daß ein Hektar Lehmboden etwa das Gewicht von 3 Millionen Kilogramm besitzt, so sind darin bei einem Gehalt von 0,23 % 6900 kg Stickstoff vorhanden. Betrachtet man dem gegenüber die durch eine Düngung mit 2 dz Chilisalpeter einem Hektar zugeführte Menge Stickstoff von rund 30 kg, die in vielen Fällen ausreicht, so müßte der Boden für 230 Jahre ausreichend mit Stickstoff versehen sein. Daß dies jedoch nicht der Fall ist, werden wir sogleich sehen. Der Phosphorsäure-Gehalt sinkt wie der Kalkgehalt mit dem Alter des Grodenbodens von 0,250 % bis auf 0,151 %. Im

Landesbibliothek Oldenburg

Laufe von rund 200 Jahren hat also der Boden 40 % seiner Phosphorsäure verloren. Dagegen ist der Kaligehalt ziemlich unverändert geblieben. Er ist als sehr hoch zu bezeichnen, da man einen Boden mit 0,25 % Kali schon als kalireich bezeichnet.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß die Pflanzen selbst den Gehalt an wirksamen Nährstoffen genauer festzustellen vermögen als die chemische Analyse. Deshalb hat auch Märcker mit den Grodenböden Vegetationsversuche angestellt. In kleine Gefäße wurden je 6 kg trockener Boden eingefüllt, der in verschiedener Weise künstlich gedüngt wurde. Als Versuchspflanze diente Hafer. Bezüglich der Einzelheiten der Versuche muß auf das Original verwiesen werden. Hier sei nur folgendes hervorgehoben: Berechnet man aus den Ergebnissen, wieviel Phosphorsäure der Hafer dem Boden entzogen hat und wieviel lösliche Phosphorsäure demnach der Boden enthielt, so kommt man zu folgender Zusammenstellung:

Groden Nr.	eingedeicht im Jahre	chemisch ermittelter Gehalt des Bodens an Phosphorsäure %	In 6 kg Boden waren enthalten Phosphorsäure g	Die Haferernte enthielt Phosphorsäure g	Von je 100 Teilen Boden Phosphorsäure sind aufgenommene Teile	Der Boden enthält also aufnehmbare Phosphorsäure %	In 1 ha Boden sind enthalten aufnehmbare Phosphorsäure
1	1659	0,151	9,06	0,408	4,5	0,0068	204 kg
2	1732	0,152	9,12	0,369	4,0	0,0061	183 „
3	1780	0,193	11,58	0,384	3,3	0,0064	192 „
4	1822	0,235	14,10	0,350	2,5	0,0059	177 „
5	1852	0,250	15,00	0,345	2,3	0,0058	174 „

Man ersieht hieraus zunächst den großen Unterschied zwischen den Ergebnissen der chemischen Analyse und denen der Pflanzenanalyse. Nur 2 bis 4 % der durch die chemische Analyse gefundenen Phosphorsäure konnte der Hafer in Wirklichkeit aufnehmen. Immerhin aber ist noch eine reichliche Menge dieser aufnehmbaren Phosphorsäure im Boden enthalten. Nun vermögen die Pflanzen, die unter künstlichen Bedingungen in Töpfen gezogen werden, mehr Nährstoffe aufzunehmen als die in freier Natur wachsenden. Man kann rechnen, daß eine gute Haferernte einem Hektar Marschboden etwa 60 kg Phosphorsäure entzieht. Dann würde also die lösliche Phosphorsäure für etwa drei Haferernten ausreichen. Das ist sehr wenig, wenn auch im Laufe der Jahre immer wieder Phosphorsäure infolge der Verwitterung löslich wird. Nach den vorliegenden Versuchen scheint diese Verwitterung um so schneller vor sich zu gehen, je älter der Boden ist, je länger er sich in Kultur befindet. Denn der im Jahre 1659 eingedeichte Boden enthielt im Hektar 204 kg aufnehmbare Phosphorsäure, der jüngste dagegen nur 174 kg. Das aber zeigen die Versuche deutlich, daß der Vorrat an Phosphorsäure bald erschöpft ist, daß selbst in diesen guten Böden ein Raubbau nicht stattfinden darf, sondern daß eine künstliche Zufuhr von Phosphorsäure durchaus notwendig ist.

Landesbibliothek Oldenburg

In noch höherem Maße ist dies der Fall bei dem Stickstoff. Dieser ist noch viel schwerer löslich als die Phosphorsäure, und man kann nur dann die höchsten Erträge von den Grodenböden erzielen, wenn man gleichzeitig für eine Zufuhr von beiden Nährstoffen sorgt. Dies haben auch unsere im Augustgroden bei Stollhamm und im Fedderwardergroden bei Wilhelmshaven ausgeführten Versuche mit voller Deutlichkeit dargetan. Nach der chemischen Analyse enthielten diese Böden folgende Mengen an Nährstoffen:

	Stickstoff %	Kali %	Phosphorsäure %	Kalk %
Augustgroden	0,445	0,163	0,124	0,348
Fedderwardergroden	0,21	0,138	0,026	1,252

Die Zusammensetzung des übrigen Marschbodens ist außerordentlich verschieden. Von uns sind im Laufe der Jahre 39 Proben Marschböden aus dem Jeverlande und 57 Proben aus Butjadingen und der Wesermarsch untersucht worden. Dabei sind folgende Grenzzahlen gefunden worden:

	Stickstoff		Kali		Phosphorsäure		Kalk	
	Maxim.	Minim.	Maxim.	Minim.	Maxim.	Minim.	Maxim.	Minim.
Jeverland	0,49	0,02	0,62	0,11	0,20	0,05	4,34	0,11
Wesermarsch und Butjadingen	0,86	0,05	0,59	0,04	0,33	0,06	2,57	0,01

Mittelwerte lassen sich durchaus nicht bilden, dazu sind die Bodenverhältnisse zu verschieden. Auch fallen die Maxima oder Minima keinesfalls auf einen und denselben Boden. So ist z. B. der kalireichste Boden des Jeverlandes am ärmsten an Phosphorsäure und Kalk, während der stickstoffärmste einen vollkommen normalen Gehalt an Phosphorsäure und Kalk besitzt. Will man sich also ein Urteil über einen bestimmten Boden bilden, so muß man von Fall zu Fall eine neue Untersuchung vornehmen. Dadurch aber ist gerade die Frage der Düngung der Marschböden eine außerordentlich schwierige, weil man durchaus nicht verallgemeinern darf. Nur wenn man Angaben über das ungefähre Alter der Böden besitzt, kann man auf Grund der oben angeführten Tatsachen sagen, daß die älteren Böden einer Zufuhr von Nährstoffen viel eher bedürfen als jüngere Böden, obwohl auch dabei noch Ausnahmen stattfinden.

Besonders ist es, wie wir wissen, der Kalk, welcher im Laufe der Jahre in den Untergrund geführt wird. Oft aber ist der Untergrund dann doch sehr kalkreich geblieben, in geringerer oder größerer Tiefe findet man häufig einen sehr hohen Gehalt an Kalk. Einige Beispiele mögen das Gesagte

Landesbibliothek Oldenburg

erläutern; sie sind den „Erläuterungen zur geologisch-agronomischen Karte, Blatt Jever", von Schucht entnommen:

Marschboden	Der Boden enthielt in einer Tiefe von	Kalk %
bei Dollstraße	1—3 dm	0,43
„ „	17—20 „	2,52
Östlich Kl. Strückhausen	1—3 dm	0,14
„ „ „	3—5 „	0,50
„ „ „	5—8 „	3,28
„ „ „	17—20 „	3,28
Südlich Schurfens	1—3 dm	0,19
„ „	17—20 „	0,24
Nordwestlich der Vereinigung	1—2 dm	0,28
„ „ „	2—5 „	3,33
„ „ „	17—20 „	1,74

Man ersieht hieraus, daß die Versickerung des Kalkes nicht immer gleichmäßig verläuft. Während man bei Kl. Strückhausen in einer Tiefe von 50 cm einen hohen Gehalt an Kalk findet, liegt derselbe nordwestlich der Vereinigung bereits bei 20 cm. Im tiefen Untergrund des ersten Bodens findet man noch die gleiche Menge Kalk, während er bei dem letzten Boden mit der Tiefe wieder abnimmt.

Daß man häufig in schon geringer Tiefe auf reichliche Mengen von Kalk stößt, war unseren Landwirten schon seit langer Zeit bekannt. In Butjadingen scheint dieses Vorkommen noch häufiger zu sein als im Jeverland. So fand Schucht bei Bohrungen auf Blatt Eckwarden von 61 untersuchten Proben 17 mit einem Gehalt von weniger als 5 % kohlensaurem Kalk*) 26 mit 5—7 %, 13 mit 7—9 % und 5 mit mehr als 9 % kohlensaurem Kalk. Lagen diese Böden in geringerer Tiefe, so wurden sie häufig herausgegraben und über die Oberkrume verteilt. Man nennt dies Verfahren „Wühlen" und die Erde „Wühlerde". Durch das Wühlen verbesserte man die Oberkrume, indem man den Kalkgehalt erhöhte. Da ein guter Boden wenigstens 0,5 % kohlensauren Kalk enthalten soll, war eine Verbesserung in vielen Fällen möglich. Allerdings ist es fraglich, ob das Wühlen sich in allen Fällen rentiert. Vor 5 Jahren rechnete man die Wühlkosten für 1 ha auf 145 ℳ, während eine starke Kalkdüngung sich auf höchstens die Hälfte beläuft. Das Wühlen wird sich also nur dann rentieren, wenn man über billige Arbeitskräfte verfügt und vielleicht noch andere Zwecke damit verfolgt, wie z. B. eine Erhöhung der Ackerkrume.

Wenn die Oberkrume eines Marschbodens an Kalk verarmt ist, hat die Veränderung des Bodens durch die Einflüsse der Niederschläge noch keineswegs

*) Kalk (CaO) entspricht ungefähr der doppelten Menge kohlensaurem Kalk ($CaCO_3$).

Landesbibliothek Oldenburg

ihr Ende erreicht. Diese wirken jetzt, vielleicht im Verein mit löslichen Humusverbindungen, auf die eisenhaltigen Bestandteile des Bodens ein. Dadurch wird das Eisen, meist bis zur Grundwassergrenze, in die Tiefe geführt und hier in Form von Eisenhydroxyd und Eisenoxyd ausgeschieden. Diese Eisenverbindungen haben nun die Fähigkeit, besonders im Augenblick ihrer Ausscheidung, die Bodenbestandteile zu verkitten, und zwar die feinsten Teilchen am meisten. Dadurch aber erlangt der Boden eine ungemein hohe Festigkeit, Bindigkeit genannt. Je reicher ein Marschboden an tonigen Bestandteilen ist, um so bindiger wird er durch die Eisenausscheidung, während ein sandiger Boden weniger bindig wird. Diesen durch Eisenausscheidung verkitteten Tonboden nennt man in den Marschen Knick. Die Knickbildung schreitet mit der Zeit immer mehr fort, so daß die Knickschicht in den alten Böden oft eine große Mächtigkeit erlangt. Die Tiefe, in welcher sich der Knick vorfindet, wechselt sehr. Manchmal findet man ihn erst 1 m unter der Ackerkrume, während er oft schon in 10 cm Tiefe angetroffen wird. Charakteristisch für den Knick sind stellenweise Anhäufungen von Eisenoxydablagerungen, die in Form von Bändern oder Nestern sich in der Knickschicht vorfinden. Wahrscheinlich sind diese Anhäufungen dadurch entstanden, daß das Eisen sich in Gängen ausschied, welche ursprünglich von Wurzeln oder anderen organischen Resten ausgefüllt waren, die aber verfault und zerfallen sind.

Der Knick kann in der Landwirtschaft unserer Marschen zu einer wahren Plage werden. Ja, er ist stellenweise als der Grund anzusehen, weshalb man in der Marsch den Ackerbau aufgegeben hat und zur Weidewirtschaft übergegangen ist. Er gilt im allgemeinen als das Urbild eines unfruchtbaren Bodens. Nimmt man an, der Knick sitzt bereits 10 cm unter der „Bauerde", wie man hier die Ackerkrume auch nennt, so ist es oft unmöglich, mit dem Pflug hindurchzukommen, so groß ist seine Zähigkeit. Und doch ist der Knick an sich nicht unfruchtbar. Das hat schon im Jahre 1862 Wicke nachgewiesen. Analysen von Knick sind seitdem des öfteren ausgeführt worden. Hervorzuheben sind die an der Versuchsstation von Fr. Dudy ausgeführten Untersuchungen. Es handelt sich hier um 6 Knickproben, von denen folgendes zu bemerken ist: Die Proben 1 a und 1 b stammen aus der Gegend von Blexen. Dort lag unter einer 30 cm tiefen Schicht Bauerde eine etwa 1 m mächtige Knickschicht, worauf eine 90 cm starke Schicht Wühlerde folgte; unter dieser lag blauer Sand. Knickprobe 1 a ist der Knickschicht in einer Tiefe von 30—40 cm entnommen, 1 b aus einer Tiefe von 75—80 cm.

Die übrigen Proben stammen aus dem Jeverland in der Gegend von Jever. Probe 2 war aus einer guten, noch nicht gewühlten Weide, wo unter 30 cm Krume eine 75—90 cm mächtige Knickschicht über bester Wühlerde lag. Probe 2 a ist aus etwa 40 cm Tiefe entnommen, 2 b aus einer Tiefe von 1 m.

Probe 3 stammt ebenfalls von einer Weide auf leichterem Boden. Die Krume war 20—25 cm mächtig, die Knickschicht bis zu 2 m. Probe 3 a ist aus 25—40 cm Tiefe, 3 b aus 1,10 m Tiefe entnommen. Die chemische Untersuchung ergab folgendes:

Landesbibliothek Oldenburg

	Boden 1				Knick 2		Knick 3	
	Bauerde	Knick a	Knick b	Wühlerde	a	b	a	b
Kalk	0,247	0,329	0,368	4,360	0,273	3,798	0,040	0,059
Kali	0,173	0,273	0,257	0,190	0,212	0,498	0,319	0,549
Phosphorsäure	0,101	0,108	0,108	0,080	0,101	0,327	0,120	0,116

Hiernach ist der Knick durchaus nicht arm an Nährstoffen. Er kann sogar, wie aus 2 b hervorgeht, sehr viel Kalk enthalten, der sich dann aber immer erst in größeren Tiefen findet. Es sei hier aber ausdrücklich bemerkt, daß unter dem Knick beste Wühlerde lag. Leider ist diese nicht untersucht worden, es scheint jedoch, daß sie einen noch höheren Kalkgehalt besessen hat als der tiefe Knick, oder wenigstens einen gleich hohen. Im allgemeinen aber ist der Knick kalkarm. Aus neuester Zeit liegen Versuche von Dr. Carl Tantzen-Rodenkirchen vor, welche an der Hand exakter Vegetationsversuche beweisen, daß der Knick an sich keine schädlichen Bestandteile enthält, sondern ein recht fruchtbarer Boden sein kann*). Tantzen verglich den Knick mit zwei Ackerkrumen (A und B). Der Boden A entstammt einer 30 cm mächtigen Bauerde aus der zu Hoffe belegenen alten, allerbesten Fettweide des Heinr. Tantzen-Hiddingen, Boden B dagegen einer nur 10 cm starken Bauerde aus einer alten, minderwertigen Weide bei Golzwarderwurp. Der Knick selbst (C) ist aus 1 m Tiefe von einer bei Rodenkirchen gelegenen Weide des R. Tantzen-Rodenkirchen entnommen. Die Analyse der drei Böden ergab folgende Werte:

	Abschlämmbare Teile %	Humus %	Stickstoff %	Kali %	Phosphorsäure %	Kalk %	Eisenoxyd %	Tonerde %
A	28,9	2,97	0,114	0,49	0,15	0,36	2,48	1,32
B	67,1	7,30	0,380	0,55	0,14	0,44	4,02	2,59
C	38,4	0,69	0,041	0,46	0,063	0,43	2,67	3,99

Der in Blechgefäße eingefüllte Boden (je 5 kg) wurde im ersten Jahre (1910) mit Hafer bepflanzt und nach der Ernte des Hafers nochmals mit weißem Senf; dasselbe geschah im Jahre 1911. Die Erträge an Trockensubstanz waren die folgenden:

	Hafer Stroh g	Hafer Körner g	Senf g	Hafer grün geerntet g	Senf g	Summa g	im Verhältnis
A	10,82	9,32	1,39	90,0	2,3	113,83	100
B	10,87	11,62	1,35	88,6	0,2	112,64	99
C	9,20	13,14	1,16	68,3	1,7	93,50	82

*) Für die Benutzung seiner Zahlen sage ich Herrn Dr. Tantzen auch hier meinen verbindlichsten Dank.

Landesbibliothek Oldenburg

Wenn auch die auf Knickböden erzielte Ernte geringer war als die auf den beiden anderen Böden, so zeigen die Zahlen doch, daß der Knick durchaus nicht unfruchtbar zu nennen ist. Dies geht auch noch aus der Ausnutzung der Bodennährstoffe durch die Pflanzen hervor, die in gleicher Weise wie bei den von Märcker untersuchten Grodenböden festgestellt wurde.

Die Werte sind aus folgender Tabelle zu entnehmen:

Boden	Nährstoffe	Die Ausnutzung der Bodennährstoffe betrug %	Der Boden enthielt an von den Pflanzen aufnehmbaren Nährstoffen %
A	Kalk	3,88	0,013
	Kali	5,77	0,028
	Phosphorsäure	5,80	0,009
	Stickstoff	12,91	0,015
B	Kalk	2,44	0,011
	Kali	5,33	0,029
	Phosphorsäure	6,70	0,009
	Stickstoff	5,16	0,020
C	Kalk	1,45	0,006
	Kali	5,67	0,026
	Phosphorsäure	11,14	0,007
	Stickstoff	14,95	0,006

Die Unterschiede im Gehalt an löslichen Nährstoffen sind also nicht bedeutend. Nur für Kalk und Stickstoff wurden geringere Werte beim Knick erhalten als bei den beiden anderen Böden. Dadurch ist also auch der geringere Ertrag an Erntemasse bedingt. Zwischen den beiden Ackerkrumen sind so gut wie gar keine Differenzen vorhanden, auch die Erträge sind in beiden Fällen gleich. Und doch stammt der erste Boden von einer allerbesten Fettweide, der zweite von einer minderwertigen Weide. Worauf ist dann aber der Unterschied, der in der Tat auf den Weiden vorhanden ist, zurückzuführen? Man beachte, daß bei Boden A die Ackerkrume 30 cm stark ist, bei Boden B dagegen nur 10 cm. Darin liegt es begründet, daß die erste Weide soviel besser ist als die zweite.

Geradezu pflanzenschädlich ist der Knick nicht, er wirkt nur durch seine zum Teil ungeheure Zähigkeit, welche der Bodenbearbeitung große Hindernisse entgegenstellt, mittelbar dahin, daß man unter Umständen überhaupt vom Ackerbau absehen muß und auf Weiden dadurch, daß er den Pflanzenwurzeln das Eindringen in tiefere Bodenschichten sehr erschwert. Wenn der Knick längere Zeit an der Luft lagert, zerfällt er. Man kann also einen Boden, der in geringer Tiefe Knick enthält, dadurch allmählich wieder für den Ackerbau geeignet machen, wenn man beim Pflügen immer geringe Mengen von Knick an die Oberfläche befördert.

Landesbibliothek Oldenburg

Eine andere Bodenart der Marschen äußert dagegen unmittelbar schädigende Wirkung auf das Pflanzenwachstum. Es ist dies die sogenannte Pulvererde. Diese besitzt im frischen Zustande eine bläulich-schwarze Farbe und ist nach den Untersuchungen von Petersen und Schaller mit dem schwefeleisenhaltigen Teichschlamm identisch. Schucht konnte sie in den Marschen überall da nachweisen, wo langsam fließende oder stagnierende Gewässer sich befinden oder in früheren Zeiten sich befunden haben. Charakteristisch für die Pulvererde ist ihr Gehalt an Einfach-Schwefeleisen, welches sich wahrscheinlich durch die Tätigkeit von gewissen Bakterien bei Luftabschluß gebildet hat. Die Ursache der Giftigkeit der Pulvererde ist wahrscheinlich durch den Schwefelwasserstoff bedingt, welcher durch die Einwirkung von Bodensäure aus dem Schwefeleisen entsteht. Nach ihrem Gehalt an Pflanzennährstoffen ist die Pulvererde nicht von anderen Böden wesentlich verschieden, sie wechselt aber bezüglich ihrer Zusammensetzung. Als Beispiel sei eine Analyse von Schucht angeführt, welcher darin folgende Mengen fand: Abschlämmbare Teile 42,2 %, Phosphorsäure 0,13 %, Kalk 1,74 %, Kali 0,33 %, Stickstoff 0,45 %, Humus 3,02 %.

Außer dem alluvialen Ton- und Lehmboden der Marschen findet sich im Herzogtum Oldenburg auch diluvialer Lehmboden, der an verschiedenen Stellen, so schon im Jeverland, vor allem aber in der Oldenburger und Münsterländer Geest angetroffen wird. Planmäßig genau ist diese Bodenart leider noch nicht kartographiert worden. Die chemische Zusammensetzung ist auch bei diesen Böden außerordentlich schwankend. Es hängt dies vor allem damit zusammen, daß man unter „Lehmboden" mehr eine Gruppe von Bodenarten von verschiedener mechanischer Zusammensetzung zusammenfaßt. Je nach dem Sandgehalt, welcher in Mischung mit Ton den Lehmboden bildet, unterscheidet man sandige Lehmböden, lehmige Sandböden und reine Lehmböden. Scharfe Grenzen lassen sich da nicht ziehen. In der folgenden Tabelle seien die mir bekannten Analysen von Lehmböden aus dem Herzogtum zusammengestellt.

	Stickstoff %	Kali %	Phosphorsäure %	Kalk %
Upjever Forst	0,03	0,30	0,01	0,09
Nordwestlich der Stadt Jever	0,15	0,21	0,14	0,06
Grüppenbühren	0,98	0,07	0,15	0,13
Nutteln bei Cloppenburg	0,22	0,07	0,04	0,03
Nordesch bei Langförden	0,42	0,12	0,18	0,06
Engelken bei Holtrup	0,14	0,08	0,09	0,13
Westlich Langförden	0,03	0,11	0,02	0,17
Ostkamp bei Bergstrup I	0,06	0,41	0,05	0,21
Menkes Ziegelei	0,12	0,62	0,12	0,13
Ostkamp bei Bergstrup II	0,05	0,24	0,03	0,09
Bahrenkamp bei Holtrup	0,07	0,36	0,06	0,09
Dümmerlohausen	0,23	—	0,09	—

Landesbibliothek Oldenburg

Nach ihrem Nährstoffgehalt sind diese Böden demnach sehr verschieden. Durchschnitts- oder Mittelwerte lassen sich unmöglich ziehen. Der Gehalt an den einzelnen Nährstoffen schwankte innerhalb folgender Grenzen: Stickstoff 0,98—0,03 %, Kali 0,62—0,07 %, Phosphorsäure 0,18—0,01 %, Kalk 0,21—0,03 %. Mit Ausnahme des Kalkes sind die übrigen Nährstoffe in ihrem Maximum in einer solchen Menge vorhanden, daß der betreffende Boden reichhaltig genannt werden kann. Jedoch treffen die Maxima nicht in einem Boden zusammen, so daß bei ausreichendem Gehalt an einem Nährstoff oft ein um so größerer Mangel an anderen zu beobachten ist. So ist z. B. der sehr stickstoffreiche Boden von Grüppenbühren außerordentlich arm an Kali, wogegen der kalireiche Boden von Ostkamp bei Bergstrup, Probe I, verschwindend wenig Phosphorsäure und Stickstoff besitzt.

Enthält ein Boden weniger als 20 % feinste Teile und Staub, also wenigstens 80 % Sand, so nennt man ihn Sandboden. Sandböden sind im Herzogtum Oldenburg besonders stark vertreten, sie erstrecken sich vom Jeverland bis zum südlichsten Punkt jenseits der Dammer Berge. Im allgemeinen hat man zwischen Decksand und Unterem Sand zu unterscheiden, von denen nur der Decksand für die landwirtschaftliche Beurteilung in Frage kommen dürfte. Durch den Einfluß der Kultur und des Pflanzenwachstums ist der Decksand mehr oder weniger von Humus durchsetzt, wodurch er eine stärkere oder geringere Schwarzfärbung angenommen hat, die etwa 30—50 cm tief reicht. Der darunter liegende Decksand ist in den meisten Fällen eisenschüssig. Sehr häufig liegt der Decksand auf einem lehmigen Untergrunde. Dieser kann zum Teil äußerst undurchlässig für Wasser und Luft sein, so daß dadurch die Qualität eines Bodens stark beeinträchtigt wird. Der Träger der Nährstoffe ist jedoch fast nur die humose Oberkrume, der Untergrund ist in den allermeisten Fällen wesentlich ärmer an Nährkapital. Einige Beispiele mögen dies beweisen; sie sind den Erläuterungen zur geologisch-agronomischen Karte „Blatt Jever" von Schucht entnommen.

I. Ackerland nordöstlich Schortens.

Tiefe der Entnahme	Agronomische Bezeichnung	Prozentischer Gehalt an			
		Stickstoff	Phosphorsäure	Kali	Kalk
10— 40 cm	humoser Sand	0,24	0,22	0,12	0,03
40— 80 cm	eisenschüssiger Sand	0,05	0,14	0,09	0,03
80—100 cm	Sand	—	0,01	0,07	0,02
	II. Heideland südlich Husumerfeld.				
10— 30 cm	humoser Sand	0,55	0,07	0,04	0,14
30— 70 cm	eisenschüssiger Sand	0,12	0,04	0,05	0,03
70—100 cm	lehmiger Sand	—	0,02	0,19	0,04
100—120 cm	Sand	—	0,01	0,07	0,04
	III. Waldland Upjever Forst mit Geschiebelehm-Untergrund.				
40—50 cm	eisenschüssiger Sand	0,05	0,02	0,09	0,05
50—80 cm	sandiger Lehm	0,03	0,01	0,30	0,09

Landesbibliothek Oldenburg

Im allgemeinen sinkt also der Nährstoffgehalt mit der Tiefe der Bodenschicht. Nur da, wo lehmige Bestandteile im Untergrund vorhanden sind, kann der Gehalt besonders an Kali höher sein als in der Oberkrume, was besonders deutlich an dem Waldboden zu erkennen ist.

Weitere Untersuchungen von Jeverländer Sandböden sind folgende:

Ort	Prozentischer Gehalt an			
	Stickstoff	Phosphorsäure	Kali	Kalk
Nördlich Bohlswarfe	0,04	0,01	0,07	0,06
Bei Langstraße	0,27	0,19	0,09	0,08
Nordwestlich der Stadt Jever	0,20	0,21	0,19	0,29
Grünenkamp	0,27	0,02	0,03	0,04
Tongern	0,50	0,01	0,01	—
Tongern	0,14	0,01	0,01	—

Die Sandböden der oldenburgischen und münsterländischen Geest sind außerordentlich viel untersucht worden, so daß die Wiedergabe des Gehaltes nur im Auszug geschehen kann. Stellt man einmal die gefundenen Grenzzahlen sämtlicher Sandböden des Herzogtums zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Ort	Stickstoff		Phosphorsäure		Kali		Kalk	
	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.	Max.	Min.
Jeverland	0,55	0,14	0,22	0,01	0,19	0,01	0,29	0,03
Old. Geest	0,87	0,14	0,27	0,015	0,16	0,01	0,63	0,01
Münst. Geest	0,55	0,06	0,15	0,01	0,20	0,02	0,31	0,01

Hiernach unterliegen die Sandböden ganz bedeutenden Schwankungen in ihrem Gehalt. Vom Stickstoff, der meist in schwerlöslicher Form im Boden vorhanden ist, sei hier ganz abgesehen; man kann ihn höchstens als einen allerdings nicht immer zuverlässigen Maßstab für den Humusgehalt des Bodens betrachten. Die Höchstzahlen der anderen Nährstoffe würden reichen Böden entsprechen. Leider aber ist in den allermeisten Fällen ein ausreichender Gehalt nicht erreicht. Der Sandboden der Oldenburger Geest ist im Durchschnitt etwas gehaltreicher als der des Münsterlandes. Es mag dies daher kommen, daß hier das Land bereits seit längerer Zeit besser in Kultur ist als im Münsterlande. So stammt z. B. der Boden mit dem höchsten Gehalt an Stickstoff, der übrigens auch an Phosphorsäure und Kali am reichsten gewesen ist, aus Rastede und ist humoser Sand, der seit langem in intensivster Kultur war. Nennt man einen Boden, welcher mehr als 0,15 % Phosphorsäure enthält, reich an diesem Nährstoff, so sind von den untersuchten Sandböden in der Oldenburger Geest 11 %, im Münsterlande 3,3 % reich. Mehr als 0,1 % Kali enthalten auf der Oldenburger Geest 11 %, auf der

Landesbibliothek Oldenburg

münsterländischen Geest 13,3 %, und mehr als 0,2 % Kalk haben im ersten Falle 44 %, im zweiten Falle nur 13,3 %. Diese Zahlen sollen aber nicht verallgemeinert werden, da sie keine absoluten Werte darstellen, sondern sich nur auf die bis jetzt untersuchten Böden beziehen.

Den landwirtschaftlichen Wert eines Bodens kann man aber, wie schon öfter hervorgehoben wurde, nicht allein nach seinem Gehalt an Nährstoffen oder nach der physikalischen Beschaffenheit der Krume beurteilen. Der Untergrund spielt häufig genug die ausschlaggebende Rolle. Wir müssen daher hier eine Art des Untergrundes mit erwähnen, der oft einen an sich nicht schlechten Sandboden doch für manche Kulturformen ungeeignet macht. Wie beim Marschboden durch Auslaugung und Wiederablagerung von Eisenverbindungen sich im Untergrunde eine für das Pflanzenwachstum ungünstige Bodenschicht, der Knick, bildet, so können auch beim Sandboden die Eisenverbindungen im Untergrunde abgelagert werden, die dann verhärtend auf diesen einwirken. Man nennt eine solche Schicht Ortstein. Den über dem Ortstein lagernden Sand nennt man Bleisand oder Bleichsand, beide stehen in sehr nahen Beziehungen zu einander. Der Bleisand ist von weißer bis schwarzer Farbe, der Ortstein sieht braun aus. Ersterer ist äußerst arm an Pflanzennährstoffen, letzterer weit reicher daran. Während der Bleisand ein loses, lockeres Gefüge zeigt, besteht der Ortstein aus sehr fest zusammengekittetem Bodenmaterial. Durch Behandlung mit Alkalien und auch durch Glühen zerfällt er zu Sand. Das Bindemittel bilden Humusstoffe, wobei in den meisten Fällen das Eisen eine wichtige Rolle spielt. Doch kann dies auch durch Tonerde vertreten werden. Stets aber entstehen Bleisand und Ortstein nur unter einer dichten Humusdecke. Ruht eine solche Humusschicht längere Zeit auf Sandboden, so werden, wenn die bakteriologischen Verhältnisse günstig sind, durch das Regenwasser allmählich Humussäuren aufgelöst, dringen in den darunter liegenden Sand ein und lösen hier schließlich alle basischen Bodenbestandteile auf. Diese Lösungen sinken in die Tiefe und hinterlassen schließlich einen Sand, der aller basischen Bestandteile beraubt und höchstens durch Humusreste schwarz gefärbt ist, den Bleisand.

Die Zusammensetzung von Heidesand, Bleisand und Ortstein geht aus folgender Zusammenstellung hervor:

	Heidesand %	Bleisand %	Ortstein %
Glühverlust, meist Humusstoffe		4,9	6,8
Abschlemmbarer Lehm		3,5	8,6
In 5%iger Salzsäure löslich:			
Kieselsäure	0,05	0,04	0,20
Tonerde	0,42	0,34	1,60
Eisenoxyd	0,62	0,08	2,78
Phosphorsäure	0,02	Spur	0,04

Landesbibliothek Oldenburg

Demnach ist der Ortstein reicher an diesen Stoffen als der Bleisand, während der Heidesand dazwischen steht. Es müssen also die aus dem Bleisand ausgewaschenen Stoffe sich im Ortstein niedergeschlagen haben, ein Vorgang, der noch zu erklären ist.

Ganz allgemein entstehen Ausscheidungen aus Lösungen, wenn das Lösungsmittel weniger wird. Es müssen also bei der Ortsteinbildung die lösenden Humussäuren geringer werden. Dies geschieht durch Oxydation, wobei das Eisen als Sauerstoffüberträger tätig ist. Von wesentlichem Einfluß ist dabei der Wechsel von trockner und nasser Witterung. Bei Nässe erfolgt die Wanderung der gelösten Stoffe nach unten, bei Trockenheit die Oxydation der Humussäuren. Die Erhärtung im Ortstein geschieht sehr leicht, da alle Ausscheidungen, die sich an das feste Bodengerüst anhängen, eine Art Kitt bilden. Dies ist auch für die Eisen-Humusverbindungen direkt nachgewiesen worden. Je älter der Ortstein ist, um so härter ist die Erdschicht, ja häufig ist sie so fest, daß die Pflanzenwurzeln sie nicht mehr zu durchdringen vermögen. Selbst die starken Wurzeln der Waldbäume dringen dann nicht mehr hindurch, sondern biegen sich im rechten Winkel um und verlaufen wagerecht über der Ortsteinschicht hin. Charakteristisch ist für den Ortstein wie für den Knick der hohe Gehalt an Eisenverbindungen, hier im Verein mit Humusbestandteilen.

Über die Entstehung der Moore haben wir allgemeines bereits in der Einleitung gesagt. Hochmoore und Niederungsmoore unterscheiden sich infolge ihrer verschiedenen Entstehungsart wesentlich durch den Gehalt an Nährstoffen. Während die Hochmoore nicht mehr als 0,5 % Kalk enthalten, steigt der Kalkgehalt der Niederungsmoore zum Teil beträchtlich über diese Grenze. Tacke gibt als Durchschnittswerte folgenden Gehalt an:

	Prozentischer Gehalt an			
	Stickstoff	Phosphorsäure	Kali	Kalk
Hochmoore, sog. Heideerdschichten	1,3	0,10	0,05	0,35
Hochmoore, Moostorfschichten	0,8	0,05	0,03	0,25
Niederungsmoore	2,5	0,25	0,10	4,00
Übergangsmoore	2,0	0,20	0,10	1,00

Da, wo das Moor an den Geest- oder auch Marschboden angrenzt, vollzieht sich der Übergang von Sand- und Tonboden zum Moor nicht schroff, sondern zum Teil ganz allmählich, so daß man häufig Moorböden mit einem größeren oder geringeren Gehalt an Sand oder Ton antrifft. Man nennt diese Böden auch „Moorerde" oder anmoorige Böden. Durch die mineralischen Beimengungen wird dann auch der Gehalt des ganzen Bodens an Nährstoffen verändert, was man aus folgender Tabelle erkennen wird, welche die Analysen einiger Moorböden des Herzogtums wiedergibt:

Landesbibliothek Oldenburg

	Prozentischer Gehalt an			
	Stickstoff	Phosphorsäure	Kali	Kalk
Sandiger Moorboden südlich Jever	2,62	0,29	?	0,20
Moorerde nördlich Bohlswarfe	1,35	0,18	0,17	0,16
Moorerde östlich Dose	1,08	0,15	0,38	0,10
Hochmoor bei Rastede	1,38	0,29	?	0,24
Hochmoor bei Ipwege	1,62	0,08	?	0,25
Hochmoor bei Neuenburg (Herrenmoor)	0,29	0,03	0,03	0,21
Hochmoor bei Damme	0,34	0,11	0,07	0,39
Hochmoor bei Scharrel	1,46	0,41	0,09	0,75
Hochmoor bei Scharrel	1,29	0,12	?	0,53
Übergangsmoor bei Bornhorst	2,19	0,19	0,68	2,33
Übergangsmoor bei Delfshausen	1,55	0,27	0,01	1,38
Niederungsmoor bei Dümmerlohausen	1,65	0,20	0,07	1,42

Man sieht, daß im großen und ganzen die Zusammensetzung der untersuchten Moorböden den von Tacke angegebenen Mittelzahlen entspricht. Abweichungen davon sind jedoch auch vorhanden. So ist z. B. der Moorboden von Scharrel ausgesprochenes Hochmoor trotz des hohen Kalkgehaltes. Dieses Moor ist aber in früheren Jahren stark und oft gebrannt worden, wodurch sich die Mineralstoffe an der Oberfläche angereichert haben; das leicht lösliche Kali ist zum Teil wieder entführt worden.

Wenn wir jetzt, nachdem wir die einzelnen Bodenarten im Herzogtum besprochen haben, einen allgemeinen Überblick, gleichsam von hoher Warte herab, abhalten, so müssen wir zunächst die Frage stellen: Kann man mit wenigen Worten ganz bestimmte Böden als reich oder als arm an Pflanzennährstoffen ansprechen? Es wäre ja ungemein bequem, wenn in den landwirtschaftlichen Schulen einfach gelehrt werden könnte, diese oder jene Böden brauchen überhaupt keine Düngung, und andere wieder bedürfen nur der Zufuhr von ganz bestimmten Nährstoffen.

Der Marschboden stand von altersher in dem Ruf, der reichste Boden zu sein. Das trifft auch für die meisten Fälle zu. Aber wenn man die Grenzzahlen für Marschboden auf Seite 66 betrachtet, so sieht man, daß der Gehalt an Phosphorsäure doch auch ungenügend sein kann. Beim Kaligehalt beobachtet man im Jeverland als Minimum den wahrscheinlich eben noch ausreichenden Gehalt von 0,11 %, während sich in Butjadingen Marschböden finden mit dem durchaus ungenügenden Gehalt von nur 0,04 % Kali. Daraus folgt, daß man von vornherein von keinem Marschboden behaupten kann, er sei so reich, daß sich eine künstliche Zufuhr von Nährstoffen nicht lohne. Und was vom Marschboden gilt, das gilt in noch höherem Maße vom Geestboden. Die Böden sind so verschiedenartig zusammengesetzt, daß ihre Qualität nur durch eine eingehende Untersuchung festgestellt werden kann. Dabei ist noch zu beachten, daß man vollkommen einwandfreie Resultate erst dann erhält, wenn man die Pflanzen selbst entscheiden läßt, wieviel verwertbare Nährstoffe

Landesbibliothek Oldenburg

ein Boden enthält. Man muß also Nährstoffversuche auf den verschiedenen Böden durchführen. Dies ist bisher im Herzogtum so gut wie gar nicht geschehen, und es soll eine meiner Hauptaufgaben sein, derartige Versuche über das ganze Land zur Ausführung zu bringen. Erst dann werden wir wissen, wie jeder einzelne Boden beschaffen ist; dann können die Landwirte durch rationelle Zufuhr von Pflanzennährstoffen, d. h. durch rationelle Düngung, die höchste Rente aus ihrem Besitz ziehen.

Wie weit kann man wohl mit den Erträgen im günstigsten Falle kommen? Im Durchschnitt der Jahre 1905—1909 wurden von den Hauptgewächsen im Herzogtum folgende Mengen vom Hektar geerntet:

Roggen ..	16,5	Doppelzentner Körner	und	38,5	Doppelzentner Stroh,
Hafer ...	21,7	„ „	„	43,4	„ „
Heu.....	37,5	„			
Kartoffeln	133,8	„			

Das sind Mittelerträge, welche gute und schlechte Ernten in sich vereinigen. Höchsterträge werden leider nicht oder nur selten bekannt gegeben, weil man glaubt, diese seien dann durch besonders günstige Umstände herbeigeführt worden. Aber man muß bedenken, daß der Mensch viele dieser günstigen Umstände in der Hand hat, so daß er den Ertrag willkürlich stark beeinflussen kann. Das Ziel, welches man zu erreichen sucht, muß der Mensch sich möglichst hoch stecken, doch muß es im Bereich der Möglichkeit liegen. In diesem Sinne kann man folgende Erträge als Höchsterträge bezeichnen, wie sie unter hiesigen Verhältnissen erreichbar sind:

Roggen	30	Doppelzentner Körner	pro Hektar,
Hafer auf der Marsch	40	„ „	„ „
„ „ „ Geest .	30	„ „	„ „
Kartoffeln.....	280	„ Knollen,	
Heu	100	„	

Selbstverständlich gibt es auch Böden, von denen sich diese Erträge niemals werden erzielen lassen, weil ihr ganzer physikalischer Charakter es nicht erlaubt, weil sie z. B. zu steinig sind. Im allgemeinen sind die Erträge aber zu erreichen, natürlich nur bei rationeller Düngung. Die Landleute dürfen heutigentags nicht mehr mit dem zufrieden sein, was ihnen der Boden bei der bisher üblichen Bestellungsarbeit liefert, sie müssen sich die neuen Errungenschaften der Wissenschaft zu nutze machen und mit der Zeit fortschreiten. Ich habe vor einiger Zeit einmal berechnet, daß man im Deutschen Reich im Durchschnitt nur etwa 3 Doppelzentner Getreidekörner von einem Hektar mehr zu ernten braucht, um vom Auslande unabhängig zu sein; es brauchte dann kein Getreide mehr eingeführt zu werden.

Die rationelle Düngung ist aber vor allem die Hauptsache. Denn wenn man berechnet, wieviel Nährstoffe dazu gehören, um die Mehrernte an Erträgen zu erzielen, die über dem Durchschnitte des Herzogtums bis zur Höchsternte liegen, so würde dies eine Düngung von z. B. 2—3 Doppelzentnern

Landesbibliothek Oldenburg

Chilisalpeter pro Hektar betragen, wenn wir den Stickstoff betrachten, und 3—10 Doppelzentner Kainit, um das nötige Kali zuzuführen.

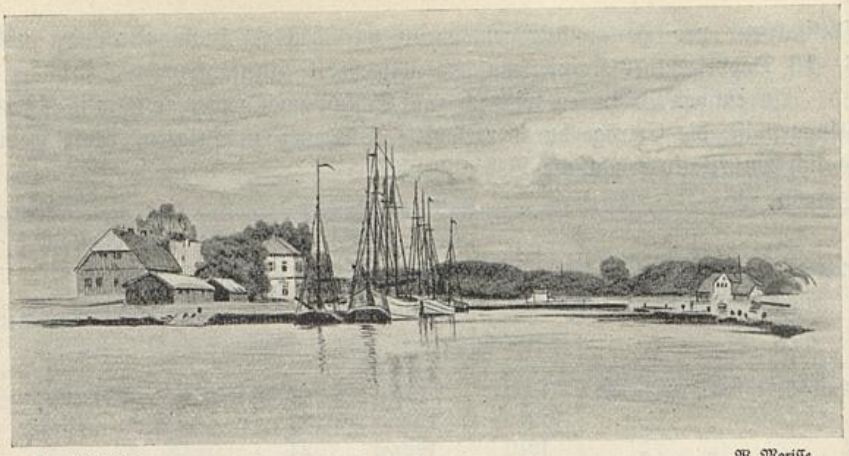
An einigen Beispielen will ich zum Schluß noch zeigen, wie weit es uns gelungen ist, die Erträge durch rationelle Düngung zu steigern, selbst wenn es sich um relativ fruchtbare Böden handelt.

Boden	Jahr	Angebaute Pflanzen	Erträge vom Hektar	
			ungedüngt oder unrationell gedüngt	rationell gedüngt
Marschboden vom Jeverland	1909	Hafer	22 dz Körner	32 dz Körner
„ „ „	1910	Bohnen	23 „ „	34 „ „
„ „ „	1910	Weizen	24 „ „	37 „ „
Grodenboden aus Butjadingen	1909	Hafer	27 dz Körner	34 dz Körner
„ „ „	1911	Weizen	23 „ „	31 „ „
Marschboden aus Butjadingen	1909	Heu	28 dz	41 dz
„ „ „	1910	„	121 „	150 „
„ „ „	1911	„	96 „	106 „
Sandboden, old. Geest	1909	Hafer	17 dz Körner	37 dz Körner
„ „ „	1911	Roggen	16 „ „	28 „ „
Sandboden, old. Geest	1910	Kartoffeln	61 dz Knollen	189 dz Knollen
„ „ „	1911	Roggen	9 „ Körner	22 „ Körner
Moorboden	1909	Hafer	8 dz Körner	22 dz Körner
„	1910	Kartoffeln	28 „ Knollen	160 „ Knollen
„	1911	Roggen	5 „ Körner	17 „ Körner
Moorboden	1910	Kartoffeln	111 dz Knollen	226 dz Knollen
„	1911	Roggen	12 „ Körner	20 „ Körner
Moorboden	1910	Kartoffeln	44 dz Knollen	191 dz Knollen
„	1911	Roggen	1 „ Körner	14 „ Körner

Benutzte Literatur.

1. Schucht: Geologie der Wesermarschen. „Zeitschrift für Naturwissenschaften." Band 76. (Stuttgart 1903.)
2. M. Märcker: Zusammensetzung und Düngerbedürfnis Oldenburger Marscherden. Verlag von P. Parey, Berlin, 1896.
3. Wicke: Untersuchungen der Bodenarten aus der Oldenburger Marsch. „Journal für Landwirtschaft." VII. 1862, S. 377.
4. Dudy: vergl. Landwirtschafts-Blatt für das Herzogtum Oldenburg 1898, Nr. 10, S. 147.

Landesbibliothek Oldenburg



Varelerhafen. W. Morisse.

Das Seegebiet Oldenburgs.

Von Marine-Oberbaurat **W. Krüger** in Wilhelmshaven.

Die Bedeutung der See für Oldenburg. Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser Dieses Schlagwort drückt die Tatsache aus, daß die Übervölkerung einen großen Teil der Deutschen zwingt, den Lebensunterhalt in der Industrie zu suchen. Deren Erzeugnisse aber müssen bei anderen Völkern gegen Lebensmittel umgetauscht werden und zwar in der Hauptsache durch den Seehandel mit seinen billigen Frachten. Diese Tatsache wird sich immer mehr Geltung verschaffen, selbst bei den Landleuten, weil deren Kinder doch auch nicht alle auf dem Besitz ihrer Vorfahren ihr Brot finden können.

Oldenburg ist ein wichtiges Glied im Rahmen des deutschen Seeverkehrs. Die oldenburgischen Häfen haben schon an sich verhältnismäßig starken Verkehr; auch bildet oldenburgisches Seegebiet das eine Ufer der Fahrstraße zur zweitgrößten deutschen Handelshafengruppe, zu den Weserhäfen. Sodann ist der wichtigste Flottenstützpunkt Deutschlands, Wilhelmshaven, rund um von oldenburgischem Gebiet umgeben.

Mit Zunahme der Bedeutung des deutschen Seehandels bedürfen auch die Verbindungsstraßen zwischen Land und See der Verbesserung. Die Seeverhältnisse des Küstengebietes werden daher in neuerer Zeit auch in Deutschland viel eingehender erforscht als früher.

Aber nicht nur als Bindeglied des Seeverkehrs ist die Küste wichtig. Von den Küstenverhältnissen hängt auch die Bewirtschaftung eines breiten und zwar sehr fruchtbaren Landstreifens an der See ab. Die ganzen Marschen sowie ein großer Teil des Moores und der Geest liegen tiefer als die See bei Hochwasser, besonders bei Sturmfluten. Die Marsch aber ist ein Kind des Meeres.

Zur Heimatkunde Oldenburgs gehört daher unbedingt auch die Kenntnis seines Seegebietes. Daß dieses hier etwas ausführlicher behandelt ist, mag

Landesbibliothek Oldenburg

darin seine Erklärung finden, daß es nur sehr wenig und besonders wenig auf wissenschaftlicher Grundlage beschrieben ist, so daß auf frühere Veröffentlichungen kaum Bezug genommen werden kann, und daß das Seegebiet nur schwer zugänglich und schwer zu übersehen ist, da man nur an Hand außerordentlich zahlreicher Karten, Messungen und Beobachtungen einen Überblick darüber gewinnen kann.

Stand der Kenntnisse über das Seegebiet. Über die Verhältnisse, unter denen sich die ältere Meeresablagerung der oldenburgischen Küste gebildet hat, ist man nur sehr wenig unterrichtet. Es ist nicht einmal möglich, eine anschauliche Darstellung des oldenburgischen Küstengebietes von 1400 zu geben. Man weiß wohl, daß es viel buchtenreicher als jetzt war. Um 1500 reichte die Harlebucht bis Middoge, die Made bis Schaar, die Ausläufer des Jadebusens im Westen bis Neustadt-Gödens und Horsten in Ostfriesland, im Süden bis Jader-Altendeich, im Südosten bis Rodenkircherwurp. Von dem allmählichen Landgewinne kann man sich auch an Hand der alten Deiche eine Vorstellung machen; schwieriger ist es schon mit den Landverlusten, soweit sie vor 1600 auftreten. Von dem früheren Zustand der Wasserläufe fehlt einstweilen noch alle Kenntnis. Es sollen deshalb nur der heutige Zustand und die jetzt auf seine Veränderung wirkenden Kräfte besprochen werden, auf zurückliegende Veränderungen aber soll nur soweit eingegangen werden, als sie sich aus dem heutigen Zustand mit einiger Sicherheit erklären lassen.

Umfang des oldenburgischen Seegebietes. Das Seegebiet Oldenburgs umfaßt die Umgebung der östlichsten ostfriesischen Insel Wangeroog einschließlich des Teiles von Spiekeroog östlich der Verlängerung der jeverschen Grenze nach Norden, die Jade und einen Teil der Außenweser, d. h. der Weser von Bremerhaven seewärts. Hier verläuft die Grenze am Langlütjensand entlang dicht an dem geraden Strich, der auf der Karte zu sehen ist. Nach See zu erstreckt sich das Hoheitsgebiet drei Seemeilen, das ist 3×1852 m von der Wattgrenze ab.

Das Seegatt zwischen Spiekeroog und Wangeroog heißt die Harle, das Seegatt zwischen Wangeroog und Minsener Old Oog die Blaue Balje. Das Watt zwischen Wangeroog und dem Festland ist das Neue Brack. Die Jade reicht nach Westen bis ans Westende der Jadeplate. Die Blaue Balje kann schon als ein Nebenfluß der Jade betrachtet werden; zwischen ihr und der Jade liegt die Strandinsel Minsener Old Oog. Bei der Jade unterscheidet man die Außenjade, die bis Schillig reicht, dann die Innenjade von Schillig bis Wilhelmshaven und den Jadebusen. Der Jadebusen mündet mit drei Armen in die Innenjade; es sind das Marientief bei Wilhelmshaven, vom Hauptarm, dem Vareler Fahrwasser, durch den Schweinsrücken getrennt, und die Ahne, das Fahrwasser bei Eckwarderhörne. In der Innenjade liegen die Geniusbank und die Hooksielplate, zwischen denen das Hauptfahrwasser hindurchgeht. Die Außenjade mündet mit dem Wangerooger Fahrwasser zwischen Wangeroog und Jadeplate und mit der Alten Jade, dem jetzigen

Landesbibliothek Oldenburg

Haupt-Jade-Fahrwasser, zwischen Jadeplate und Roter Grund in die See. Jade und Weser sind durch den Roten Grund, die Strandinsel Alte Mellum mit ihrem nördlichen Ausläufer, der Mellum-Plate, und durch das Watt Der Hohe Weg voneinander getrennt. Zwischen dem Roten Grund und der Mellum-Plate geht die Weserfahrt hindurch, über die hinüber ein Teil des Wassers der Alten Jade in die Weser geht und umgekehrt. Die Wattfahrt zwischen Jade und Weser geht durch die Sengwarder Balje, die südlichste Balje auf dem Hohen Weg, östlich von Sengwarden in Jeverland. Die Weser mündet mit zwei Armen, der Weser, früher die Neue Weser genannt, und der Alten Weser, in die See; zwischen beiden liegt der Rote Sand. Eine kleinere Nebenverbindung mit der See ist die Tegeler Rinne zwischen der Tegeler Plate und dem Ever-Sand. Östlich des Hoheweg-Leuchtturms trennt sich die Weser in das Fedderwarder Fahrwasser, das früher das Hauptfahrwasser war, jetzt aber bei Waddens tot läuft, und das Dwars-Gatt mit dem daran anschließenden Wurster Fahrwasser. Zwischen den beiden Fahrwassern liegen die Robben-Plate und der Langlütjen-Sand, die durch das Wremer Loch, ein Nebenfahrwasser der Weser, getrennt sind.

Durch die Leitsektoren der Leuchttürme und die Feuerschiffe sind die Fahrwasser in der Karte gekennzeichnet. Die wichtigsten Leuchttürme sind für die Jade die auf den Watten von Arngast und Voslapp und der von Schillig. Nur ein Feuerschiff ist für die Jade allein bestimmt und zwar „Geniusbank". Der Arngast-Leuchtturm ersetzt den in der Karte noch eingetragenen Vareler Leuchtturm. Er steht mitten im Leitsektor von Varel, etwas nördlich vom Leitdamm auf dem Watt, nicht auf der Insel Arngast. Der Jade und Weser gemeinschaftlich dienen die Leuchttürme Wangeroog und Rotersand und die Feuerschiffe „Weser", „Außenjade" und „Minsener Sand". Für die Weser allein sind vorhanden die Watt-Leuchttürme Hoherweg, Eversand-Oberfeuer und -Unterfeuer und Meyers Legde, der Turm von Solthörn und die Türme von Bremerhaven sowie das Feuerschiff „Bremen".

Begriffsbezeichnungen. Da die Bezeichnungen der im Küstengebiet vorkommenden Begriffe wechseln, ist hier eine Anzahl der von mir angewandten Begriffsbezeichnungen aufgezählt. Die Fläche, die bei mittlerem Hochwasser unter Wasser kommt und bei mittlerem Niedrigwasser trocken läuft, heißt Watt. Unter Strand sei diejenige flache Uferstrecke verstanden, die von schwerer See getroffen wird, aus der deshalb alle Schlickbestandteile ausgewaschen sind, so daß das Ufer an einer Sandküste aus reinem Sand besteht. Ein Teil des Strandes kommt regelmäßig unter Wasser und gehört deshalb zum Watt. Ein Teil des Strandes liegt über Hochwasser. Dieser Teil geht in die Dünen über. Das sind Erhöhungen aus Sand, die zusammengeweht sind. Außengroden ist das uneingedeichte Grünland, das bei höherem Hochwasser unter Wasser kommt. Inseln sind trockene, rundum von Wasser umgebene Flächen. Düneninseln verdanken ihre Gestaltung den Dünen, wie Wangeroog; Strandinseln, die Vorstufe der Düneninsel, sind Minsener-Old-Oog und Mellum. Ein Teil von letzterem ist allerdings

Landesbibliothek Oldenburg

Düneninsel mit etwas Außengroden. Wattinseln sind Wattflächen, die zeitweise rundum von Wasser umgeben sind. Riffe sind den Inseln vorgelagerte Sandbänke, von denen einige teilweise trocken laufen. Der Übergang vom Strande bis zur tieferen See, etwa bis zur 15 m-Linie oder bis dahin, wo der Seeboden flacher wird, sei der Vorstrand genannt.

Auf dem Watt befinden sich Rinnen, die bei Niedrigwasser trocken laufen oder noch mit wirklichem Gefälle Wasser abführen; dies sind Priele. Sie münden in Balsen, die bei Niedrigwasser nicht trocken laufen, diese wieder in Seegatten, die die Inselkette durchbrechen und die Verbindung des Watts mit der See herstellen. Einzahl: das Priel, die Balje, das Seegatt. Die Blaue Balje z. B. ist ein Seegatt. Die Jade und die Weser seien Ströme genannt, die durch die Platen in einzelne Rinnen geteilt werden. Eine sattelartige Niederung auf einem eine Wasserscheide bildenden Wattrücken heißt eine Legde (von leeg = niedrig). Die Rinnen auf dem Strande sollen Strandpriele heißen, die Rinnen zwischen Strand und Riff Strandbaljen.

An der Mündung eines Wasserlaufs in einen größeren liegt eine Barre. Der Strom aus dem kleinen Wasserlauf verteilt sich hier fächerförmig. Dadurch nimmt seine das Strombett reinigende Kraft ab. Es bilden sich Ablagerungen, in die der Strom Rinnen frißt, die aber flacher sind als der kleinere Wasserlauf oberhalb. Dieses Gebiet der Verflachungen heißt die Barre. Jedes Priel läuft mit einer Barre in die Balje aus, jede Balje mit einer Barre in das Seegatt, jedes Seegatt und jeder Strom mit einer Barre in die See. Die Barre der Jade ist das Gebiet der Platen nordöstlich von Minsener-Old-Oog.

Eine Vertiefung in einer Rinne, die sich nur auf kurze Länge ausdehnt und durch Wirbel entstanden ist, ist ein Kolk.

Veränderlichkeit des Gebietes. Der Untergrund des oldenburgischen Seegebietes besteht zum größten Teil aus jungem Sand, der vom Meere an seine jetzige Lagerstelle gebracht ist und keine Bindemittel enthält. Je weiter nach Norden, desto tiefer liegt der alte, widerstandsfähigere Boden: bei Arngast steht er an, bei Wilhelmshaven liegt er rund 6 m unter Niedrigwasser, bei Geniusbank 8 m, bei Wangeroog rund 14 m. Der ungebundene Seesand wird vom stärker strömenden oder von Wellen bewegten Wasser aufgewirbelt und hält sich in ihm schwebend, bis die Bewegung des Wassers sich genügend verringert hat. Da aber die Wassermasse fast ständig in Bewegung ist, ändert sich ständig die Gestalt der Meeres-Sohle und -Küste. Auch an der Festlandsküste, an der sich zum größten Teil ein schmaler Streifen loser Schlickablagerung entlang zieht, wird die Wattoberfläche ständig umgelagert. Nur dort, wo festere, ältere Schichten anstehen, ist die Meeressohle weniger veränderlich.

Das Wasser wird durch verschiedene Kräfte in Bewegung gesetzt. Es sind dies die Flutwelle mit ihrem ständigen Steigen und Fallen des Wassers und mit dem dadurch hervorgerufenen ständigen Wechsel der Uferlinie und starken Tideströmungen und die Einwirkung des Windes auf das Wasser.

Landesbibliothek Oldenburg

Durch den Wind werden einmal die Wellen erzeugt, dann aber wird auch die gesamte Wassermenge fortgetrieben. Der bewegenden Kraft des Wassers bieten die Muschelbänke und der Pflanzenwuchs an der Hochwasserlinie sowie die Strand- und Uferschutzwerke der Menschen Widerstand. Eine weitere Veränderung der Meeresküste entsteht durch das Fortwehen des Sandes am Strande.

Ebbe und Flut. Die gewaltigste dieser Kräfte ist die der Flutwelle. Für die damit zusammenhängenden Erscheinungen werden amtlich die in den Annalen für Hydrographie 1904, S. 449 aufgeführten, sehr zweckmäßigen und deutschen Bezeichnungen angewandt, zu denen sich auch diejenigen bequemen sollten, die beruflich nichts mit der See zu tun haben. Es würden dadurch viele Irrtümer vermieden. Es sei eine Anzahl der Begriffe aufgeführt: Eine Tide ist die einmalige Erscheinung des regelmäßigen Steigens und Fallens des Wassers von Hochwasser zu Hochwasser oder Niedrigwasser zu Niedrigwasser. Flut ist das Steigen, Ebbe das Fallen. Hochwasser und Niedrigwasser sind die beiden äußersten Wasserstände einer Tide. „Bei drei Viertel Flut" usw. bezeichne den Zeitpunkt, in dem drei Viertel der Flut verflossen sind. Mittleres Hochwasser und Niedrigwasser sind die aus der Gesamtzahl der Wasserstandsbeobachtungen gemittelten Werte. Tidenhub ist der Höhenunterschied zwischen dem Hoch- und dem Niedrigwasser einer Tide. Aus der Gesamtzahl der Tidenhübe wird der mittlere Tidenhub ermittelt. Springtide ist bei der Jade die fünfte Tide nach Neumond und Vollmond, bei der der Tidenhub im Mittel am größten ist; Nipptide die fünfte Tide nach halbem Mond, bei der der Tidenhub im Mittel am kleinsten ist. Hafenzeit ist diejenige Zeit, zu der an dem betreffenden Küstenpunkte an dem Tage des Neumonds oder Vollmonds im Mittel das Hochwasser eintritt. Die durch die Tide hervorgerufenen Ströme heißen Tideströme; Flutstrom ist der Strom, der in der Hauptsache in der Zeit der Flut läuft, Ebbestrom der Strom in der Zeit der Ebbe. Der Übergang von einem Strom zum andern heißt das Stromkentern. Der Augenblick der Stromkenterung fällt in der Regel nicht mit Hochwasser oder Niedrigwasser zusammen, sondern tritt später ein. Es läuft also während der Ebbe noch eine Zeit lang Flutstrom und umgekehrt. Sturmflut ist eine durch starke Winde erzeugte, besonders hohe Flut, Sturmebbe eine durch Sturm erzeugte, besonders niedrige Ebbe. Westwinde erzeugen an der deutschen Nordseeküste hohe Wasserstände, Ostwinde niedrige. Die Tide schreitet von Westen nach Osten vor. Die Flut tritt in der Harle z. B. um zehn Minuten früher ein als in der Blauen Balje.

Die Flutwelle entsteht durch die sich ständig ändernde Stellung von Mond und Sonne zur Erde und deren sich dadurch ständig ändernde Anziehungskraft auf die beweglichen Teile der Erde, das ist auf das Wasser. Je nach der gegenseitigen Stellung zu einander ist die Flutwelle größer oder kleiner.

Näheres über das Wesen von Ebbe und Flut ersieht man zweckmäßig aus der kurzen Darstellung von Professor Dr. Bidlingmaier, „Ebbe und

Landesbibliothek Oldenburg

Flut", 5. Heft der Sammlung volkstümlicher Vorträge des Instituts für Meereskunde. 1908, Berlin, Ernst Mittler & Sohn. Preis 50 Pfg.

Ebbe und Flut in der Nordsee. In die Nordsee setzt die Flutwelle von drei Seiten mit ein und derselben Ozeanwelle hinein und zwar zwischen Dover und Calais hindurch, zwischen Schottland und den Shetlands Inseln hindurch und nördlich um diese Inseln herum. An der norwegischen Küste sind die Tidenhübe sehr gering, im Skagerrak verschwinden sie fast ganz, nehmen nach Süden hin bis zur Elbe aber wieder zu. An der englischen, belgischen und südholländischen Küste ist der Tidenhub erheblich größer; zwischen Hoek van Holland und Texel ist er wieder etwas schwächer und nimmt dann bis zur Elbemündung ständig zu. Der Verlauf der Flutwellen in der Nordsee ist noch ungeklärt; an ihrer Südküste läßt er sich annähernd wie folgt erklären: An der Ostküste Großbritanniens laufen die von Norden und Süden kommenden Teilwellen entlang und treffen sich östlich von Yarmouth, von wo sie, roh betrachtet, als eine Flutwelle südlich der Doggerbank nach Osten bis an die holsteinische Küste laufen und zwar so, daß bei Holstein Niedrigwasser ist, wenn bei England Hochwasser ist. Wenn bei Yarmouth Hochwasser ist, ist in der ganzen südlichen Nordsee nach Osten gerichteter Flutstrom, und wenn in Yarmouth Niedrigwasser ist, nach Westen gerichteter Ebbestrom. Siehe darüber Näheres in den 12 Karten der Gezeitenströmungen in den Gezeitentafeln (Berlin, Mittler & Sohn. 2 Mark).

Es ist aber nicht so zu betrachten, als ob die Wassermasse in sechs Stunden den Weg von England nach Holstein zurücklegt. Das Wasser macht einen viel, viel kleineren Weg; in der Karte „Deutsche Nordküste der Nordsee" ist in rot der Weg eingetragen, den ein vom Winde unbeeinflußter Schwimmer, also auch das Wasser, vor Spiekeroog zurückgelegt hat. Die Schwimmerbahn beginnt kurz vor Niedrigwasser; mit Flut geht sie nach Osten, mit Ebbe nach Westen. In sechs Stunden, in denen die Flutwelle von England nach Holstein läuft, legt das Wasser nördlich von Spiekeroog nur einen Weg von der Länge dieser Insel zurück. In der Außenjade, dem Teil der Jade außerhalb Schillig, ist der zurückgelegte Weg doppelt so lang wie vor Spiekeroog; in der Innenjade, das ist in der Jade zwischen Schillig und Wilhelmshaven, wird er noch länger. Die Stromgeschwindigkeit beträgt bei halber Tide vor Spiekeroog $0{,}55$ m/sek. bis $0{,}77$ m/sek., in der Jade $1{,}25$ m/sek. bis $1{,}8$ m/sek., so weit sie gemessen ist. Je größer der Tidenhub, desto stärker der Strom. Zum Vergleich sei bemerkt, daß im Pentlandkanal, zwischen Schottland und den Orkney-Inseln, $5{,}5$ m/sek. vorkommt.

Tidewerte. Will man eine Küste verstehen, so muß man eine Übersicht über die vorkommenden Wasserstände und die Zeit und die Häufigkeit ihres Auftretens haben. Nachstehend sind einige Auszüge gegeben, ähnlich wie sie in dem Werk: Deutsche Küstenflüsse, herausgegeben von der Preußischen Landesanstalt für Gewässerkunde (Berlin 1911, Ernst Mittler & Sohn), enthalten sind, aber etwas anders zusammengestellt.

Landesbibliothek Oldenburg

Ort	Hafenzeit Std.	Hafenzeit Min.	Tidenhub m	Dauer des Steigens Std.	Dauer des Steigens Min.	Dauer des Fallens Std.	Dauer des Fallens Min.	Mittleres Hochwasser (abgekürzt M. H. W.)	Mittleres Niedrigwasser (abgekürzt M. N. W.)	Höchstes Hochwasser (abgekürzt H. H. W.)	Niedrigstes Niedrigwasser (abgekürzt N. N. W.)	Niedrigstes Hochwasser (abgekürzt N. H. W.)	Höchstes Niedrigwasser (abgekürzt H. N. W.)	Bemerkungen
Gruppe I: Die deutsche Bucht.														
Knock (Dollart) .	1	58	2,74	—		—		+1,14	−1,60	+4,96	−2,24	−0,80	+2,32	Die Landspitze gegenüber Delfzijl
Norddeich	11	47	2,44	—		—		+1,00	−1,44	+4,68	−2,78	−1,42	+1,37	
Norderney	11	35	2,35	6	7	6	18	+0,98	−1,37	+3,95	−3,40	−1,33	+1,38	Hafen von Norderney
Helgoland	11	48	2,32	5	35	6	50	+0,96	−1,40	—	—	—	—	
Roter-Sand-Leuchtturm....	11	43	2,72	5	50	6	35	+1,11	−1,61	+3,80	−3,76	−1,43	+0,95	Mittelwasser ✝ N. N. −0,17
Wilhelmshaven ..	0	53	3,59	6	12	6	13	+1,54	−2,05	+5,08	−4,39	−1,34	+2,36	
Bremerhaven ...	1	10	3,31	5	18	7	7	+1,57	−1,74	+4,95	−4,02	−1,44	+2,95	
Cuxhaven	0	49	2,85	5	34	6	51	+1,27	−1,58	+4,64	−4,01	−1,59	+2,48	
Tönning.....	0	43	2,67	5	17	7	8	+1,27	−1,40	+4,96	−2,91	−1,13	+1,33	
List (auf Sylt) ..	2	6	1,61	—		—		+0,50	−1,11	+3,09	−2,54	−1,37	—	Ostspitze von Lis
Gruppe II: Die Jade.														
Feuerschiff Außenjade . .	11	17	2,57	5	29	6	56	+1,04	−1,53	—	—	—	—	Mittelwasser ✝ N. N. −0,17
Wangeroog (West)	11	29	2,66	5	49	6	36	+1,17	−1,49	+4,36	—	—	—	1200 m S.S.W. vom Weststurm
Friedrichsschleuse.	11	39	2,64	5	4	7	21	+1,27	−1,37	+4,63	—	—	—	
Roter-Sand-Leuchtturm....	11	43	2,72	5	50	6	35	+1,11	−1,6	+3,80	−3,76	−1,43	+0,95	Mittelwasser ✝ N. N. −0,17
Minsener Old Oog	11	47	2,91	5	43	6	42	+1,17	−1,74	—	—	—	—	Bei der Rettungsbake
Schilligbörn	0	5	3,05	5	49	6	36	+1,27	−1,78	—	—	—	—	An der Niedrigwasserlinie
Voslapp	0	31	3,25	6	1	6	24	+1,31	−1,94	—	—	—	—	Beim Leuchtturm
Wilhelmshaven ..	0	53	3,59	6	12	6	13	+1,54	−2,05	+5,08	−4,39	−1,34	+2,36	II. Einfahrt
Schweiburger Tief im Jadebusen .	0	58	3,76	6	9	6	16	+1,62	−2,14	—	—	—	—	Auf 53° 27,7′ n. Br. 8° 15,3′ ö. L.
Gruppe III: Die Weser.														
Hoheweg-Leuchtturm....	0	22	3,05	6	4	6	21	+1,27	−1,78	—	—	—	—	
Fedderwardersiel .	0	34	3,34	—		—		+1,50	−1,84	—	—	—	—	
Meyers Legde ..	0	22	3,14	5	31	6	54	+1,33	−1,81	—	—	—	—	Schlenge 5 beim Leuchtturm
Bremerhaven ...	1	10	3,31	5	18	7	7	+1,57	−1,74	+4,95	−4,02	−1,44	+2,95	
Brake	2	09	3,13	—		—		+1,70	−1,43	* +4,87 † +4,68	−3,26	−1,25	+1,50	* vor \ der Weser † nach) korrektion
Elsfleth	2	40	2,92	4	0	8	25	+1,72	−1,20	* +4,97 † +4,64	−2,48	−1,20	+1,59	
Vegesack	3	29	2,06	3	30	8	55	+1,73	−0,33	* +5,17 † +4,18	−1,89	−0,62	+1,92	✣
Bremen	4	8	1,42	4	21	8	4	+2,17	+0,75	* +7,82 † +4,98	−1,21	−0,06	+4,63	
Oldenburg	4	17	1,45	4	31	7	54	+1,80	+0,35	+2,86	−0,60	—	—	

✝ Siehe die Beschreibung unter Tidewerte.

✣ Der Tidenhub ist im Sommer erheblich größer als im Jahresmittel, da im Sommer wegen des geringen Oberwassers das Niedrigwasser viel tiefer wegfällt als im Winter.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Höhen sind, soweit angängig, auf dieselbe Höhe wie die Aufmessungen der Landesaufnahme, das ist auf N. N. (siehe den Abschnitt über die Landkarten von Herrn Regierungsgeometer Thomas), bezogen. Als Mittelwasser der Nordsee wird von der Landesanstalt für Gewässerkunde in Berlin gerechnet: Hochwasser — Tidenhub $\times 0{,}47$ das ist H. W. — (H. W. — N. W.) $\times 0{,}47$, was im Mittel auf N. N. — 0,17 m liegen dürfte. Die Höhenlage von Rotesandleuchtturm und von Helgoland kann durch Nivellement nicht ermittelt werden; ihre Höhen sind deswegen vom Mittelwasser der Nordsee aus gerechnet und so auf N. N. bezogen.

a. Deutsche Bucht. Gruppe I gibt eine Übersicht über die mittleren Tidewerte und die Grenzwerte in der deutschen Bucht. Der Tidenhub bei Helgoland und Rotesand, das ist mehr der der offenen See, ist kleiner als an der hinter ihnen liegenden Küste. Der Tidenhub wächst von Westen nach Osten, — Norderney 2,35 m, Rotesand 2,72 m, Cuxhaven 2,85 m — bleibt von Cuxhaven bis zur Südspitze von Amrum annähernd auf gleichem Maß und nimmt dann nach Norden sofort stark ab — Südspitze und Nordspitze von Sylt = 1,6 m.

Von See nach Land zu nimmt überall der Tidenhub zu, teilweise sehr stark, z. B. von Rotesand bis Wilhelmshaven von 2,72 m auf 3,59 m, das ist um 0,87 m.

Je weiter nach See, desto geringer werden die Unterschiede zwischen den mittleren Werten der Tide und den Grenzwerten der Tide. Es ist z. B. H. H. W. — M. H. W.

bei Norderney	2,97	bei Norddeich	3,68
		bei Knock	3,82
bei Rotesand	2,69	bei Wilhelmshaven	3,54
		bei Bremerhaven	3,38

Ferner ist H. N. W. — M. N. W.

bei Rotesand	2,56	bei Wilhelmshaven	4,41
		bei Bremerhaven	4,69

Weniger bemerkbar macht sich der Unterschied zwischen den mittleren Werten und den niedrigen Grenzwerten der Tide von See nach Land zu, z. B. M. N. W. — N. N. W.

bei Rotesand	2,11	bei Wilhelmshaven	2,34
		bei Bremerhaven	2,28

Man kann es sich wie folgt erklären: Durch andauernde starke Weststürme wird aus der ganzen Nordsee das Wasser in die Elb- und Weserbucht getrieben. Auch wenn in der Jade Weststurm ist, ist der Unterschied zwischen H. H. W. und M. H W. in Wilhelmshaven erheblich größer als bei Rotesand, obwohl der Wind senkrecht zur Stromrichtung weht. Bei Sturmebbe wird das Wasser aus der ganzen Bucht gleichmäßig herausgetrieben; es wohnt ihm dann in der Bucht aber noch nicht eine solche Bewegungskraft inne, wie bei Sturmflut, so daß es überall fast um das gleiche Maß gegen gewöhnliches Niedrigwasser abfällt.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Höhenunterschied zwischen M. H. W. und H. H. W. ist an der Küste der ganzen deutschen Bucht fast gleich groß; er schwankt zwischen 3,4 m und 3,8 m. Die höchsten Sturmfluten in Holstein fallen aber meistens nicht mit den höchsten Sturmfluten in Hannover und Oldenburg zusammen. An der ersteren Küste entstehen die höchsten Fluten, wenn der Sturm andauernd aus Westen weht, an der letzteren Küste, wenn der Sturm von Westen nach Nordwesten übergeht. Die Unterschiede der gleichzeitigen Sturmfluthöhen an den beiden Küsten sind meistens ziemlich groß.

b. Jade. Gruppe II zeigt die Entwicklung der Flutwelle in der Jade. Der Tidenhub wächst von der Jademündung beim Feuerschiff Außenjade, wo er 2,6 m beträgt, auf 3,76 m im südlichen Teil des Jadebusens. Die Flutwelle durchläuft die Strecke in rund 1 Stunde 40 Minuten. In der Blauen Balje ist rund eine Stunde früher Hochwasser als in Wilhelmshaven.

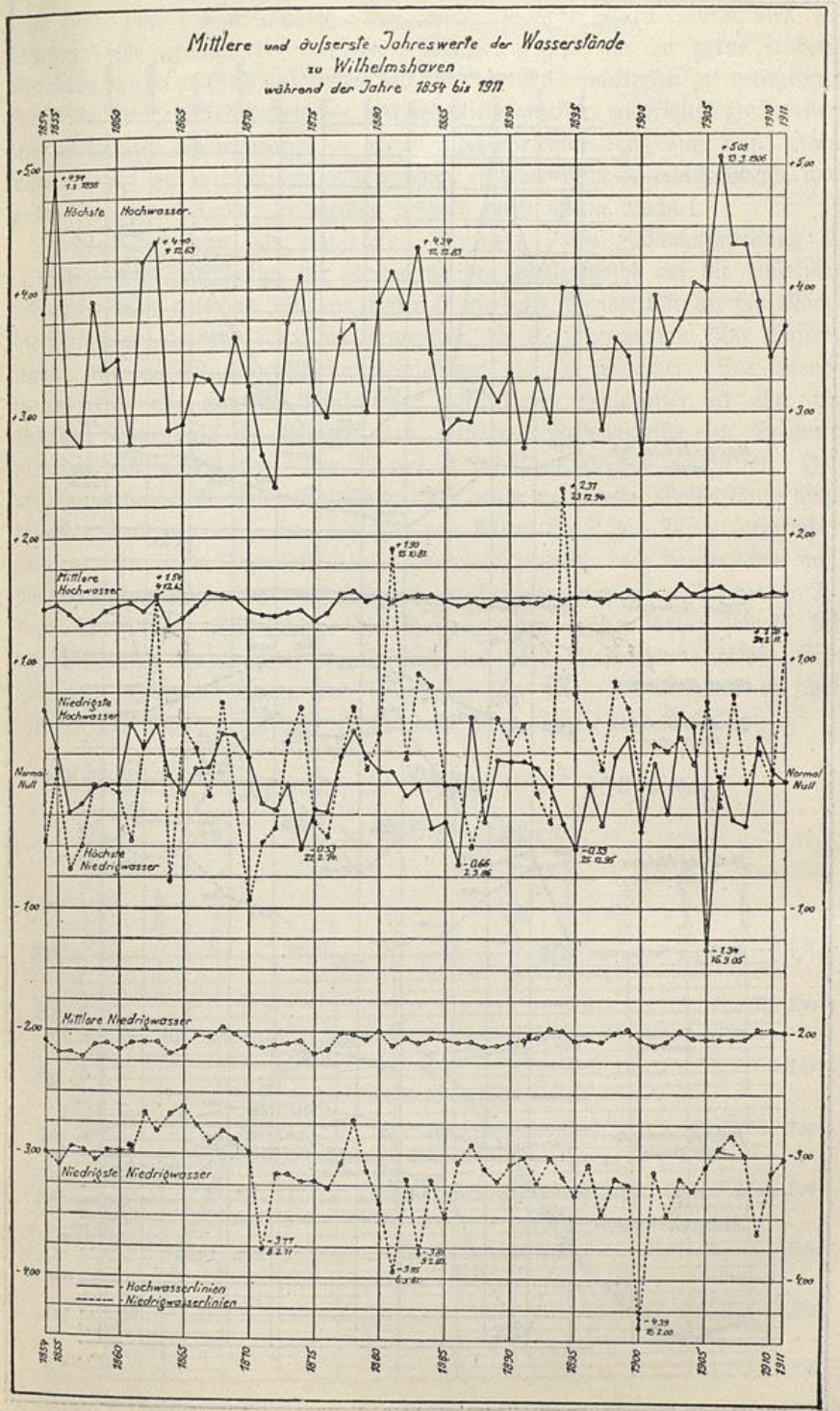
c. Weser. Gruppe III zeigt den Verlauf der Flutwelle in der Weser. Von der Wesermündung bis Bremen und Oldenburg braucht die Flutwelle rund $5^1/_2$ Stunden. Wenn in Oldenburg Hochwasser ist, ist in der Wesermündung Niedrigwasser. Der Tidenhub wächst von 2,6 m beim Feuerschiff Außenjade auf 3,31 m in Bremerhaven und fällt dann auf rund 1,4 m in Bremen und Oldenburg. Hochwasser liegt in Wilhelmshaven und Bremerhaven annähernd gleich hoch; Niedrigwasser liegt in Bremerhaven aber um 0,29 m höher als in Wilhelmshaven, was wohl auf das engere Niedrigwasserbett der Außenweser und das Oberwasser der Weser zurückzuführen ist.

Wasserstände der einzelnen Jahre. An einigen Zusammenstellungen über die Wasserstandsverhältnisse in Wilhelmshaven soll gezeigt werden, wie verschieden die Wasserstände in den einzelnen Jahren und auch in den einzelnen Monaten sind und wie oft sie überhaupt auftreten. Die Werte von Wilhelmshaven können die Verhältnisse an der ganzen benachbarten Küste veranschaulichen; nur ist zu beachten, daß alle Höhen entsprechend dem Verhältnis der verschiedenen Tidenhübe zu verkleinern sind.

Die Zusammenstellung I (s. S. 83) zeigt zeichnerisch die mittleren Werte und die Grenzwerte in den Jahren 1854 bis 1911; mittleres Hochwasser und mittleres Niedrigwasser haben in den einzelnen Jahren verschiedene Höhe. Von 1890 ab macht sich ein Ansteigen des mittleren Hochwassers und mittleren Niedrigwassers bemerkbar, was sich auch sonst an der deutschen Nordseeküste findet. Die Zukunft muß lehren, ob dies nur eine vorübergehende Erscheinung ist. Die äußersten Grenzwerte treten nur sehr selten auf, z. B. annähernd gleich hohe Sturmfluten nur 1855 — das ist die Sturmflut, bei der der größte Teil des alten Dorfes Wangeroog verloren ging — und 1906. Eine fast gleich hohe Sturmflut war die von 1825. Hätte man die Pegelbeobachtungen 1856 begonnen und bis 1905 durchgeführt und dementsprechend Deiche gebaut, so würde man 1906 schwere Überraschung erlebt haben. Dadurch, daß die besonders hohen Sturmfluten nicht genügend berücksichtigt wurden, werden in früherer Zeit viele Deichbrüche entstanden sein. Bei dem heutigen Stande der angewandten Naturwissenschaften setzt man sich aber nicht so leicht über die

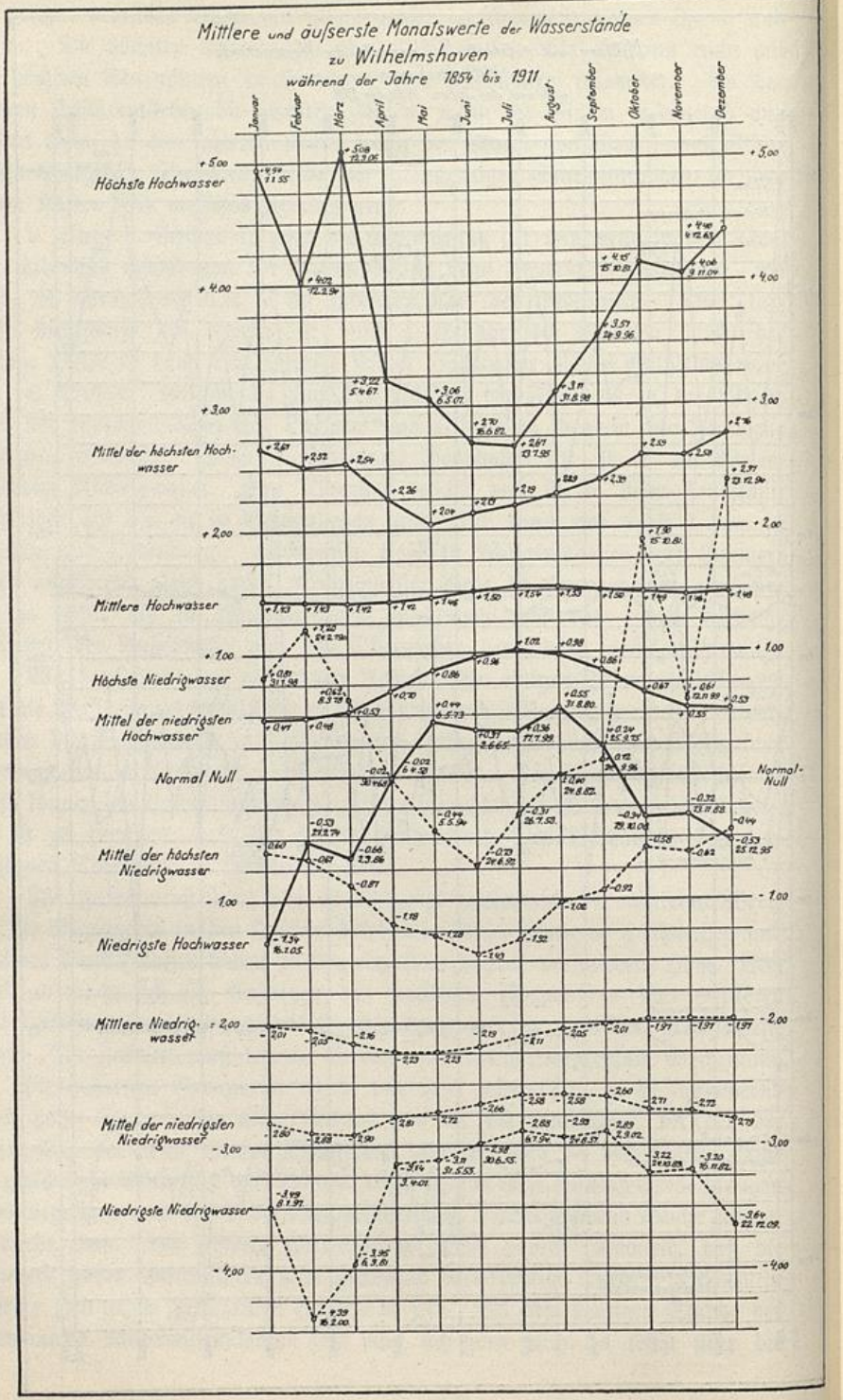
Landesbibliothek Oldenburg

Zusammenstellung I.



Landesbibliothek Oldenburg

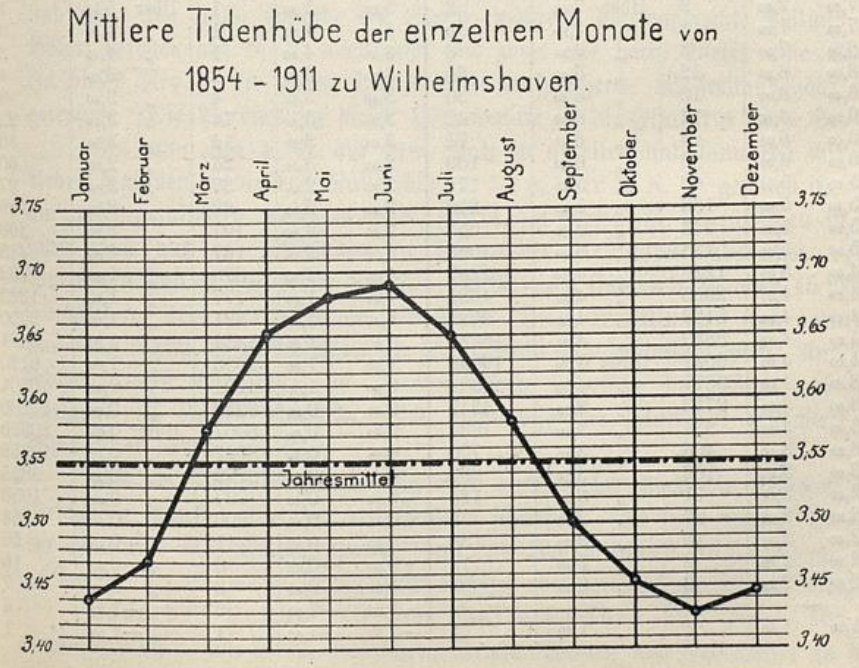
Zusammenstellung II.



Landesbibliothek Oldenburg

früheren Sturmfluten hinweg, wenngleich eine Sturmflut wie die von 1906 auch heute noch die Bestrebung, das Land genügend gegen Sturmfluten zu schützen, sehr erleichtert; denn der Mensch vergißt gar zu gerne frühere Gefahren, wenn er Geld aufwenden soll, um ihr Wiederauftreten zu vermeiden. Auch die übrigen Grenzwerte — höchstes Niedrigwasser, niedrigstes Hochwasser und niedrigstes Niedrigwasser — treten oft Jahrzehnte lang nicht auf. Ihre Wirkung auf die menschlichen Maßnahmen ist aber nicht so einschneidend, wie gerade die Sturmfluten; sie werden deshalb meist wenig beachtet.

Wasserstände der einzelnen Monate. Die Zusammenstellung II (s. S. 84) zeigt zeichnerisch die Verteilung der Wasserstände auf die einzelnen Monate. Man teilt das Jahr am besten in die sechs Monate Oktober bis März, die Wintermonate, und April bis September, die Sommermonate. Die Wasserstände sind im Winter viel unregelmäßiger als im Sommer. Die Grenzwerte treten alle nur im Winter auf. Mittleres Hochwasser ist aber im Sommer höher als im Winter, und mittleres Niedrigwasser im Sommer niedriger als im Winter. Der Winter ist also den Deichen gefährlich. Hat man außendeichs Bauten auszuführen, bei denen man hohe Wasserstände nicht brauchen kann, so muß man die Zeit von Mitte April bis Mitte September wählen. In jedem Sommer treten aber durchschnittlich doch Wasserstände auf, die den Außengroden, der am Jadebusen am Deich entlang auf + 1,9 bis + 2,4 liegt, überfluten. Die Pächter des Außengrodens müssen daher sowohl bei der Viehweide wie beim Heuen ständig auf hohe Wasserstände gefaßt sein. Bei ganz ruhigem Wetter und spiegelnder See wird im Sommer oft der Groden überflutet; der blanke Hans raubt dann Schafe und Andelheu.



Landesbibliothek Oldenburg

Im Frühjahr ist das Niedrigwasser am niedrigsten; das ist von Vorteil für die Entwässerung, da dann das Land möglichst trocken sein muß. Aber auch in den wirklichen Sommermonaten kommen keine hohen Niedrigwasser vor, so daß den Sommer über die Entwässerung günstig ist.

Jedoch selbst die über 57 Jahre reichende Zusammenstellung II schützt noch nicht vor Überraschungen. So stieg am 9. April 1912, am Ostertage, das Hochwasser auf + 3,44, das ist um 22 cm höher, als es bisher im April gestiegen war; in derselben Tide fiel das Niedrigwasser nur auf + 0,98, blieb also um 1 m über dem bisherigen Höchstwert des April.

Die Wattschiffahrt ist im Sommer am einfachsten, da sie dann mit gleichmäßig hohem Hochwasser, also mit genügend Wasser auf den Watten, rechnen kann.

Im Winter sind die Unterschiede der Grenzwerte am größten, im Sommer aber ist der Unterschied zwischen mittlerem Hochwasser und mittlerem Niedrigwasser, der Tidenhub, am größten, was vorstehende Darstellung zeigt.

Häufigkeit der einzelnen Wasserstände. Die folgende Zusammenstellung der Häufigkeit des Auftretens der einzelnen Wasserstände zeigt, daß

Häufigkeit der Hoch- und Niedrigwasserstände zu Wilhelmshaven während der Jahre 1854 bis 1907.

(Die Wasserstände sind hier nach Wilhelmshavener Pegelnull = NN. — 2,637 m angegeben.)

Hochwasserstände					Niedrigwasserstände				
von	bis	Beobachtete Anzahl		Beobachtete Anzahl	von	bis	Beobachtete Anzahl		Beobachtete Anzahl
7,60	7,80	2	Über 7,60	2	5,00	5,20	1	Über 5,00	1
7,00	7,20	3	„ 7,00	5	4,60	4,80	1	„ 4,60	2
6,80	7,00	3	„ 6,80	8	4,20	4,40	1	„ 4,20	3
6,60	6,80	12	„ 6,60	20	3,60	3,80	1	„ 3,60	4
6,40	6,60	10	„ 6,40	30	3,40	3,60	4	„ 3,40	8
6,20	6,40	12	„ 6,20	42	3,20	3,40	14	„ 3,20	22
6,00	6,20	29	„ 6,00	71	3,00	3,20	14	„ 3,00	36
5,80	6,00	38	„ 5,80	109	2,80	3,00	24	„ 2,80	60
5,60	5,80	63	„ 5,60	172	2,60	2,80	37	„ 2,60	97
5,40	5,60	138	„ 5,40	310	2,40	2,60	62	„ 2,40	159
5,20	5,40	243	„ 5,20	553	2,20	2,40	107	„ 2,20	266
5,00	5,20	488	„ 5,00	1041	2,00	2,20	167	„ 2,00	433
4,80	5,00	1226	„ 4,80	2267	1,80	2,00	319	„ 1,80	752
4,60	4,80	2355	„ 4,60	4622	1,60	1,80	477	„ 1,60	1229
4,40	4,60	5169	„ 4,40	9791	1,40	1,60	821	„ 1,40	2050
4,20	4,40	8829	„ 4,20	18620	1,20	1,40	1434	„ 1,20	3484
4,00	4,20	9022	Unter 4,20	19046	1,00	1,20	2626	„ 1,00	6110
3,80	4,00	5677	„ 4,00	10024	0,80	1,00	4191	„ 0,80	10301
3,60	3,80	2713	„ 3,80	4347	0,60	0,80	6959	„ 0,60	17260
3,40	3,60	934	„ 3,60	1634	0,40	0,60	8007	Unter 0,60	20359
3,20	3,40	406	„ 3,40	700	0,20	0,40	8527	„ 0,40	12352
3,00	3,20	166	„ 3,20	294	0,00	0,20	2772	„ 0,20	3825
2,80	3,00	71	„ 3,00	128	—0,20	0,00	797	„ 0,00	1053
2,60	2,80	27	„ 2,80	57	—0,40	—0,20	200	„ —0,20	256
2,40	2,60	18	„ 2,60	30	—0,60	—0,40	41	„ —0,40	56
2,20	2,40	8	„ 2,40	12	—0,80	—0,60	8	„ —0,60	15
2,00	2,20	3	„ 2,20	4	—1,00	—0,80	3	„ —0,80	7
—	—	—	—		—1,20	—1,00	3	„ —1,00	4
1,20	1,40	1	„ 1,40	1	—1,80	—1,60	1	„ —1,60	1

Landesbibliothek Oldenburg

die äußersten Grenzwerte nur sehr selten auftreten, daß aber um die Mittelwerte herum der Wasserstand stark schwankt. An der See auszuführende Bauten müssen so eingerichtet sein, daß sie für die häufigsten Wasserstände gut benutzbar sind, daß sie aber auch bei den äußersten Grenzwerten nicht versagen. Zum Beispiel müssen die Schleusen in Wilhelmshaven verhindern, daß bei einem Außenwasser von 4,39 m unter N. N. der auf 1,4 über N. N. aufgestaute Hafen nicht abläuft, und daß bei einer Sturmflut von 5,08 m über N. N. die Sicherheit des Landes gewahrt ist. Die Schleusentore müssen also für einen Unterschied des Außenwasserstandes von 9,47 m eingerichtet sein, was die Anlagen in Wilhelmshaven sehr verteuert. Um eine Anschauung von den Abmessungen solcher Tore zu geben, sei erwähnt, daß sie bis 10,6 m unter Niedrigwasser hinabgehen, bis 7,6 m über Niedrigwasser hinaufreichen und eine lichte Weite von 40 m haben.

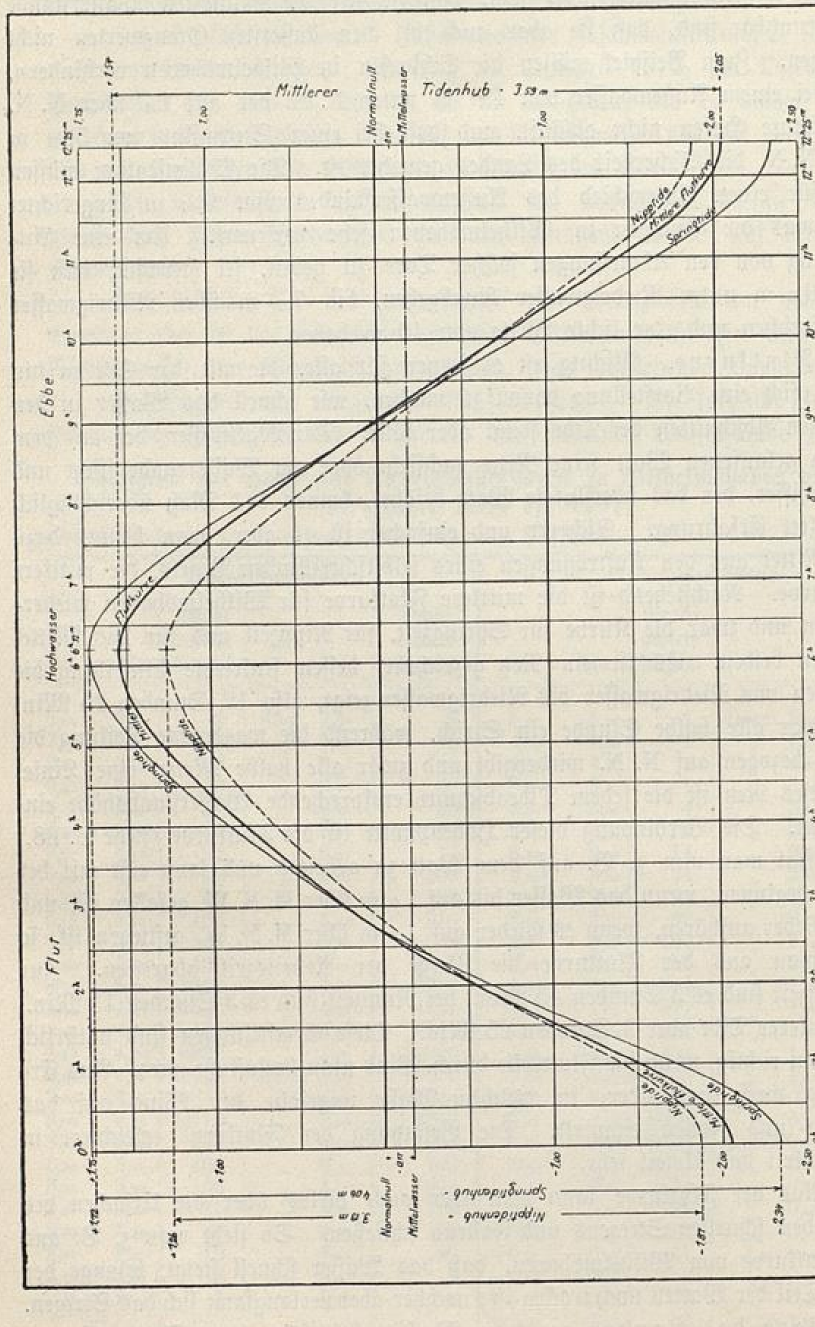
Flutkurve. Wichtig ist es ferner für alle, die mit der See zu tun haben, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie schnell das Wasser in den einzelnen Abschnitten der Tide steigt oder fällt. Der Wattfischer, der auf dem trocken gelaufenen Watt seine Netze nachsieht oder am Wasserrande fischt und der Schiffer, der das überflutete Watt befährt, kennen das Maß überschläglich aus alter Erfahrung. Sicherer und einfacher ist es aber, man benutzt dazu das Mittel aus den Auftragungen eines selbstschreibenden Pegels, die mittlere Flutkurve. Nachstehend ist die mittlere Flutkurve für Wilhelmshaven wiedergegeben und zwar die Kurve für Springzeit, für Nippzeit und für das Mittel zwischen beiden. Es ist ein Netz gezeichnet, dessen senkrechte Einteilung die Stunden von Niedrigwasser bis Niedrigwasser zeigt, also 12 Stunden 25 Min. und zwar alle halbe Stunde ein Strich, während die wagerechte Teilung die Höhen bezogen auf N. N. wiedergibt und zwar alle halbe Meter eine Linie. In dieses Netz ist die jedem Tideabschnitt entsprechende Wasserstandshöhe eingetragen. Die Verbindung dieser Höhenpunkte ist die Flutkurve (siehe S. 88.)

Hat man nun z. B. auf dem Watt zu arbeiten und kann erst mit der Arbeit beginnen, wenn das Wasser bis auf 1,0 m über M. N. W. gefallen ist, und muß wieder aufhören, wenn es wieder auf 1,0 m über M. N. W. gestiegen ist, so kann man aus der Flutkurve die Länge der Arbeitszeit abgreifen. Zur Springzeit sind es 3 Stunden 45 Min., bei Nippzeit sind es 3 Stunden 15 Min., bei mittlerer Tide aber 3 Stunden 25 Min. Diese Ermittlungen sind natürlich nur dann richtig, wenn die Flutwelle durch Wind nicht beeinflußt wird. Aus Erfahrung weiß man aber, in welchem Maße ungefähr der Wind auf das Steigen und Fallen einwirkt. Die Benutzung der Flutkurve erleichtert in Wirklichkeit das Urteil sehr.

Aus der Flutkurve kann man aber auch vieles über die Ursachen des verschieden schnellen Steigens und Fallens schließen. So sieht man z. B. aus der Flutkurve von Wilhelmshaven, daß das Wasser schnell steigt, solange der größte Teil der Watten noch trocken ist; nachher aber verlangsamt sich das Steigen.

Lage des Landes zu den Wasserständen der See. Um zu veranschaulichen, wie Geest, Marschen, Deiche, Watten und Fahrwasser zu den

Landesbibliothek Oldenburg

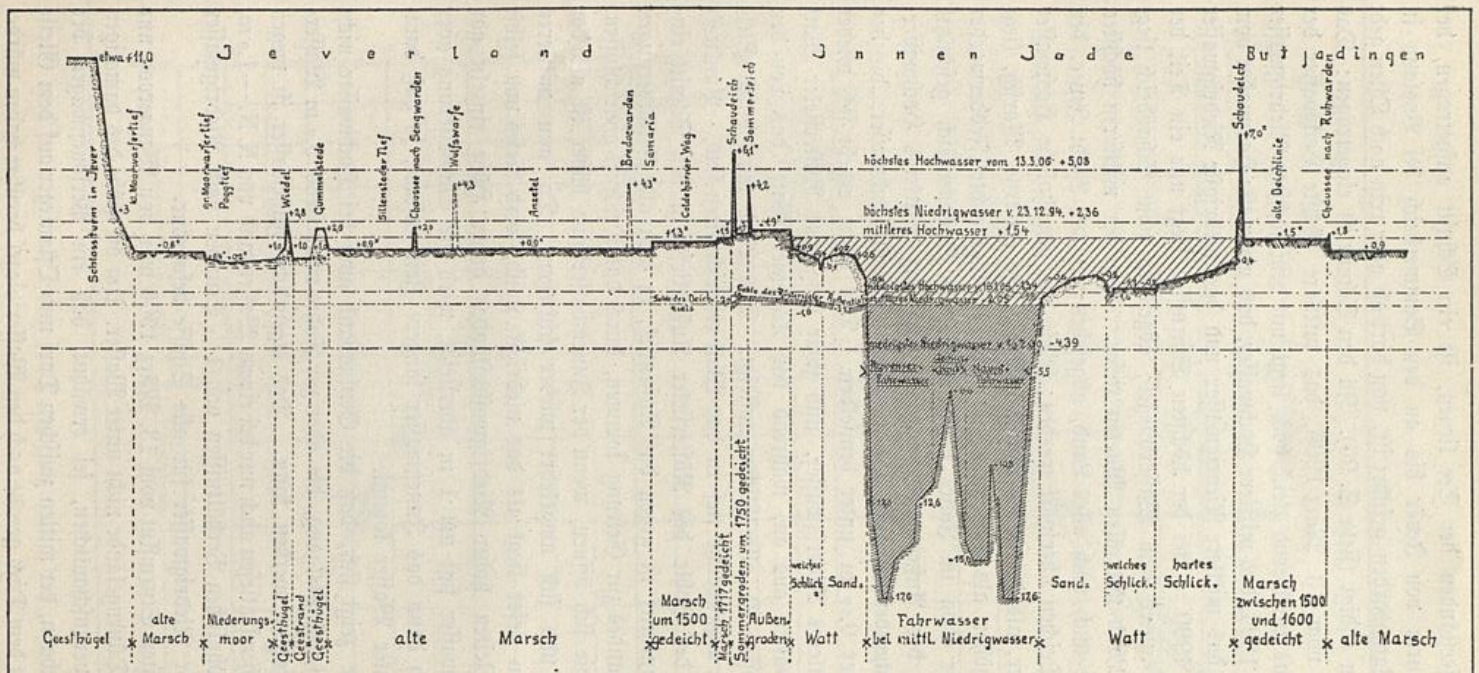

Flutkurve von Wilhelmshaven
Flut
Ebbe
Hochwasser
Niedrigwasser
Mittlerer Tidenhub · 3,59 m
Normalnull
Mittelwasser
Springtidenhub
Nipptidenhub
Springtide
Nipptide
Mittlere Flutkurve

verschiedenen Wasserständen der See liegen, ist ein Schnitt aufgetragen, der durch den Schloßturm von Jever bis an den Sommerdeich bei Voslapp in der Richtung auf Langwarden geführt ist, von dort ab aber rein nach Osten geht und bei Ruhwarden endigt (siehe S. 90). In den Schnitt ist eingetragen: Das höchste Hochwasser vom 13. März 1906, das mittlere höchste Hochwasser der Sommermonate, das annähernd gleich hoch liegt mit dem höchsten Niedrigwasser vom 23. Dezember 1894, das mittlere Hochwasser, das niedrigste Hochwasser vom 16. Januar 1905, das mittlere Niedrigwasser und das niedrigste Niedrigwasser vom 16. Februar 1900. Bei der höchsten Sturmflut liegt nur ein Teil der Stadt Jever nicht unter dem Wasserspiegel; abgesehen vom Schaudeich liegt das ganze übrige Land mit allen Wurten tiefer. Von der mittleren höchsten Sommerflut würde auch noch alles Land, abgesehen von der Stadt Jever, den Wurten und den Deichen überspült werden; selbst das gewöhnliche Hochwasser liegt erheblich höher, als die ältere weiter von der See entfernte Marsch, liegt aber auch noch höher als der im Jahre 1717 eingedeichte Fedderwarder Groden. Nur der etwa im Jahre 1750 mit einem Sommerdeich geschützte Baugroden, sowie der Außengroden erheben sich über mittleres Hochwasser. Die Krone des Schaudeiches liegt 1,02 m über höchstem Hochwasser, die des Sommerdeiches aber 0,88 m unter demselben. Das Watt erhebt sich wieder erheblich über mittleres Niedrigwasser, und zwar steigt das Rüstersieler Watt schnell vom Fahrwasser aus an, während das Tossenser Watt, das von den Wellen mehr getroffen ist, allmählicher ansteigt. Das Land wird durch Sieltiefe entwässert, die außendeichs tief in das Watt eingeschnitten sind. Punktiert ist die Höhenlage der Sohle des Rüstersieler Außentiefs in den Schnitt eingetragen. Das Innentief ist gegen das Außentief, in dem alle Veränderungen des Meereswasserstandes zur Geltung kommen, durch das Deichsiel abgeschlossen. Dieses hat Tore, die sich öffnen, wenn der Innenwasserstand höher ist als der Außerwasserstand, und sich umgekehrt wieder schließen. Da nun mittleres Niedrigwasser 2,4 m tiefer liegt als das niedrigste Land, wird dieses von selbst entwässert. In Zeiten hoher Niedrigwasserstände, deren Höhe einzeln gar gewöhnliches Hochwasser fast um 1 m übersteigt, wird die Entwässerung aber mangelhaft, da sich dann das Innenwasser längere Zeit anstaut, so daß dann niedriges Land unter Wasser kommt.

In der Jade zeigt sich, daß die Geniusbank auch bei Hochwasser nicht von Schiffen mit 8,5 m Tiefgang, die aber zur Fahrt mindestens 9,0 m Wassertiefe brauchen, befahren werden kann. Das eigentliche Fahrwasser ist wegen der in ihm befindlichen Untiefen auch nur bei einem Wasserstand von N. N. — 1,0 m, das ist unter gewöhnlichen Verhältnissen von $1^1/_2$ Stunden nach Niedrigwasser bis 2 Stunden vor Niedrigwasser für alle Schiffe befahrbar.

Bei der höchsten Sturmflut vom 13. März 1906 war von Wangeroog nur das Dorf und das Dünengelände nicht unter Wasser. Um die Höhe des damaligen Wasserstandes zu veranschaulichen, sei erwähnt, daß ein Personenwagen der Wangerooger Eisenbahn, der mitten zwischen Dorf und Ostanleger auf dem Gleise gestanden hätte, mit dem Dach gerade noch den Wasserspiegel berührt haben würde.

Landesbibliothek Oldenburg



Schnitt durch Marschland und Innenjade zur Veranschaulichung der Beziehungen zwischen Land, Watt, Fahrwasser und den Wasserständen der See.

Der Schnitt ist vom Schlossturm zu Jever bis zum Sommerdeich bei Voslapp auf Langwarden zu gezogen, vom Sommerdeich ab in Richtung von West nach Ost.

Bemerkung: Die mit einem × versehenen Höhenzahlen sind Durchschnittswerte der auf den Messtischblättern angegebenen Höhenzahlen. Letztere sind nicht zahlreich.

Maßstäbe:
für die Längen etwa 1 : 150000.
„ „ Höhen etwa 1 : 400.

Ein Besucher von Dangast versäume nicht, die Flutsteine bei der Dangaster Mühle aufzusuchen, die auch gut die Sturmfluthöhe veranschaulichen.

Veränderlichkeit des **Grenzgebietes zwischen See und Wattenmeer.** Das Grenzgebiet zwischen der eigentlichen See und dem Wattenmeer ist den angreifenden Kräften besonders ausgesetzt und deshalb auch am veränderlichsten. Es sei deshalb zunächst beschrieben.

Die Kette der Düneninseln nördlich von Ostfriesland und Jeverland, allgemein als ostfriesische Inseln bezeichnet, war von Juist ab östlich bis zur Inangriffnahme der Strandbefestigungen auf den Inseln Borkum, Norderney, Baltrum, Spiekeroog und Wangeroog in ständiger Wanderung von Westen nach Osten begriffen. Die Inseln brachen im Westen ab und wuchsen im Osten wieder an. Die Wanderung der Inselkette ist aber nicht so zu verstehen, als ob alle Inseln gleichzeitig und gleichmäßig gewandert wären. In derselben Zeit, in der sich Baltrum, Spiekeroog und Wangeroog so stark veränderten, ist Langeoog fast unverändert geblieben und hat Juist nur nach Osten zu stark zugenommen, ohne im Westen abzubrechen. Jetzt sind durch die Strandbefestigungen die angeführten Inseln im wesentlichen festgelegt, wenngleich ein Teil von ihnen noch nicht so befestigt ist, daß vorspringende Teile nicht mehr abbrechen. So ist z. B. das Westende von Norderney so festgelegt, daß große Veränderungen dort nicht mehr zu erwarten sind, während bei Wangeroog der südwestliche Haken, dessen Festlegung sich nicht lohnt, noch stark im Abbruch ist. Doch ist wohl anzunehmen, daß die Inselbefestigungen jetzt so weit gediehen sind, daß die Wanderung der Inselkette im wesentlichen aufgehört hat. Nördlich an der Inselkette vorbei findet aber noch immer eine starke Wanderung des Sandes nach Osten statt.

Diese Sandwanderung und die früher damit in Verbindung stehende Wanderung der Inseln wird durch verschiedene Ursachen hervorgerufen.

1. Die Wellenwirkung auf den Strand und den Vorstrand. Die Wellen sind auf tiefem Wasser senkrecht zum Winde gerichtet und schreiten in der Richtung des Windes fort. Auf ansteigendem Grunde ändern sie ihre Richtung. Diese wird allmählich parallel zu den Tiefenlinien des Untergrundes, ihr Fortschreiten aber senkrecht zu den Tiefenlinien. Sie brechen aber auf der Windseite früher, so daß die Brandung in der Windrichtung fortschreitet, was jeder am Strande beobachten kann. Mit der Brandung treiben die Wellen das Wasser am Strande entlang vor sich her und erzeugen dadurch hart am Ufer eine Strömung, die den durch die Brandung aufgerührten Sand mit sich forttreibt. Die Winde kommen an der Küste vorwiegend aus Westen, so daß die durch die Wellen hervorgerufene Sandwanderung in ihrer Gesamtheit nach Osten gerichtet ist. Aber abgesehen davon, daß die Westwinde an Zahl und Stärke überwiegen, wirken sie auch deswegen stärker als die Ostwinde, weil diese mehr von Land her kommen, so daß bei ihnen die Wellen kleiner sind als bei den über die ganze, tiefe Nordsee kommenden westlichen Winden.

Landesbibliothek Oldenburg

Auch den tieferen Teil des Vorstrandes greifen die Wellen an. Die Wellen verändern auf flacherem Wasser ihre Form, damit geht das Wasser aus einer Pendelbewegung in eine fortschreitende Bewegung über, rührt dadurch die Sandoberfläche auf und treibt Sand mit vorwärts. Die Wellenrichtung ändert sich bei ansteigendem Grund je nach der Größe der Wellen früher oder später, und entsprechend tritt die Wirkung auf den Untergrund wieder früher oder später ein. Ablandige Wellen sind auf dem Vorstrand sehr selten. Diese Wirkung der Wellen treibt also den Seeboden immer von der Tiefe den Strand hinauf und auch in der Windrichtung weiter. Je höher auf den Strand hinauf, desto stärker ist das Strandwärtswandern des Sandes; die Wellen bilden aus dem abgelagerten Sand einen Strandwall, und, wo dieser nicht nach rückwärts überströmt werden kann, den hochwasserfreien Strand. — Auch diese Wellenwirkung läßt vor den ostfriesischen Inseln wegen Überwiegens der Wellen bei Westwinden den Sand ostwärts wandern.

2. Sandwehen. Der durch die Wellen auf den Strand geworfene Sand wird vom Wind getrocknet, aufgewirbelt und springend und rieselnd fortgetrieben; er lagert sich ab, sobald er hinter Erhöhungen wie Gras, Sträuchern oder Dünen in windstillen Raum kommt, oder sobald er nasse Flächen, nassen Strand oder Watt erreicht und hier anhaftet. Hat er die nassen Flächen soweit erhöht, daß sie trocken werden, so wandert er auch über sie weiter. Der Hauptwindrichtung entsprechend, wird auch der über Hochwasser liegende Teil der Inseln so nach Osten verschoben. Die Sandanhäufung zu Dünen kann sich aber nur dort bilden, wo die Hindernisse, die den Sand sich ablagern lassen, so widerstandsfähig sind, daß sie durch die bei hohen Fluten auftretende Strömung nicht gestört werden. Bei unbeeinflußter Natur sind die Hindernisse die Pflanzen, besonders die Dünengräser, die den zugewehten Sand immer wieder durchwachsen und so ständig die Dünen höher anwachsen lassen. Künstlich werden Dünen durch Einsetzen von totem Busch und lebenden Dünengräsern gewonnen.

3. Der täglich 2×6 Stunden laufende Flutstrom. Der Flutstrom setzt von Borkum bis zur Wesermündung schräg auf die Küste zu und wird von dieser beim Aufstoßen an den Vorstrand abgelenkt; bei Flut entsteht daher längs der Küste eine Strömung nach Osten, die stärker ist als die entgegengesetzte Ebbeströmung an der Küste entlang. An der Küste geht zwar bei Ebbe auch ein Strom entlang, der aber schwächer sein muß als der Strom bei Flut, da der Ebbestrom von der Küste absetzt. Es entsteht daher längs der Küste eine nach Osten gerichtete Wanderung der Wassermenge, deren Betrag der Ablenkung des Flutstromes an der Küste entspricht. Hierdurch wird des weiteren eine Wanderung des Sandes bewirkt.

Eine Anschauung von den Strömungen bei Wangeroog geben die in die Karte eingetragenen Strombahnen. Es sind dies die von Schwimmern zurückgelegten Wege, die zum Zweck der Stromforschung Tag und Nacht durchlaufend aufgemessen wurden. Es sind drei verschiedene Bahnen, die aber so aneinander anschließen, daß man eine gute Gesamtübersicht erhält. Man verfolge die

Landesbibliothek Oldenburg

Bahn mit einem Stift, nördlich von Spiekeroog beginnend. Flut geht nach Osten, Ebbe nach Westen; der östliche Kenterpunkt ist jedesmal der um Hochwasser, der westliche der um Niedrigwasser. Die Winde ändern die Strömungen, so daß oft das Wasser einen anderen Weg nimmt, als wie er in der Karte eingetragen ist. Mit Sicherheit kann jedoch gesagt werden, daß alle Schwimmer allmählich aus der Jade in die Weser kommen. Dies kommt daher, daß die Richtungen des Flutstromes und des Ebbestromes sich an der Ecke, an der die Jade und Weser in die See einbiegen, überkreuzen, und zwar, weil das Wasser das Bestreben hat, geradeaus zu fließen. Das Wasser der Außenjade muß deshalb immer von Westen her ersetzt werden. Ebenso ist es bei jedem Seegatt, bei dem sich auch die Richtungen des Flutstromes und Ebbestromes überkreuzen. Auffällig ist die außerordentlich schnelle Durchquerung der Jade. Dafür ist aber eine mehrere Tage dauernde Messung in der Nähe der H-Plate weggelassen worden, da die Schwimmer wiederholt dieselbe Bahn beschrieben, und die vielen Schwimmerbahnen an einer Stelle in dem kleinen Maßstab nicht mehr darzustellen waren. Diese weggelassenen Bahnen widersprechen aber nicht der allgemeinen Erscheinung, da sie kein Westwärtswandern zeigten. Beachtenswert ist auch das Wandern des Schwimmers von einem Seegatt zum anderen, wieder daher rührend, daß der Flutstrom nach Osten setzt, der Ebbestrom nach Norden. Die Messung bis in die Elbe hinein sollte nur die Richtigkeit der allgemeinen Anschauung bestätigen.

Auch außerhalb des Vorstrandes ist in der Nordsee ein linksdrehender Reststrom — das ist das Überwiegen eines der Gezeitenströme — vorhanden. Die vom Professor Dr. Krümmel in der Meereskunde 1908 mitgeteilte Karte von Flaschenposten in der Nordsee stellt dies dar für die Küste von Belgien und Holland bis nach Norwegen. Entsprechend wird auch über einen Strom berichtet, der an der Ostküste Schottlands und Englands entlang bis zur Südseite der Doggerbank südlich läuft und von da ab in ONO-Richtung durch den Silver Pit nach Holland und Dänemark und dann zum Skagerrak setzt.

Die Schwimmerbahnen geben nur die Gesamtbewegung des Wassers wieder. Die einzelnen Wasserteilchen sind auch im glatten Strombett in ständiger Wirbelbewegung, was bei ruhiger See an den aufquellenden Wirbeln zu sehen ist. Das kann die Schwimmerbahn nicht wiedergeben, da die Treibtafeln des Schwimmers immer gleich tief unter der Wasseroberfläche sind.

Noch viel verwickelter aber als im glatten Strombett ist die Wasserbewegung in Gebieten, in denen Platen quer zur Strombahn liegen; hier hat der Strom in den unteren Wasserschichten und der in den oberen Schichten ganz verschiedene Richtung.

Die Sandwanderung. Es ist schwer, ein Urteil darüber zu bekommen, wie der Sand im Wasser wandert, wie er vom Wasser mitgeführt wird und wie er sich wieder ablagert. Es sind überall im Strom Wirbel, die gelegentlich Sand bis an die Meeresoberfläche bringen. Dies ließe darauf schließen, daß der Strom immer große Sandmengen mit sich führt. Auf dem flachen, stark von Wellen getroffenen Wasser vor Wangeroog und den anderen

Landesbibliothek Oldenburg

Inseln scheint die Sandwanderung in der Hauptsache im Wandern von Bodenwellen und Platen zu bestehen, deren Verschiebungen sich durch Kartenvergleich zeigen lassen. Man kann sich die Wanderung in Bodenwellen wie folgt vorstellen: Auf der Westseite, der Windseite dieser Erhebungen, wirken die Wellen stark, das heißt sie branden und lassen diesen Abhang wandern; jenseit der Höhe aber haben sie ihre Kraft verloren und können daher hier den Sand nicht mehr aufrühren. Auch ist das Wasser auf der Höhe des Rückens eingeengt, fließt hier schneller, führt den Sand mit weiter und läßt ihn am Abhang, wo die Wassertiefe größer wird, fallen. In dem östlich vom Rücken liegenden Tal scheint keine Sandwanderung zu sein.

Nordwesten von Wangeroog. Bei Wangeroog gestaltet sich das Heranwandern des Sandes folgendermaßen: Nordwestlich vom Weststurm wird von der Barre des Seegatts durch die Wellen ein in Richtung WSW nach ONO liegendes Riff herangetrieben, indem die Wellen den Sand von der Nordwestseite des Riffes wegnehmen und an der Südostseite fallen lassen, wodurch das langgestreckte Riff auf der Nordwestseite einen flachen Anstieg, auf der Südostseite einen steilen Abfall erhält. Wenn das Riff dichter an den Strand herankommt, wird es höher, es bildet sich an seiner Ostseite eine schließlich tiefe Rinne, in der bei Flut ein vom Strande abgerichteter Unterstrom entsteht. Der Strand wird dann nur von Wellen getroffen, deren Wasser keinen Sand enthält; es wird vom Strande nur Sand abgeführt. Der Strand bricht stark ab, bis das Riff ganz an den Strand herangekommen ist. Im Durchschnitt wird etwa alle fünf Jahre ein Riff herankommen. Zurzeit — 1912 — liegt aber das nächste Riff weit vom Strande entfernt, so daß wohl zehn Jahre vergehen werden, bis es an den Strand herangekommen ist. Bis dahin wird das Westende der Insel nur durch besonders aufmerksame Unterhaltung der Strandschutzwerke zu halten sein.

Auf dem verschmälerten Strand laufen die Wellen stärker auf und nehmen die Dünen fort, besonders bei Sturmfluten, bei denen infolge der durch den hohen Wasserstand vergrößerten Wassertiefe schon an sich größere Wellen den Strand treffen. Der Abbruch der Inseln wird sich den Inselbewohnern also besonders bei Sturmfluten bemerkbar machen, so daß diese oft allein als die Ursache des Abbruches bezeichnet werden, trotzdem eigentlich das Heranwandern der Riffe die Ursache ist. Dies wird aber nicht durch Sturmfluten, sondern in der Hauptsache durch die immerwährenden, gewöhnlichen Wellen bewirkt. Bei Sturmfluten wird aber auch viel Sand auf den Strand hinaufgeworfen, so daß nach ihnen jedesmal verstärkt Sandwehen einsetzt und die einmal im Wachsen befindlichen Dünen zunehmen. Das Riff verdrängt schließlich die zwischen Riff und Strand befindliche Strandbalje, legt sich an den Strand, erhöht denselben wieder und verstärkt auch wieder die Dünen. Der Anwuchs ist jedoch nicht so stark, daß er den Abbruch ausgleicht. Das Westende der Insel verschiebt sich also nach Osten. Die Nordwestecken der Inseln sind deshalb am meisten der Zerstörung ausgesetzt. In den 207 Jahren von 1667 bis 1874 sind die westlichsten Dünen von Wangeroog um rund

Landesbibliothek Oldenburg

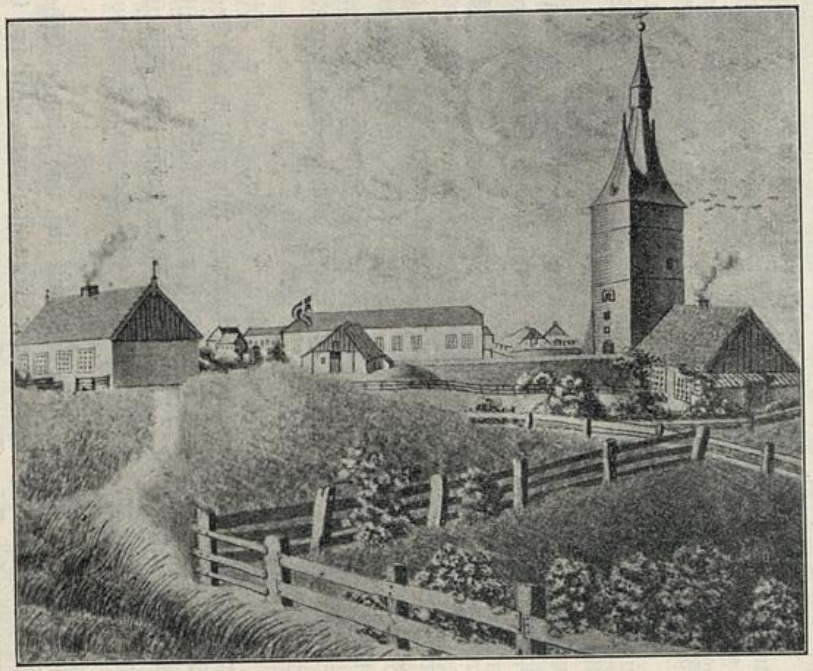
2,1 km nach Osten zurückgewichen, das ist in 100 Jahren um 1 km. Aber auch schon vor 1600 war Wangeroog im Westen abgebrochen, denn der Vorgänger des jetzigen Weststurmes war schon von den Wellen zerstört worden, und der wird auch nicht dicht am Strande errichtet worden sein. Ferner ist Wangeroog an dieser Stelle 1780 und 1865 durchgebrochen. Der südwestliche Teil der eigentlichen Insel ist von 1780 bis 1812 ganz verschwunden, und der 1865 abgelöste Teil, auf dem jetzt die drei Häuser im Westen stehen, würde ebenfalls verschwunden sein, hätte nicht 1874 die Strandbefestigung angesetzt. Auch auf den preußischen Inseln scheint die Strandbefestigung mit der Verhinderung derartiger Durchbrüche im NW begonnen zu haben.

Nordstrand der Insel. Nur ein Teil des im Westen der Insel herangekommenen Riffs legt sich hoch auf den Strand. Der größere Teil des in den Riffen enthaltenen Sandes wandert als ein Unterwasserriff, eine Vertiefung vor sich hertreibend, an der Insel vorbei. Die Vertiefung verschmälert in gleicher Weise wie die vorstehend erwähnte Strandbalje in ihrer Wanderung den Strand. Wo eine solche Vertiefung vor dem Strande ist, laufen die Wellen stärker auf. Das Wasser der Brandung fließt den Strand hinauf und muß sich einen Weg suchen, auf dem es wieder zurückfließen kann, ohne von neuem zurückgedrängt zu werden. Deshalb sammelt sich das Wasser einer größeren Strandlänge zu einem Strom, der stark genug ist, die Brandung zu durchbrechen. Durch diese Ströme entstehen auf dem Strande der ostfriesischen Inseln in der Windrichtung schräg vom Strand herabführende, jedem Badegast bekannte Rinnen, die Strandpriele, die besonders den Strand schwächen und zu deren Durchdämmung die Buhnen vorhanden sein müssen, wenn nicht der Strand bei einer zum Abbruch neigenden Insel schnell kleiner werden soll. Unter günstigen Umständen, z. B. wenn die Dünenkette schmal ist und hinter ihr ein tiefes, durchgehendes Dünental liegt, kann durch solchen Strandabbruch ein Inseldurchbruch entstehen, ein „Sloop", wie er früher auf allen Inseln vorhanden war. Diese Durchbrüche vergrößern sich durch den Strom, der entsteht, wenn bei starken Winden das Wasser auf dem Watt andere Höhe hat als in der See. Je nach den Windverhältnissen ist das Wasser auf dem Watt oder in der See höher. Der Strom in einem Sloop ist zeitweise stark, was an den Kolken zu erkennen ist, die sich in dem Sloop bilden. Die Strandpriele wandern auch an der Insel entlang von Westen nach Osten.

Nordosten von Wangeroog und die Blaue Balje. Die vor Wangeroog vorbeiwandernden Bodenwellen sammeln sich westlich des Seegatts, der Blauen Balje, immer wieder zu einem Riff an, das durch eine Flutstrom-Rinne vom Strande getrennt ist. Auf der Westseite bricht das Riff ständig ab und nimmt im Osten zu, wandert also in das Seegatt, dieses vor sich herdrängend.

So lange das Riff hoch ist, ist das Seegatt tief, und wird der Ebbestrom mehr geschlossen in die See geführt. Dann lösen sich vom Riff im Gebiet der Barre zwar einzelne kleine Platen ab, die aber von Strom und Wellen bald nach Osten geschoben werden und die Schiffahrt nicht stören. Sobald

Landesbibliothek Oldenburg



1825.

Nach einem Druck, der bei Stalling in Oldenburg erschienen ist.



1911.

Aufnahme bei der Sturmflut vom 6. November 1911.

Der Weſtturm von Wangeroog von Süden geſehen.

Landesbibliothek Oldenburg

das Riff aber zu weit nach Osten vorgedrungen ist, zerteilt der Ebbestrom das Riff, so daß sich dieses dicht an der Ausmündung des Gatts in die See in das Gatt legt und die Barre verflacht. Das Gatt erhält dann mehrere flache Ausmündungen und ist schlecht befahrbar, zumal da auf der Barre leicht Brandung steht. Die Blaue Balje, die doch eigentlich als östlichstes der Seegatten den Wattfahrern, die bis zu 2 m tief gehen, als Einfahrtsgatt dienen müßte, ist öfters wegen zu geringer Wassertiefe nicht betonnt gewesen und lange von den Schiffsversicherungen als Fahrwasser nicht anerkannt worden.

Bei Flut erzeugt die am Strande entlang laufende Flutstromrinne im Seegatt einen Drehstrom, da das Wasser aus der flachen Rinne über das in dem tiefen Gatt von Norden kommende Wasser hinwegströmt und dieses ansaugt. Das Wasser auf der Sohle des Gattes steigt daher am Ostende der Insel stark landauf und führt den Sand den Strand hinauf, so daß am Ostende der Insel immer wieder ein hoher Strandwall entsteht, der dort gelegentlich auch Dünenbildung mit Pflanzenwuchs veranlaßt.

Der Eckvorsprung von Minsener-Old-Oog und die Außenjade. Wie das nach Osten wandernde Riff das Gatt vor sich her drückt, so schiebt dieses auch wieder eine Sandwelle vor sich her. Diese wie auch die kleinen, die Barre durchquerenden Platen und ebenso das zeitweise vom Gatt zerteilte Riff wandern östlich der Blauen Balje, dem Flutstrom und der Wellenrichtung folgend, nach Südosten und bilden hier mit der Zeit einen mehr oder weniger großen Wattvorsprung, der sich auch unter Niedrigwasser nach Norden und Nordosten fortpflanzt, bis er so groß ist, daß er sowohl den Flutstrom wie den Ebbestrom einengt. Diese fressen sich dann tiefe Rinnen, die den Vorsprung als große Plate ablösen. Alle zwanzig Jahre etwa löst sich eine neue Plate ab, die dann durch die Jade und Weser wandert und mit ihren Vorgängern zusammen die Barre der Außenjade und der Außenweser bildet. Auch an der Ecke von Minsener-Old-Oog überquert bei Flut der in den oberen Schichten nach SO fließende Strom den auf der Sohle im Schutz der Old-Oog-Plate nach Süden fließenden Strom und versetzt diesen in eine nach Westen aufsteigende Drehung, die von unten her der Plate Sand zuführt. Wo diese vom Flutstrom nicht mehr so stark überströmt wird, bildet sich eine Strandinsel. Mit dem sich immer wiederholenden Ablösen der Platen hat sich die Strandinsel aber immer weiter nach Süden verlegt, z. B. seit 1790 um 2500 m, gleichzeitig an Größe ständig abnehmend. Um 1200, als der Jadebusen vielleicht noch kleiner war als jetzt, mag diese Strandinsel noch mehr einer Düneninsel geglichen und daher ihren Namen erhalten haben. Mit dem Zurückweichen von Minsener-Old-Oog verliert auch der Strand von Wangeroog die Stütze. 1800 war er noch gerade, wie der Strand von Spiekeroog. Jetzt aber ist Wangeroog stark gekrümmt und besonders im östlichen Teil nach Süden zurückgegangen. Die Platen, die sich von Minsener-Old-Oog ablösen, wandern geschlossen nach NO. In etwa hundert Jahren kommt eine Plate, die sich von Minsener-Old-Oog ablöst, in die Lage des Roten Grundes und in weiteren siebzig Jahren in die Lage des Roten Sandes.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Rotesandleuchtturm, der im Jahre 1884 mitten auf dem Rotensand gebaut wurde, würde 1859 nördlich vom Rotensand gelegen haben; jetzt liegt er südlich vom Rotensand. Fast auf derselben Stelle, auf der 1859 die Neue Weser floß, ist jetzt die Alte Jade. Das Feuerschiff Minsener Sand liegt auf der jetzigen Wasserscheide zwischen Jade und Weser.

Die Stelle aber, auf der der Hohewegleuchtturm steht, hat seit 330 Jahren annähernd gleiche Gestaltung gehabt, denn 1697 ist hier hart an der Niedrigwasserlinie die BremerBake gebaut worden. 1783 wurde sie durch eine neue, 1850 m SOzS von der alten gelegene, ersetzt. 1855 bis 1856 wurde in deren unmittelbarer Nähe der Leuchtturm erbaut. Ebenso ist seit 1859 die Fahrwasserkante bei Schillig unverändert.

Die wechselweise Wirkung des Flut- und Ebbestromes bewirkt in diesem Gebiet die Wanderung der Platen. Der Bewegungskraft folgend, setzt beim Umbiegen von der See in die Jade der Flutstrom mehr nach Osten, der Ebbestrom mehr nach Norden zu. Die beiden Stromrichtungen überkreuzen sich also, und die Platen wandern in der Winkelhalbierenden der beiden Richtungen. Die Untersuchung dieser Platenwanderung hat zu den oben beschriebenen Stromuntersuchungen geführt.

Die Wanderung der Platen im Jadegebiet nach NO erstreckt sich auf das Gebiet östlich von 7° 57′ und nördlich von 53° 44′. Seitdem die Lage der Jadeplate bekannt ist, das ist seit 1845, hat ihr westlicher Teil seine Lage annähernd behalten; westlich von 7° 57′ haben Flut- und Ebbestrom auch annähernd dieselbe Richtung. Über 53° 44′ nach Süden hinaus sind die Wanderplaten seit 1859 nicht vorgedrungen.

Fast alle Platen steigen auf der Südwestseite flach an, fallen nach NO steil ab und werden hier durch einen Kolk begrenzt. Die Platen wandern nach der Seite, auf der sie steil sind.

Ursprung und Verbleib des Sandes. An der französischen, belgischen, holländischen und ostfriesischen Küste wandert der Sand von Westen nach Osten. Vermehrt wird die Menge des Wandersandes durch den von den Flüssen dem Meere zugeführten Sand und durch die Sandmenge, die aus der tiefen See durch die Grundsee dem Vorstrande zugeführt wird. Der an der Küste entlang wandernde Sand wird auch durch die Elbe wandern, sonst müßte ja vor der Weser eine große Sandanhäufung sein, die aber nicht vorhanden ist. Der Sand scheint sich in der Bucht südlich von Eiderstedt zu sammeln. Der Sand von Amrum und Sylt ist jedenfalls viel gröber als der der ostfriesischen Inseln, der also nicht bis dahin durchgewandert sein kann.

Übersicht über die Küste von Texel bis Eiderstädt. Von der Gestaltung des Grenzgebietes zwischen der See und dem Wattenmeer hängt die Gestaltung des letzteren ab. Deswegen sei hier eine zusammenfassende Übersicht über die Gestaltung der Küste von Texel bis Eiderstedt gegeben: Geologisch gehört diese Küste dem Alluvium an; die Küste weiter nördlich hat zahlreiche Punkte älterer Formation, die scheinbar auch die Küstengestaltung beeinflussen. Der Meeresboden besteht hier meist aus braunem Sand und nur

Landesbibliothek Oldenburg

dicht an der Küste aus grauem Sand, während vor der ostfriesischen Küste vom Schlick grau gefärbter Sand vorherrscht. Es zieht sich auch von Helgoland nach Eiderstedt ein hoher Rücken durch, dessen tiefste Stelle nur 15 m unter Niedrigwasser liegt, der aber mit einzelnen diluvialen Höhen, z. B. der Loreleybank und dem Steingrund bis 9 m unter Niedrigwasser aufragt. Dieser Rücken scheint eine Scheide im Verlauf der Flutwelle zu erzeugen.

Die Küste von Texel bis nach Holstein südlich von dem Rücken zeigt nun, trotzdem sie fast ganz in ihren küstenbildenden Schichten dem Alluvium angehört, in dem Teil von Texel bis Wangeroog ganz andere Gestaltung als in dem Teil von Wangeroog bis Eiderstedt. Der erstere Teil kann als Inselküste bezeichnet werden, der letztere als Wattzungenküste. Der Unterschied ist begründet durch die verschiedene Lage zur Hauptwindrichtung und besonders zum Gezeitenstrom.

Beim westlichen Teil sind die Hauptwindrichtung und der Gezeitenstrom parallel zur Küste. Die Wellen werfen den Strandwall der Düneninseln parallel zur Küste auf; dessen Entfernung von den Tiefenlinien der See ist durch Tiefenwirkung der Wellen bedingt. Der Strandwall würde geschlossen sein, wenn nicht der Tidenhub wäre.

Infolge des Tidenhubes wird die Fläche hinter dem Strandwall in jeder Tide gefüllt und geleert; der dabei entstehende Strom reißt einzelne Rinnen in den Strandwall. Die kleineren schließen sich bei schwachen Tiden; es bleiben die großen, die Seegatten, die bei gewöhnlichen Tiden den ganzen Strom aufnehmen. Sie häufen auf ihren beiden Seiten, am Ost- und Westende der Inseln, den Sand verstärkt an; es bilden sich hier Hügel, die viel Muscheln enthalten, vereinzelt bewachsen sind und Dünen bilden. Auf dem trockenen Teil des Strandwalles entstehen Dünen. Sturmfluten verhindern aber zu lange Ausdehnung der Dünen und lassen im Osten und Westen der Inseln die großen, wüstenartigen Sandflächen entstehen. Wenn der Tidenhub kleiner ist, wie südlich von Texel, kann sich eine geschlossene Dünenkette halten, wenn auch manchmal nur infolge menschlicher Nachhilfe. Die in jeder Tide überströmte Fläche hinter den Inseln ist Watt, dessen Breite im allgemeinen im Beharrungszustand ist, wenn nicht Menschenkraft eingreift. Durch die Seegatten wird der Wandersand immer wieder nach See zu geworfen. Der fast senkrecht zur Küste laufende Ebbestrom der Seegatten wird aber bald außerhalb des Strandes von der größeren Bewegungskraft des Hauptgezeitenstromes abgelenkt, so daß der Sand nicht allzuweit vorgetrieben werden kann und bald von den Wellen und vom Flutstrom auf die Mitte der Inseln zurückgeworfen wird. Immerhin treiben die Seegatten doch den Sand so weit vor, daß auch mitten vor den Inseln der Vorstrand — bis zur 16 m-Linie gerechnet — etwa dreimal so breit ist als der inselloſe Vorstrand der Küste südlich von Texel und der Vorstrand vor der langen Insel Sylt, was wieder einen Schutz für die Küste bedeutet.

Nordöstlich von Minsener-Old-Oog werden die Wandersände durch den starken Jadestrom und weiterhin durch den Weserstrom als Platen nach Nordosten

Landesbibliothek Oldenburg

weitergeschoben. Beim Zusammenfluß des Ebbestromes der Jade und der Weser ist ein stromschwaches Gebiet, in dem sich die vom Ebbestrom mitgeführten Sandmengen ablagern können; es ist dies die Mellumplate, die zwischen dem Roten Grund und der Strandinsel Alte Mellum liegt. Von Nordnordwest setzt der Flutstrom auf beiden Seiten der Wasserscheide zwischen Jade und Weser auf diese Plate zu und schiebt im Verein mit den Wellen die Sandmengen, die von den Wandersänden abgegeben werden, landwärts; diese bilden dann zwischen den beiden Strömen parallel zur Küste einen Strandwall, die Strandinsel. — In deren Schutz hält sich, geteilt wie eine Rieselwiese mit Rückenbau, das Watt des Hoheweges, dessen Haupt- und Nebenwasserscheiden mit den Hauptstielen und Nebenstielen eines Fiederblattes verglichen werden können. Die Hauptachse der Wattzunge zwischen Jade und Weser, das ist von Mellum und Hoheweg, ist parallel zu den beiden Hauptstromrichtungen. Die große Länge der Wattzunge kommt daher, daß der Hauptgezeitenstrom die Sandmengen nördlich der Strandinsel Mellum nicht parallel zur Küste ablenkt, wie vor der Inselküste außerhalb der Seegatten, sondern die Ablagerung in einer dreieckigen Spitze gestattet, an deren Basis der Strandwall entsteht, und daß auf beiden Seiten des Strandwalles die großen Ströme, die Jade und Weser, die von See kommenden großen Wellen über die Linie des Strandwalles nach Land zu eindringen und wirken lassen. Die über den Gleichgewichtszustand hinaus durch Flut und Wellen zugeführten Sandmengen werden durch den Ebbestrom wieder seewärts geführt. Erst wo die Wellen durch das vorliegende Watt genügend geschwächt sind, bleibt soviel Boden liegen, daß sich Land bilden kann, das ist an der nördlichen Ecke von Butjadingen.

Nach der Darstellung der Seekarten wird die Gestaltung der Küste zwischen der Weser und Elbe und zwischen der Elbe und Eider der Gestaltung von Mellum und Hoheweg in vielen Punkten ähneln. Das Watt ist durch große Rinnen in Wattzungen geteilt, an deren Seeende vielfach Strandinseln liegen oder gelegen haben. Zwischen Weser und Elbe sind es an Strandinseln: Tegeler Plate, Ewersand, Knechtsand, Scharhörn, und an Rinnen: die Tegeler Rinne, die Robins-Balje und der Till, zwischen Elbe und Eider sind es die Strand- bezw. Düneninseln Buschsand und Blauortsand und an Rinnen Norder Elbe, Falsches Tief, Süder Piep mit dem Flackstrom, Norder Piep, Dove Fief Faden und die Eider. Annähernd hat sowohl der Ebbestrom wie der Flutstrom die Richtung der Rinnen, nur daß überall der Flutstrom mehr nach Osten, der Ebbestrom mehr nach Norden setzt, die Strömungen sich also der allgemeinen Küstenströmung entsprechend überkreuzen. Zwischen den Rinnen bilden sich weit nach See zu vorspringende Unterwasserplaten, die auf der Süd- bezw. Südwestseite flach ansteigen, auf der Nordost- bezw. Nordseite steil abfallen, ein Zeichen, daß sie nach dieser Seite wandern. Damit wandern auch die Rinnen.

Der Ursprung dieser Rinnen ist ein anderer wie der der Jade, Weser und Elbe. Die Jade ist die Verbindung der See mit dem Jadebusen, der sich im Mittelalter entwickelt hat. Weser und Elbe sind die Mündungstrichter

Landesbibliothek Oldenburg

großer Inlandströme. Die Rinnen sind aber im Grunde genommen dasselbe wie die Seegatten, wenngleich sie infolge ihrer anderen Lage zum Gezeitenstrom ganz anderes Aussehen haben. Sie sind die Durchbrechungen des Strandwalles und vermitteln das Füllen und Leeren des Watts, nur daß der Strandwall weiter vom Lande entfernt ist, da die trennenden Platen sich weit nach See zu erstrecken und daher den Strandwall mehr nach See zu sich bilden lassen. Weil das Watt breiter ist, sind auch die Rinnen breiter, und deswegen kann auch die See stärker auf das Watt hinauflaufen und damit erst in großer Entfernung vom Strandwall Landbildung zulassen. Da die Watten breiter sind, sind die Strandwälle fast nur Strandinseln, denn sie werden bei Sturmfluten zu stark überströmt. Nur Trischen, Neuwerk und das kleine Eiland Mellum sind Düneninseln in diesem Gebiet; Neuwerk ist schon alt, wird aber auch nur noch mit vieler Mühe gehalten. Trischen und Mellum sind noch ganz jung und werden vielleicht verschwinden, wie sie entstanden sind, ohne daß man die Ursache ihrer Entstehung erkannt hat.

Da die Rinnen zwischen Weser und Eider viel größer sind als die Seegatten, sind ihre Veränderungen auch viel einschneidender als die der Seegatten, wenngleich sie viel langsamer vor sich gehen.

Das Watt. Das Watt in der Seekarte. Das Watt wird auf den Karten meist gleichmäßig einfarbig und mit nur ganz wenigen Höhenangaben dargestellt. Solche Höhenangaben finden sich vorwiegend nur da, wo das Watt bei Hochwasser befahren wird, also längs der Priele und Baljen. Diese Wattfahrwasser sind durch Pricken gekennzeichnet, das sind junge Bäume von etwa 4 bis 5 m Länge, die bei Hochwasser 2 m aus dem Wasser ragen und dadurch dem Schiffer den Weg weisen. Von den vielen wirklich vorhandenen Wattbaljen sind aber nur die größten eingetragen, deren Enden zudem vielfach weggelassen sind. Aus der eintönigen und unvollständigen Darstellung der Watten darf man aber nicht schließen, daß diese ohne Bedeutung für die Schiffahrt wären. Das Watt südlich von Wangeroog ist z. B. manchmal von 50 Schiffen auf einmal belebt. Auf den Watten brauchen die Schiffer keine Karten; einer sagt dem anderen, wo er fahren muß. Neulinge in einer Gegend schließen sich in der Regel einem anderen, ortskundigen Schiffer an, der ihnen die Wege weist, sie auf Strömung und Gefahrstellen aufmerksam macht und zeigt, wo man ankern, festfahren und trockenfallen darf, ohne daß das Schiff durch die Grundsee beim Trockenfallen oder Aufschwimmen zerschlagen wird, oder vom Strom unterspült wird und zerbricht. Karten hätten auch bei der im Verhältnis zur verfügbaren Wassertiefe immerhin großen Veränderlichkeit der Watten nur für kurze Zeit Wert. Alljährlich im März geht der Bakenstecker mit seinem Schiff los, um in einem kleinen, ihm gut vertrauten Gebiet die Pricken zu setzen. Bei fallendem Wasser sucht er die tiefste und günstigste Fahrrinne und setzt dann an ihr entlang die Pricken. Durch Winterstürme und Eis gehen sie wieder verloren. Dann fehlen dem Schiffer die Zeichen. Zu den Gefahren der Stürme, zu den kurzen Tagen kommt die Unsicherheit im Auffinden der Fahrstraße; das Watt wird einsam,

Landesbibliothek Oldenburg

bis das Frühjahr kommt und mit ihm wieder der Bakenstecker, der die Pricken der dann meist veränderten Fahrrinne entsprechend neu setzt. Für die Schiffahrt genügt es daher, daß auf der Karte angedeutet ist, in welcher Gegend annähernd Prickenreihen gesetzt werden.

Wichtiger wäre es für die Beurteilung der Veränderung der Küste und des benachbarten Seegebietes, in gewissen Abschnitten Aufmessungen der Watten vorzunehmen, da von der Wattgestaltung Anwuchs oder Abbruch des Landes und auch die Freihaltung der Außentiefe abhängt. Nimmt die Watthöhe ab, so geht Land verloren, nimmt sie zu, so wird leicht auch ein Sieltief zugeschlagen. Häufig muß so die Entwässerung großer Landflächen umgelegt werden. So mußte die Entwässerung des nordwestlichen Teiles von Jeverland von Friederikensiel nach der Jade geleitet werden, weil bei Friederikensiel zu viel Anwuchs war. Die Veränderungen gehen aber meist sehr langsam vor sich. Die Beurteilung der Wattveränderungen ist daher sehr schwer. Für derartige Untersuchungen wird deshalb nur in den allerseltensten Fällen Geld zur Verfügung stehen.

Die Watten der Jade sind aber doch sehr eingehend aufgemessen, da von ihrer Erhaltung und Gestaltung das Fahrwasser nach Wilhelmshaven abhängt, und da für diesen Flottenstützpunkt solche Summen aufgewandt sind, daß sich auch derart kostspielige Untersuchungen rechtfertigen. Vom größten Teil der oldenburgischen Watten kann daher eine zuverlässige Darstellung gegeben werden.

Verschiedenheit der Watten. Die Watten sind alle sehr verschieden voneinander. Um zunächst dies ganz roh zu schildern: Norderney, Minsener Old Oog, Alte Mellum, Scharhörn kann man mit Pferd und Wagen vom Festland aus erreichen. Der Weg von Wangeroog nach dem Festland ist nur für kerngesunde Fußgänger gangbar; auf längere Strecken kommt man auf ihm bis über die Knie in den Schlick. Auf ein Watt sollten sich auch nur Leute wagen, die es genau kennen oder ortskundige Führer mitnehmen; kein Wattgebiet ist wie das andere.

Allen Watten Gemeinsames. Trotz aller Verschiedenheiten haben die Watten aber doch viel Gemeinschaftliches.

Zunächst der See, wo noch die stärkeren Wellen wirken, besteht das Watt aus inselartigen Rücken reineren Sandes, die durch Baljen voneinander getrennt sind. Hinter diesen Rücken und im Schutze derselben lagert sich Schlick ab. Von hier aus steigt das Watt allmählich wieder an und besteht dann bis zum Ufer oder bis zur Wasserscheide aus Schlick, es sei denn, daß es von Wellen oder Strom getroffen wird, in welchem Falle es wieder in Sand übergeht. In den tieferen Teilen der Schlickablagerung siedeln sich Muscheln an, die allmählich recht unebene Bänke bilden, den Schlick verstärkt festhalten und das Watt erhöhen. Eine Muschelbank kann sich immer nur auf Schlick, also im stillen Wasser bilden. Ist sie aber einmal vorhanden, so kann sie dem Strom widerstehen. Die Muschelbänke werden in der Hauptsache von Miesmuscheln gebildet, zum kleineren Teil auch von Herz- und Tellmuscheln. Die

Landesbibliothek Oldenburg

Sandklaffmuschel lebt im Boden und ist lebend fast nie zu sehen, sie sitzt zu tief im Sande; große Haufen von Schalen dieser Muschel sammeln sich aber gelegentlich bei Verlegung von Prielen und Baljen. An der Hochwasserlinie eines Watts, das wenig von Strom und Wellen getroffen wird, siedelt sich der Queller (Salicornia herbacea) an, der in dichterem Bestande die Wellen dämpft und Schlickablagerung befördert und dadurch den Grodenpflanzen die Lebensmöglichkeit schafft.

Die Wattgestaltung ist im einzelnen abhängig von dem durch den Wind erzeugten Strom, von den Wellen und vom Gezeitenstrom.

Das flache Wasser der Watten wird stark vom Winde fortgetrieben, wo es weiter wandern kann, wie zwischen den Inseln und dem Festland und auf dem Hohenweg. Der dort auftretende Strom verhindert an vielen Stellen die Schlickablagerung oder nimmt jungen Schlick wieder mit fort.

Die Breite des Watts ist abhängig von den Wellen, und diese sind wieder abhängig von der Lage der Küste zur See. Je stärker die Wellen an das Watt heranlaufen, desto breiter muß das Watt sein, damit sich die Wellen so dämpfen können, daß Sinkstoffablagerung und damit Landbildung möglich ist. Je breiter das Watt, desto mehr Wasser gehört dazu, um das Wattgebiet bei Flut zu füllen, desto mehr läuft bei Ebbe von ihm ab und entsprechend tiefer und breiter sind die Rinnen im Watt, besonders an der Niedrigwasserlinie. Ist das Watt schmal, sind die Rinnen sehr klein; bei breitem Watt nehmen sie die Ausdehnung von Seegatten an. Im Schlickwatt sind alle Rinnen viel schärfer eingeschnitten als im Sandwatt.

Ist das Watt fast trocken, so folgt das Wasser ganz den Baljen und Prielen. Ist es aber im Mittel 1 m unter Wasser, so folgt das Wasser vielfach nicht den Rinnen, sondern setzt der Hauptstromrichtung folgend über die Watten in voller Breite hinweg. Dadurch kommt vielfach eine Teilung der zwischen den Rinnen befindlichen Rücken zu stande, die manchmal so tief einreißt, daß sich eine neue Watteinteilung bildet. Die Ursache dieser Verlegung wird meistens in einer durch Wellen erzeugten Veränderung der Sandrücken zunächst der See bestehen, die dann den Flutstrom anders als vorher auffangen und dadurch auch die Stromverteilung weiter aufwärts verändern.

Auf dem Watt hinter jeder der Inseln und zwischen den großen Strömen befindet sich eine Wasserscheide, auf die bei Flut das Wasser von beiden Seiten zufließt, von der es bei Ebbe nach beiden Seiten abfließt. In der Karte sind sie durch gestrichelte Linien angedeutet. In der Gegend der Wasserscheide ist der Strom am schwächsten; deswegen lagern sich hier die Sinkstoffe ab, so daß das Watt hier am höchsten ist. Es ist die Kunst der Wattschiffer, Strömung und Wind so auszunutzen, daß sie möglichst viele solcher Wasserscheiden in einer Tide hinter sich lassen, um schnell weiter zu kommen.

Windstille Zeit bewirkt Schlickablagerung; Sandwatten sind in solcher Zeit manchmal mit einer 10 cm hohen Schlickschicht bedeckt. Durch eine Sturmzeit wird der Schlick vollständig wieder fortgenommen; dafür ist das

Landesbibliothek Oldenburg

Wasser der Jade am Ende der Sturmzeit auch dick von Schlick. Die Sturmzeit verändert auch vielfach die Sandrücken; diese wandern dann in Richtung der Wellen, das ist meistens landwärts.

Ist Außendeichsland, das ja meistens aus Klei besteht, im Abbruch, so geht es mit einer Steilkante ins Watt über. Das Ufer zeigt dann viele Einbuchtungen, in denen die Wellen verstärkt angreifen. Die Vorsprünge werden auch oft durchbrochen, so daß einzelne Inseln stehen bleiben. Ein solches Abbruchsufer ähnelt im Kleinen sehr dem Steilabhang von Helgoland. Ist ein Groden in Anwuchs, so geht er allmählich ins Watt über und mit ihm auch der Pflanzenwuchs, von den Grodenpflanzen zu den Wattpflanzen übergehend. Eine Beschreibung der einzelnen Wattgebiete an Hand von Karten in großem Maßstabe, die eigentlich gegeben werden müßte, soll wirklich das Watt anschaulich geschildert werden, muß leider aus Mangel an Platz hier unterbleiben. Über die Watten bei Wangeroog siehe meinen Aufsatz über Meer und Küste bei Wangeroog.

Inseln im Jadebusen. Von den vielen Inseln, die früher im Jadebusen vorhanden waren, besteht nur noch ein Rest von Arngast und des großen Oberahnschen Feldes.

Arngast und Dangast sind diluviale Erhöhungen; zwischen ihnen hat sich noch ein Rücken älteren Bodens — Geest, Moor und Marsch — gehalten. Durch Wellen und Strom ist auch dieser Rücken schon zum Watt abgetragen; man sieht hier auf dem Watt aber noch ausgewaschene Steine, Baumstücke und auch Gräben, Torfstiche und andere Spuren menschlicher Tätigkeit. Von Arngast ist nur noch ein ganz kleiner Teil, der aber auch schon aus umgelagertem Sand besteht, mit Dünenpflanzen bewachsen. Von Dangast kann man nach Arngast hinübergehen.

Das Oberahnsche Feld ist eine Marschinsel mit Grodenpflanzenwuchs und ähnelt sehr den schleswigschen Halliginseln. Die Oberfläche liegt im Mittel 0,4 m über Hochwasser. Die Insel zeigt rundum Steilufer, ist überall stark im Abbruch und wird in wenigen Jahren verschwunden sein. Auf der Nordostseite wird sie von den Wellen zerstört; das Steilufer ist hier etwa 2,5 m hoch. Auf der Ost- und Südseite bewirkt hauptsächlich der Strom den Abbruch; das Ufer wird hier unterspült und bricht in großen Schollen ab. Das Steilufer ist hier bis zu 4 m hoch.

Vergleich zwischen Jade und Weser. Vergleicht man die Jade und die Außenweser, so fallen sofort große Unterschiede auf. Die Barre der Außenjade enthält viel mehr Platen und Rinnen, als die äußere Barre der Außenweser, die deswegen auch besser befahrbar ist als erstere. Dies wird wohl daher kommen, daß die Jade fast rechtwinklig in die See einmündet, die Weser aber unter einem erheblich stumpferen Winkel. Die Richtung des Flutstromes und des Ebbestromes kreuzen sich an der Mündung bei der Jade unter einem größeren Winkel als bei der Weser; entsprechend wandern auch die Platen in der Jade schneller als in der Weser. Die Platen der Jade sind infolgedessen viel kleiner und ebenso die zwischen ihnen liegenden Rinnen als

Landesbibliothek Oldenburg

die der Weser. In dieser haben die Platen mehr Zeit, sich zu einer großen Masse zu sammeln, so daß auch die zwischen ihnen liegenden Rinnen breiter sind, als die der Außenjade.

Südlich der Linie Schillig—Nordeversand ist aber das Fahrwasser der Jade erheblich breiter und tiefer als das der Weser, die Weser ist hier auch viel veränderlicher als die Jade. Die beiden Hauptplaten der Innenjade, die Hooksielplate und die Geniusbank liegen seit ihrer ersten Vermessung, das ist seit 50 Jahren, immer annähernd an derselben Stelle. In ihrem Grundstock bestehen sie aus altem Boden, aus diluvialen festen Tonbänken und aus Sandrücken, die teils durch zahlreiche bloßgespülte Findlinge, teils durch sehr festen Bruchwaldtorf, der hier 8—10 m unter Niedrigwasser liegt, gegen den Stromangriff geschützt sind; teilweise besteht der Grundstock auch aus alluvialen Tonbänken. Auf der Höhe des Grundstocks lagert sich beweglicher Seesand ab, gerade so wie sich auf hohen Eisenbahndämmen Schneewehen bilden. Wie bei diesen der Wind, so setzt bei jenen der Strom im Bogen über die Höhe hinweg, auf dessen Mitte ein Gebiet der Ruhe ist, in dem der Schnee bezw. Sand liegen bleibt. Der Innenjade werden aber auch nur geringe Sandmengen zugeführt, während die Weser den ganzen vom Oberlauf herkommenden Sand abzuführen hat. Die Innenjade macht auch bei Niedrigwasser einen seeartigen Eindruck, während die Weser dann bis weit unterhalb Bremerhaven mehr den Eindruck eines Flusses macht.

Im Mittelalter stand die Jade mit der Weser noch durch mehrere Arme in Verbindung; der größte war das Lockfleth, das von Brake an Ovelgönne vorbei über Seefeld in die Jade ging und im unteren Lauf wohl ein großes, jetzt eingedeichtes Wattgebiet war; dann gab es die kleinere Ahne und Heete, die von Esenshamm und Abbehausen nach Stollhamm und nach dem Lockfleth führten, und ferner die Line, die von Elsfleth über Meerkirchen in die Jade ging. Hier war diese bis Jader-Altendeich noch breites Watt. Die Innenjade war aber viel kleiner als jetzt; noch um 1600 war sie zwischen Wilhelmshaven und Eckwarden nur halb so breit wie heute. Butjadingen erstreckte sich bis über Tossens hinaus nach Norden zu um mindestens 1 km weiter nach Westen. Die Weser andrerseits war stark verwildert und enthielt viele Inseln. Jade und Weser sind derzeit einander viel ähnlicher gewesen als heute. Die Jade hat damals sicher einen großen Teil der Sinkstoffe der Weser abgeführt; als aber die Jade mit Beginn der Neuzeit gegen die Weser abgedämmt werden konnte, mußte die Weser alle Sinkstoffe allein abführen. Seit dieser Zeit sind in der Jade alle durch Strom und Wellen bewegten Sand- und Schlickmengen randwärts geführt, so daß in ihr überall an den Rändern Land gewonnen wurde, während der eigentliche Stromschlauch immer einheitlicher und breiter wurde. Diese Verbreiterung des Stromschlauches ließ auch die Wellen an der Westseite Butjadingens stärker auflaufen, wodurch hier der schon oben erwähnte Landverlust eintrat, dem man lange hilflos gegenüberstand, und den man sich gar nicht erklären konnte. Ein Einlegedeich nach dem andern ging verloren. In der Außenweser hingegen sind infolge der verstärkten Sandzufuhr vom

Landesbibliothek Oldenburg

Fluß her die Watten weiter nach See zu vorgeschoben. Diese Sandzufuhr bewirkt auch die große Veränderlichkeit des inneren Teiles der Außenweser.

Veränderungen des Fedderwarder Fahrwassers. Um diese zu veranschaulichen, sei auf die Veränderungen zwischen Langwarden und Blexen hingewiesen. Als sich hier das Land bildete, muß hier ein breites Watt gewesen sein. Dann verlegte sich die Weser dorthin. Um 1550 fuhren die nach Bremen fahrenden Schiffe unter dem Deich von Butjadingen entlang. Das blieb so bis etwa 1820. In der Zwischenzeit muß sich der Strom in dieser Rinne noch näher ans Ufer verlegt haben, denn 1717 mußte hier von Fedderwardersiel bis Tossens der Deich zurückgelegt und mußten mit ihm mehrere Dörfer, die auf Wurten hart am Ufer lagen, aufgegeben werden. Vor diesen Dörfern hat früher aber sicher auch noch Land gelegen, denn so hart an der See, wie die verlassenen Dörfer zuletzt lagen, wird man sie kaum angelegt haben. Um 1800 wurde schon das Wurster Fahrwasser größer als das an Butjadingen entlang laufende, das sich allmählich immer mehr schloß; von 1870 ab war es nicht mehr befahrbar. Jetzt liegt von Blexen bis Waddensersiel vor dem Deich, abgesehen von einem kleinen Priel, nur noch Watt. Diese große Veränderung wird darauf zurückzuführen sein, daß sich die Sände in der Gegend der heutigen Robbenplate verworfen haben, und daß dadurch der Flutstrom mehr von dem Fedderwarder Fahrwasser abgezogen wurde, so daß die Weser oberhalb Blexen durch das Wurster Fahrwasser gefüllt wurde. Zunächst wird die Abnahme des Stroms im Fedderwarder Fahrwasser sich an dessen Ausmündung in das Wurster Fahrwasser, das ist bei Blexen, bemerkbar gemacht haben; hier setzte auch die Versandung ein, die immer mehr nach See fortschreitet.

Der Schlickgehalt des Wassers an der Küste. Wohl jedem, der längere Zeit im oldenburgischen Küstengebiet gelebt hat, prägt sich am meisten der Zustand der See und Witterung ein, der alles grau in grau zeigt. Die durchregneten Wege grau, das Watt grau, das Wasser grau, der regenschwere Himmel grau, alles grau ineinander übergehend, alles Schlickfarbe. Wie aus der Beschreibung der Watten zu sehen ist, ist auch der Schlick das, was sich überall an der Küste, sei es auf dem Lande, auf dem Watt oder im Wasser, vorwiegend bemerkbar macht. Schlick ist in der Hauptsache Ton, also ein Verwitterungserzeugnis des Festlandes, dem Meere durch die Flüsse zugeführt, dem sich im Meere abgestorbene Tiere und Pflanzen, besonders Diatomeen, beimengen, und der überall mit mehr oder weniger ganz feinem Sand vermischt ist. Daß das Wasser der Außenweser schlickhaltig ist, leuchtet nach dem Ursprung des Schlicks schon ein, daß aber auch der ganze sonstige Küstensaum große Schlickmengen zeigt, bedarf der Erklärung, denn die kleinen Siele, die an der langen Küste zwischen Ems und Jade einmünden, sind nicht imstande, der Küste diese Schlickmengen zuzuführen. Auch enthält das Wasser der offenen See nicht so viel Sinkstoffe, daß sich daraus der Schlickgehalt der Watten erklären ließe. Das Seewasser beim Feuerschiff Weser und bei

Landesbibliothek Oldenburg

Helgoland enthält noch nicht $^1/_{12}$ bis $^1/_{16}$ der Sinkstoffe, wie die Jade bei Wilhelmshaven bei ruhigem Wetter.

Wie oben erwähnt, wandert das Wasser der Nordsee die Küste entlang von Westen nach Osten und dann nach Norden. Auf den Watten kann sich nun der Schlick ansammeln. In dem ruhigen Wattwasser kann er zu Boden fallen, besonders bei schwachen Winden. Das zuletzt vom Watt herabfließende Wasser nimmt aber einen Teil des frisch abgelagerten Schlicks wieder mit fort, und zwar je nach der Höhe der Wellen mehr oder weniger. Das zuletzt abgeflossene Wasser bleibt aber in den Wattbaljen und tritt als erstes wieder auf die Watten hinauf, so daß der in ihm enthaltene Schlick weiter nach oben geschoben wird. Bei starkem Wind wird zwar auch bei höherem Wasserstande schon das ganze Wattwasser durch den aufgerührten Schlick getrübt, aber auch dann enthält das zuletzt abfließende Wasser bedeutend mehr Schlick als das zuerst abfließende. Bei ruhigerem Wetter wird der durch Stürme bewirkte Verlust des Schlickgehaltes auf dem Watt durch die wiederholte Zufuhr des von den Stürmen her noch im Seewasser schwebenden Schlicks von außen ersetzt. Durch die andauernde Wiederholung dieses Vorganges bleibt das Wasser auf den Watten stark schlickhaltig.

Bei Südwinden ist das Wasser auch am Nordstrand der Inseln stark schlickhaltig. Das reinere Wasser an der Oberfläche wird nach See zu fortgetrieben und von unten her durch schlickigeres Wasser ersetzt. Der meiste Schlick der Nordsee ist also auf dem Watt und in der Nähe der Inseln gesammelt und muß mit dem Wasser wandern, stammt also von Westen. Sand wandert aber nur in ganz geringer Menge über das Watt von Westen nach Osten, da auf dem Watt in der Regel die Wellen zu klein sind, um eine Sandwanderung zu erzeugen.

Schlickgehalt des Jadewassers. Auf gleiche Weise, wie das Wasser der Watten zwischen Inseln und Festland, wird das Wasser der Jade mit Schlick angereichert. Es wird nach Süden zu immer schlickiger. Auch der der Jade neu zugeführte Schlick muß von Westen stammen. Abgesehen von dem bei Westwinden über das Neubrack kommenden Wattwasser nimmt, wie schon oben erwähnt, das Wasser, das sich an der Biegung der Jade nordöstlich von Minsener-Old-Oog befindet, seinen Weg in die Weser, so daß auch von außen herum das Jadewasser nur durch von Westen kommendes Wasser erneuert werden kann. Weserwasser könnte nur über den Hoheweg kommen. Hier wird wieder bei Westwinden wohl Wasser aus der Jade in die Weser getrieben, während bei Ostwinden, bei denen der Hoheweg ganz oder fast ganz trocken bleibt, nur wenig Wasser über den Hoheweg kommen kann.

Ein großer Teil des in der Jade enthaltenen Schlicks stammt von den eigenen Watten, und da die Jade früher zur Weser gehörte, vielleicht aus der Weser. Bei unruhigem Wetter ist das Wasser der Watten, der Jade usw. stark getrübt, und da es bei Niedrigwasser in die See kommt, ist diese dann in der Nähe der Küste auch getrübt und zwar bei den Strommündungen

Landesbibliothek Oldenburg

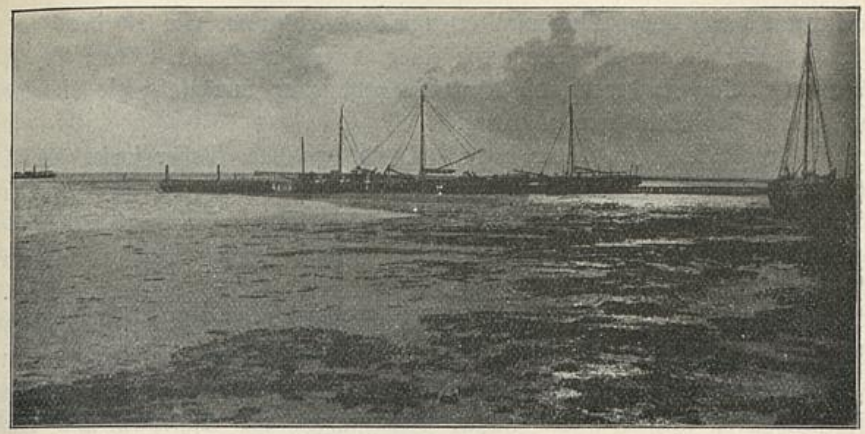
weiter hinaus als vor den Inseln, da die Ströme größere Wassermengen ein- und austreten lassen als die Seegatten.

Menschenwerk an der See. Häfen im oldenburgischen Seegebiet. Überall, wo das Wasser der Küste zur Ruhe kommt, lagert sich Schlick ab. Häfen können daher nur dort angelegt werden, wo das Wasser strömt und dadurch die Verschlickung verhindert. Jedes Sieltief wird daher als Hafen ausgenutzt, sei es auch nur für Fischerbote. Meistens ist das Außentief dicht am Siel etwas verbreitert und mit Bohlwerk eingefaßt. Bei Niedrigwasser ist der Schiffsliegeplatz meist wasserfrei, so daß die Schiffe dann trocken liegen. Die Verbreiterung wird meistens dadurch tief erhalten, daß der in ihr sich ablagernde Schlick in das eigentliche Siel geschoben wird; unterbleibt dies, so schlickt der Hafen sehr schnell auf, wie man es jetzt in der aufgegebenen Hafenanstalt von Mariensiel sehen kann. Diese Sielhäfen sind nur um Hochwasser herum zugänglich, bieten aber den Schiffen guten Schutz. Es sind hier die Sielhäfen des oldenburgischen Seegebiets aufgezählt. Die Zahl hinter jedem Hafen gibt an, mit welchem Tiefgang Schiffe bei gewöhnlichem Springtide-Hochwasser einlaufen können. Horumersiel — 2,1 m —, Hohenstiefersiel — 2,1 m —, Crildumersiel — 2,5 m —, Hooksiel — 2,7 m —, Inhausersiel — 1,2 m —, Kniphausersiel — 2,1 m —, Ellenserdammersiel — 2,1 m —, Varelerhafen — 3,5 m —, Eckwardersiel — 1,7 m —, Fedderwardersiel — 2,9 m —, Burhavertief — 1,7 m —, Waddensersiel — 1,7 m —. Für mittleres Hochwasser sind 0,2 m bis 0,3 m von diesen Zahlen abzuziehen. Diese Sielhäfen dienen meist dem Güterverkehr der nächsten Umgebung. Der bedeutendste dieser Sielhäfen dürfte für Ausfuhr Ellenserdammersiel sein, aus dem erhebliche Mengen Bockhorner Klinker ausgeführt werden, für Einfuhr aber der Varelerhafen. Der Güterverkehr nach Wangeroog geht zum größten Teile von der Harle und zwar im Winter von dem preußischen Hafen Friedrichsschleuse, im Sommer auch von dem oldenburgischen Eisenbahnhafen Harle aus, wo auch die Badezüge endigen. Die Wassertiefe in der Harle reicht für 2,1 m tiefgehende Schiffe aus. Auf Wangeroog werden die Güter zum Teil auf freiem Watt in Wagen umgeladen, zum Teil legen die Frachtschiffe an den beiden Eisenbahnlöschbrücken im Westen an, die auch auf dem Watt hergestellt sind und bei Hochwasser 2 m tiefgehende Schiffe zulassen.

Die Anlegebrücken auf Wangeroog Ost und West, in Eckwarderhörn und Dangast, die an Stellen gebaut sind, wo der freie Strom läuft, die Schiffe auch bei Niedrigwasser anlegen können, und damit auch die Wellen freien Zutritt haben, bieten den Schiffen bei Sturm einen viel weniger guten Liegeplatz als die Sielhäfen. Bei Sturmfluten müssen die Schiffe sogar öfters die Brücke verlassen, um nicht Schaden zu nehmen. Auch werden die Brücken durch Eis stark beansprucht und auch stark beschädigt, wenn sie nicht ganz schwer gebaut sind, wie z. B. die Brücke in Eckwarderhörn. Diese Anleger sind in der Hauptsache für Personenverkehr gebaut und nur für beschränkten Güterverkehr.

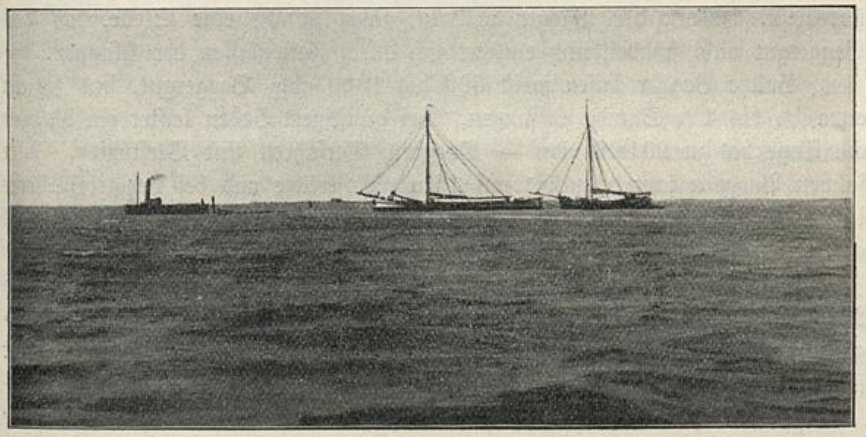
Große Häfen kann man an der ganzen deutschen Nordseeküste nur an großen Strömen anlegen, sei es an einem Fluß, wie Weser und Elbe, sei es

Landesbibliothek Oldenburg



Die Löschbrücke im Westen von Wangeroog bei Niedrigwasser
(von der Marine-Löschbrücke aus aufgenommen).

Im Hintergrund, hinter dem mastlosen Prahm, die Westanleger. Der Fährdampfer Wangerooge hat von dem Anleger abgelegt und liegt für die Nacht mitten in der Balje vor Anker, um nicht nachts beim Steigen und Fallen des Wassers mit dem Fieren der Festmacheleinen zu tun zu haben. An der Löschbrücke liegt ein kleiner hölzerner Kahn, eine große eiserne Emspünte, eine kleine Schaluppe mit zwei Masten und ein Prahm. Auf der Brücke stehen Eisenbahnwagen, in die hineingeladen wird. An der Brücke sind Reibepfähle sichtbar, die verhindern sollen, daß Schiffe bei Sturmflut auf die Brücke treiben. Das Watt fällt nach links zu ab. Links ist Wasserfläche zu erkennen; rechts liegt ein kleiner Kahn auf dem Trockenen. Die Brücke, deren Oberfläche wagerecht ist, ist links höher über dem Watt als rechts. Das Watt vor der Löschbrücke ist Schlickwatt; das Dunkle darin sind Haufen von Miesmuscheln.



Die Löschbrücke bei Hochwasser.

Das Wasser ist 2,6 m höher als beim ersten Bild. Die Löschbrücke ist zum größten Teil unter Wasser, so daß auf ihr nicht gelöscht werden kann. Zwei Schiffe sind fortgefahren, ebenso der Dampfer Wangerooge. Es ist ein kleiner Schleppdampfer gekommen, um den Prahm zu holen. Die Pünte mit 2 m Tiefgang schwimmt.

Landesbibliothek Oldenburg

an einem durch einen Meerbusen erzeugten Meeresstrom, wie an der Jade. An dem Nordstrande von Wangeroog einen Hafen herzustellen, wäre z. B. bei der starken Sandwanderung, die dort vorbeigeht, ganz unmöglich; die Einfahrt wäre nicht von Sand frei zu halten.

Große Häfen sind aber in der Gegend, wo das Wasser soviel Schlick enthält, wie bei Wilhelmshaven und Bremerhaven, nur mit sehr großem Aufwand frei zu halten; sie werden daher gegen die See durch Tore abgeschlossen. Auch würden die Kaianlagen nebst Zubehör bei den großen Wasserstandsunterschieden außerordentlich teuer und unbequem werden. Wilhelmshaven, Bremerhaven und auch der neue Hafen in Emden sind daher sogenannte Dockhäfen. Es ist bei ihnen nur die Wasserfläche zwischen den Schleusen und dem eigentlichen Fahrwasser dem Schlickfall ausgesetzt und ständig freizubaggern, was bei den großen Abmessungen der Schleusen und dem starken Schlickfall, der z. B. im Emder Hafen im Jahr 12 m Höhe beträgt und auch in Wilhelmshaven groß ist, schon ganz erhebliche Kosten verursacht.

Baggerungen im Seegebiet. Baggerungen sind überhaupt sehr teuer und sind im Sandwanderungsgebiet oder Schlickfallgebiet ohne Unterstützung durch Stromleitungswerke meistenteils eine Sisyphusarbeit; immer und immer wieder muß an derselben Stelle die Tiefe durch Baggerung wieder hergestellt werden.

In See arbeitet man meistens mit Saugebaggern, die ein langes Rohr in den Meeresboden hinablassen, mit Kreiselpumpen ein Gemisch von Sand bezw. Schlick und Wasser ansaugen und in ihren eigenen, mit Bodenklappen versehenen Laderaum pumpen, in dem sich der größere Teil der festen Stoffe des Gemisches ablagert, während das Wasser und der Rest der festen Stoffe überfließt. Wenn der Bagger voll ist, fährt er an eine Stelle, wo das Baggergut nicht schadet, und entleert sich durch Fallenlassen der Klappen.

Solche Bagger fassen meist 600 bis 1500 cbm Baggergut, das sie in etwa $^1/_2$ bis $1^1/_4$ Stunde aufsaugen. Bei günstigem Boden leistet ein Bagger am Tage bis zu 20 000 cbm — Baggern, Verfahren und Verstürzen. Mit solchen Baggern kann man bis auf 16 m Wassertiefe und bei ruhigem Wetter in der Nähe des Rotesand-Leuchtturmes arbeiten und muß es sogar, um dort auftretende Untiefen zu beseitigen.

Stromleitungswerke. Trotz solcher Baggerleistung sucht man nach Möglichkeit die Fahrwassertiefe nicht durch Baggern, sondern, wenn es angängig ist, durch Stromleitung zu erreichen. Ungenügende Wassertiefe hat sowohl in der Jade wie in der Weser zur Anlage solcher Werke geführt.

Der Schweinsrücken im Jadebusen, der das Marientief vom Vareler Fahrwasser trennt, drohte etwa 2 km südlich von Wilhelmshaven durchzubrechen, wodurch der Fahrrinne vor den Einfahrten viel Stromkraft entzogen wäre. Um dies zu verhindern, und um den Strom vor den Einfahrten noch mehr zusammenzuhalten, ist auf dem Schweinsrücken der 6 km lange Leitdamm gebaut.

Landesbibliothek Oldenburg

Für die Stromleitung in der Außenjade wird jetzt auf Minsener-Old-Oog eine weit vorspringende Buhne gebaut, die etwa von der Zahl 6 parallel zum 8. Längengrad bis zur Verbindungslinie zwischen dem Buchstaben B des Wortes Balje und der Bake an der Jade läuft; um eine Hinterströmung der Buhne zu verhindern, ist auf der Verbindungslinie ein Abschlußdamm hergestellt. Die Buhne soll ein weiteres Zurückweichen von Minsener-Old-Oog und damit eine Verbreiterung und Verflachung der Jademündung verhindern, soll vor dem Kopf der Buhne den Strom verstärken und damit dort die Rinne vertiefen und soll für eine längere Zeit die von Westen am Strande entlang kommenden Sandmengen auffangen.

In der Außenweser ist zur Stromleitung östlich vom Südende von Langlütjensand an der durch einen Strich gekennzeichneten Stelle ein Längswerk hergestellt, das den am Langlütjensand entlang laufenden Seitenarm schwächt und damit das Wurster Fahrwasser stärkt. Am gegenüberliegenden Ufer bei Imsum ist gleichfalls ein Längswerk hergestellt, das eine Sandbank, die dort im Fahrwasser lag, zum Abtreiben gebracht hat und ihre Neubildung verhindert. Ferner sind in den Konkaven des Dwarsgattes auf dem Eversand zahlreiche schwere Buhnen angelegt, die ein weiteres Ausweichen des Dwarsgattes nach Norden zu verhindern und auch die Verbindung zwischen der Tegeler Rinne und dem Dwarsgatt, die immer größer zu werden und dem unteren Dwarsgatt den Strom zu entziehen drohte, geschwächt haben.

Die Stromleitungswerke werden im oldenburgischen Seegebiet fast nur aus Buschbunden mit Steinbelastung hergestellt. Ein Buschbund ist etwa 3 m lang und 0,3 m dick. Über Niedrigwasser wird der Busch meist von Hand gelegt und mit Draht an eingeschlagenen Pfählen oder 2 m tief eingespritzten Plättchen befestigt. Unter Niedrigwasser nimmt man Sinkstücke. Dies sind bis zu 15 m breite und 70 m und mehr lange Matten aus Busch, meist 1 m dick. Sie werden auf einer Ablaufbahn oder auf dem Watt hergestellt. Zunächst werden in 1 m Abstand Drähte kreuz und quer gelegt, darauf der Busch bis zur beabsichtigten Dicke, dann oben darauf wieder Drähte kreuz und quer, die mit den unteren Drähten rund um das Sinkstück herum sowie an den Kreuzungspunkten von unten nach oben durch den Busch hindurch verbunden werden. Wird das Sinkstück auf dem Watt gemacht, muß es in etwa 6 Stunden, das ist von dem Augenblick, wo das Watt trocken ist, bis zum Aufschwimmen, fertig gemacht sein. Vom Ablaufgerüst kann es zu beliebiger Zeit ablaufen. Das Sinkstück wird zur Versenkstelle oft 15 km weit geschleppt, zwischen mit Steinen beladenen, verankerten Kähnen festgemacht, in die richtige Lage gebracht und dann bei Stauwasser durch Belasten mit Steinen versenkt. Ein großes Sinkstück kostet bis zu 20 000 ℳ. Unterspült ein Sinkstück, so sackt es am Rande nach, bis die Unterspülung aufhört. Unterspült aber ein unbiegsamer Gegenstand, z. B. ein Wrack, so sinkt er soweit weg, bis er mit dem Meeresboden gleich ist. Je schwerer der Eingriff in den Strom, desto breiter muß der Sinkstückschutz vor der eigentlichen Buhne sein. Um diese fertigzustellen, werden soviel Sinkstücke aufeinander

Landesbibliothek Oldenburg

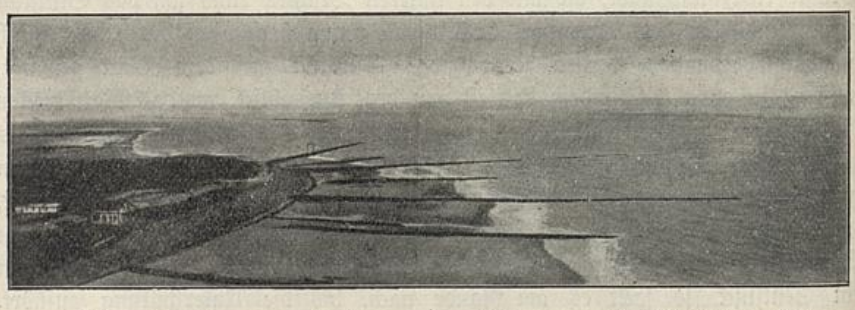
geworfen, bis die beabsichtigte Höhe erreicht ist. Soll die Buhne über Niedrigwasser hinaufreichen, wird mit Packwerk weitergearbeitet.

Die Stromleitungswerke verschlingen sehr große Summen. Der Leitdamm im Jadebusen hat z. B. 1,8 Millionen Mark gekostet.

Landschutzwerke. Nicht ganz so teuer sind die Werke zur Erhaltung des Landes, wenigstens nicht im oldenburgischen Seegebiet, in dem jetzt nur an einer Stelle und zwar vor der mittelsten Einfahrt in Wilhelmshaven das Land durch verhälnismäßig große Wassertiefen — hier von 25 m — gefährdet ist. Dieser letzte Punkt mußte deshalb durch eine schwere Buhne mit breiter Sinkstückvorlage geschützt werden. Abgesehen von diesem Punkt und von Wangeroog, vor dessen Westende neuerdings auch das Wasser an den Buhnen bis zu 4 m tief geworden ist, liegen alle Uferschutzwerke des oldenburgischen Seegebietes auf dem Watt.

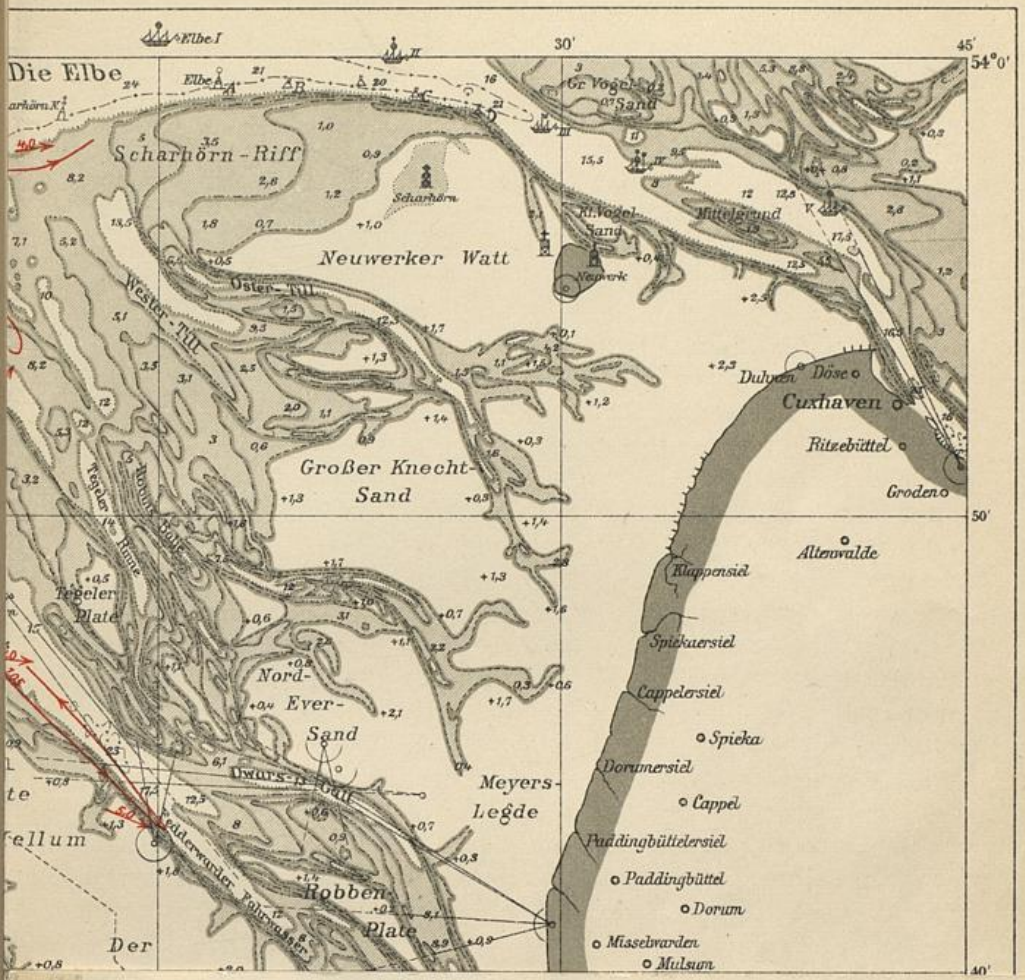
Zur Erhaltung des Landes werden Werke senkrecht zum Ufer — Buhnen, in Oldenburg Schlengen genannt — und längs zum Ufer ausgeführt. Die Buhnen sollen den Strom — sei es der Tidestrom, der auch bei ruhigem Wetter läuft, sei es der von den Wellen erzeugte Strom — vom Ufer abhalten und dadurch die Fortführung der Sinkstoffe, des Sandes oder des Schlicks verhindern; sie sollen also Abbruch verhindern oder Anlandung bewirken. Die Längswerke sollen meistens die Wellen brechen, die das Ufer benagen, einzeln sollen sie aber auch das Ufer gegen Stromangriff schützen. Je stärker die Wellen, desto massiger müssen die Baustoffe der Uferschutzwerke sein, wenn man nicht zu einer die Wellen verzehrenden, aber in der Decklage oft zu erneuernden starken Buschbauweise greift. In der Karte ist durch Striche angedeutet, welche Stellen durch Buhnen geschützt sind. Es ist übersehen, in ihr einige Buhnen südlich des Wortes Eckwarderhörne und nördlich der Worte Langwarden und Blexen einzutragen.

Wangeroog, das 1869 zwischen Westturm und Saline durchbrochen war, sollte gehalten werden, damit die in ihm enthaltenen Sandmengen nicht in die Jade getrieben würden und die auf ihm stehenden Seezeichen erhalten



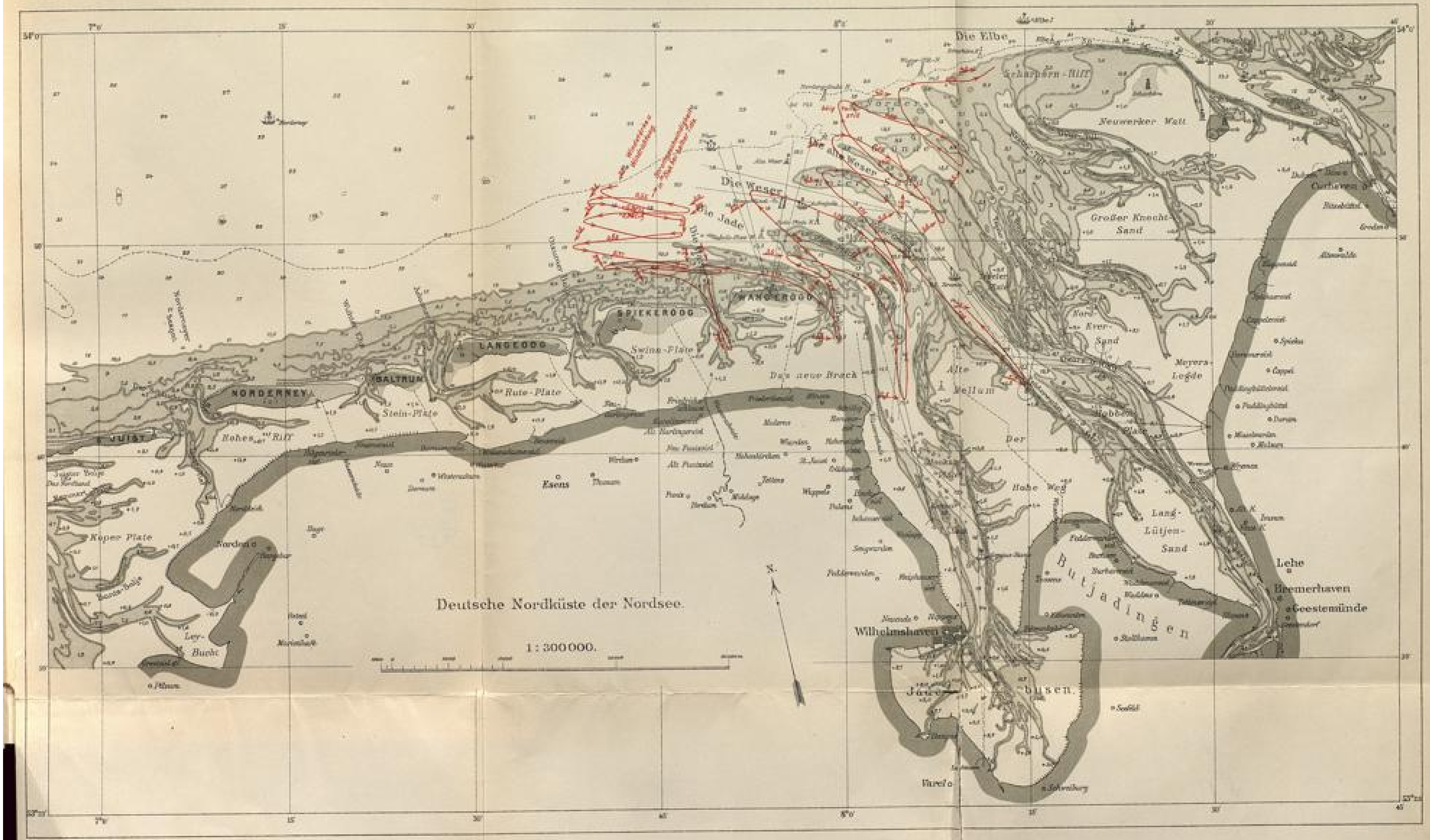
Blick nach Süden vom Westturm von Wangeroog bei Niedrigwasser.
Die Dünen sind durch eine Strandmauer geschützt. Um den Strandabbruch zu verhindern, sind bis zu 300 m lange Buhnen hergestellt. Südlich der letzten Buhne ist der Strand stark in Abbruch. Westlich davon, im Hintergrund, tritt die zwischen Spiekeroog und Wangeroog liegende Hullplate aus dem Wasser hervor.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

Meer und Küste bei Wangeroog.



Aus Zeitschrift für Bauwesen 1911.

Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.

Landesbibliothek Oldenburg

LANDES-
BIBLIOTHEK
OLDENBURG



Landesbibliothek Oldenburg

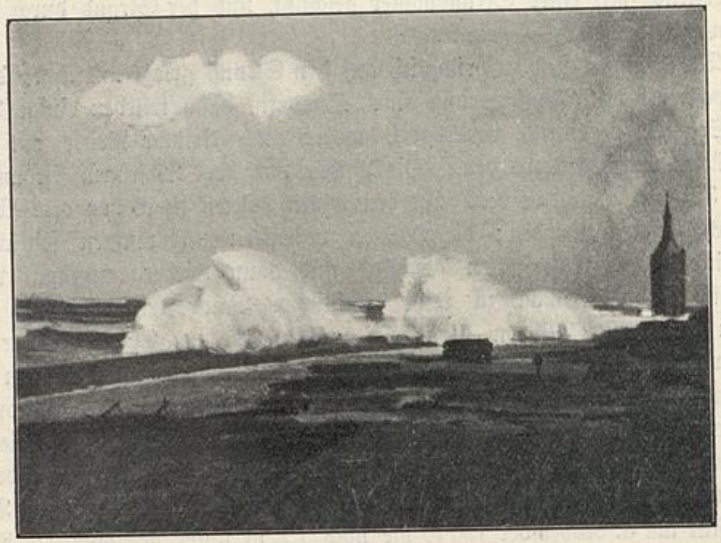
blieben. Der Dünenrest im Westen wurde daher von der Marine mit dem östlichen Hauptteil der Insel durch einen steingepflasterten Deich verbunden, das Westende mit einer Strandmauer geschützt, und der Strand durch Buhnen — zunächst 4 Stück — gedeckt.

Die Buhnen sind ursprünglich auf den Strand gelegt und bestanden aus Buschpackwerk mit Abpflasterung durch Quadern, dann wurden einige Buhnen nach See zu wesentlich verlängert, wobei auch kleinere Priele mit kleinen Sinkstücken durchbaut wurden. Die Buhne vor dem Westturm ist auf diese Weise 350 m lang geworden. In den letzten Jahren ist es vor dem Westende erheblich tiefer geworden; die Buhnen versackten und mußten seitlich durch Sinkstücke gegen Unterspülen geschützt und dann wieder aufgebaut werden. Sie sind dadurch schon zu recht erheblichen Bauwerken geworden. Auch mußten noch neue Buhnen hergestellt werden, die zur Ersparung der hohen Pflasterkosten zunächst nur aus Busch gebaut wurden. Trotzdem bricht der Strand im Westen stark ab, so daß dort sowohl die Strandmauer als auch der Westturm, dessen Grundmauerwerk 2 m über dem Strande liegt und nur durch einen schwachen Ziegelsteinkegel geschützt ist, sehr gefährdet sind. Bei Sturmfluten steht jetzt aber auch im Westen eine wütende See. Bei der Sturmflut am 6. November 1911, die noch 1,3 m unter der vom 13. 3. 1906 blieb, haben die Spritzwellen, wie eine Aufnahme des Baubeamten der Strandschutzwerke zeigt, 8 m hoch über die Mauer im Westen hinweggeschlagen, trotzdem deren Oberkante 5,1 m über gewöhnlichem Hochwasser und 3,2 m über dem Wasserstand der betreffenden Sturmflut liegt. (Siehe Bild S. 114.)

Um 1894 drohte der Verlust eines breiten Streifens der Insel östlich der Saline; zu dessen Erhaltung wurde dann von der Marine die bis zur Giftbude reichende Mauer gebaut, die 4 m hoch ist, jetzt aber meist unter Sand liegt und nur bei Sturmfluten freigespült wird. Der Strand vor der Mauer wurde durch schwere, lange Buhnen geschützt. Mit der Riffwanderung, vor der Insel vorbei, wanderte auch das Abbruchsgebiet weiter nach Osten, so daß die Gasthäuser am Strand schon sehr gefährdet waren. Die oldenburgische Regierung hat deshalb um 1900 die Strandmauer um ein erhebliches Stück nach Osten verlängert und durch Buhnen geschützt. Dem weiteren Abbruch ist auf der Nordseite der Insel durch die Gesamtheit dieser Werke jetzt wohl Einhalt geboten.

Ein weiteres Inselschutzwerk ist die Gewinnung von Dünen durch Einpflanzen toten Busches und lebenden Dünengrases. Die Stranddünen zwischen dem Westturm und der Saline, die den Deich schützen, die Dünen im Südwesten, die sich östlich an das Ende der Uferschutzmauer anschließen, sowie der ganze Dünenrücken östlich der Jade-Batterie sind künstliche Dünen. Die Dünen werden von Sturmfluten sehr stark benagt; trotzdem bieten sie der See nicht unerheblichen Widerstand, da der von ihnen fortgespülte Sand eine flache Böschung bildet, die auch bei Sturmfluten den Wellenangriff mildert. Die Dünengewinnung bildet daher einen wesentlichen Schutz für die Insel. Ferner ist durch das Auffangen des früher über den flachen Oststrand

Landesbibliothek Oldenburg



Der Westen von Wangeroog bei einer Sturmflut.



Brandung an der Strandmauer am Westende von Wangeroog.
Sturmflut am 6. November 1911.

Landesbibliothek Oldenburg

wehenden Sandes in dem künstlichen Dünenrücken im Osten verhindert worden, daß der Groden im Südosten übersandet und unfruchtbares Land wird, wie auf den anderen ostfriesischen Inseln. Auf Wangeroog ist der Oststrand durch diese Dünen aber nicht nur der Übersandung, sondern auch der Überströmung entzogen, so daß er stark aufschlickt und anwächst und zu Groden wird. Bei Borkum, Norderney und Baltrum ist die Insel gewandert und das Dorf, das früher mitten auf der Insel lag, liegen geblieben und an das Westende gekommen. Der Strand vor dem Dorf wird dort auch durch schwere Uferschutzwerke gehalten, wird aber trotzdem so schmal, daß das Badeleben schon stark darunter leidet. Anders in Wangeroog. Dadurch, daß 1855 der größte Teil des Dorfes im Westen verloren ging und durch das jetzige Dorf am derzeitigen Ostende der Insel ersetzt wurde, hat jetzt das Seebad Wangeroog vor den anderen Seebädern den erheblichen Vorteil voraus, daß es unmittelbar vor den Gasthäusern einen schönen breiten Strand hat, auf dem unerschöpflicher Platz für Burgenbauten vorhanden ist.

Seit 1874 sind zur Erhaltung Wangeroogs rund 3,8 Millionen Mark ausgegeben und zwar von den Weseruferstaaten und von Oldenburg, zum weitaus größten Teil aber von der Marine.

Landschutzwerke auf dem Festland. Auf dem Festland erfordert der Landschutz nicht so schwere Werke wie auf Wangeroog. Bei Sturmfluten wird der ganze Groden überflutet. Bei Ebbe müssen dann die Entwässerungszüge große Wassermengen abführen. Werden diese Mengen nicht künstlich auf zahlreiche kleine Gruppen verteilt, so reißen sich einzelne Priele tief in den Groden. Die Priele müssen dann jedes für sich sehr große Wassermengen aufnehmen, werden sehr groß, verwildern stark und zerreißen den Groden. Der Groden wird daher durch etwa 0,5 m tiefe, 1 m breite und 30 m von einander entfernte Grüppen senkrecht zum Deich geteilt. Die Deiche des Festlandes sind ursprünglich nirgends hart am Watt, sondern immer durch breiten Außengroden geschützt angelegt worden. Denn der Mehrgewinn an Land, den man durch zu weites Seewärtsschieben der Deiche gewonnen hätte, würde die Mehrkosten an Unterhaltung nicht aufgewogen haben. Die Erhaltung und, wenn möglich, die Zunahme des Grodens wird daher überall angestrebt. Nur im Jadebusen muß der Landgewinn unterbleiben, da durch ihn die Stromkraft und damit die Fahrwassertiefe der Jade verringert wird. Durch Reichsgesetz sind alle Maßnahmen, die auf Verringerung der Stromkraft wirken könnten, verboten. Der geringe Vorteil des Landgewinnes würde aber auch Oldenburg nicht so viel einbringen, als eine Entwertung Wilhelmshavens ihm schaden würde.

Diese Grüppen verschlicken sehr stark, wenn der Groden noch nicht zu breit ist, da dann der Strom in ihnen schwach ist und Wellen überhaupt nicht auftreten, und müssen daher oft ausgehoben werden. Der Aushub erhöht den Groden immer mehr. Zieht man die Grüppen ins Watt vor, so bildet der Aushub seitlich von ihnen kleine, buhnenartige Rücken, die bei der geringen Wassertiefe am flachen Ufer die kleinen Wellen brechen und dadurch Schlickablagerung und somit Anwuchs befördern. Da diese Rücken die Wellen

8*

Landesbibliothek Oldenburg

besonders in ihrer Nähe brechen, erstreckt sich der Anwuchs an jeder Grüppe weiter hinaus, als in der Mitte des Grüppenfeldes. So kommt es, daß die Uferlinie eines gegrüppten Wattes wie eine rund gezahnte Säge aussieht. Sind die Grüppen zu weit voneinander entfernt und der Groden zu breit, so werden die Grüppen groß und lassen Schlickablagerung und Anwuchs nicht mehr zu. Wird ein breiter Groden eingedeicht, so wird vor ihm in einem zum Anwuchs neigenden Gebiet bald verstärkt Land gewonnen werden. Soll der Landgewinn noch mehr gefördert werden oder Groden, der zum Abbruch neigt, erhalten werden, so werden zwischen den Entwässerungsgrüppen noch weitere Grüppen gezogen, die auch häufiger ausgehoben werden, um die Landerhöhung mehr zu fördern. Mit der Grüppenentfernung geht man dabei bis zu 4 m herunter. Legt man in ein solches Begrüppungsgebiet einzelne weit vorspringende Buhnen, die bis über Hochwasser aufragen und dadurch die Wellen brechen, so wird der Anwuchs befördert, noch mehr aber, wenn zwischen den Buhnen noch gleichhohe Längswerke mit nur einem Durchlaß in der Mitte jeden Buhnenfeldes zum Füllen und Leeren desselben hergestellt werden. In einem so geschützten Felde ist bei gewöhnlichen Hochwasser fast völlig ruhiges Wasser und daher besonders starker Schlickfall. Wie eine weit vorspringende Buhne die Anlandung befördert, erkennt man sehr gut bei der Fahrt von Harle nach Wangeroog. Auf der Ostseite des Strohdammes, der zur Offenhaltung der Harle hergestellt ist, geht der Anwuchs viel weiter hinaus als an der Westseite. Der Strohdamm liegt fast senkrecht zur Hauptwellenrichtung, die von Nordwest kommen, und schützt daher das östlich von ihm liegende Watt.



Landgewinnungsarbeiten bei Schweiburg.

Im Hintergrunde rechts ist eine weit vorspringende Buhne zu sehen; von dieser geht nach der nächsten Buhne ein Schutzwerk parallel zum Deich, im Bild als dunkler Strich deutlich zu sehen. In dessen Mitte ist eine Öffnung. Das innerhalb dieses Schutzwerkes liegende Buhnenfeld ist in schmale Rücken geteilt; die Rücken sind mit Grodenpflanzen besetzt. Die Grüppen werden alljährlich ausgehoben und der Aushub auf die Mitte der Rücken geworfen, die deshalb weniger Pflanzen zeigt. Die Grüppe war im Frühjahr ausgehoben.

Landesbibliothek Oldenburg

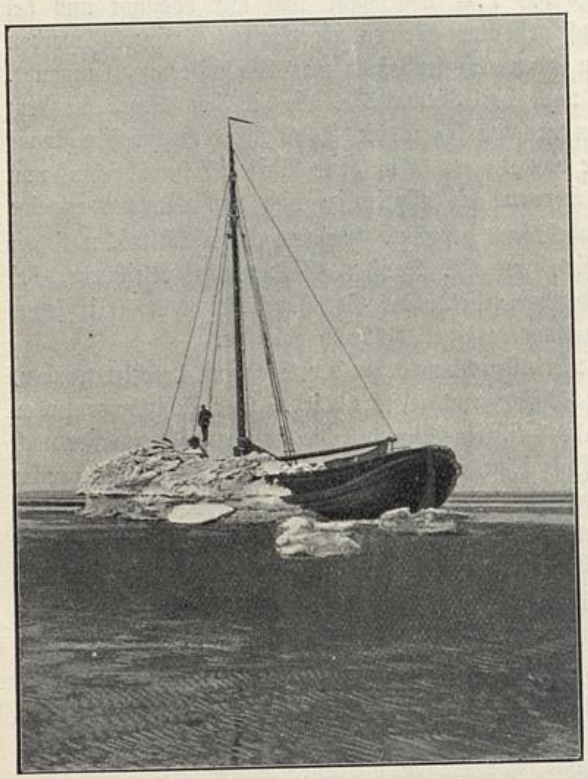
Die am Festlande angewandten Buhnen sind meistens reine Buschbuhnen, einzelne auch strohbestickte oder mit Soden belegte Schlickdämme. An Stellen, die den Wellen stärker ausgesetzt sind, wird aber neuerdings auf den Buhnen des Festlandes Steinpackung angebracht, um an Unterhaltung zu sparen. Ist es mit all diesen Mitteln nicht möglich, das Land zu halten, und muß es gehalten werden, weil sonst der Deich gefährdet wäre, so wird die Grodenkante durch eine Steinböschung aus harten Ziegelsteinen geschützt. Die Kante wird im Verhältnis 1 : 2½ bis 1 : 4 abgeböscht und mit hochkant und bei stärkeren Wellen auf Kopf gestellten Steinen abgepflastert. Einzeln werden auch Findlinge, Quadern oder Säulenbasalt zur Abpflasterung verwandt. Die Steinbank reicht je nach der Wellenhöhe, die in der Regel an dem betreffenden Ufer vorhanden ist, von 0,6 m bis 2,0 m übers Hochwasser hinauf und hat einzeln eine Höhe von 4,5 m. Auf diese Weise ist der Deichfuß von Minsen bis Schillig, von Heppens bis Mariensiel und von Langwarderweide bis zur Nordostecke des Jadebusens geschützt. Kleinere Steinbankstrecken liegen auch noch bei Horumersiel, am St. Jooster Groden, bei Kleihörne, bei Burhaversiel und bei Fedderwardersiel. Der Geesthügel bei Dangast ist sogar durch eine regelrechte Strandmauer gegen Abbruch geschützt.

Der Bohrwurm. Bei allen Bauten an der See muß beachtet werden, daß Holz sehr schnell vom Schiffswurm zerstört wird. Der Schiffswurm oder Bohrwurm — Teredo navalis — ist eine Muschel, die bis über Mittelwasser nach oben geht und Höhlen ins Holz frißt, um darin zu leben, ihre Nahrung aber im Wasser findet. Jahrelang tritt der Wurm nicht auf, dann aber wieder massenweise. Im 18. Jahrhundert hatte man stellenweise, z. B. bei Bant, versucht, die Deiche mit Holzwerk zu schützen. Der Bohrwurm zerstörte dies aber, so daß dadurch das ganze Land gefährdet wurde. 30 cm starke Eichenpfähle werden vom Wurm in fünf Jahren so zerfressen, daß das Holz wie ein Schwamm aussieht. An den Buhnen auf Wangeroog kann man auch vielfach zerfressene Pfähle sehen. Im Brackwasser kann der Wurm nicht leben; in Bremerhaven tritt er nicht auf. Sieltüren werden meist auch von ihm verschont; in Crildumersiel hat er aber doch schon einmal die Tore angefressen.

Die Eisverhältnisse der Küste. Sehr zu beachten sind auch noch die Eisverhältnisse der See. Das Seewasser friert erst bei —2° C. Das Salzwassereis ist auch nicht so fest wie Süßwassereis. Trotzdem bildet sich im Wattgebiet fast ebenso schnell verkehrstörendes Eis wie im Süßwasser, da das Wasser beim Füllen und Leeren des Watts schnell durchkältet. 1912 war die ganze Jade voll Eis, während ein größerer Teil des inneren Hafens von Wilhelmshaven fast immer eisfrei war. Stehendes Salzwasser friert also viel später als das Wattwasser. Besonders schnell bildet sich bei Schneefall starkes Watteis. In einem Tage kann sich dann so viel Eis bilden, daß die Segelschiffe nicht weiter können. Bei Flut hebt sich vom ersten Frost an das auf dem Watt liegende Eis und wird dann ineinander geschoben. Das Eis im Küstengebiet ist deshalb ganz ungleich stark, enthält viel Hohlräume und ist in Schollen geteilt, die durch das immerwährende Zusammenschieben teilweise

Landesbibliothek Oldenburg

sehr stark werden. Es kommen aber auch größere Felder vor mit glatter, ebener Oberfläche. Durch auch nur schwachen Wind wird das Eis stark weitergetrieben. Im Winter 1912 war z. B. das Eis durch den andauernden Ostwind fast immer nach der Jeverschen Küste zusammengeschoben. Vor den Einfahrten von Wilhelmshaven kam es wochenlang von halber Ebbe ab bis zu halber Flut zum Stehen, so daß auch mittelgroße Dampfer in ihm stecken blieben. Die Linienschiffe fuhren allerdings durch, als wenn das Eis nicht da wäre. Es war am Ufer 3 m hoch aufgetürmt; auf dem hochwasserfreien Buschkegel um Voslapp-leuchtturm hatte es sich 6 m hoch aufeinander geschoben; den schweren Arngast-Leuchtturm erschütterte es, [trotzdem dort nur 2,5 m Wasser bei Hochwasser ist. Alle nicht ganz schweren Holzbauten hat es mitgenommen. Über ein im Süden von Wangeroog gestrandetes, bei Hochwasser gut aus dem Wasser ragendes Schiff hatte es sich hinweggeschoben (siehe Bild). Die schweren Fahrwassertonnen der Jade hatte es verschleppt, so daß die Lotsen oft ohne Seezeichen fahren mußten, und es ihrer ganzen Kunst bedurfte, um an den nebligen Wintertagen die Linienschiffe ungefährdet nach Wilhelmshaven zu bringen. In der Weser, aus der das Eis durch den Ostwind mehr fortgetrieben war, war die Eispressung bei weitem nicht so stark.



Auf eine auf dem Watt von Wangeroog gestrandete Tjalk hat sich das Eis hinaufgeschoben.

Das Eistreiben in der Jade ist ein wunderbarer Anblick. Leise knirschend, fast lautlos schieben sich die Schollen über- und untereinander, zerbersten und gehen über die schweren Fahrwassertonnen weg; über allem die klare Wintersonne.

Die freie Nordsee ist meist eisfrei. 1912 war aber auch bei Helgoland viel wenngleich die Schiffahrt nicht störendes Treibeis. Von Schillig ab nach Norden ist die Jade auch schon meist frei. 1912 war aber dort das Watt von 2 m hohen Schollen bedeckt, zwischen denen kaum durchzukommen war,

Landesbibliothek Oldenburg

wenn das Watt trocken gelaufen war. Die Schiffsverbindung mit Wangeroog war vier Wochen unterbrochen. Nur Briefpost wurde zu Fuß über das vereiste Watt befördert, ein lebensgefährliches Unternehmen. Auch viele durch Frost arbeitslose Handwerker haben auf diesem Wege die Insel verlassen. Der Winter 1911—1912 war aber ein besonders eisreicher. Nach einer Zusammenstellung in den Annalen der Hydrographie 1911, S. 633, von Dr. O. Steffens, über die Eisverhältnisse an den deutschen Küsten, ist in der Zeit von 1903/04 bis 1910/11 auf dem Watt vor Wangeroog die Schiffahrt im Durchschnitt jährlich nur 1,5 Tage durch Eis gestört gewesen. Die Unterlagen dieser Zusammenstellung scheinen aber nicht ganz einwandfrei zu sein.

Die schweren Eisschollen drücken tiefe Löcher in das Watt, die nachher noch monatelang zu sehen sind; sie verfrachten auch viele der Stoffe, auf denen sie gelegen haben, Schlick, Steine und Muscheln. Nach Abschmelzen des Eises sieht man an den vielen toten Miesmuscheln und an Schlickstellen hoch oben auf dem Strande, daß dort Eisschollen gelegen haben. Durch das Eis werden Muschelbänke zerstört und an andere Stellen verfrachtet. Auf Minsener-Old-Oog lag eine Dargscholle, die von der Kleihörne stammte und vom Eis dorthin geschleppt war.

Unterschiede in den Wellenhöhen. Auch über die Unterschiede in den Wellenhöhen in den verschiedenen Teilen des Gebietes wäre noch einiges zu sagen. Die Barre der Außenjade und Außenweser bildet eine Grenze in der Höhe der Wellen. Außerhalb der Barre ist die See hoch und lang, auf der Barre werden die Wellen noch höher, aber kürzer, und brechen auch auf den höheren Teilen der Platen. Innerhalb der Barre ist die See bedeutend niedriger. Bei starkem Wind dem Strom entgegen ist in der Jade und Außenweser eine für kleine Fahrzeuge unangenehme, kurze See. Ist weit draußen in See Sturm, an der Küste aber ruhiges Wetter, so ist an der Küste doch oft starke Dünung; meistens tritt sie mit Beginn der Flut auf; gegen Strom kann Dünung nicht soweit laufen, wie mit Strom. Hört die Dünung auf, so tritt dies hauptsächlich bei Ebbe ein. Starke Dünung läuft auch gegen Strom. In der Jade läuft die Dünung bis über Wilhelmshaven hinauf; in der Außenweser verschwindet sie schon im Dwarsgatt. Auch für die Seegatten bildet die Barre eine Scheide in der Wellenhöhe. Auf dem Watt sind die Wellen kleiner; je weiter vom Seegatt entfernt, desto mehr. In der Richtung der Seegatten, also südöstlich von ihrer engsten Stelle, sind die Wellen stärker, da die Wellen das Bestreben haben, geradeaus zu gehen und jede Richtungsänderung ihre Höhe vermindert. Bei ganz flach auslaufendem Watt ist am Ufer sehr geringer Wellenschlag, der auch bei Sturmfluten kein hohes Maß erreicht.

Herr technischer Sekretariatsaspirant Wagner in Wilhelmshaven hat die Zusammenstellungen über Tidewerte und die Wasserstände angefertigt; Herrn cand. phil. Leverkinck daselbst verdanke ich einige Angaben über die höchsten und niedrigsten Wasserstände verschiedener Küstenpunkte und ihre Beziehungen

Landesbibliothek Oldenburg

zueinander; Herr Bautechniker Auffahrt in Wilhelmshaven unterstützte mich bei der Beschreibung der Watten; mehrfache Hilfe leistete mir auch Herr Ingenieur Becker daselbst.

Literatur.

A) Allgemein belehrende Werke:

1. O. Krümmel, Handbuch der Ozeanographie. Stuttgart, Bd. I 1907, Bd. II 1911.
2. H. Lentz, Flut und Ebbe und die Wirkungen des Windes auf den Meeresspiegel. Hamburg 1879.
3. G. H. Darwin, Ebbe und Flut. Leipzig 1902. (Autorisierte deutsche Ausgabe.)
4. Atlas der Gezeiten und Gezeitenströme für das Gebiet der Nordsee und der britischen Gewässer, herausgegeben von der deutschen Seewarte. Hamburg 1905.
5. Zwölf Stromkarten für jede Stunde der Tide bei Dover, umfassend das Gebiet der südlichen Nordsee pp., bearbeitet von Kapt. K. H. Seemann. Hamburg.
6. Nordseehandbuch, herausgegeben vom Reichsmarineamt. Berlin 1911.
7. Deutsche Küstenflüsse, bearbeitet in der Preußischen Landesanstalt für Gewässerkunde, von J. Kres. Berlin 1911.
8. P. Gerhardt, Handbuch des deutschen Dünenbaus. Berlin 1900.
9. F. Solger u. andere, Dünenbuch. Stuttgart 1910.
10. W. Behrmann, Über die niederdeutschen Seebücher des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Hamburg 1906.
11. Von den „Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde und des Geographischen Instituts“: Heft 6, 8, 12, 14 u. 15.
12. Von der vom Institut für Meereskunde unter dem Titel „Meereskunde“ herausgegebenen Sammlung volkstümlicher Vorträge: 1907, Heft 8 u. 12; 1908, Heft 5; 1910, Heft 10 u. 11.

B) Ins Einzelne gehende Werke über das deutsche Küsten- und Seegebiet (mit Ausnahme des zu Oldenburg gehörenden).

1. Fülscher, Über Schutzbauten zur Erhaltung der ost- und nordfriesischen Inseln. Berlin 1905.
2. Eilker, Die Sturmfluten in der Nordsee. Emden 1877.
3. J. J. van Ronzelen, Beschreibung des Baues des Bremer Leuchtturms an der Stelle der Bremer Bake in der Wesermündung. Bremerhaven 1857.
4. W. von Bippen, Eine Skizze der Geschichte Bremens und Oberbaudirektor Bücking, Korrektion der Unter- und Außenweser. Berlin 1912.
5. J. Reinke, Die ostfriesischen Inseln. Studien über Küstenbildung und Küstenzerstörung. Kiel und Leipzig 1909.
6. Dodo Wildvang, Eine prähistorische Katastrophe an der deutschen Nordseeküste und ihr Einfluß auf die spätere Gestaltung der Alluviallandschaft zwischen der Ley und dem Dollart. Emden und Borkum 1911.
7. Denkschrift zum 50jährigen Bestehen des Friedrichskoog i. D. Marne 1905. (Unter freundlicher Mitwirkung des Domänenrats Müllenhoff in Marne, herausgegeben vom Festausschuß.)
8. F. Schucht, Die Entstehung der ostfriesischen Inseln. Sonderabdruck aus dem 4. Jahresbericht des niedersächsischen geologischen Vereins zu Hannover. Hannover 1911.

C) Ins Einzelne gehende Werke über das oldenburgische Küsten- und Seegebiet.

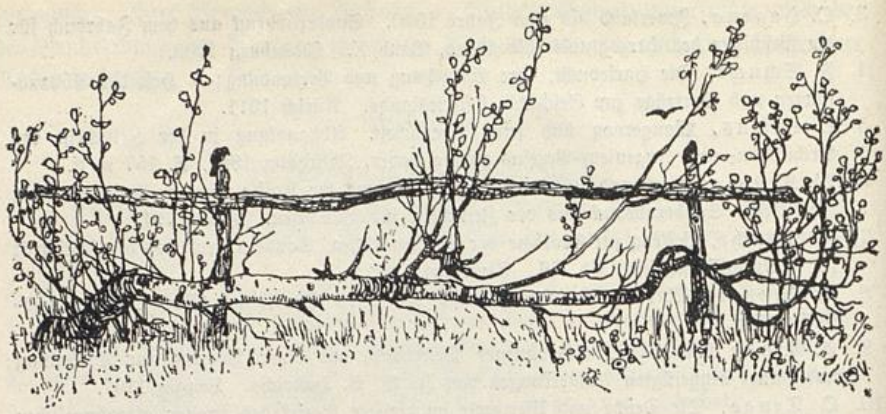
1. H. G. Ehrentraut, Friesisches Archiv. Oldenburg 1849. (Enthält viel über Wangeroog.)
2. G. Sello, Der Jadebusen. Sein Gebiet, seine Entstehungsgeschichte; der Turm auf Wangeroog; Varel 1903.

Landesbibliothek Oldenburg

3. O. Hagena, Jeverland bis zum Jahre 1500. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, Band X. Oldenburg 1902.
4. F. Schucht, Die Harlebucht, ihre Entstehung und Verlandung; 6. Heft der Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands. Aurich 1911.
5. O. Lasius, Wangeroog und seine Seezeichen. Abhandlung in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, Jahrgang 1867, S. 157 u. ff.
6. W. Krüger, Meer und Küste bei Wangeroog und die Kräfte, die auf ihre Gestaltung einwirken. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen. Berlin 1911.
7. F. Schucht, Beitrag zur Geologie der Wesermarschen, Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. 76. Stuttgart 1903.
8. K. Tantzen, Über die Bodenverhältnisse der alten Stadländer Marsch, Inaugural-Dissertation.
9. A. G. von Münnich, Oldenburger Deichband, mit einer Vorrede zur Einleitung und ferner beygefügten Anmerkungen von J. W. A. Hunrichs. Leipzig 1767.
10. O Tenge, Die Deiche und Uferwerke im zweiten Bezirk des zweiten oldenburgischen Deichbandes. Oldenburg 1878.
11. O. Tenge, Der jeversche Deichband. Oldenburg 1884.
12. Kuhlmann, Unterhaltungskosten des Deiches und der Uferwerke im zweiten Deichbande. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen 1908.
13. Während des Druckes erschienen:
O. Tenge, Der Butjadinger Deichband. Oldenburg 1912.



Landesbibliothek Oldenburg



Das Klima.

Von **Dr. J. Möller** in Elsfleth.

Unter Klima verstehen wir nach der Erklärung von Professor J. Hann, dem Altmeister der Klimatologie, die Gesamtheit der meteorologischen Erscheinungen, die den mittleren Zustand der Atmosphäre an irgend einer Stelle der Erdoberfläche charakterisieren. Klima ist also sehr wohl von dem zu unterscheiden, was wir Wetter oder Witterung nennen. Während Witterung nur einen einzelnen Zustand der Atmosphäre zu irgend einer Zeit bezeichnet, gibt erst die Betrachtung der einander ablösenden Witterungszustände und die Vergleichung der in verschiedenen Jahren zu denselben Jahreszeiten beobachteten Witterungen unter einander ein Bild von dem Klima eines Ortes. So kann man sagen: Im Sommer 1910 und 1911 war die Witterung an der deutschen Nordseeküste warm und trocken, während hier das Klima im Sommer kühl und feucht ist. Hieraus folgt, daß das Klima von den Witterungen der einzelnen Jahre abhängt und nur aus diesen abgeleitet werden kann, aber nicht mit dem während eines relativ kurzen Zeitraumes beobachteten Wetter identisch ist.

Die wichtigsten Elemente, die das Klima eines Ortes ausmachen, sind Luftwärme, Luftfeuchtigkeit, Niederschläge (Regen, Schnee, Tau, Hagel, Graupeln), Richtung und Stärke des Windes, Häufigkeit und Stärke von Bewölkung und Sonnenschein. Diese müssen, wenn sie an verschiedenen Orten miteinander verglichen werden sollen, durch Zahlen ausgedrückt werden, da nur numerische Feststellungen ein klares Bild zu geben vermögen. Daher kann auch in einer populären Darstellung wie dieser die Beschreibung der Zahlenzusammenstellungen nicht ganz entbehrt werden.

Landesbibliothek Oldenburg

Von den klimatischen Elementen kann die Luftwärme als das bedeutsamste bezeichnet werden. Wie diese zu messen ist, darüber sind sich weite Kreise des Volkes völlig im unklaren. Zweifellos setzt sich die klimatische Temperatur zusammen aus der Wärme der uns umgebenden Luft und der Sonnenstrahlung, die unseren Körper trifft. Diese ist nicht ganz einfach zu messen, während jene an einem im Schatten aufgehängten Thermometer abgelesen werden kann. Die wahre im Schatten gemessene Lufttemperatur ist über größere Entfernungen hin gleich, die Strahlung der Sonne dagegen hängt nicht nur von der Kraft ab, mit der die Sonne „herniederbrennt", sondern ganz besonders auch von der Beschaffenheit des Stoffes, der von den Sonnenstrahlen getroffen wird. Um das zu erkennen, braucht man nur zwei Thermometer, die im Schatten gleiche Temperaturen anzeigen, neben einander in die Sonne zu hängen: Meist werden jetzt verschiedene Grade abgelesen, da die Glaskugel des einen die Sonnenstrahlen anders absorbiert als die des anderen. Schwärzt man gar noch die Kugel des einen, so wird dieses in der Sonne eine bedeutend größere Wärme anzeigen als das nicht geschwärzte. Daraus geht hervor, daß man Temperaturen in der Sonne mit gewöhnlichen Thermometern überhaupt nicht messen kann, daß also Temperaturablesungen in der Sonne gar keinen Wert haben, wenn man hierzu nicht Thermometer benutzt, deren Verhalten in der Sonne mit einem Normalthermometer genau verglichen worden ist. Der innere Grund hiefür liegt darin, daß man zwischen Wärmeübertragung durch Strahlung und durch Wärmeleitung streng unterscheiden muß.

Die Sonnenstrahlen gehen durch die Luft wie durch alle durchsichtigen Körper hindurch, ohne sie erheblich zu erwärmen, während der undurchsichtige Erdboden, der die Strahlen absorbiert, von ihnen eine bedeutende Temperaturerhöhung erfährt. Der Erdboden gibt nun durch Wärmeleitung einen Teil seiner Wärme an die ihn umspülende Luft ab, die also nicht direkt durch Strahlung, sondern durch die Berührung mit der bestrahlten Erde wärmer wird. Einen anderen Teil seiner Wärme strahlt der Erdboden in Form von dunklen Wärmestrahlen in den kalten Weltenraum zurück. Die Wärme des Erdbodens und damit die Wärme der Luft folgt in erster Linie aus dem Verhältnis zwischen Ein- und Rückstrahlung. Strahlungsmessungen sind daher zur Beurteilung des Klimas eines Ortes sehr wichtig. Leider sind solche im Herzogtum Oldenburg noch nicht angestellt worden. Wir müssen uns daher darauf beschränken, die im Schatten gemessene Luftwärme zur Betrachtung des Klimas unserer Heimat zu verwenden.*)

Für das Klima eines Ortes in erster Linie entscheidend sind die mittleren Tagestemperaturen, die man genähert erhalten würde, wenn man von Stunde zu Stunde das Thermometer abläse und aus den 24 Werten das Mittel bildete. Es hat sich aber gezeigt, daß man auch dann ein ziemlich richtiges Resultat erhält, wenn man die Ablesungen um 7 Uhr morgens

*) Bei der Messung der Luftwärme hat man vor allen Dingen darauf zu achten, daß das Thermometer im Schatten frei, aber gegen die Strahlung der Umgebung geschützt, aufgehängt ist.

Landesbibliothek Oldenburg

und um 2 Uhr und 9 Uhr nachmittags macht und bei der Mittelbildung die Abendmessung doppelt rechnet. Man bestimmt daher auf den meisten meteorologischen Stationen die Tagestemperatur T aus der Formel $T = \frac{1}{4}[7^h \text{ vorm.} + 2^h \text{ nachm.} + 2 \times 9^h \text{ nachm.}]$. Aus diesen mittleren Tagestemperaturen findet man einfach durch Mittelbildung die mittleren Monatstemperaturen eines Jahres. Das Mittel aus einer möglichst großen Reihe solcher Monatstemperaturen gibt die mittlere Monatswärme und das Mittel wieder aus den zwölf Monatswärmen die klimatische Jahrestemperatur an.

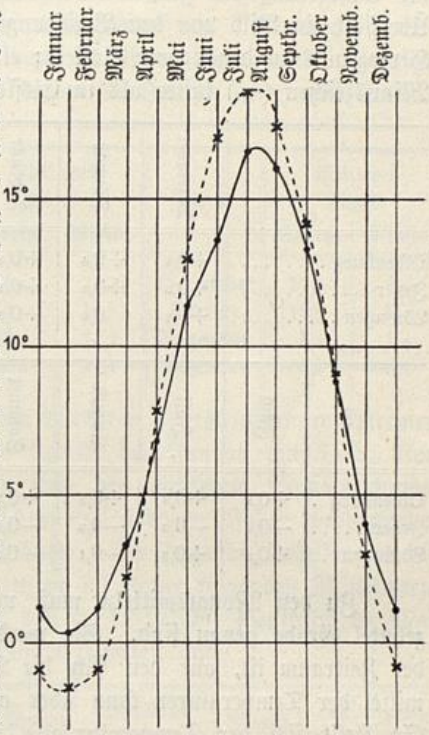
Die Temperaturablesungen in Elsfleth von 1858 bis 1867 und 1870 bis 1911 einschließlich liefern als mittlere Jahrestemperatur den Wert + 8,1° C. Die folgende Tabelle gibt die mittleren Monatstemperaturen und die klimatischen Temperaturen von Elsfleth, Bremen, Berlin, Breslau, Karlsruhe und München an. Die Monate Dezember, Januar und Februar werden als Winter und je der drei folgenden als Frühling, Sommer und Herbst zusammengefaßt.

	Elsfleth 1858–1867 und 1870—1911	Bremen 1803—1814 und 1829—1900	Berlin 1841—1890	Breslau 1841—1890	Karlsruhe 1851—1900	München 1851—1900
	Grad Celsius	Grad Celsius	Grad Celsius	Grad Celsius	Grad Celsius	Grad Celsius
Dezember	1,2	1,5	0,4	−0,9	1,1	−1,9
Januar	0,3	−0,2	−0,4	−1,5	0,5	−2,6
Februar	1,2	1,3	0,3	−0,9	2,1	−0,9
Winter	0,9	0,9	0,1	−1,0	1,2	−1,8
März	3,3	3,4	2,8	2,2	5,1	2,3
April	6,8	7,7	7,7	7,8	9,7	7,4
Mai	11,3	12,3	12,7	12,9	13,6	11,7
Frühling	7,1	7,8	7,7	7,6	9,5	7,1
Juni	13,6	15,8	16,7	17,0	17,4	15,4
Juli	16,6	17,3	18,1	18,6	19,0	17,2
August	16,1	16,9	17,4	17,4	18,2	16,4
Sommer	15,4	16,7	17,4	17,7	18,2	16,3
September	13,3	13,8	13,9	14,2	14,8	13,0
Oktober	8,8	9,2	9,0	9,0	9,7	7,8
November	4,0	4,2	3,4	2,9	4,7	2,0
Herbst	8,7	9,1	8,8	8,7	9,7	7,6
Jahresmittel	8,1	8,6	8,5	8,3	9,7	7,3
jährliche Schwankung	16,3	17,5	18,5	20,1	18,5	19,8

Landesbibliothek Oldenburg

Lehrreich ist die graphische Darstellung des Temperaturverlaufes in Elsfleth und Breslau. Man sieht zunächst auf den ersten Blick, daß in Elsfleth das Ansteigen der Temperatur etwas langsamer vor sich geht, als das Abfallen, ferner den größeren Unterschied der Temperaturextreme in Breslau.

Die Übersicht zeigt deutlich, daß die mittlere Temperatur des Herzogtums Oldenburg, wenn wir die Elsflether Beobachtungen auf dieses übertragen, nur wenig von der in Bremen, Berlin und Breslau beobachteten abweicht, besonders wenn man beachtet, daß die Luft im Innern größerer Städte immer wärmer ist als auf dem Lande und in kleinen Städten. (Berlin ist z. B. um etwa einen halben Grad wärmer als seine Umgebung.) Die mittlere jährliche Schwankung der Temperatur ist aber bei uns erheblich geringer, als weiter im Süden und Osten Deutschlands. Die Annäherung unseres Klimas an das Seeklima Nordwestdeutschlands kommt hierin deutlich zum Ausdruck. Das Seeklima wird am besten kurz durch Milderung, das Landklima durch Steigerung der Temperaturgegensätze bei Tage und Nacht, im Winter und Sommer charakterisiert. Der Erdboden wird durch die Sonnenstrahlen stärker und rascher erwärmt als das Meer, dieses gibt aber die einmal aufgenommene Wärme langsamer ab, als jener. Große Kontinente zeigen daher höhere Sommertemperaturen und größere Kälte im Winter, als die Küstengebiete. Bei uns wird die Winterkälte außerdem noch durch die Nähe des Golfstromes gemildert, der, aus den Tropen kommend, quer über den Atlantischen Ozean setzt und mit seinem warmen Wasser die westliche und nordwestliche Küste Europas bespült. Die große jährliche Temperaturschwankung von Breslau zeigt deutlich die Annäherung an das kontrastreiche Kontinentalklima Osteuropas. Aber auch das im Winter wärmere Karlsruhe zeigt größere Gegensätze, ein steileres Ansteigen der Temperaturkurve vom Winter zum Sommer und ein rascheres Abfallen vom Sommer zum Winter, als unsere nördlicher gelegene Heimat. Innerhalb des Herzogtums zeigt der jährliche Gang der Temperatur an verschiedenen Orten wenig Abweichung von dem in Elsfleth beobachteten. Auffallend ist, daß nach der meteorologischen Statistik der letzten acht Jahre die Stadt Oldenburg um etwa $^1/_2$ Grad wärmer ist, als Elsfleth.



Mittlerer Gang der Temperatur in Elsfleth und Breslau.

Elsfleth .—.—. Breslau *––*––*

Landesbibliothek Oldenburg

Vielleicht drückt sich hierin nur der Unterschied zwischen Stadt und Land aus. Jever zeigt dieselbe Mitteltemperatur, wie Elsfleth, ist aber im Winter etwas wärmer, im Sommer etwas kälter als Elsfleth. Man erkennt hier deutlich die Einwirkung der größeren Nähe der See. Im einzelnen gibt folgende Übersicht ein Bild von den Beziehungen der Temperaturen einiger Orte des Herzogtums zu denen von Elsfleth; ein Pluszeichen (+) bedeutet wärmer, ein Minuszeichen (—) kälter als in Elsfleth.

	Dezember	Januar	Februar	Winter	März	April	Mai	Frühling
Oldenburg	+0,4	+0,4	+0,5	+0,4	+0,4	+0,4	+0,4	+0,4
Jever	+0,3	+0,2	+0,2	+0,2	—0,1	0,0	—0,3	—0,1
Löningen	+0,2	0,0	+0,3	+0,2	+0,2	+0,3	+0,5	+0,3

	Juni	Juli	August	Sommer	September	Oktober	November	Herbst	Jahr
Oldenburg	+0,5	+0,6	+0,3	+0,5	+0,1	+0,2	+0,4	+0,2	+0,4
Jever	—0,4	—0,3	—0,3	—0,3	+0,1	+0,1	+0,3	+0,2	0,0
Löningen	+0,3	+0,3	—0,1	—0,2	—0,4	—0,2	+0,1	—0,2	+0,1

Zu den Monatsmitteln muß noch bemerkt werden, daß sie nicht auf zehntel Grade genau sind. Sie werden natürlich um so genauer, je größer der Zeitraum ist, auf den sich die Beobachtungen erstrecken. Das Jahresmittel der Temperaturen kann aber als auf $0{,}1^0$ sicher angenommen werden. So stellt sich der Temperaturgang in Elsfleth, wenn man nur die Beobachtungen von 1881 bis 1911 berücksichtigt, folgendermaßen dar:

	Dezember	Januar	Februar	Winter	März	April	Mai	Frühling
Mittlere Temperatur	1,5	—0,4	1,2	0,8	3,2	6,9	11,8	7,3

	Juni	Juli	August	Sommer	September	Oktober	November	Herbst	Jahr	jährliche Schwankung
Mittlere Temperatur	14,3	16,3	15,4	15,3	13,4	8,6	4,2	8,7	8,0	16,7

Vergleicht man diese Zahlen mit den früher angegebenen, so sieht man Unterschiede der Monatsmittel bis zu $0{,}7^0$, der Jahreszeitmittel bis zu $0{,}2^0$ und des Jahresmittels um nur $0{,}1^0$.

Einzelne Jahre weisen natürlich oft erhebliche Abweichungen von diesen Mittelwerten auf. So hatte das heißeste der letzten 30 Jahre, das Jahr 1911,

Landesbibliothek Oldenburg

eine mittlere Jahrestemperatur von 9,5°, das kälteste (1888) eine solche von 7,1°. Die heißeste mittlere Monatstemperatur zeigte der Juni 1889 mit 18,8° und die kälteste der Januar 1893 mit —5,2°, nach Elsflether Beobachtungen.

Außer den Temperaturmitteln sind die mittleren Tages-Maximal- und Minimalwerte der Wärme in den einzelnen Monaten von Bedeutung für das Klima. Man findet sie durch Mittelbildung aus den höchsten und niedrigsten Temperaturen jedes Tages. Nach den letzten 30 Jahren gelten für Elsfleth die Werte:

Monat	Mittleres Tages-		Monat	Mittleres Tages-		Monat	Mittleres Tages-	
	Maxim.	Minim.		Maxim.	Minim.		Maxim.	Minim.
Januar	2,2	—1,8	Mai	16,6	6,6	September	17,6	9,2
Februar	3,7	—1,4	Juni	19,9	10,1	Oktober	12,2	5,5
März	6,8	—0,1	Juli	21,1	11,5	November	6,8	1,5
April	11,1	2,5	August	20,3	11,4	Dezember	3,4	—0,6

Die größte Schwankung zwischen den mittleren Tagestemperatur-Extremen zeigt hiernach der Mai mit 10,0°, die kleinste der Januar mit 3,9°. Von diesen Werten wohl zu unterscheiden sind die mittleren Monatsextreme, d. h. die Mittel aus den während der verschiedenen Jahre beobachteten extremen Temperaturen der einzelnen Monate. Die folgende Tabelle gibt die aus den Elsflether Beobachtungen der letzten 10 Jahre folgenden Mittelwerte der Monatsextreme, aus der man sieht, daß im Mittel die Kontraste im Mai am größten, im Februar und November am kleinsten sind.

Monat	Mittleres		Monat	Mittleres		Monat	Mittleres		Monat	Mittleres	
	Maxim.	Minim.		Maxim.	Minim.		Maxim.	Minim.		Maxim.	Minim.
Jan.	9,2	— 10,2	April	19,2	— 3,5	Juli	28,3	5,6	Oktob.	19,1	— 1,4
Febr.	9,4	— 7,4	Mai	27,4	0,5	August	26,8	5,6	Novbr.	12,0	— 4,9
März	14,7	— 4,0	Juni	28,4	4,7	Septbr.	24,8	2,8	Dezemb.	10,0	— 8,6

Bildet man ferner die Mittel aus den höchsten und niedrigsten Jahrestemperaturen, so findet man als mittleres Maximum der letzten 30 Jahre in Elsfleth 30,0°, als mittleres Minimum —13,2°. Der Unterschied zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur des Jahres, der im Mittel rund 43° beträgt, schwankt zwischen den Grenzen 52° im Jahre 1893 und 36° im Jahre 1898. Er nimmt mit der Entfernung von der mildernden Nordseeküste und der Annäherung an Osteuropa zu und beträgt im Mittel z. B. in Berlin 48°, in Breslau 49°, in Königsberg und Bromberg 53° (dagegen in Dublin nur 30° und in Jenisseisk in Westsibirien 79°).

Die absolut niedrigste Temperatur seit 1881 wurde in Elsfleth am 18. Januar 1903 mit —20,4°, die höchste am 30. Juli 1911 mit 32,8° gefunden. Die eingehende Betrachtung des Temperaturverlaufes zeigt, daß wir Mitte Januar die größte Kälte und Mitte Juli die größte Wärme zu erwarten haben. Leider liegen Aufzeichnungen registrierender Thermometer für

Landesbibliothek Oldenburg

das Herzogtum nicht vor. Nehmen wir aber an, daß solche nicht erheblich von denen des Bremer Observatoriums abweichen, so können wir sagen, daß im Durchschnitt die niedrigste Wärme kurz vor Sonnenaufgang, die größte zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags zu erwarten ist.

Im Durchschnitt der letzten Jahre seit 1881 fiel der letzte Frost auf den 27. April, der erste auf den 27. Oktober, so daß als Mittel der frostfreien Zeit 184 Tage angenommen werden können. Im Jahre 1882 fiel der letzte Frost schon auf den 12. April, 1900 und 1907 erst auf den 19. Mai, während der erste Frost 1902 schon am 3. Oktober und 1883 erst am 5. Dezember verzeichnet wurde. Hierbei ist aber zu beachten, daß es sich nur um die Temperatur der Luft handelt; der Erdboden kann sich bei klarem Wetter durch Ausstrahlung in den Weltenraum auch dann unter Null abkühlen, sich also mit Eis oder Reif bedecken, wenn die Temperatur der Luft noch über Null liegt. Für die Vegetation, und damit für das Klima von Bedeutung wären also auch die Angaben der Temperaturextreme des Erdbodens, für die leider kein Material vorliegt.

Nächst der Temperatur ist die Luftfeuchtigkeit das wichtigste klimatische Element. Diese zeigt sich im wesentlichen als Wasserdampfgehalt der Luft und als Menge und Form der Niederschläge. Unter Wasserdampf versteht man meteorologisch das Wasser, das unsichtbar, also nicht in Form von Wolken, in der Luft enthalten ist. Ein Kubikmeter Luft kann je nach seiner Wärme eine ganz bestimmte Menge Wasserdampf aufsaugen, z. B. bei 0° nicht mehr als $4{,}8$, bei 10° höchstens $9{,}3$ und bei 20° höchstens $17{,}2$ Gramm. Je wärmer die Luft ist, um so mehr Wasser kann sie in unsichtbarer Form in sich aufnehmen. Enthält die Luft die größte Menge Wasserdampf, die sie bei ihrer Temperatur noch unsichtbar festzuhalten vermag, so nennt man sie gesättigt, enthält sie weniger, so ist sie nicht gesättigt. Das Verhältnis des tatsächlich in der Luft vorhandenen Quantums Wasserdampf zu dem, das sie höchstens enthalten könnte, heißt relative Feuchtigkeit, das Gewicht des tatsächlich in einem Kubikmeter Luft enthaltenen Dampfes absolute Feuchtigkeit. Enthält also bei 10° Wärme ein Kubikmeter Luft 7 Gramm Wasserdampf, so ist die absolute Feuchtigkeit gleich 7; da die Luft bei der genannten Wärme aber $9{,}3$ Gramm aufnehmen könnte, so ist ihre relative Feuchtigkeit $7 : 9{,}3$ oder rund 75 %. Man würde die Luft nun entweder dadurch sättigen (also ihre relative Feuchtigkeit auf 100 % bringen) können, daß man ihr mehr Wasserdampf zuführt, oder dadurch, daß man sie abkühlt. Wäre die Luftwärme z. B. 12° und die im Kubikmeter enthaltene Dampfmenge $9{,}3$ Gramm, so würde man gesättigte Luft erhalten, wenn man sie auf 10° abkühlte. Läßt man die Abkühlung noch weiter heruntergehen, so scheidet ein Teil der Feuchtigkeit in Form von Nebel aus, der sich zu Wolken und schließlich zu Niederschlägen verdichten kann.

In der Nähe großer Wasserflächen ist die absolute Feuchtigkeit der Luft meist größer als über großen Gebieten zusammenhängenden Landes. Daraus

Landesbibliothek Oldenburg

läßt sich schon schließen, daß bei uns, die wir der Nordsee benachbart sind, die Feuchtigkeit größer sein wird, als im Binnenlande. Die folgende Tabelle gibt die mittlere, absolute und relative Feuchtigkeit in Elsfleth aus den Beobachtungen der letzten 30 Jahre:

Monat	absolute F.	relative F.	Monat	absolute F.	relative F.	Monat	absolute F.	relative F.	Monat	absolute F.	relative F.
Dezember	4,7	90	März	4,5	83	Juni	9,7	79	September	9,4	82
Januar	4,0	89	April	5,7	76	Juli	11,0	79	Oktober	6,8	86
Februar	4,1	87	Mai	7,7	73	August	10,8	80	November	5,6	89
Winter	4,3	89	Frühling	6,0	77	Sommer	10,5	79	Herbst	7,3	86

Jahresmittel: Absolute Feuchtigkeit 7,0, relative 83 %. Vergleichsweise findet Bremen aus 30jährigen Beobachtungen die Werte 7,2 und 81 %.

Die größte absolute Feuchtigkeit wurde beobachtet am 1. Juli 1905 mit 18,9, die kleinste am 17. und 18. Januar 1893 mit 0,9 Gramm, die kleinste relative Feuchtigkeit am 5. Juni 1881 und am 12. Mai 1907 mit 20 %. Die größte relative Feuchtigkeit von 100 %, also der Sättigungszustand, tritt besonders in den Wintermonaten häufig ein. Während die absolute Feuchtigkeit, der Änderung der Luftwärme entsprechend, von Januar bis Juli-August zu- und dann wieder abnimmt, hat die relative Feuchtigkeit in den beiden letzten Frühlingsmonaten ihre kleinsten Werte, da hier die Temperatur der Luft besonders rasch zunimmt, und da außerdem in dieser Zeit die trocknen Nordost- und Ostwinde häufiger sind als in den übrigen Monaten. Absolute und relative Feuchtigkeit werden im Norden des Herzogtums ein wenig größer, im Süden etwas kleiner sein als in Elsfleth, doch ist der Unterschied sicher nicht erheblich.

Wenn der Dampfgehalt der Luft den Sättigungspunkt überschreitet, bildet sich Nebel und Bewölkung. Grad, Periode und Häufigkeit der Bewölkung sind in Deutschland sehr verschieden; sie hängen aber von so vielen Faktoren ab, daß sie sich nicht zu einer einfachen Formel zusammenfassen lassen.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Bewölkung auf den Kontinenten bei sonst gleichen Verhältnissen geringer ist als auf den Ozeanen, im Binnenlande geringer als an der Küste. Weht der Wind vorwiegend von See nach Land zu, so bildet sich ein relatives Maximum, im umgekehrten Falle ein Minimum der Bewölkung. Von erheblicher Bedeutung ist die Lage zu den häufigsten Zugstraßen der barometrischen Depressionen und der Unterschied zwischen der Temperatur des Meereswassers, das die Küste bespült, und der Wärme des Landes. Hieraus ergibt sich, daß die Beziehungen zwischen den Bewölkungen verschiedener Regionen mit den Jahreszeiten wechseln können. Man muß also in erster Linie die jährlichen Perioden der Bewölkung betrachten. Da im Herzogtum keine genaue Wolkenaufzeichnungen gemacht worden sind — die Angaben beschränken sich auf dreimal täglich ausgeführte Schätzungen des Grades der Bewölkung — so müssen wir uns hier damit begnügen, den Charakter des deutschen Nordseegebietes mit den anderen Teilen Deutschlands zu vergleichen. Das deutsche Küstengebiet der Nordsee zeichnet sich dadurch

Landesbibliothek Oldenburg

aus, daß auf einen trüben Dezember ein Aufklaren des Himmels im Januar, dann wieder ein plötzliches Ansteigen der Bewölkung im Februar, im März ein neues Aufklaren zu erwarten ist, das im April, manchmal auch erst im Mai, zu einem absoluten Minimum der Bewölkung führt. Dann steigt die Bewölkung wieder, sinkt in einem der Herbstmonate und nimmt bis zum November und Dezember wieder zu. In den ebenen Gegenden, die südöstlich vom deutschen Nordseegebiet liegen, zeigt der Januar ein Maximum, Mai und Juni ein Minimum der Bewölkung, während in den höheren Partien der deutschen Mittelgebirge der Oktober der wolkenreichste, der Januar der klarste Monat ist, und im Dezember und Juni weitere relative Bewölkungsmaxima zu verzeichnen sind. Man sieht, daß nicht nur die Entfernung vom Meere, sondern auch die Höhe über dem Meeresspiegel von wesentlicher Bedeutung ist. Das Bewölkungsmaximum unseres Winters erklärt sich durch die in dieser Jahreszeit fast beständig wehenden wasserdampfreichen West- und Südwestwinde, das Minimum im April und Mai dagegen durch den hohen Luftdruck, der dann über dem nordatlantischen Ozean zu herrschen pflegt und unserer Küste nordwestliche und nördliche Winde zuführt. Die uns zuströmende Luft kommt von einem zu dieser Jahreszeit gerade recht kühlen Meere, trifft also relativ trocken auf das im Frühjahr an Wärme rasch zunehmende Land, so daß wenig Anlaß zur Wolkenbildung vorhanden ist.

Was den täglichen Gang der Bewölkung betrifft, so haben wir im Winter, Frühling und Herbst am Morgen ein Maximum, am Abend ein Minimum, im Sommer dagegen ein Maximum am Nachmittag und das Minimum in der Zeit vom Abend bis Mitternacht zu erwarten.

Im Mittel beträgt bei uns die Bedeckung des Himmels 65 bis 70 Prozent. Diese Bewölkung ist etwas stärker als in den Gebieten östlich der Weser, aber schwächer als in den mittleren und größeren Höhen der deutschen Mittelgebirge, schwächer auch als auf Helgoland, wo im Jahresdurchschnitt 75 Prozent des Himmels bedeckt sind.

Im engsten Zusammenhange mit der Bewölkung steht die Dauer des Sonnenscheins, die bei uns leider nicht beobachtet worden ist. Der Sonnenschein-Autograph des Bremer Observatoriums gibt für Bremen die folgenden Zahlen an, die genähert vielleicht auch für Oldenburg richtig sind.

Sonnenscheindauer in Stunden.

Monat	Monats-Summen	Monats-Prozente	Monat	Monats-Summen	Monats-Prozente	Monat	Monats-Summen	Monats-Prozente	Monat	Monats-Summen	Monats-Prozente
Dezember	35,5	15,1	März	103,6	28,3	Juni	227,7	45,2	September	144,8	38,1
Januar	47,1	18,8	April	159,9	38,4	Juli	208,6	41,2	Oktober	95,7	29,2
Februar	63,8	23,3	Mai	220,9	45,2	August	201,6	44,3	November	56,2	35,5
Winter	146,4	19,1	Frühling	484,4	37,3	Sommer	637,9	43,6	Herbst	296,7	34,3

Im ganzen Jahr 1565,4 Sonnenscheinstunden; im Mittel 34 Prozent der Stunden, während derer die Sonne über dem Horizonte war. In Hamburg wurden im Durchschnitt 1240, in Magdeburg 1600 Sonnenscheinstunden jährlich festgestellt.

Landesbibliothek Oldenburg

Die mittlere tägliche Sonnenscheindauer beträgt 4,3 Stunden, etwas weniger als der für ganz Deutschland bestimmte Durchschnitt von 4,5 bis 5, etwas mehr als die für England geltende Zahl von 3,9 Stunden. — Den meisten Sonnenschein hatten die letzten 10 Tage des Mai und die ersten 10 des Juni, den geringsten die ersten 20 Tage des Dezember.

Die Niederschläge, die sich aus den Wolken in Form von Regen, Schnee, Graupeln, Hagel, Tau oder Reif ausscheiden, werden bei uns nach der Höhe gemessen, mit der sie die Erde bedecken würden, wenn sie weder verdunsteten noch sich verliefen. Die Messungen der letzten 30 Jahre in Elsfleth geben für die Monats- und Jahresniederschläge die folgenden mittleren Summen in Millimetern.

Monat	Summe der Niederschläge	Monat	Summe der Niederschläge	Monat	Summe der Niederschläge	Monat	Summe der Niederschläge
Dezember	54,4 mm	März	46,6 mm	Juni	70,3 mm	Septemb.	55,1 mm
Januar	49,2 „	April	46,2 „	Juli	90,4 „	Oktober	71,1 „
Februar	39,2 „	Mai	59,8 „	August	90,1 „	November	5[illegible],3 „
Winter	142,8 mm	Frühling	152,6 mm	Sommer	250,8 mm	Herbst	176,5 mm

Mittlere Jahressumme 722 mm, also täglich im Durchschnitt 2,0 mm. Bremen hat nach 25jährigem Durchschnitt 690 mm zu erwarten, und man hat mit Hilfe eines registrierenden Regenmessers festgestellt, daß die größte Niederschlagsmenge zwischen 2 und 8 Uhr nachm., die geringste zwischen 8 und 10 Uhr vorm. fällt.

Die Monats- und Jahresmittel sind nicht als sehr genau aufzufassen, da sie nur aus einer Übersicht der letzten dreißig Jahre gebildet sind. Während der Abfassung dieser Arbeit werden mir dank dem Entgegenkommen des Großh. Ministeriums des Innern die Mittelwerte der Niederschläge in den Städten Oldenburg, Jever, Löningen und Elsfleth aus 50 bis 52jährigen Beobachtungen bekannt, die zwar auch zeigen, daß in Elsfleth der Februar der an Niederschlägen ärmste, der Juli der reichste Monat ist, daß aber die Beobachtungen über eine größere Reihe von Jahren ausgedehnt werden müssen, wenn man einwandfreie Mittelwerte erhalten will. Die 50 bis 52jährigen Mittelwerte sind in folgender Tabelle erhalten.

	Oldenburg	Jever	Löningen	Elsfleth		Oldenburg	Jever	Löningen	Elsfleth
Dezember	56,9	58,5	56,2	51,4	Juni	65,7	62,2	66,3	61,1
Januar	47,9	45,7	48,3	45,4	Juli	83,2	82,1	85,7	85,2
Februar	45,5	47,1	43,9	42,7	August	75,9	88,6	76,9	79,2
Winter	150,3	151,3	148,4	139,5	Sommer	224,8	232,9	228,9	225,5
März	50,9	53,0	51,8	50,3	September	60,7	70,3	56,4	49,0
April	44,2	42,3	40,7	42,9	Oktober	60,0	77,3	58,2	64,3
Mai	50,4	50,8	50,5	52,8	November	55,6	59,8	54,2	50,4
Frühling	145,5	146,1	143,0	146,0	Herbst	176,3	207,4	168,8	163,7
					Jahr	696,9	737,7	689,1	674,7

Landesbibliothek Oldenburg

Die Jahressumme für Elsfleth erscheint hierin um etwa 45 mm geringer, als in der ersten Zusammenstellung.

Auf die Jahreszeiten verteilen sich die Niederschläge nach Prozenten der jährlichen Niederschlagssumme folgendermaßen:

	Oldenburg %	Jever %	Löningen %	Elsfleth %
Winter	22	21	22	21
Frühling	21	20	21	22
Sommer	32	32	33	33
Herbst	26	28	25	24
Herbst und Winter	48	49	47	45
Frühling und Sommer	53	52	54	55
Unterschied	5	3	7	10

Jever, als der der Küste am nächsten gelegene Ort, hat hiernach erheblich größere Niederschläge als die drei anderen Städte; in zweiter Linie kommt Oldenburg, dann Löningen und schließlich Elsfleth. Doch weichen die Werte für die drei zuletzt genannten Orte nicht stark voneinander ab. Bildet man die Summen der Niederschläge für die einzelnen Jahreszeiten, so drückt sich selbst auf diesem kleinen Gebiet das für die Ebenen Mitteleuropas geltende Gesetz aus, daß landeinwärts nach SO hin die Frühjahr- und Sommerregen in Prozenten der Gesamtniederschläge zu-, die Herbst- und Winterniederschläge abnehmen. Nach Hellmanns Regenkarte hat der nordwestliche Teil des Herzogtums etwas mehr, der südliche etwas weniger als 700 mm Niederschlag im Mittel. Elsfleth liegt nahe an der Grenze zwischen beiden Gebieten, ebenso Löningen; die beiden anderen Städte liegen in dem regenreicheren Gebiete.

Die Regenmenge, die während eines Tages fällt, weicht natürlich meist von dem täglichen Durchschnitt erheblich ab. Die erste der folgenden Tabellen zeigt die Mittelwerte der größten Niederschläge innerhalb 24 Stunden und die absoluten Werte der größten täglichen Niederschläge, die in den letzten 30 Jahren in Elsfleth gemessen worden sind, die zweite die größten und kleinsten Niederschlagssummen während eines Monats in den letzten 31 Jahren.

Größte tägliche Niederschläge.

Monat	Mittelwerte	Größte Niederschläge mm	Datum	Monat	Mittelwerte	Größte Niederschläge mm	Datum
Dezember	10,4	20,8	15. 1894	März	10,6	23,1	10. 1881
Januar	12,0	28,8	24. 1884	April	9,8	15,2	29. 1901
Februar	9,2	19,8	10. 1904	Mai	15,9	32,6	21. 1906
Winter	10,5			Frühling	12,1		

Landesbibliothek Oldenburg

Monat	Mittelwerte	Größte Niederschläge mm	Datum	Monat	Mittelwerte	Größte Niederschläge mm	Datum
Juni	17,2	45,5	4. 1882	September	15,2	**76,2**	20. 1909
Juli	21,8	64,7	8. 1909	Oktober	17,0	38,9	14. 1905
August	17,9	37,0	15. 1906	November	12,6	29,7	2. 1892
Sommer	19,0			Herbst	14,9		

Monatliche Niederschlags-Extreme der letzten 31 Jahre.

Monat	Max.	Jahr	Min.	Jahr	Monat	Max.	Jahr	Min.	Jahr
Dezember....	100,3	1891	12,3	1908	Juni	132,1	1894	6,6	1887
Januar	111,9	1884	2,1	1887	Juli	183,9	1888	26,6	1911
Februar	107,9	1898	5,5	1890	August	154,3	1891	24,3	1886
März	97,3	1896	18,0	1885	September...	124,6	1909	14,0	1888
April	99,4	1903	3,4	1883	Oktober	200,9	1905	4,2	1908
Mai	135,1	1902	7,7	1881	November ...	101,0	1882	16,0	1900

Auffallend ist die gewaltige Regenmenge vom 20. September 1909, die mehr als ein Zehntel des mittleren jährlichen Niederschlags ausmacht.

Schnee fällt bei uns in den Monaten Januar bis Juni, Oktober bis Dezember, so daß nur die drei Monate Juli, August und September völlig schneefrei sind; Graupeln kommen in allen Monaten vor, Hagel fast nur in Begleitung von Gewittern.

Nach den Veröffentlichungen des Königl. preuß. Meteorol. Instituts verteilen sich nach zehnjährigen Beobachtungen im westdeutschen Tiefland, zu dem auch unser Herzogtum gehört, die Gewitter auf die Monate folgendermaßen:

Monat	Anzahl der Gewitter	Monat	Anzahl der Gewitter	Monat	Anzahl der Gewitter	Monat	Anzahl der Gewitter
Januar ..	0,06	April	1,12	Juli	**6,00**	Oktober ..	0,52
Februar ..	0,05	Mai	3,25	August ...	4,45	November	0,15
März	0,47	Juni.....	4,36	September	1,32	Dezember.	0,14

Im Mittel finden jährlich 22 Gewitter statt; doch schwankt deren Zahl erheblich, im Zeitraum von 1888 bis 1896 zwischen 17 und 35. Die meisten Gewitter ziehen bei uns aus Südwest und West. Am gewitterreichsten sind die Nachmittagsstunden, am ärmsten die von 6 bis 8 Uhr vormittags.

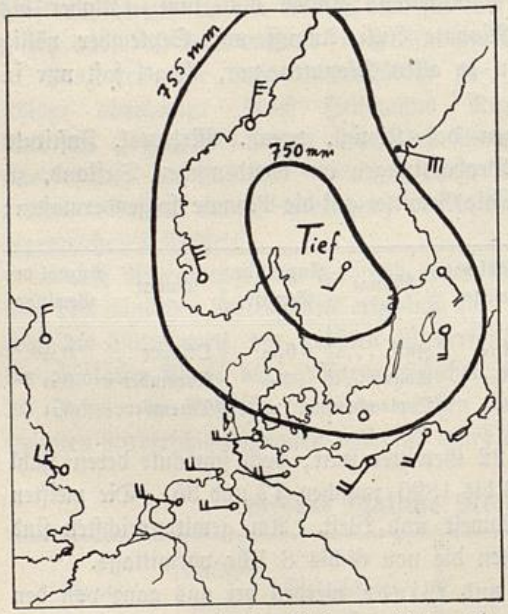
Luftdruckverhältnisse und Winde werden bei uns ganz von den atlantischen Depressionen beherrscht. Der Luftdruck selbst ist für die Betrachtung des Klimas von untergeordneter Bedeutung, so wichtig für die einzelnen meteorologischen Vorgänge und die Wetterprognosen auch seine Schwankungen sind. Auf dem Meeresspiegel ist der mittlere Barometerstand = 760 mm, er wird um so niedriger, je höher das beobachtete Barometer hängt, und zwar

Landesbibliothek Oldenburg

sinkt er um etwa 1 mm für je 10 m Erhebung über den Meeresspiegel. Auf einem nur 300 m hohen Hügel zeigt das Barometer schon 30 mm weniger an, als auf 0 m Höhe; man erkennt hieraus, daß die bei uns vorkommenden größten Schwankungen von höchstens 50 bis 60 mm physiologisch und damit klimatisch von sehr geringem Einfluß sind, besonders, wenn man beachtet, daß so große Schwankungen selten sind und die mittlere Jahresschwankung zwischen den Monatsmittelwerten bei uns nur den Betrag von 3 bis 4 mm erreicht. Den größten mittleren Barometerstand von etwa 762 mm haben wir im Januar und Februar, ein zweites relatives Maximum von gegen 762 mm im September, ein Minimum von etwa 760 mm im März und April und ein zweites von 761 mm Ende Juli bis in die ersten Tage des August hinein zu erwarten. Diese Zahlen beziehen sich auf den Meeresspiegel und sind auf 0° reduziert. (Da das Quecksilber des Barometers durch die Luftwärme ausgedehnt wird, würden unreduzierte Angaben bei größerer Wärme den Stand zu groß, bei größerer Kälte zu klein erscheinen lassen.)

Der höchste Barometerstand, nämlich 789,9 mm, wurde in den letzten 31 Jahren in Elsfleth am 23. Januar 1907, der niedrigste, nämlich 724,1 mm, am 9. Januar 1886 beobachtet.

Die Winde hängen bei uns in erster Linie von der Lage der barometrischen Depressionen ab, die vom Atlantischen Ozean herüberkommen und meist im Nordwesten von Mitteleuropa von West nach Ost, oder von Südwest nach Nordost ziehen. In der Mitte einer solchen Depression oder eines Tiefs, wie man jetzt auch sagt, befindet sich der niedrigste Luftdruck, dem die Luft in links gedrehten Spiralen zuströmt, so daß man die allgemeine Regel aufstellen kann: Das Minimum des Luftdrucks liegt für einen Beobachter, der sich mit dem Rücken gegen den Wind stellt, vorn links. Das nebenstehende Kärtchen zeigt den Verlauf der Winde um eine Depression der nördlichen Halbkugel.



Die eingezeichneten starken Linien verbinden die Orte mit gleichem Barometerstand, die mit kreisförmigen Köpfen versehenen Pfeile geben die Windrichtung an, und zwar bezeichnet die Fiederung die Stärke des Windes und die Richtung, aus der der Wind kommt.

Der Verlauf der meisten Tiefs vollzieht sich, wie gesagt, im Nordwesten von Mitteleuropa in der Richtung von SW nach NO; daher befinden wir uns in den meisten Fällen auf deren

Landesbibliothek Oldenburg

rechter und hinterer Seite, die von SW- und W-Winden beherrscht wird. Die bei uns folglich überwiegenden südwestlichen und westlichen Winde steigern den atlantischen Einfluß, namentlich im Winter, in erheblichem Maße. Dieser Einfluß wird um so geringer, je mehr wir uns nach Südosten von unserer Heimat entfernen, und um so größer, je weiter wir nach Nordwesten wandern. Nicht in allen Jahren ist die Häufigkeit und Tiefe der Depressionen gleich groß. Je zahlreicher diese sind, je rascher sie sich folgen, um so milder, aber auch um so windiger ist unser Wetter, während ruhige, windstille Tage besonders dann zu erwarten sind, wenn sich über Mitteleuropa ein Hochdruckgebiet ausgebildet hat. Genaue Windmessungen liegen für das Herzogtum Oldenburg nicht vor, sondern nur Schätzungen, die regelmäßig um 7 Uhr vorm., 2 und 9 Uhr nachm. angestellt sind. Die Windgeschwindigkeit schätzt man nach der folgenden, der sogenannten Beaufort-Skala.

Windstärke	Geschwindigkeit m pro Sek.	Bezeichnung	Kennzeichen
0	0 bis 1 m	windstill	
1	bis 3 m	leiser Zug	Rauch steigt fast gerade empor.
2	„ 6 „	leicht	für das Gefühl eben bemerkbar.
3	„ 8 „	schwach	bewegt einen leichten Wimpel und die Blätter der Bäume.
4	„ 10 „	mäßig	streckt einen Wimpel, bewegt kleine Zweige.
5	„ 12 „	frisch	bewegt größere Zweige, für das Gefühl schon unangenehm.
6	„ 15 „	stark	wird an Häusern hörbar, bewegt große Zweige.
7	„ 18 „	steif	bewegt schwächere Bäume, wirft auf stehendem Wasser überstürzende Wellen an.
8	„ 21 „	stürmisch	bewegt ganze Bäume, hält einen gegen den Wind schreitenden Menschen merklich auf.
9	„ 25 „	Sturm	Dachziegel usw. werden aus ihrer Lage gebracht.
10	„ 29 „	starker Sturm	Bäume werden umgeworfen.
11	„ 33 „	schwerer Sturm	Zerstörende Wirkungen schwerer Art.
12	über 33 „	Orkan	Verwüstende Wirkungen.

Im Mittel entspricht der tägliche Gang der Windgeschwindigkeit fast dem Verlaufe der Temperatur. Die größte Geschwindigkeit liegt zwischen 10 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags (Maximum gegen 2 Uhr), die geringste zwischen 4 und 6 Uhr morgens. Die mittlere Windgeschwindigkeit beträgt bei uns etwa 6 m in der Sekunde. Windstärke 11 (ca. 30 m in der Sekunde) wird sehr selten beobachtet, zum letzten Male in der Nacht vom 8. zum 9. April 1912. Diese Bestimmung beruht aber nur auf Schätzung, nicht auf Messung.

Die folgende Tabelle gibt die Verteilung der Windrichtungen auf die Jahreszeiten in Prozenten der Gesamtsumme nach Beobachtungen der letzten 10 Jahre in Elsfleth. Die Spalte C bedeutet Calme oder Windstille.

Landesbibliothek Oldenburg

	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	C
Winter	0,7	1,4	2,0	5,1	1,9	5,0	6,1	2,3	0,8
Frühling	1,8	2,4	2,3	4,7	1,1	3,6	4,8	4,1	1,1
Sommer	2,1	1,3	1,4	2,7	1,1	4,0	6,4	4,5	2,3
Herbst	1,0	1,3	2,4	3,4	1,9	4,3	4,2	2,5	1,3
Jahr	5,6	6,4	8,2	16,0	6,0	16,9	21,5	13,5	5,6

Auf große Sicherheit können diese Zahlen keinen Anspruch erheben, da nur Schätzungen und keine Messungen vorliegen, doch erkennt man deutlich ein Überwiegen der Winde von SW bis NW, die zusammen etwas mehr als 50% aller überhaupt beobachteten Winde ausmachen. Von den Winden aus den beiden östlichen Quadranten überwiegen bei weitem die südöstlichen. Im Sommer wehen mehr nördliche Winde als südliche, im Winter ist es umgekehrt.

Zehnjährige Beobachtungen unserer Nachbarstädte Bremen und Wilhelmshaven geben für das Jahr im Mittel folgende Windverteilungen, ebenfalls in Prozenten der Gesamtsumme der Beobachtungen:

	N	NO	O	SO	S	SW	W	NW	C
Bremen 1896—1905	2,9	12,2	9,9	14,9	11,5	14,0	19,1	15,5	—
Wilhelmshaven 1876–1885	9,3	9,3	12,6	9,7	9,3	19,0	18,3	8,2	4,2

Vergleicht man diese Zahlen mit den Elsflether Schätzungsergebnissen, so sieht man, daß auch hier die nordwestlichen, südwestlichen und westlichen Winde dominieren, wenn auch nicht ganz so stark. Da es sich aber um Aufzeichnungen verschiedener Dezennien handelt, so sind alle weiteren Schlüsse mit großer Vorsicht zu ziehen. Umfangreicheres Material stand mir nicht zur Verfügung, so daß ich mich mit der Konstatierung des Überwiegens der Winde aus dem Viertelkreis zwischen Nordwest und Südwest begnügen muß.

Der Versuch, ein Bild von dem in unserm Herzogtum herrschenden Klima zu geben, mußte sehr lückenhaft bleiben, da einige klimatisch wichtige Elemente hier überhaupt nicht beobachtet worden sind, von den anderen hier beobachteten umfassendere Bearbeitungen noch nicht vorliegen.

Landesbibliothek Oldenburg



Heidenopfertisch bei Ahlhorn.

Geologie der Heimat.

Von Rektor **H. Schütte.**

Das Allgemeine über die Moore größtenteils von Hauptlehrer **Härtel.**

Einleitung. Wollen wir die Entstehung unseres Heimatbodens begreifen, so müssen wir zunächst einen Blick auf die Umwandlungen werfen, die seit der Erstarrung der Erdkruste mit dem Teile der Erdoberfläche vor sich gegangen sind, den das heutige Mitteleuropa einnimmt. Wir Flachlandbewohner sind gar zu leicht geneigt, den Boden, auf dem wir leben und den wir bauen, als etwas durchaus Beständiges, von jeher Gewesenes zu betrachten; denn wenn wir uns nur gegen die Überflutungen desselben durch Meer und Flüsse sichern, so spüren wir kaum die Wirkung umgestaltender geologischer Kräfte an ihm, und die Bodenaufschlüsse unseres Landes sind so unbedeutend und im wesentlichen so gleichartig, daß auch sie uns wenig von der Vorgeschichte und nichts von der Urgeschichte des deutschen Bodens verraten. Es fehlt uns eben an Gebirgen und anstehendem Felsgrunde, der uns Gelegenheit gäbe, die Erde nach ihren Schicksalen zu befragen. Deshalb war bei uns von alters her selbst unter den Gebildeten das Interesse für Geologie im allgemeinen sehr gering. Ein kleiner Wandel trat ein, als Professor J. Martin seit 1893 durch seine „Diluvialstudien" zeigte, daß auch der einförmige Geestboden unsers Flachlandes geologische Aufgaben zu lösen gibt, und 1898 die Ergebnisse dieser Studien in einem gemeinverständlichen Aufsatz in den Schriften des Oldenburger Landesvereins für Altertumskunde und Landesgeschichte zusammenfaßte. Neuerdings

Landesbibliothek Oldenburg

gaben dann die Bohrungen nach Kalisalzen, Erdöl und anderen Bodenschätzen in benachbarten Gebieten manchem Oldenburger Anlaß, nach der Beschaffenheit des Untergrundes der Heimat und seiner Entstehungsgeschichte zu fragen, und endlich weckte der vor ein paar Jahren neu entbrennende Streit um die Frage der Küstensenkung das Interesse für die Rätsel der Marschbildung. Möge vorliegender Versuch einer Geologie der Heimat dazu dienen, weitere Kreise unserer Bevölkerung für die bedeutsame Frage, wie der Heimatboden geworden ist, zu erwärmen!

Wir bedürfen zunächst einer Übersicht der geologischen Zeitalter und der in ihnen entstandenen Erdformationen, müssen uns hier aber mit einer Tabelle und einem summarischen Überblick der deutschen Geologie begnügen und verweisen den Leser, der sich eingehender über die Entwicklungsgeschichte der Erde unterrichten möchte, auf die am Schlusse angeführten Lehrbücher der Geologie. Es sei nur bemerkt, daß es sich bei der folgenden Einteilung nicht um gleich lange Zeiträume handelt, sondern daß im allgemeinen die Perioden, je weiter sie von der Gegenwart zurückliegen, um so länger zu denken sind, daß z. B. das Alluvium nach Jahrzehntausenden, das Tertiär wohl schon nach Jahrmillionen zu schätzen ist, ohne daß sich die Zeiträume auch nur mit annähernder Sicherheit berechnen lassen.

Zeitalter	Formationen und deren Glieder			
Neuzeit	Quartär	Alluvium	.....	Moor, Marsch u. jüngere Dünen
		Diluvium	Postglazial	Der größte Teil des Geestbodens
			Glazial	
			Präglazial	
	Tertiär	Pliozän		
		Miozän		
		Oligozän		
		Eozän		
		Paleozän		
Mittelzeit	Kreide	Obere Kreide		
		Untere „		
	Jura	Oberer Jura		
		Mittlerer Jura		
		Unterer „		
	Trias	Keuper		
		Muschelkalk		
		Buntsandstein		
Altzeit	Perm	Zechstein		
		Rotliegendes		
	Karbon	Oberkarbon (Steinkohlen)		
		Unterkarbon		
	Devon			
	Silur			
	Kambrium			

Landesbibliothek Oldenburg

In vorstehender Tabelle sind alle geologischen Formationen und Stufen aufgeführt, die in dieser Arbeit genannt werden, und der Leser kann aus ihr wenigstens leicht das Altersverhältnis der Schichten zueinander ableiten.

Es gibt wohl kaum ein Gebiet auf der Erde, das eine so bewegte geologische Vergangenheit hat, wie unser deutsches Vaterland. Beginnen wir mit den ältesten der versteinerungführenden Schichten, so verraten uns die Krebse und Stachelhäuter der kambrischen Gesteine, daß das Weltmeer während des Kambriums bis nach Böhmen hinein reichte. In der darauf folgenden Silurzeit gewann das Meer nach und nach noch größere Ausdehnung in Deutschland; zuletzt ragte nur ein Teil von Thüringen als Insel daraus hervor. Auch während der Devonzeit war Deutschland größtenteils von einem Meere mit reicher Fauna überflutet. Der beständig sinkende Boden wurde immer mit neuen, versteinerungsreichen Schichten überdeckt; jedoch tauchten aus dem Devonmeere viele vulkanische Inseln auf. In der Karbonperiode hingegen wurden große Flächen des mitteleuropäischen Meeres in ein gebirgiges Festland verwandelt, wobei die älteren, hunderte von Metern mächtigen marinen Schichten gebogen und gerunzelt, gebrochen und gefaltet wurden, wie man ein Tischtuch auf der Platte mit der Hand zu Falten zusammenschiebt. So entstanden die meisten der von Südwest nach Nordost verlaufenden älteren Gebirgszüge zwischen Südfrankreich und der Elbe und der von Nordwest nach Südost streichende Sudetenzug. Bei diesem langsam sich vollziehenden Emporsteigen der Gebirgskämme wurde viel Schlamm und Sand von den Abhängen in die Niederungen gespült, deren reicher Pflanzenwuchs von den Sedimenten überdeckt und in Kohlenlager umgewandelt wurde. Während der älteren Permzeit war ganz Deutschland Festland; dann aber drang das Meer von Nordrußland her wieder langsam ein, und indem sich das nördliche Gebiet mehr und mehr senkte, entstand in dieser Sammelmulde das Zechsteinmeer, das durch eine Landhebung im Norden ganz vom Ozean abgeschnürt wurde. Jahrtausende lang bestand dieses riesige Binnenmeer, vielleicht doppelt so groß als das Kaspische, und da in jener Zeit hier ein Wüstenklima herrschte, so wurde es allmählich eingedampft; die an den Rändern entstehenden Salzschlammkrusten wurden durch Regenfälle ausgelaugt und das Salzwasser dem zentralen Becken zugeführt, das bei dem Überwiegen der Verdunstung über die Niederschläge eine immer konzentriertere Sole erhielt und endlich die gewaltigen Salzlager lieferte, um die uns heute das Ausland beneidet. Aus der Wechsellagerung der Salze in den bestuntersuchten Lagern von Staßfurt hat man ermittelt, daß zu deren Ausscheidung etwa 10000 Jahre erforderlich waren. — Wüstenwinde überdeckten die weiten Salzflächen zu Anfang der Triaszeit, mit der das geologische Mittelalter der Erde beginnt, mit rötlichem Dünensande, und periodische Wüstenflüsse schwemmten ihren Schutt darüber. Im Laufe vieler Jahrtausende entstand aus dieser stellenweise 400—600 m mächtigen Decke der in Deutschland so verbreitete Buntsandstein. — Wiederum drang nun in das andauernd sich senkende deutsche Becken das Meer ein, diesmal von Süden her. Es lagerte über den Buntsandstein den Muschelkalk. — Dann wieder wurde die

Landesbibliothek Oldenburg

Verbindung mit dem Weltmeere unterbrochen; die Senkung hörte auf; die Niederschläge nahmen zu. In den seichten Teilen des ausgesüßten Meeresbeckens erwuchsen Sumpfwälder, die später, unter Schlamm begraben, die Lettenkohle des unteren Keupers bildete. Der obere Keuper aber ist reine Festlandsbildung, ähnlich dem Buntsandstein; eine rote Tonwüste war an die Stelle des Sumpflandes getreten. — Erneute Senkung beim Beginn der Jurazeit ließ das Meer von Südwesten in Deutschland eindringen, und nun entwickelte sich hier eine wunderbar reiche Meeresfauna, deren Reste uns in den Jurakalken oft aufs schönste erhalten sind. Zwischen den Korallenriffen wimmelte es von Ammoniten, den ausgestorbenen Verwandten unserer Tintenfische, und von Sauriern, riesigen, wasserbewohnenden Eidechsen, und die ersten Vögel mit zahnbewehrtem Schnabel und Eidechsenschwanz erhoben sich in die Lüfte. In Norddeutschland zeigen die obersten Juraschichten schon wieder Überbleibsel von Land- und Brackwasserschnecken als Zeugen einer beginnenden Landhebung, und während der unteren Kreidezeit war Deutschland tatsächlich größtenteils wieder Festland, in der mittleren Kreidezeit zum Teil Meeresboden, gegen das Ende der Kreideformation aber bis auf eine weit nach Osten vordringende Bucht der Nordsee nochmals verlandet. Damit schließt das geologische Mittelalter ab, und die Neuzeit beginnt mit erneutem Meereseinbruch in Norddeutschland während des älteren Tertiärs. Dieses norddeutsche Tertiärmeer setzte sich durch den Einbruch des Rheingrabens von Basel bis Mainz und seine Fortsetzung durch Hessen nach Hannover mit dem Randmeere der Alpen in Verbindung. Aus letzterem aber türmten sich durch Zusammenschiebung und Faltung die Kalkalpen auf, und die Ketten des Schweizer Jura sowie die durch Einsinken des Rheingrabens aufgepreßten Gebirgshorste des Wasgen- und Schwarzwaldes zwangen den Rhein in seinen nördlichen Lauf, auf dem er sich durch das uralte belgisch-rheinische Schiefergebirge bis zur Kölner Bucht durchwaschen mußte. So verschwand allmählich das Tertiärmeer Süddeutschlands, aber auch im Norden schlossen sich die Lücken zwischen den alten Festlandsmassiven von Böhmen-Sachsen und dem rheinischen Schiefergebirge, so daß gegen Ende der Tertiärzeit das Festland von den Alpen bis nach Schweden und von Frankreich bis Rußland reichte. Infolge der Aussüßung der tertiären Meeresbecken bildete sich in dem feuchtwarmen Klima des älteren und mittleren Tertiärs an deren Rändern eine üppige Sumpfwaldflora aus, die, von Schlamm- und Sandmassen überlagert, uns in den Braunkohlenflözen zum Teil erhalten blieb, und eine reiche Säugetier- und Vogelfauna ist ebenfalls aus jener Zeit in Resten auf uns gekommen. Im letzten Abschnitt der Tertiärzeit, dem Pliozän, herrschte ein dem gegenwärtigen ähnliches Klima, wie die Pflanzen- und Tierfunde aus den pliozänen Ablagerungen beweisen.

Von dieser wechselvollen Geschichte des deutschen Bodens verrät uns der Boden der engeren Heimat nichts, denn seine oberflächlichen Schichten gehören fast alle der jüngsten geologischen Formation, dem Quartär, an. Nur die wenigen Tiefbohrungen auf oldenburgischem Gebiet und in der Nachbarschaft geben uns Auskunft über die älteren Ablagerungen und machen es

Landesbibliothek Oldenburg

wahrscheinlich, daß auch hier in grauer Vorzeit derselbe Kampf zwischen Land und Meer geherrscht und dieselbe Faltenbildung in der Erdkruste stattgefunden hat wie weiter südlich.

Die älteren Bodenformationen.

Die beiden ältesten Bohrungen bis zu größerer Tiefe wurden in den Jahren 1867 und 1868 bei Heppens, in der Nähe des neu gegründeten Kriegshafens, ausgeführt, um Stadt und Hafen mit Trinkwasser zu versorgen. Sie erreichten eine Tiefe von 191 bezw. 256 m und trafen bei ca. 48 m Tiefe noch nordische Geschiebe an, darunter Sande und Tone, die man wegen der darin gefundenen Braunkohle für tertiär ansprach, die aber bis ca. 75 m Tiefe vielleicht noch dem Diluvium angehören. Jedenfalls ist das Tertiär nicht durchsunken worden. — Alle übrigen bekannt gewordenen Bohrungen im nördlichen Herzogtum erreichten das Tertiär überhaupt nicht, da keine von ihnen tiefer als 60 m eindrang (im Neuenburger Urwald fand man in dieser Tiefe noch Diluvialton). Aus dem südlichen Herzogtum liegen seit kurzem die Ergebnisse der staatlichen Bohrungen bei Damme und Goldenstedt vor, die im Diluvium beginnen und die Grenze zwischen diesem und dem Tertiär nicht deutlich erkennen lassen, letzteres aber (bei Osterdamme) in 145,7 m Bohrtiefe durchteuften, in der Senonstufe der oberen Kreide von 160,5—169 m Bohnerz (Eisenerz in bohnenförmigen Stückchen) mit mergeligem Bindemittel antrafen und von 169—206,8 m dunkle Tone der unteren Kreide ergaben. Höchstwahrscheinlich steht aber in nicht zu großer Ferne die Kreide viel höher an, denn Professor J. Martin fand Schreibkreide im oberflächlichen Diluvium südlich von Vechta, und es ist nicht anzunehmen, daß diese weichen Geschiebe weit verschleppt werden konnten, ohne vom Eise gänzlich zerrieben zu werden.

In der Umgegend von Bremen haben in den letzten Jahren viele Bohrungen auf Wasser, teils bis zu bedeutender Tiefe, stattgefunden. Auf Grund dieser und sonstiger Aufschlüsse hat der Landesgeologe Dr. W. Wolff den „Untergrund von Bremen" in den Monatsberichten der deutschen geologischen Gesellschaft besprochen, und da das dort Gesagte auch mehr oder weniger für unser mittleres Herzogtum zutreffen wird, so sei hier etwas näher darauf eingegangen. „Das älteste Glied im Profil des Bremer Untergrundes", sagt Wolff, „ist das Salzgebirge, von dem man, vor der Hand allerdings ohne zureichende Beweisunterlage, annimmt, daß es dem Zechstein angehört. Es verriet sich bereits durch eine starke Versalzung des Grundwassers in verschiedenen Gebietsteilen der Bremer Umgegend und in verschiedenen Teufen. An einigen Orten kannte man in weniger als 50 m Tiefe Grundwasser mit $^2/_3$ Prozent Kochsalz, während an anderen bis 150 m hinab süßes Wasser angetroffen wurde. Salz- und Süßwassergebiete zeigten bisweilen erstaunlich scharfe Grenzen, und doch war es bisher nicht möglich, aus ihrer Verteilung ein Bild über die mutmaßliche Lage der unterirdischen Gebirgshorste zu gewinnen,

Landesbibliothek Oldenburg

von denen die Versalzung ausging. Wohl den höchsten Salzgehalt ergab eine Wasserbohrung von 240 m Tiefe an der Stephanikirchweide zu Bremen, nämlich rund 5 Prozent." Ich schiebe hier ein paar Bohrergebnisse ein, die ich der gütigen Mitteilung von Professor L. Häpke, Bremen, verdanke: Im Jahre 1908 wurde von einer Gesellschaft eine Tiefbohrung in der Gemeinde Hasbergen zwischen Ochtum und Delme unternommen. Man wollte bei 210 m Salzauslaugungen erhalten und bei 428 m die Triasformation angetroffen haben. Von da ab wurde brauner Letten mit Gips und Buntsandstein erbohrt, bis bei 481 m Tiefe die Bohrung eingestellt wurde. — Die Internationale Bohrgesellschaft Erkelenz erhielt bei einer Tiefbohrung im Neuenlander Felde westlich von der Meyerstraße in der Vorstadt Bremens im Jahre 1909 folgendes Profil:

0 — 4,5 m Alluvium.
4,5—19,5 „ Diluvium mit Sand, Kies und nordischen Geschieben.
19,5—41,5 „ Tonmergel.
41,5—202 „ schwach kalkhaltiger Sand.
202—330 „ feiner glimmerhaltiger Sand mit grünlichem Glaukonit, Quarzit, Feuerstein und Granitbrocken.
330—370 „ grauer Ton, ohne Fossilien, mit Schwefelkiesknollen.
Von 286 m an trat 12prozentige Sole schäumend auf, die sich bei 386 m verlor, aber bei 511 m scharf und anhaltend wieder einsetzte.
580—720 m obere Kreide (Senon).
720—793,4 m Anhydrit.
793,4—962,5 m graues Steinsalz.
962,5—980 m verschieden gefärbte Tonschichten.
980—1107 m rotes Salzgebirge, schlammig.

Da in diesem Profil alle Juraschichten und die untere Kreide fehlen, so ist anzunehmen, daß diese Gegend vom Ende der Triasperiode bis etwa zur Mitte der Kreidezeit über dem Meeresspiegel lag, dann aber tief darunter hinabsank, während die vorhergehende Bohrung, etwa 9 km westnordwestlich von jener, viel höheres Emporsteigen der Trias zeigte.

Folgen wir nun dem Berichte von W. Wolff weiter:

„Das Tertiär ist am besten in einer vom Bremer Wasserwerk ausgeführten Versuchsbohrung zu Ördekenbrück am Geestrande, etwa zwei Meilen südwestlich der Stadt, aufgeschlossen."

Wolff beurteilt das Profil folgendermaßen (von mir kurz zusammengefaßt): Die Bohrstelle liegt 18 m über dem Meeresspiegel. Von da reicht das Diluvium bis 64,40 m. Von 64,40—73,90 m fanden sich fette Tone, die vermutlich dem Obermiozän angehören, von 73,90—91,80 m Tone und Sande des Mittelmiozäns mit vielen Meeresmuscheln und -schnecken. Darauf folgt marines Mitteloligozän bis 110,20 m, weiter unteroligozäne oder ältere Schichten bis 147 m und eozäne Schichten von 147—158 m, die u. a. Nummuliten enthielten, also auch Meeresablagerungen darstellen. „Am Ende der Tertiärzeit", so folgert Wolff aus den ihm bekannt gewordenen Aufschlüssen, „genauer nach Ablagerung des Obermiozäns, muß die Bremer Gegend ebenso wie das ganze übrige nordwestliche Deutschland von einer großen Landhebung

Landesbibliothek Oldenburg

betroffen worden sein, die ein Ausmaß von etwa 300 m erreicht zu haben scheint. Die dem zurückweichenden Meere folgenden Flüsse schnitten sich tief ins Land ein. Ob aber lediglich Hebung oder Flußerosion die Landoberfläche ausgestaltet haben, oder ob Faltungen und Verwerfungen mitwirkten, ist nicht recht klar. Wahrscheinlich ist das letztere der Fall. Es liegt nämlich bei Bremen die Unterkante des Glimmertons (Untergrenze des Diluviums. H. Sch.) keineswegs überall im gleichen Niveau, und in weit höherem Maße ist das aus den zahlreichen Bohraufschlüssen der Hamburger Gegend ersichtlich. Dort zeigt die Unterkante des Glimmertones Niveaudifferenzen von mehr als 100 m, die nicht durch glaziale Pressung der betreffenden Vorkommen hervorgerufen sind, sondern tektonische Ursachen haben müssen. Die postmiozänen Bodenbewegungen, die man in den mitteldeutschen Gebirgen nachgewiesen hat, erstreckten sich auch auf Nordhannover und Schleswig-Holstein." — — „Zunächst ist durch die Wasserbohrungen: Bremen, Stephanikirchweide (240 m, Quartär undurchsunken), Bremen-Neuenland (Tiefbohrung I, ca. 220 m Quartär), Hemelingen (ca. 220 m, Quartär undurchsunken), Brinkum (Quartär mit 147 m nicht durchsunken) und Fahrenhorst (Quartär mit 180 m nicht durchsunken) einerseits und die nicht fern von ihnen in Tiefen von 25—80 m ins Tertiär*) gelangten Bohrungen Mahndorf, Schevemoor, Stuhr, Landwehr, Stuhrbaum, Hinter dem Holze, Gr. Ippener, Theten, Bürstel und Ördekenbrück andererseits die Existenz einer oder mehrerer tiefer Rinnen in der tertiären Oberfläche erwiesen. Sodann hat die Tiefbohrung Bremen I unter dem sehr mächtigen Quartär unmittelbar das Eozän und nicht erst die sonst vorhandenen jüngeren Tertiärschichten angetroffen."

So gering demnach auch unser Einblick in die Untergrundverhältnisse unseres Landes und seiner Nachbarschaft ist, so ist doch dies wenige wohl zu beachten, sobald es sich wieder einmal um die Frage handelt, ob auch bei uns in erreichbarer Tiefe abbauwürdige Bodenschätze vorhanden sind. Wieweit die wechselnden Höhenverhältnisse jener älteren Bodenoberfläche die Höhenunterschiede unseres heutigen Quartärbodens mit bestimmt haben, das bleibt noch zu untersuchen.

Das Diluvium.

Während der älteren Tertiärzeit herrschte in Deutschland viele Jahrtausende hindurch ein viel wärmeres Klima als heutzutage, so daß Pflanzen, die gegenwärtig in den Mittelmeerländern und im Süden von Nordamerika heimisch sind, hier üppig gediehen und Affen und Papageien die Wälder, Nilpferde und Krokodile die Flüsse belebten. Im Spättertiär war das Klima dem unsrigen ähnlich. Dann aber trat eine Verschlechterung des Klimas ein, deren Ursache wir bisher nicht sicher kennen. Gewiß ist nur, daß ungeheure Schneemassen eine gewaltige Ausdehnung der Gletscher auf den skandinavischen

*) Bei Syke tritt das Miozän sogar zutage. Sch.

Landesbibliothek Oldenburg

Gebirgen und auf den Alpen bewirkten, ja daß auch die höheren deutschen Mittelgebirge sich mit Gletschern bedeckten. Die Jahrtausende anhaltenden Schneefälle belasteten die mächtigen Firnkappen der Gebirge immer mehr, so daß die Eismassen von den Zentren aus immer weiter vorrückten, bis im Laufe von Jahrzehntausenden ganz Nordeuropa von Skandinavien bis nach Südengland und den Niederlanden unter einem ungeheuren Eisfelde, dem „nordischen Inlandeise", in Todesruhe erstarrt war. In Deutschland reichte die nordische Eisdecke während ihrer größten Ausdehnung bis an die Sudeten, das Erzgebirge, den Harz und mit Vorstößen durchs Weserbergland bis an den Unterrhein, während die Alpengletscher sich von Süden her über die schwäbisch-bayrische Hochebene vorschoben.

Schwankungen im Klima, besonders in der Niederschlagsmenge, bewirkten, daß die Eismassen bald infolge stärkeren Abschmelzens am Rande zurückwichen, bald infolge vermehrter Schneefälle und erhöhten Druckes vom Zentrum her weiter vordrangen. Danach teilt man die ganze Periode der Eis- oder Glazialzeit in mehrere Unterperioden, die man als Eiszeiten und Interglazialzeiten unterscheidet, jene das Vordringen, diese den Rückzug des Inlandeises bezeichnend. Für die Alpen hat Penck fünf Eiszeiten und vier Interglazialzeiten unterschieden. Wie viele davon für unsere Heimat in Betracht kommen, steht noch nicht fest. Professor Dr. J. Martin, unser heimischer Geologe, nimmt nur eine einmalige Vereisung des Gebiets westlich von der Weser an. Stoller, Wolff, Schucht u. a. Bearbeiter des hannoverschen Diluviums dagegen schließen aus dem Vorkommen von Kieselgurlagern, Mooren u. dgl. zwischen zwei Grundmoränen in der Lüneburger Heide, daß dort zwischen der Eisbedeckung, die die tiefer liegende Grundmoräne brachte, und derjenigen, die die obenaufliegende jüngere ablagerte, eine langdauernde Zwischenzeit mit wärmerem Klima herrschte, daß also nicht bloß ein zeitweiliges Zurückweichen und erneutes Vorstoßen des Inlandeises, eine sog. Oszillation des Eisrandes, sondern zwei durch eine längere Interglazialzeit getrennte Eiszeiten auch für das westliche Norddeutschland anzunehmen seien. Im niederländischen Diluvium glaubt van Baren ebenfalls zwei Grundmoränen nachweisen zu können, von denen die untere so stark verwittert ist, daß er auch dort auf eine längere Interglazialzeit schließt, obwohl interglazialer Pflanzenwuchs in den Niederlanden bisher noch nicht einwandfrei festgestellt ist. Wir müssen abwarten, was die geologischen Untersuchungen der nächsten Jahre bringen, bevor wir sicher sagen können, ob unser Gebiet nur eine oder mehr Vereisungen durchgemacht hat. Weiter unten werde ich einige Beobachtungen mitteilen, die hierbei Beachtung finden mögen. Betrachten wir also zunächst die Vereisung als einen einheitlichen Vorgang.

Die gewaltige Inlandeismasse war in ihrem zentralen Teil, im nördlichen Skandinavien, wahrscheinlich mächtiger als das Binneneis von Grönland, das auf 2000 m senkrechten Durchmesser geschätzt wird. Es überdeckte hoch alle nordischen Gebirge und konnte sich daher nicht, wie die heutigen Alpengletscher, auf seinem Rücken mit Gebirgsschutt beladen. Dafür aber hobelte es an

Landesbibliothek Oldenburg

seiner Sohle im langsamen Vorschreiten die Gebirge ab und nahm auch große Massen losen Verwitterungsschuttes der weiten, von ihm in jahrtausendelangem Vorrücken überschrittenen Landflächen in sich auf, all diese Trümmer teils als Innenmoräne mit sich führend, teils an seiner Sohle zerreibend, um sie in seinen Randpartien beim Abschmelzen als Grundmoräne abzulagern. Auch wo sich ihm widerstandsfähige Hindernisse, z. B. Höhenrücken mit einem festen Felskern, in den Weg stellten, häufte es in Lee davon Schuttmassen auf.

Alle Vertiefungen vor seinem Rande aber füllte das Eis durch die aus Gletschertoren hervorbrechenden Schmelzwasserströme mit zerriebenem Material an, das je nach der Stromstärke als grobes Geröll, Kies, Sand oder Tonschlamm zur Ablagerung kam und durch seine „diskordante" Schichtung noch manchmal verrät, daß die Gewässer oft sehr rasch Laufrichtung und Gefälle wechselten. Wo die Schmelzwasser zur Ruhe kamen, da sanken die feinsten trübenden Mineralstoffe, der Sand-, Ton- und Kalkstaub, zu Boden und bildeten Schlammschichten zwischen den Schwemmsanden, die oftmals nur blattdünn waren, stellenweise aber, nämlich in tieferen Becken, viele Meter mächtige Lager von Bänderton, so genannt, weil je nach der Stromgeschwindigkeit des einflutenden Wassers sandreichere Schichten mit sandärmeren wechsellagern und die Tone deshalb an abgegrabenen Wänden gebändert erscheinen.

Wir müssen uns also damals unser Flachland in der Nachbarschaft des Eisrandes als eine von zahllosen, meist seichten Schmelzwasserrinnen durchfurchte und mit Wasserbecken durchsetzte weite Sandebene vorstellen, ähnlich wie die Sandr auf Island, die durch ihren losen Sand und die vielen zu durchreitenden Wasserläufe den Schrecken der dortigen Reisenden bilden. So wurde das tiefer gelegene tertiäre Hügel- und Bergland Norddeutschlands beim langsamen Vorrücken des Inlandeises mit Gesteinsschutt überdeckt und bei dessen Zurückweichen von den Schmelzwassern teils durchfurcht, teils eingeebnet. Dieses Zurückweichen muß in unserer Gegend ziemlich rasch vor sich gegangen sein; denn wir finden hier nirgends ausgeprägte Endmoränen, die eine Stillstandlage des Eisrandes bezeichnen.

Da der vom Eise mitgeführte Schutt in seinen unteren Lagen zum großen Teil aus abgehobeltem losen Tertiär besteht, so ist die Grenze zwischen dem liegenden Tertiär und den Ablagerungen des Eises oft kaum festzustellen; aber im allgemeinen darf man sagen, daß die Gesamtmächtigkeit der Quartärdecke in unserm Gebiet durchschnittlich mindestens 100, stellenweise aber über 200 m beträgt. Alle während der Eiszeit entstandenen Bodenschichten, mögen sie nun durch das Eis, durch seine Schmelzwasser oder vor und nach der Eisbedeckung von den Flüssen aufgeschüttet worden sein, bezeichnet man mit einem gemeinsamen Namen als das Diluvium; es ist dies ein veralteter Ausdruck, der etwa „das Aufgeschwemmte" bedeutet und noch auf die ältere Anschauung von einer Meeresbedeckung des ganzen Flachlandes während jener Zeit zurückweist. Diese Anschauung beruht auf einem Irrtum; ja es ist sicher, daß das Festland wenigstens während eines Teiles der Eiszeit eine viel größere Ausdehnung hatte als jetzt und weder

Landesbibliothek Oldenburg

der südliche flache Teil der Nordsee bis zur Dogger- und Jütlandbank noch die Ostsee als Teile des Weltmeeres vorhanden waren. Auf der Doggerbank bringen Fischer in ihren Netzen manchmal Knochen von diluvialen Säugetieren mit herauf; bei den von mir geleiteten Probebaggerungen der Strombau-Verwaltung in Wilhelmshaven fanden wir von der Geniusbank in der Innenjade bis draußen vor der Jade-, Weser- und Elbmündung (10—20 m unter Normalnull) alten Festlandsboden mit nordischen Geschieben und Geschiebelehm und -mergel, einen Mammutzahn u. dgl. Auf dem Boden der westlichen Ostsee aber sind noch Spuren menschlicher Besiedelung aus der Steinzeit entdeckt worden. Das Meer kann hier also erst durch eine Senkung nach der Eiszeit im vollen Umfange zur Herrschaft gekommen sein.

Als dies ganze Gebiet von Skandinavien her bis zum Innern Rußlands, das die Stelle der jetzigen Ostsee und der südlichen Nordsee einnehmende Tiefland und das ganze norddeutsche Flachland, unter Eis begraben war, da konnten natürlich unsere heutigen deutschen Flüsse mit Ausnahme des Rheins nicht vorhanden sein. All das Schmelzwasser des Inlandeises mußte längs des Eisrandes nordwestwärts einen Weg zur Nordsee suchen, und so entstanden breite und meist ziemlich flache Talrinnen, die man als Urstromtäler bezeichnet. Das am weitesten südlich und westlich vorgeschobene dieser Urstrombetten, das Breslau-Bremer (nach Keilhack), folgt dem Laufe der oberen Oder von Oppeln bis unterhalb Breslau, läuft dann westwärts durch die Lausitz bis zum Tal der Schwarzen Elster, schließt diese und den Mittellauf der Elbe auf der Strecke Wittenberg—Magdeburg ein und setzt sich weiter längs der Aller und der Unterweser von Verden bis Vegesack in der Richtung auf Wangeroog hin zur Nordsee fort. Besser ausgeprägt noch ist das eine Stillstandsstufe des zurückweichenden Eises bezeichnende Warschau-Berliner Urstromtal, dem Teilstücke des Spree- und Havellaufs mit ihren Seen und der Unterlauf der Elbe von Werben bis über Helgoland hinaus angehören. Die Eisenbahn von Stendal nach Berlin läuft größtenteils in diesem breiten Urstrombett entlang.

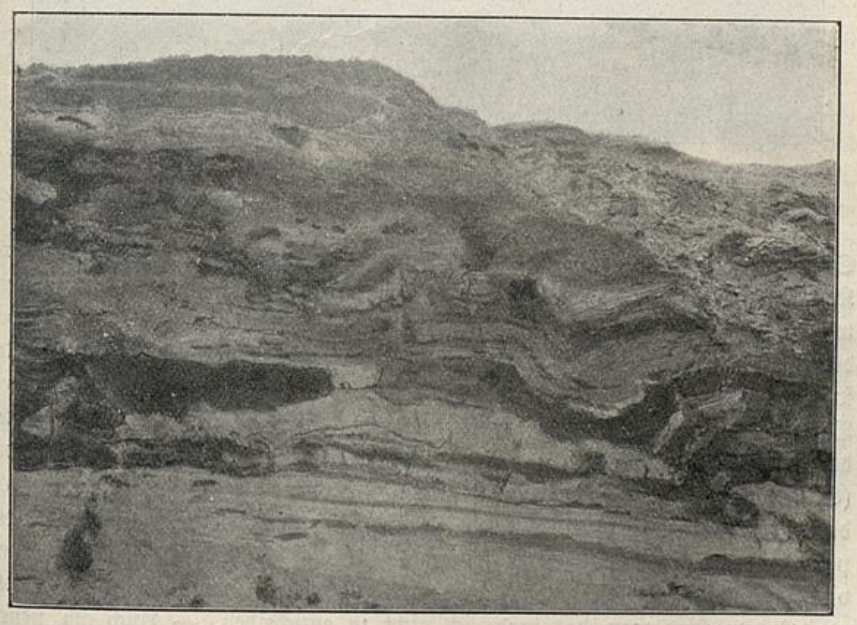
Das Diluvium der Heimat. Nachdem wir uns in einigen allgemeinen Zügen ein Bild von den geologischen Veränderungen des norddeutschen Flachlandes während der Eiszeit verschafft haben, müssen wir das Diluvium der Heimat etwas genauer betrachten.

Wir haben zwar in unserm Herzogtum im allgemeinen nicht so ausgeprägte Formen der Moränenlandschaft, wie wir sie in dem jüngeren Diluvium östlich von der Elbe, besonders in den Ostseeländern finden, dennoch geben sie auch in ihrer heutigen Gestalt noch deutlich genug ihren eiszeitlichen Ursprung kund. Am widerstandsfähigsten haben sich die vom Eise mitgeführten und stellenweise zu mächtigen Lagern aufgehäuften Tonmassen erwiesen, die, wenn sie noch reich sind an Kalk, als Mergellager, wenn aber der Kalk ausgewittert und das Eisen oxydiert ist, als Lehmlager bezeichnet werden. Meistens schließen sie viele mitgeschobene Blöcke von Granit, Gneiß, Porphyr, Sandstein usw. ein, und man spricht dann von Geschiebemergel und Geschiebelehm. Oftmals verraten diese Steinblöcke durch eine oder zwei abgeschliffene

Landesbibliothek Oldenburg

und längsgeschrammte Flächen aufs deutlichste, daß sie, an der Gletschersohle eingefroren, über liegendes Gestein unter großem Druck hinweggeschurrt sind. In Ziegeleien und Sandgruben, wo Geschiebe massenhaft bloßgelegt werden, hält es meistens nicht schwer, solche Gletscherschliffe zu entdecken. Während die Geschiebe noch ihre kantige Form, wenn auch an den Kanten abgerieben, bewahrt haben, haben mit den Geröllen die Gletscherwasser ihr Spiel gehabt, bis sie ringsum gerundet waren. Wo sich größere Gerölle gehäuft finden, darf man also auf das Bett eines mit großer Kraft strömenden Gletscherbaches schließen, und von diesen bis zu den feinsten Korngrößen stufen sich die Kiese und Sande unserer Geest oft in denselben Sandgruben, z. B. bei den Hartsteinwerken in Grüppenbühren und in Neulethe bei Ahlhorn, ab, von der langandauernden Überflutung unsers Landes durch die Schmelzwasserströme des heranrückenden Inlandeises zeugend. Manchmal sind die schräg einfallenden Sand- und Kiesschichten horizontal abgehobelt und von der geschiebereichen Grundmoräne überdeckt, manchmal enthält diese selbst mitten im Geschiebeton mitgeschobene Schwemmsandmassen, sog. Sandlinsen, die noch ihre ursprüngliche Schichtung zeigen, woraus zu schließen ist, daß das vorrückende Eis sie im gefrorenen Zustande abgehobelt und mitgeführt hat.

Vielfach liegt die Grundmoräne auf Bändertonen (s. S. 145), in der Delmenhorster Gegend Dwo, in der Friesischen Wede Schmink genannt, ja die Grundmoräne selbst, d. h. die vom Eise mitgeführte Bodenmasse, besteht örtlich z. T. aus ihnen, und dann zeigt sich an den aufgestauchten, übergerollten und durcheinandergepreßten Schichten (s. Abbildung) sehr deutlich, unter welch

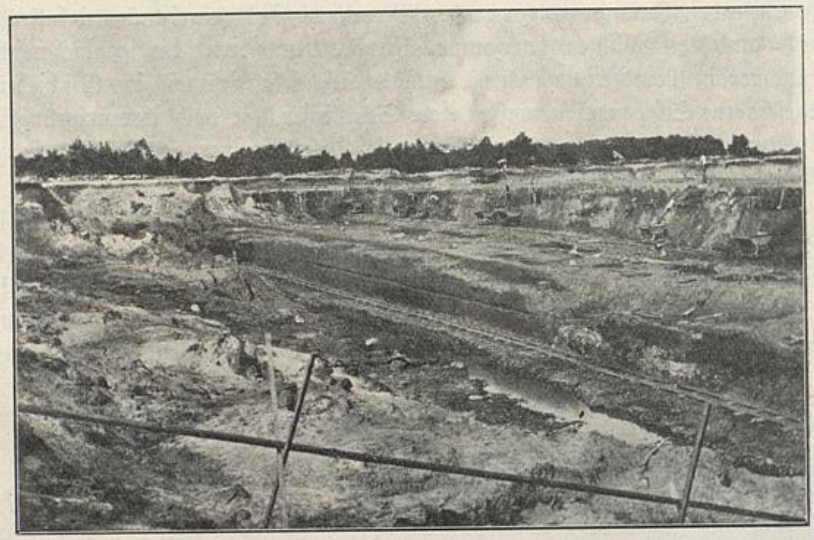


Tonaufschluß in der Ziegeleigrube von Kamern bei Grüppenbühren.

Landesbibliothek Oldenburg

ungeheurem Eisdruck die Grundmoräne zur Ablagerung kam. Nur die weniger kalkreichen Schichten des Bändertons sind zum Ziegelbrennen geeignet. Sind sie sehr sandarm, wie z. B. in Loyerende bei Ohmstede, so müssen sie mit sandreicherem Material vermischt werden.

Der Bänderton sieht oft im feuchten Zustande so schwarz aus, daß man auf hohen Humusgehalt schließen möchte; er enthält aber, wie mikroskopische Untersuchungen von Proben aus unsern Baggerungen wie aus Bohrungen im Binnenlande bewiesen, weder Diatomeen noch sonstige Wasserpflanzenreste, wohl aber stellenweise zerriebene Braunkohlen und Holz. Ja, bei Woppenkamp und Zetel in der Friesischen Wede liegen unter der Grundmoräne Eichenstämme und andere Baumreste, und in einem Ziegeleiaufschluß bei Scharrel im



Tongrube in Scharrel.

Sagterlande fand ich eine schwache Grundmoräne, aus gröberen Geschieben und Kies bestehend, unmittelbar auf Baumwurzeln liegend, die tief in den Bänderton eindrangen, oben aber durch das Eis glatt abgehobelt waren. Da über der dünnen Decke von Geschieben reiner Sand ohne Pflanzenwuchs lagerte, so war hier klar erwiesen, daß an jener Stelle nach der Ablagerung des Bändertons und vor dem Eintreffen des Eises Wald gestanden hatte, der durch das vorrückende Eis bis auf jene Wurzeln abrasiert wurde. (S. Abbildung). Ob dieser Wald präglazial oder interglazial war, also vor der ersten Vereisung oder zwischen zwei zeitlich weit getrennten Vereisungsperioden entstand, oder ob er innerhalb einer Glazialperiode während eines vielleicht nur Jahrzehnte oder Jahrhunderte dauernden Zurückweichens des Eisrandes gewachsen war, das wage ich nicht zu entscheiden. — Auch am neuen Kanal nördlich vom Stahlwerk Augustfehn waren Baumstämme tief in den

Landesbibliothek Oldenburg

Diluvialsand unter dem Moor gebettet, und wenn sie auch nicht an Ort und Stelle gewachsen sein mochten, so mußten sie doch glazialen Alters oder älter sein.

Unter den Geschieben gibt es Proben von Gestein, von dem nicht nur die Herkunft aus Schweden, sondern sogar ganz sicher die engbegrenzte Heimat nachgewiesen werden kann, weil eben nur an jenen Orten die betreffende Gesteinsart zu Tage tritt. Wie im Märchen Hänsel und Gretel mittels ausgestreuter Kieselsteine den Weg aus dem Walde zurückfanden, so vermag der Kundige aus dem begrenzten Vorkommen solcher „Leitgeschiebe" die Bahn des Inlandeises von einer Randgegend nach der Ursprungsstätte hin zu verfolgen. In unserm Herzogtum nun finden sich unter den erratischen Gesteinen, wie Professor J. Martin nachgewiesen hat, zahlreiche Proben von gewissen Porphyrarten, die aus Dalarne stammen, ferner Rapakiwi, eine Granitart von den Ålandsinseln, Kalke aus Gotland und Basalte aus Schonen; Bornholmgeschiebe dagegen fehlen gänzlich. Daraus zieht Martin folgenden Schluß: „Die Eismassen, welche dem Herzogtum Oldenburg sein Geschiebematerial zuführten, nahmen von Jemtland und Dalarne ihren Ausgang und flossen zunächst nach der baltischen Depression ab, der sie eine Strecke weit folgten. Da sie aber Bornholmgeschiebe uns nicht geliefert haben, so müssen sie alsbald wieder, etwa in der Höhe der Nordspitze von Öland, Schweden betreten haben, um von hier ihren Weg über Schonen in südwestlicher Richtung nach dem Westen der nordeuropäischen Tiefebene fortzusetzen."

Als das Eis sich schließlich aus unserer Gegend ostwärts zurückzog, wuschen die Schmelzwasser die Grundmoräne an manchen Stellen aus und ließen nur Geschiebe und Geröll, in Kies oder Sand gebettet, zurück; an anderen Stellen aber überdeckten sie die Grundmoräne mit Schwemmsand. Selten erreicht diese Sanddecke eine größere Mächtigkeit als $^1/_2$—2 m, oft ist sie ungeschichtet und voll von größeren und kleineren Geschieben, von denen die größten Blöcke aus ihm emporragen. Einer so beschaffenen Bodenoberfläche, aus dem sog. Geschiebedecksand bestehend, haben manche Heidegebiete des Herzogtums es zu danken, wenn sie bisher vom Pfluge verschont blieben. Da der Landhunger aber immer größer wird und solche Böden unter Anwendung von Kunstdünger oft reiche Ernten versprechen, so ist es jetzt mit der vieltausendjährigen Ruhe der „stillen Heide" vorbei; der Dampfpflug, der Bauernpflug und der Spaten wühlen sie auf, und nur große Haufen von „Feldsteinen" am Raine verraten noch eine Zeitlang, wie „steinreich" das Feld gewesen. Auf dem Korsorsberg und beim Tüdiek in der Gemeinde Wardenburg, am Kiekup bei Huntlosen, zwischen Hatten und Dingstede, bei der Visbeker Braut und an manchen Orten in den Ämtern Cloppenburg und Vechta kann man jetzt die fast nur aus Geschieben und Sand bestehende, selten tonig entwickelte Grundmoräne in dieser Weise aufgeschlossen sehen.

Modellierung des heimischen Geestbodens. Weiter haben wir nun zu untersuchen, wie das Inlandeis und seine Schmelzwasser sowie gegen das Ende der Eiszeit die Flüsse die Geländeformen der Heimat modelliert haben. Wir teilen die Geest des Herzogtums in drei durch breite Täler getrennte

Landesbibliothek Oldenburg

Höhenstufen. Von diesen weist besonders die nördliche Stufe von Oldenburg bis Zetel eine deutliche Gliederung in nordost-südwestlich gerichtete Höhenrücken auf, in deren Tälern zahlreiche Bäche teils zur Hunte und Ems südwestlich, teils zur Jade nordöstlich fließen. Wer einmal von Oldenburg nach Varel mit dem Rade gefahren ist, hat diese Wellenform des Geländes deutlich kennen gelernt. Ein besonders typisches Bild davon zeigt der Blick von der Rastede-Kleibroker Chaussee nach Nordwest und Südost. Jederseits schaut man von dieser Höhe über eine Senke hinweg auf einen gleichgerichteten Rücken, und die ragenden Ziegeleischlote auf jeder der Bodenwellen verraten schon, daß diese wenigstens teilweise aus Ziegelton, d. i. in der Hauptsache Geschiebelehm, aufgebaut sind.

Den Kern dieser Diluvialrücken bilden meistens geschichtete Sande, Kiese und Tone, die entweder von den dem Eise voraufgehenden oder den unter ihm in Tunneln abfließenden Schmelzwassern abgelagert sind. Vielfach sind die Schichten in ihrer ursprünglichen Lagerung durch Eisdruck gestört, wie sich z. B. in den Aufschlüssen der Hostemoster Ziegeleigruben bei Rastede zeigt. Bei einigen Höhen ist der ganze Rücken, bei andern sind die Flanken mit Geschiebelehm oder mit Geschiebedecksand überdeckt. Alle besitzen, wie schon gesagt, mehr oder weniger Nordost-Südwest-Richtung, entsprechend der Bewegungsrichtung des Eises.

Während das Nordostende dieser Höhenrücken von der Moor- und Marschsenke her meist rasch von + 1 m bis zu Höhen von 12—20 m ansteigt, verlieren sie sich nach Südwesten hin unmerklich, um so mehr, als hier die Bodensenken zwischen ihnen nachträglich durch Hochmoore ausgefüllt wurden; im eigentlichen Ammerlande finden wir kaum noch Geest-Höhen über 11 m, während das Hochmoor an den Grenzen stellenweise bis 15 m aufgewachsen ist. In einen der Höhenzüge, der von Hahn über Wiefelstede und Gristede nach Zwischenahn reicht, schiebt sich das Zwischenahner Meer ein, das wahrscheinlich in einer vom Eise ausgehobelten Mulde entstanden ist, die zu tief war, um von den Ufern her zu vermooren wie die andern Senken. Am Nordostufer bei Dreibergen wie am Südwestufer bei Zwischenahn-Rostrup steht Geschiebeton an. Dieser besitzt bei Zwischenahn eine große Mächtigkeit, und es scheint, als wäre die Grundmoräne hier, nachdem das Eis die Mulde durchschritten hatte, zusammengestaucht worden. Für die Zwischenahner Fabriken hält es schwer, in diesem dichten Ton ergiebige Wasserquellen zu erbohren. Bei Dangast springt ein Diluvialrücken, der fälschlich von vielen für eine Düne angesehen wird, vorgebirgeartig in den Jadebusen vor. Der grobe Kies am Strande zeigt, daß es sich hier nicht bloß um eine Aufwehung von Flugsand handelt. — Aber auch im Jadebusen selbst steht noch Diluvium an; denn der nördliche Teil der früheren Insel Arngast, von der nur ein ganz kleiner Rest noch über Hochwasser liegt, besteht aus Grundmoräne mit großen Steinblöcken, die bei Niedrigwasser aus dem Sande oder Schlick aufragen. Ferner tritt noch auf dem Würdeleher Sand zwischen Arngast und dem Vareler Tief an zwei Stellen die Grundmoräne mit Geschieben zu Tage. Hier könnte die vor 1600 verschwundene Insel Jadeleh gelegen haben.

Landesbibliothek Oldenburg

Nördlich von Zetel sinkt das Diluvium unter den Meeresspiegel und ist hier von jungem Marschboden überdeckt, der meist erst nach dem Einreißen des Salzen Brackes vor und um 1511 und der gleichzeitigen Aufweitung des Madeslüßchens zu einer breiten Seebalge zur Ablagerung kam. Nur die Geesthügel von Hiddels und Ellens ragen aus der Marsch etwas empor. Weiter nördlich bezeichnet das Ellenserdammer Tief eine Senke, die nach der Eiszeit mit Nieder- und Hochmoor ausgefüllt wurde, durch die aber vor etwa 400 Jahren das Meer bis tief in Ostfriesland hinein vordrang. Zwischen Oberahm und Kirchdorf Sande steigt der Geestboden fast bis zur Oberfläche empor, und seine niederen Hügel wurden von den Friesenbauern im späten Mittelalter als Unterlage ihrer Kleiwurten benutzt. Jenseits der Madesenke aber dringt von Ostfriesland her bei Sillenstede noch einmal ein höherer Geestrücken weit in die jeverländische Marsch vor, erhebt sich jedoch nur an wenigen Stellen, z. B. in Heidmühle und beim Forsthaus Upjever, mehr als 5 m über NN. Im Gegensatz zu dem Diluvium der Friesischen Wede, die so reich ist an Ziegeleiton, ist in diesem Östringer Diluvialrücken an der Oberfläche nur wenig Ton vorhanden, und nur an der Nordwestecke des Waldes Upjever lohnt sich der Abbau in Ziegeleien. Erwähnenswert ist jedoch das Vorkommen eines weißen Tones in den Kirchspielen Schortens und Sillenstede, besonders in Groß-Barkel, der im 17. und 18. Jahrhundert nach Holland ausgeführt wurde und 1760 sogar zur Gründung einer fürstlichen Fayencefabrik*) in Jever Anlaß gab. Als äußerster nördlicher Vorposten des Diluviums steigt der Geesthügel von Jever noch einmal bis zu etwa 7 m auf, fast ganz durch eine moorige Senke von dem Hauptrücken getrennt.

Daß auch der Meeresboden an unserer Küste zum Teil aus Ablagerungen des Inlandeises besteht, wurde schon oben kurz erwähnt. Vor allem ist hier die Geniusbank zu nennen, die sich schräg von SO nach NW vor die Meerenge von Wilhelmshaven-Eckwarderhörn legt. Daß sie noch immer den mit Macht ein- und ausströmenden Gezeiten standhält, hat seine Ursache wohl in erster Linie in ihrem festen Fundament von Geschiebeton, der teilweise auf außerordentlich zähem Bänderton ruht. Wo der Ton zwischen den Geschieben herausgewaschen ist, wie längs der ganzen Nordostseite der Bank, liegt eine so mächtige Steinpackung, daß die dort arbeitenden Saugbagger der Marine sehr oft durch die mit donnerndem Getöse heraufgewirbelten Blöcke beschädigt werden. Dieser Reichtum an Geschieben und Geröllen sowie die Lage der Bank rechtwinklig zur Bewegungsrichtung des Inlandeises legt den Gedanken nahe, daß die Geniusbank in ihrem diluvialen Grundstock eine Endmoräne darstelle, die jetzt freilich etwa 12 m unter dem Meeresspiegel liegt, nach der Eiszeit aber, wie die vielen im Geschiebeton wurzelnden Kiefern- und weniger zahlreichen Eichenstämme beweisen, noch über Wasser und im Binnenlande lag.

*) Riesebieter, Beiträge zur Geschichte der Fayence-Fabrikation in Jeverland und Ostfriesland. (Im 16. „Bericht über die Tätigkeit des Oldenb. Ver. f. Altertumsk. u. Landesgesch.“, 1908).

Landesbibliothek Oldenburg

In annähernd derselben Tiefe erreichten wir das Diluvium bei unsern Probebaggerungen und Bohrungen in der Ahne und am Ende des Flügeldeiches bei Eckwarderhörn, also in der südöstlichen Verlängerung der Geniusbank; gegenüber aber im neuen Torpedohafen bei Wilhelmhaven stießen die Bagger ebenfalls bei etwa 10 m Tiefe auf außerordentlich festen Geschiebeton. Hochliegendes Diluvium unter Alluvium findet sich ferner bei Hooksiel, am West- und Ostrande des Hohenwegs und der Mellumplate, und selbst nordwestlich von Wangeroog wurde noch mehrfach Geschiebeton mit Baumwurzeln erbaggert.

Denken wir uns die ganze Küste etwa 25 m gehoben und den alluvialen Boden abgetragen, so werden wir uns annähernd ein Bild machen können von der Höhengestaltung unseres jetzigen Küstengebietes und seiner Bewässerung gegen Ende der Eiszeit. Es ragen dann alle soeben angeführten Punkte hochliegenden Diluvialbodens über den Spiegel des Meeres und der ihm zuströmenden Schmelzwasser empor, und wir müssen also die Vorstellung von einem so weiten Mündungstrichter des Aller-Weser-Urstrombettes, wie sie die gegenwärtige Marsch- und Moorsenke zwischen den Geeständern östlich und westlich vom Unterlauf der Weser aufzunötigen scheint, erheblich berichtigen. Ist ein solches Urstrombett vorhanden gewesen, so muß es sich in der Gegend des heutigen Jadebusens in mehrere Arme geteilt haben, die zwischen jenen Höhen den Ausweg zur Nordsee suchten.

Nach der westlichen Landesgrenze hin taucht der Diluvialboden auf große Strecken unter das Moor. In der Ziegelei Neuenburgerfeld z. B. wird Geschiebeton verarbeitet, der vom Hochmoor überwachsen war, und im Großen Bullenmeer tritt nach der Trockenlegung der Sandboden mit Steingeröll und einem großen Geschiebeblock zutage. Ebenso zeigte sich Kies unter Moor im trockenen Bett des neuen Kanals beim Stahlwerk in Nord-Augustfehn. Ähnlich ist am Südrande der nördlichen Geeststufe bei Oldenburg, Donnerschwee und Ohmstede der Geschiebeton der Grundmoräne von den sandig-moorigen Ablagerungen der Haaren und Hunte überdeckt. Aber jenseit der Haaren tauchen noch wieder Diluvialhöhen aus dem Moore auf, die hinüberleiten zu der mittleren Geeststufe des Herzogtums und bis zu rund 20 m über NN. aufragen. Es sind dies südwestlich von Oldenburg der breite niedere Rücken von Eversten-Bloherfelde, die Hügel am Ost- und am Westende des Wildenloh, der teils vom Moor überdeckte Hügel von Mosleshöhe am Hunte-Emskanal und südsüdöstlich davon der Korsorsberg und die Höhen von Westerholt, Oberlethe und Achternholt. Die meisten dieser Hügel bergen Lager von Geschiebelehm auf geschichtetem älteren Diluvialton, die durch Ziegeleien ausgebeutet werden. In Achternholt besteht die Grundmoräne teilweise aus solchem aufgearbeiteten Ton mit reichlichen Beimengungen von zerriebener Kreide. Der Korsorsberg trägt eine dichte Bestreuung von Geschieben und Geröllen, besonders viele Feuersteine. Da er als Kavallerie-Exerzierplatz diente, ist die Pflanzendecke durch die Pferdehufe großenteils zerstört und der Decksand zu Flugsand geworden, der ostwärts bis auf das angrenzende Moor wehte. Nur die Rauschbeerenbestände haben

Landesbibliothek Oldenburg



Geestrand bei Grüppenbühren. Nach einer Zeichnung von W. Morisse.

Landesbibliothek Oldenburg

Sandhügel festgehalten, die der Hügelkuppe ein charakteristisches Profil verleihen. Unter der Steinbestreuung, die dem Korsorsberg ein ganz ähnliches Aussehen wie dem Windberg im Hümmling und manchen Hügeln der Dammer Berge gibt, liegen diskordant geschichtete Sande. Es fehlt an tieferen Aufschlüssen, die verraten, ob unter den Sanden Ton lagert wie in Mosleshöhe und anderen Hügeln dieser Gruppe.

Das Bindeglied zwischen diesen südlichen Vorposten der nördlichen Geeststufe und dem Diluvium des Ammerlandes bildet ein kiesbedeckter Hügel bei Klein-Scharrel westlich von Mosleshöhe und ein breiter Sandrücken bei Jeddeloh an der Oldenburg-Edewechter Chaussee, an den im Norden Geschiebelehm, der ebenfalls durch eine Ziegelei ausgenutzt wird, angelagert ist. Unter dem Geschiebelehm liegt kalkhaltiger Bänderton.

Die eben gekennzeichnete Gruppe mehr oder weniger getrennter Diluvialhöhen bildet hier die Wasserscheide zwischen Ems und Weser bezw. Hunte. Eine weite Senke zieht sich halbkreisförmig um sie herum, meist ausgefüllt mit großen Mooren und durchflossen von Hunte mit Lethe im östlichen, Vehne und Lahe im westlichen Teil. Jenseits der Lahe steigt das Diluvium rasch wieder an und erreicht im Kronsberg bei Bösel, der mit seiner Decke von Geschiebeton wieder eine Ziegelei versorgt, eine Höhe von 22, bei Südkamp und Osterloh sogar von 25 und 26 m. Jenseit der niedrigeren Erhebung von Altenoythe und Friesoythe hat die Soeste ein der Lahe paralleles Tal eingeschnitten. Dann finden wir noch im Sagterlande, von jenem Diluvium wieder durch Moor und die Sagterems getrennt, die unbedeutenden Höhen von Strücklingen, Scharrel und Neuscharrel, abermals mit Ziegeleien. Hier haben wir nun den oben erwähnten interessanten Aufschluß in der Tongrube der Müllerschen Ziegelei westlich von Scharrel. Die Wände der etwa 7 m tiefen Ausschachtung zeigen folgenden Aufbau:

Die mit Heide bewachsene Oberfläche wird nach meiner Schätzung etwa auf + 7 m liegen.

0—0,30 m humoser Sand.
0,30—1,20 „ reiner weißer Sand, teils mit horizontaler Schichtung.
1,20— ca. 1,30 m Geschiebedecke mit vereinzelten größeren Blöcken, meist nur Geschiebekies, nordisches Material.
1,30—7 m schwarzgrauer, fetter Ton, fein geschichtet, mit sehr wenig Feinsandbeimengung. Oberkante völlig horizontal. (S. Abb. S. 148.)

Die oberen 1,50 m dieses Tons waren kalkfrei und mit Baumwurzeln durchsetzt, die, soweit kenntlich, Eichen angehörten und deren feinste Verzweigungen bis zur Tiefe von etwa 4 m reichten. Eine genaue Untersuchung an mehreren Stellen zeigte, daß diese Wurzeln mit der Oberkante des Tones glatt abschnitten und daß der Geschiebekies auf ihren Stümpfen lagerte. In größerer Tiefe wurde der Ton kalkhaltig, doch ohne Kalkkonkretionen. Der ganze Befund zeigte klar, daß das Inlandeis beim Überschreiten dieser Gegend hier einen Wald bis zu den etwa daumenstarken Wurzeln horizontal abgehobelt und den im übrigen ungestört verbliebenen dichttonigen Untergrund mit einer

Landesbibliothek Oldenburg

dünnen Lage von Geschieben überdeckt hatte. Darüber hatten dann die Schmelzwasser noch etwa 1 m Sand geschüttet.

Dieser schwarzgraue Ton, in der neueren geologischen Literatur auch als Lauenburger Ton bezeichnet, ist im nördlichen und mittleren Teil des Herzogtums weit verbreitet und unter den Volksnamen Schmink und Dwo bekannt. Dr. F. Schucht hat 1908 eine Abhandlung über den „Lauenburger Ton als leitenden Horizont für die Gliederung und Altersbestimmung des nordwestdeutschen Diluviums" geschrieben und gibt darin eine Übersichtskarte über seine Verbreitung im Nordseeküstengebiet. Diese Karte führt im Oldenburgischen 43 Punkte an, in denen der schwarze Ton durch Aufschlüsse oder Bohrungen festgestellt ist, nämlich 4 auf der jeverschen Geest, 3 in der Friesischen Wede, 20 auf dem Ammerlande, 4 bei Rastede, 1 bei Oldenburg, 2 bei Friesoythe, 9 von der Delmenhorster Geest bis Sandhatten. Für unser Land und auch fürs westliche Hannover wäre die Grenze des schwarzen Tones jedenfalls südwärts weiter vorzuschieben. Er kommt, wie schon bemerkt, auch noch bei Neerstedt vor, ferner südöstlich von Wildeshausen bei Hölingen, stellenweise in den Dammer Bergen, hier aber umgelagert und aufgestaucht, z. B. in Hörst bei Neuenkirchen, und auch die unteren Tone in den Ziegeleigruben von Börgerwald am Nordrande des Hümmling sind jedenfalls dem „schwarzen Tone" zuzurechnen. Schucht wird aber recht haben, wenn er die Oberkante des Tones im allgemeinen in gleicher Höhenlage, etwa 1—5 m über NN. annimmt, denn wo ich ihn höher antraf, wie bei Grüppenbühren, Huntlosen, Neerstedt und Neuenkirchen, da handelte es sich um Störungen, wahrscheinlich durch Eisschub.

Wenn Schucht jedoch sagt: „Die Tone bilden einen den heutigen Marschen analogen Saum des diluvialen Küstengebiets", so kann ich diese Analogie nur mit großer Einschränkung zugeben; denn erstlich dürfen wir das Verbreitungsgebiet des schwarzen Tones höchstens am Unterlauf der Elbe als Küstengebiet bezeichnen, da nur dort interglaziale Meeresablagerungen gefunden sind, und zum andern scheint mir weniger ein fortlaufender Saum solcher Tone vorhanden zu sein, als vielmehr die Ausfüllung zahlreicher, nur zum Teil zusammenhängender Mulden, nicht bloß in der Nähe der Küste, sondern auch über 100 km von ihr entfernt. Während Professor J. Martin diese unteren geschichteten Tone für Sedimente der dem Haupteisstrome voraufgehenden Schmelzwasser hält, sie also derselben Vereisung zuschreibt, die uns den darüberliegenden Geschiebelehm brachte, faßt Dr. Schucht sie als fluvioglaziale Absätze aus der Abschmelzperiode der für unser Gebiet vorletzten Vereisung auf. Wir werden erst dann zu einer objektiven Entscheidung dieser und anderer Fragen kommen, wenn wir über ein dichteres Netz von Bodenaufschlüssen verfügen, vor allem, wenn durch sorgfältig überwachte Tiefbohrungen die Verbreitungsgrenze der bis Bremen wohl sicher festgestellten, nach Schucht und Wolff auch durch eine Tiefbohrung in Aurich bestätigten älteren Vereisung zuverlässig ermittelt ist.

Überblicken wir nun die mittlere Geeststufe unseres Herzogtums, so finden wir hier schon bedeutendere Höhen als im Norden. Gleich beim Bahnhof

Landesbibliothek Oldenburg

Grüppenbühren steigt der Geestrand aus der Tiefe des Moores bis zu 29 m empor, reichlich so hoch als der Steilrand bei St. Magnus, auf den man von hier über die breite Senke des Stedinger- und des Werderlandes blickt. Dieses linke Hochufer hat nicht erst, wie man annehmen könnte, die spätdiluviale Weser herausmodelliert, sondern das Inlandeis hat es schon vorgefunden. Das beweisen die gewaltig zusammengestauchten Massen von schwarzem Ton, die es mit eingepreßten geschichteten Sandschollen als unterste Lagen der Grundmoräne auf den liegenden Sand hinaufschob, wie die Aufnahme aus der Ziegeleigrube in Kamern, S. 147, zeigt. Es scheint, als hätte das Eis jenen Ton aus der nordostwärts vorgelagerten Senke emporgepreßt und mit gefrorenen Sandmassen des ansteigenden Hochufers durchmengt. Westlich von Kamern keilt der Ton aus, und hier beginnen die ausgedehnten Sandausschachtungen der Eisenbahn, an die sich in Grüppenbühren die Kiesgruben der Hartsteinfabrik anreihen.

Prof. J. Martin beschreibt in seinen „Diluvialstudien" (III., 2, S. 34 ff.) einen merkwürdigen Aufschluß in dieser Gegend. „Beim Abgraben eines Sandhügels stieß man hier (bei Nutzhorn) in 5 m Tiefe auf eine dicht gepackte Steinbank, welche sich kuppelförmig über einen stark diskordant geschichteten Sandkern hinwölbte. Die Steine waren gerollt, viele hatten Kopfgröße und darüber, einige maßen sogar mehrere Kubikfuß. Die Mächtigkeit der Schicht schwankte zwischen $^1/_3$ und $^1/_2$ m." Unter diesen Steinen waren zwei Kantengeschiebe mit Windschlifflächen, über der Steinpackung aber lagerte diskordant geschichteter Sand, dem an der Ostseite des Hügels in 1 m Tiefe ein steinführender ungeschichteter Lehm eingeschaltet war. Hier lagen also, wie Martin richtig schließt, zwei Moränen übereinander, durch Schwemmsande getrennt. Diese Sande müssen in einer Zeit abgelagert sein, die zwischen die Entstehung der beiden Moränen fällt.

Martin sagt nun: „Es würde indessen verfehlt sein, dies Zwischenglied für ein Interglazial anzusprechen; denn falls hier eine Bildung vorläge, deren Entstehung in der Zwischenzeit zweier Eisperioden vor sich gegangen wäre, so müßte ein interglaziales Glied in weiterer Verbreitung in unserm Diluvium nachzuweisen sein." Er betrachtet die Sandablagerung zwischen den Moränen als interstadial, d. h. während eines vorübergehenden Zurückweichens des Eisrandes erfolgt.

Ich kann dieser Beobachtung eine ähnliche hinzufügen: In der Sandgrube des Grüppenbührener Hartsteinwerks sah ich ebenfalls etwa 5 m unter der Bodenoberfläche eine Kiesbank, die ortsteinartig verkittet und verwittert war, während darüber unverwitterte kiesige und Feinsande lagerten. Sie stellte höchstwahrscheinlich auch eine alte Bodenoberfläche dar, die lange der Einwirkung der Luft und der Niederschläge ausgesetzt gewesen war. — Ferner erfuhr ich, daß etwa 11 km westlich von dort, bei der Wüstinger Schule, an drei Stellen unter ca. 6 m Dünensand und Geröllkies eine schwache Moorschicht erbohrt wurde.

Hält man diese Beobachtungen zusammen mit dem, was ich vorhin über den vom Eise zerstörten Baumwuchs in der Friesischen Wede und im Sagterlande

Landesbibliothek Oldenburg

berichtete, so wird man die Wahrscheinlichkeit zugeben müssen, daß es auch bei uns eine Interglazialzeit von längerer Dauer gegeben habe, und wir müssen alle neuen Bodenaufschlüsse auf die Spuren einer solchen genau prüfen, um zur Gewißheit darüber zu kommen. — Schucht gibt in der erwähnten Abhandlung über den Lauenburger Ton zu, daß auch der von ihm früher als präglazial bezeichnete Ton mit Torfschollen in Altenberge bei Rütenbrock unweit der holländischen Grenze interglazial sein könne.

Am Nordostrande der Delmenhorster Geest reiht sich, ähnlich wie in der Friesischen Wede, eine Ziegelei an die andere, weil fast überall Grundmoränenlehm und der viel erwähnte schwarze Ton, hier Dwo genannt, zu Tage tritt oder doch leicht erreichbar ist. Die Grundmoräne in Form von Geschiebelehm ist aber auf der Delmenhorster Geest viel weiter verbreitet. Sie bildet einen vorzüglichen Waldboden, und daher haben wir gerade in dieser Gegend große und prächtige Laubwaldungen. Die teils schon durch das Eis und seine Schmelzwasser modellierten Höhen treten infolge der tief eingewaschenen Bachtäler noch plastischer hervor und formen mit ihrer Waldbedeckung im Wechsel mit den halb in Baumgruppen versteckten Ortschaften und ihren meist hochgelegenen Ackerfluren eine überaus reizvolle Landschaft. Noch malerischer aber gestaltet sich das Grundmoränengebiet nach der Hunte zu, die sich bei Dötlingen in einer engen, etwa 16 m hoch liegenden Talsohle zwischen bewaldeten Höhen von über 40 m durchwindet. Südwestwärts von der Hunte folgt dann das Gebiet der großen Heidehochflächen, auf denen die Grundmoräne teils tiefer unter Decksand begraben liegt, teils oberflächlich als Geschiebe- und Geröllbecke ohne Ton sich ausbreitet. Riesenhafte Granitblöcke lagern dort zum Teil noch an ursprünglicher Stätte, wie der leider halb durch Sprengung zerstörte Stripenstein östlich von Steinloge, zum Teil sind sie von den Urbewohnern dieser Landschaft zu Grabkammern und „Hünenringen“ verwendet worden, wie Braut und Bräutigam, Kellersteine und Heidenopfertisch (s. Abbild. am Kopfe dieses Kapitels!) in der Ahlhorner Heide. Die mittelgroßen Blöcke aber hat das niedersächsische Bauernvolk massenhaft zum Bau von Grundmauern und Steinwällen und zur Pflasterung der Dorf- und Landstraßen benutzt, und doch ist die Heide noch unerschöpflich „steinreich“, wie die aus den Äckern der vielen Neukulturen gesammelten Steinhaufen beweisen. Tiefere Bodenaufschlüsse finden wir hier in den Sandgruben der Kalksandsteinwerke in Neulethe und Höltinghausen. In Neulethe — und ähnlich scheint es nach kleineren Aufschlüssen bei Ahlhorn in der ganzen Gegend zu sein — liegt die stark verwitterte Grundmoräne zu Tage, besteht aus Kies mit einzelnen größeren Geschiebeblöcken und eingepreßten Sandlinsen, ist bis 3 m mächtig und scharf abgegrenzt gegen die diskordant geschichteten Sande des Liegenden, dessen Schichtenköpfe vielfach abgehobelt erscheinen. Westlich von Wildeshausen, in der Gegend von Lüerte und Holzhausen, ist die Grundmoräne wieder tonreicher, und stellenweise gibt es Mergelgruben mit vielen silurischen Kalkgeschieben.

In der Garther Heide zwischen Ahlhorn und Emstek erreicht das Diluvium der mittleren Stufe des Herzogtums seinen höchsten Punkt, ca. 60 m,

Landesbibliothek Oldenburg

ohne daß dieser bedeutend aus der sanft gewellten Fläche hervorträte. Die radienartig von hier der Talsand- und Moorebene im Norden zufließenden Quellbäche der Lethe, Vehne, Lahe und Soeste kennzeichnen die allmähliche Abdachung der hohen Geest nach dieser Seite. Nicht so gleichmäßig ist der Abfall nach Süden zur Lager-Hase, nach Westen hin aber setzt sich der breite, wellige Höhenrücken, nur um durchschnittlich 15 m absinkend, über Cloppenburg bis zur Landesgrenze fort und schließt hier fast unmittelbar an den Hümmling an. Er verändert aber, wie schon die dichtere Besiedelung von Emstek an verrät, seinen Charakter. An die Stelle des kiesigen Heidesandes tritt vielfach wieder Lehm und in der Tiefe Mergel. Und da bieten nun die Ziegeleigruben bei Nutteln und Schnelten südwestlich von Cloppenburg ganz merkwürdige Aufschlüsse. Hier scheint der schwarze Ton, der sonst so weit verbreitet ist, ganz zu fehlen. Die beiden Nuttelner Ziegeleien liegen kaum 1 km voneinander entfernt, haben aber ganz verschiedenen Ton. In den Mohrmannschen Ziegeleigruben fanden wir folgendes Profil aufgeschlossen:

0—0,5 m	grauer, kalkfreier Geschiebeton mit weißen Sandnestern und nordischen Geschieben.
0,5—1,5 m	rot durchsetzter grauer Geschiebeton mit weniger Geschieben, kalkfrei.
1,5 bis ca. 3 m	graugrüner, kalkhaltiger Ton mit vielen Kreidegeschieben, Feuersteinen und kleinen stark verwitterten schwärzlichen Granitgeschieben, die hauptsächlich aus Glimmer zu bestehen schienen und sich zerstechen und zerreiben ließen.

Die Kreidegeschiebe bestanden zum Teil aus weißer Schreibkreide, die längst zerrieben sein müßte, wenn sie durch das Eis weit verfrachtet wäre.

In der Henkingschen Ziegelei war folgender Aufschluß zu sehen:

0—0,30 m	humoser Sand.
0,30—0,40 m	weißer Sand.
0,40—1,0 m	braunroter, fetter Ton, kalkfrei, mit Sandlinsen und einigen nordischen Geschieben.
1,0—2,0 m	roter bis bis violettroter Ton, kalkhaltig, von den Arbeitern als Mergel bezeichnet.

Tiefer wird nicht gegraben, und es war nicht zu ermitteln, ob in größerer Tiefe auch der glaukonitisch aussehende Tonmergel mit Kreidegeschieben liegt, wie in der andern Grube. Beide Tonarten, den graugrünen wie den braunroten, im feuchten Zustande violettroten, habe ich nur hier in der Nuttelner Gegend gefunden, und es drängt sich der Gedanke auf, daß wir es hier mit einer Lokalmoräne zu tun haben, deren Material hauptsächlich aus der Nachbarschaft stammt, daß also vielleicht unter der hohen Garther Heide älteres Gebirge in geringer Tiefe anstehe. Hoffentlich wird eine Untersuchung der Proben im geologischen Laboratorium der landwirtschaftlichen Hochschule in Wageningen, deren Resultat ich leider nicht abwarten konnte, das Alter der Tone ermitteln und Schlüsse auf ihre Herkunft ermöglichen.

Bei Schnelten in der Gemeinde Lastrup, 7 km weiter westlich, besteht die 1,5—2 m mächtige Grundmoräne aus rötlichem und grauem Geschiebeton, der zwar selbst entkalkt ist, aber einige kleine silurische Kalkgeschiebe enthält.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Liegende der Grundmoräne ist, soweit ermittelt werden konnte, grauer Sand. Auch hier fehlt also der schwarze Ton, der im Norden des Herzogtums so weit verbreitet ist und auch im Süden des Landes vorkommt.

Die Hochfläche des Hümmling, die sich westlich von der Landesgrenze an die Ausläufer der Garther Heide anschließt, scheint vorwiegend aus fluviatilen Sanden südlicher Herkunft aufgebaut zu sein. Darüber lagert auf den Höhenrücken meist Geschiebe- und Geröllkies aus nordischem Material und an den Rändern stellenweise Geschiebeton mit geschichteten schwarzen Tonen als Unterlage.

Die Verbindung der mittleren mit der südlichen Geeststufe stellt ein Höhenrücken her, der sich von Vechta über Lohne und weiter südlich bis an die Dammer Berge erstreckt und schon als deren Vorposten gelten darf. Während die Geest von Delmenhorst bis zum westlichsten Vorsprung der oldenburgischen Grenze bei Löningen im großen und ganzen mehr den Charakter einer Hochfläche trägt, haben wir im äußersten Süden in der Hauptsache einen mehr oder weniger geschlossenen Hochrücken, der sich im Signal- und im Mordkuhlenberg in der „Dammer Schweiz" bis etwa 145 m erhebt und dem nach Nordwesten, nach Quakenbrück hin, eine breite, reich bewässerte Niederung vorgebreitet ist. Vom Wiehengebirge, vom Stemmerberg und vom Piesberg aus gesehen, nehmen sich die Dammer Berge wie ein richtiges kleines Gebirge aus, und einen ähnlichen Eindruck von ihnen hat man, wenn man umgekehrt vom Mordkuhlenberg auf den Dümmer mit seinen moorigen Ufern und die jenseitige Talsandniederung hinabschaut. Und dieser Eindruck würde wahrscheinlich derselbe bleiben oder noch verstärkt werden, wenn wir durch Abtragung aller jüngeren Aufschüttungen das Horizontalprofil der Tertiärzeit wieder herstellen könnten; denn, wie schon erwähnt, das Tertiär tritt hier sogar bei Steinfeld und — nach dem Bericht von Professor K. Martin*) — nordöstlich von da bei Ehrendorf sowie südwestlich von Steinfeld bei Wahlde (Neuenkirchen) zu Tage.

In Gesellschaft des Geologen van Baren aus Wageningen sah ich vor kurzem die von K. Martin 1882 beschriebenen Tone in der Wilberdingschen Ziegeleigrube bei Steinfeld und machte eine Aufnahme von den kalkigtonigen Knollen im tertiären Ton, den v. B. in Übereinstimmung mit Martin nach dem Aussehen für mitteloligozän hält. Der weiche Ton ist fast kalkfrei und enthält keinerlei Fossilien. Unser Befund entsprach im wesentlichen noch der von Martin vor 30 Jahren gegebenen Beschreibung des Profils, die ich mit eingeklammerten Zusätzen von mir wiedergebe: „Unter einer etwa $^2/_3$ m mächtigen Decke geschiebeführenden, gemengten Diluviums (mit teils großen Granit- und Sandsteinblöcken) folgt zunächst ein ungeschichteter Ton von geringer Mächtigkeit und unbekanntem Alter. Dann schließen sich im Liegenden geschichtete Tone an, welche mit festen Ton- und Mergelbänken, sowie mit Faserkalk abwechseln. Die ersteren, meist senkrecht zur Schichtungsfläche zerklüftet (Septarienton?), enthalten einzelne kalkigtonige und mergelige Nieren, deren Größe bis zu 16 cm beträgt; die Kalkbank erreicht 24 mm (cm?)

*) Abh. Nat. Ver. Brem. VII. S. 332.

Landesbibliothek Oldenburg

Mächtigkeit und teilt sich wiederholt in zahlreiche, dünnere, mit Mergel abwechselnde Lagen von Faserkalk. Sämtliche, durch Eisen gelb bis braun gefärbte Schichten fallen unter 30—40° nach NW ein, indem sie sich oben steiler aufrichten und mit verwaschenen Grenzen in den das Hangende bildenden Ton übergehen. (Wir fanden als geschlossene Kalkschicht nur die abgebildeten Konkretionen in der Westwand der Grube, nach Süden einfallend. Von dem erwähnten Faserkalk aber lagen scharfkantige Bruchstücke im Abraum, von den Arbeitern zurückgeworfen, weil sie, unter den Ton gemengt, die Ziegel brüchig machen würden.) Etwa 4 m unter der Oberfläche folgen graue, graublaue und endlich schwarzblau gefärbte Tone, welche äußerlich ebensowenig wie die vorhin genannten braunen irgendwie wahrnehmbare petrographische Unterschiede von den Tonen des unteren Diluviums erkennen lassen. Auch sie wechseln aber mit gleichen Bänken festeren Materials ab und enthalten überdies Schwefelkiesknollen von mehreren Zentimeter Durchmesser. Weiter ließ sich der Aufschluß, dessen tiefer gelegene Teile schon künstlich bloß gelegt werden mußten, nicht verfolgen. Nach Aussage der Ziegelarbeiter befindet sich indessen in einer Tiefe von 6—7 m unter der Oberfläche ein festes Gestein, welches sie früher verhindert habe, in den Boden tiefer einzudringen. Es waren von demselben noch mehrere beträchtliche Stücke, welche früher ausgebracht, vorhanden, darunter solche, welche einen Fuß und mehr im Durchmesser hielten. Alle Bruchstücke repräsentierten ein festes, mit Säuren lebhaft brausendes Mergelgestein, welches nur mit Mühe sich mit dem Hammer bearbeiten ließ." (Das trifft auch für die abgebildeten Knollen zu, die also vielleicht nicht als Konkretionen aus dem Ton aufzufassen sind, sondern mit diesem durch Eisschub vom tertiären „Untergrunde abgelöst und aufgestaucht sein mögen.)

In der Osterdammer Bergmark liegt südöstlich von der Dersaburg eine Ziegeleigrube, die nahe der Sohle, vielleicht 3 m unter der Oberfläche, blaugrauen, sandigen Ton enthält, der sehr kalkreich ist und nach Ausweis zweier mikroskopischer Untersuchungen meines Freundes Brockmann zahlreiche Foraminiferen, u. a. Textularia und Globigerina, enthält. Ob diese von zerriebener Kreide herrühren, ob gar die Kreide, die von den staatlichen Bohrungen in dieser Gegend bei 145,7 m Tiefe erreicht wurde, vielleicht weiter nordöstlich so hoch ansteht, daß sie vom Inlandeise abgehobelt und aufgearbeitet werden konnte, diese Fragen lassen sich einstweilen nicht beantworten. — Im Anschluß an diese oberflächlichen Aufschlüsse der Dammer Berge sei ein Profil der Osterdammer Bohrungen vom Jahre 1909 nach gütigem Bericht des Herrn Professor Stille in Hannover mitgeteilt:

0—1 m	Mutterboden.
1—12 m	fluvioglaziale Sande und Kiese mit etwas Torf.
12—145,7 m	diluvialer Geschiebemergel (Grundmoräne des Inlandeises). Die Grundmoräne besteht zu einem großen Teile aus tertiären Tonen, Sanden und Grünsanden 2c., die in den verschiedensten Tiefen liegen, Fossilien mittelmiocänen Alters und bei ca. 85 m Tiefe etwas Braunkohlen enthalten. Eingeknetet in die Tone 2c. finden sich nordische Materialien, die beweisen, daß das Tertiär nicht auf primärer Lagerstätte liegt, sondern von Norden bezw. Nordosten durch das Inlandeis nach Damme geführt wurde.

Landesbibliothek Oldenburg

145,7—160,5 m	mergeliger Grünsand der Senon-Formation mit Belemniten.
160,5—161,3	Bohnerz mit wenig mergeligem Bindemittel.
161,3—161,75 m	Bohnerz mit viel mergeligem Bindemittel.
161,75—166,50 m	festes Bohnerz.
166,5—169 m	Bohnerz mit viel mergeligem Bindemittel und Zwischenmittel, in der Basis starke Bohnerz-Anreicherung.
169—206,8 m	dunkle Tone der Unteren Kreide.

Nach vorstehendem Profil soll das ganze Tertiär erratisch, vom Inlandeise verfrachtet sein, was aus der Beimengung von nordischem Material bis zu großer Tiefe geschlossen wird. Eine Grundmoräne von über 130 m Mächtigkeit würde aber einzig dastehen in unserm nordwestdeutschen Diluvium. Ich möchte daher vermuten, daß zwar die Grundmoräne viel tertiäres Material enthält, daß aber die nordischen Beimengungen in größerer Tiefe auf Nachstürzen von gröberem Material bei der Spülbohrung zurückzuführen sei.

Es handelt sich bei den staatlichen Bohrungen um Mutung auf Kohlen oder andere Bodenschätze, die man schon in den Jahren 1839—1844 durch mehrere Bohrungen unter Leitung des Oberforstmeisters von Negelein in den Dammer Bergen zu finden hoffte. Damals blieben alle Bohrungen im Diluvium stecken. Die letzten, zu denen der Landtag vor einigen Jahren 100000 ℳ. bewilligt hatte, haben als nutzbares Mineral in vielleicht abbauwürdiger Menge nur das Bohnerz nachgewiesen, das sich in einer Mächtigkeit von mehreren Metern in der oberen oder senonischen Kreide findet und an drei Stellen erbohrt wurde. Es ist ein Brauneisenerz von hohem Eisengehalt, aus lauter bohnen- bis nußgroßen glänzenden Stückchen bestehend, die in einem gelbgrauen, kalkigen Sande liegen wie Rosinen im Pudding. Braunkohlen waren in geringer Menge im Tertiär vorhanden; Steinkohlen, die im nahen Piesberg bei Osnabrück in mehreren Flözen und zwar in der Tiefe als Anthrazitkohle vorkommen, gibt es hier entweder gar nicht oder nur in unzugänglicher Tiefe.

So wenige Aufschlüsse von genügender Tiefe wir aber auch im Süden haben, so verraten sie uns doch, daß die Dammer Berge nicht allein dem Eise ihre Entstehung verdanken, sondern daß ein tertiärer Sattel sich hier dem Inlandgletscher in den Weg gestellt und ihn genötigt hat, an ihm empor und über ihn hinwegzugleiten, wobei, veranlaßt durch die Stauung des Eises zwischen den südoldenburgischen Tertiärhöhen, dem Kreidemassiv der Stemmer Berge, dem Jurarücken des Wiehengebirges, dem Karbonsattel des Piesbergs und den Höhen von Bramsche und Fürstenau, das Eis nicht bloß in der allgemeinen Südwestrichtung, sondern auch von Südost her gegen diesen Rücken drängte und sich hoch über ihm auftürmte. So wenigstens möchte ich mir die Mächtigkeit der Grundmoräne erklären, die beim Anrücken des Eises zum großen Teil aus örtlich anstehenden Tonen in den Vertiefungen zur Ablagerung kam, aber auch, wie z. B. bei Neuenwalde, in blauen und gelben Tonen mit wenigen Geschieben fast bis zur Kuppe der Hügel aufgepreßt wurde. Nur Eismassen von großer Mächtigkeit konnten ferner solche Massen von diskordant

Landesbibliothek Oldenburg

geschichteten Schwemmsanden über die Grundmoräne ausschütten, wie wir sie an der Damme-Steinfelder Chaussee bei der Wassermühle von Schemde und südlich von dem Wirtshaus zur Dammer Schweiz sowie in vielen andern Sandgruben aufgeschlossen sehen. Endlich setzen auch die Riesenmassen von Geschiebe- und Geröllkies, die hauptsächlich die Kuppen der Hügel bilden, das Abschmelzen ungeheurer Eismassen voraus, die diese mannigfachen Gesteinstrümmer als Innenmoräne noch in sich bargen, als sie gegen Ende der Eiszeit hier zur Ruhe kamen. Die von diesem langsam abschmelzenden Eismassiv zu Tal fließenden Wasser und in der Folgezeit die über dem undurchlässigen Grundmoränenton zu Tage tretenden Quellbäche, wie die Bexadde, schnitten tiefe Täler in den Diluvialrücken; Winde häuften den feinsten Schwemmsand zu Dünen auf, und so entstand im Laufe der Zeit das heutige Bild der Dammer Berge, das den Wanderer durch seine landschaftlichen Reize entzückt, dem Geologen aber so manche Rätsel aufgibt.

Wer als Kenner die Diluvialgesteine der Heideböden in den verschiedenen Teilen unseres Herzogtums auch nur oberflächlich vergleicht, dem muß auffallen, daß sich unter die Granite, Syenite, Porphyre, Gneiße, Feuersteine, Quarzite, Basalte usw., je weiter er nach Süden kommt, desto mehr weiße und durchsichtige Quarze, schwarze Lydite, oft mit weißen Quarzadern, und rostfarbene Toneisensteine mengen. Die ersteren stammen aus dem skandinavischen Ausgangsgebiet des Inlandeises und aus den von ihm durchschrittenen baltischen Ländern, die letzteren aus den Wesergebirgen oder südlicheren deutschen Berglandschaften. Schon auf der Ahlhorner Heide sind diese Abkömmlinge aus dem Süden nicht selten; häufig aber finden sie sich in den Dammer Bergen, und zwar sowohl in der oberflächlichen Steinbestreuung als in Bodenaufschlüssen. Wie mögen sie dorthin gelangt sein?

Stellen wir uns die Witterungs- und Bewässerungsverhältnisse Nordwestdeutschlands zu der Zeit vor, als das Inlandeis näher und näher rückte und etwa bis zur Elbe vorgedrungen war: Die Alpen bereits bis in die Täler vergletschert; auch die deutschen Mittelgebirge zum Teil schon mit immer tiefer reichenden Eiskappen bedeckt. Die Flüsse reißende Ströme, im Frühling weit aus ihren Betten tretend und gewaltige Grundeisschollen führend, die auf den Sandbänken und an den Flachufern stranden, sich auftürmen und beim Abschmelzen die mitgebrachten Schotter, d. s. teils abgerollte Steine und Sand aus dem Flußbett, teils beim Eisgang losgebrochene Trümmer anstehenden Felsens, auf dem Strandungsplatze zurücklassen. Ganz besonders war es der Rhein, der, erst zuletzt vom Inlandeise erreicht und am ersten von ihm wieder befreit, in dieser Weise mit Schwemmsanden und Schottern das Flachland weithin überdeckte, ja selbst noch an den Endmoränen in den Niederlanden seine schuttbeladenen Schollen auftürmte. Aber auch die Ems, die Weser, die Elbe, mögen sie nun damals annähernd den heutigen oder einen andern Verlauf vom Fels zum Meer gehabt haben, breiteten vor dem Eise eine mächtige Decke von geschichteten Sanden und verstreuten Schottern aus. Als dann das Inlandeis über diese Ebene vorrückte, arbeitete es den lockeren

Landesbibliothek Oldenburg

Untergrund auf und lagerte ihn teils durch seine Schmelzwasser, teils als Moräne, vermischt mit nordischem Material, vielfach um.

So ist es leicht zu verstehen, daß sowohl in den Ablagerungen der glazialen Gewässer als auch in denen des Eises selbst, stellenweise nordische Gesteine mit einheimischen vermischt vorkommen und daß letztere nach Süden und Westen zu an Häufigkeit zunehmen. Im Hümmling besteht schon der Kern der Anhöhen meist aus fluviatilen Sanden aus dem Beginn der Eiszeit, die viel weißen Quarz und farblosen Glimmer enthalten, während bei uns im Liegenden der Grundmoräne noch das nordische Material vorzuherrschen scheint.

Die Postglazialzeit.

Als sich das Eis aus unserer Gegend nach Nordosten zurückzog und durch die gerade beim rascheren Abschmelzen doppelt mächtig aus seinem zerklüfteten Rande hervorbrechenden Schmelzwasserströme die zurückgelassene Moräne mit Sand überschüttet hatte, bot das von ihm soeben entblößte Gebiet jedenfalls ein recht ödes Bild: Eine weite, weite Sandwüste, von breiten, seichten, vielfach gegabelten Strömen durchflutet, aus der ebenfalls sandüberwölbte oder hier und da auch mit Geschiebemergel oder Geröllkies überdeckte Hügel und langgestreckte Rücken etwas hervorragten, dazwischen seichte, wassergefüllte Mulden, alles zunächst ohne Pflanzenwuchs und seßhaftes Tierleben. Das Meer mit seinem klimatisch ausgleichenden Einfluß war noch weit nach Norden zurückgedrängt und die Sand- und Wasserwüste deshalb ganz den vom Eismassiv im Osten herüberwehenden kalten, aber trockenen Winden ausgesetzt, die bald den feinen Sand und Ton der sanften Hänge und der austrocknenden Lachen weithin, den leichtesten Ton- und Sandstaub sogar bis über die Vereisungsgrenzen hinaus entführten, wo er, wie beispielsweise in der Gegend von Köln, als Löß zur Ruhe kam und sich bald mit einer Steppenflora bekleidete. Der Flugsand aber wurde von den vorherrschenden östlichen Winden zu Dünengruppen und Zügen aufgeweht. Solche von Osten her aufgeschüttete Dünen sind in unserm Lande nur ausnahmsweise noch erhalten, weil die später zur Herrschaft gelangenden westlichen Winde ihre Formen vielfach zerstört haben. Wo jüngere Dünen abgegraben werden, zeigt sich mitunter als deren Kern eine solche ältere Düne mit umgekehrtem Profil, d. h. mit Steilabfall nach Westen, während wir diesen jetzt in der Regel im Osten finden. Am besten hat uns das Moor der späteren Zeit einige der älteren Dünenformen bewahrt. So finden wir z. B. in den „Sandbergen" nordöstlich von der Holler Kirche im Wüstenlande solche vermutlich postglaziale Dünen, die mit ihrem Fuße im Moore stecken. Ich fand dort einen 2 m tiefen Aufschluß, der durch eine eingelagerte, starke Vegetationszone zeigte, daß die Düne von SO her aufgeweht ist; auch die Sandschichten darunter fielen alle sanft nach SO, steil nach NW ein. Wo die Geschiebe und Gerölle auf den Diluvialhöhen

Landesbibliothek Oldenburg

und Abhängen bloßgespült oder bloßgeweht waren, führte der aus dem östlichen Hochdruckgebiet beständig wehende Wind den Flugsand oft wie ein Sandgebläse über sie hinweg und schliff manche Steine zu sog. Kantengeschieben oder Dreikantern. Das Großherzogl. Museum besitzt solche aus dem Dwergter Sand. Ich fand Windschliffsteine in dem unter dem Moor ausgeschachteten Sande des Hunte-Emskanals und im Hümmling.

Wasser und Wind setzten also nun das vom Eise begonnene Werk fort, die Urform der Bodenoberfläche umzugestalten. Diese Arbeit ist zwar noch heute nicht beendet; aber die Veränderungen sind heute geringfügig im Vergleiche zur Wirksamkeit der Naturkräfte in jener Zeit, wo noch weit größere Wassermassen vom Eisrande und von den Gebirgen her die Ebene durchfluteten und wo keine Pflanzendecke der Windwirkung Abbruch tat.

Die noch immer wasserreichen Ströme führten viel Sand mit sich und und lagerten ihn ab, wo sie in beckenartigen Niederungen etwas zur Ruhe kamen, diese mehr und mehr ausfüllend und bald hier, bald da Sandbänke aufschüttend. Je tiefer sich nun mit der Zeit die Flüsse und Bäche in den sandigen Untergrund einwuschen und je mehr die Wasserzufuhr vom zurückweichenden Eise nachließ, desto mehr tote Arme und Wasserlachen entstanden, desto mehr „Talsandebenen" wurden zu Zeiten wasserfrei, so daß auch auf ihnen der Feinsand ein Spiel des Windes wurde.

So trat auch hier Dünenbildung ein, besonders ausgehend von den höheren Sandbänken in den früheren Gabelungen der Flüsse. Noch jetzt können wir bei vielen Dünengruppen der hohen Geest die Gabelungen solcher wahrscheinlich postglazialen Abflußbetten erkennen, z. B. vielfach im Haasetal von Osnabrück bis Quakenbrück, wo die starke Verwitterung des Dünensandes auf sein hohes Alter schließen läßt, ferner beim Astruper Sand, beim Litteler Dünengebiet und mehrfach in den Dünengruppen am mittleren Huntelauf unterhalb von Sandhatten. Bei Hatterwüsting, das auf einer solchen Dünengruppe erbaut ist, ist das Anfangsstück einer solchen postglazialen Gabelung als ein schmaler Streifen alten Moores noch wohlerhalten, während über die beiden Arme der Flugsand hinweg gewandert ist. Selbst die Osenberge werden sich in ihrer stellenweise noch erkenntlichen Urform auf mehrere so entstandene Dünengruppen zurückführen lassen.

Ausgeprägte Urstrombetten, wie sie im ersten Teil dieser Arbeit besprochen wurden, sind durch unser Herzogtum nicht zu verfolgen. Dr. Behrmann hat nachgewiesen, daß das durch R. Bielefeld von der Weser bei Elsfleth her über Oldenburg nach Leer hin konstruierte Weser-Ems-Urstrombett nie vorhanden gewesen sein kann, weil die oben besprochenen Höhen von Wildenloh bis Oberlethe dafür keinen Platz lassen. Damit ist aber nicht bewiesen, daß die Hunte schon gleich nach der Eiszeit ihr unnatürliches Knie bei Oldenburg hatte. Wie Reil in seinem „geographischen Überblick" schon andeutet, scheint das Tal der Hunte von Wildeshausen bis Sandhatten noch recht jung zu sein. Wahrscheinlich war zur Postglazialzeit der Dümmer mit der ihn umgebenden Talsand- und Moorebene ein großer seichter Stausee, der westwärts zur Haase

Landesbibliothek Oldenburg

und durch diese zur Ems und Nordsee seinen Abfluß hatte. Das schließe ich aus dem schilfbewachsenen Schwemmsanduntergrunde des Schweger Moors, der im Kanal bei der elektrischen Zentrale weithin aufgeschlossen ist, und aus dem breiten, urstromartigen Tal zwischen dem Wiehengebirge und den Dammer Bergen. Später brach die Hunte nordwärts durch die mittlere Geeststufe unseres Landes, wahrscheinlich indem in der Gegend von Kolnrade, wo noch jetzt von beiden Seiten die Diluvialhöhen, 45 und 41 m hoch, dicht an sie herandrängen, ein nord- und ein südwärts entwässernder Bach sich rückwärts soweit eingesägt hatten, daß der Stausee des Dümmer, dessen Spiegel heute noch auf 37 m über Null liegt, bei hohem Oberwasser durch den hochaufgestauten Kolnrader Zufluß sich mit dem nördlichen Bachlauf in Verbindung setzen und ihn nun zum Huntelauf aufweiten konnte.

Wo die Hunte bei Sandhatten aus dem Nordrand der mittleren Geeststufe hervortritt, breitet sich vor ihr die große Talsandniederung aus, die von Munderloh und Lintel im Osten bis Edewecht und Bösel im Westen reicht und in die nur die oben erwähnten Vorposten des nördlichen Diluviums vom Wildenloh bis Achternholt sich einschieben. Hier konnte nun die Hunte, nachdem sie sich mühsam durch die hohen Glazialrücken der Mittelstufe geschlängelt hatte, sich ungehindert ausbreiten, und sie wird jedenfalls mit den Abflüssen der Garther Heide zusammen die Ebene zu Zeiten weithin überflutet haben, ehe sie sich auch hier ein tieferes Bett einwusch. Daß sich die Hunte hier mit dem Unterlauf der Lethe früher vielfach in Verbindung gesetzt hatte, ist ohne weiteres von dem Meßtischblatt Wardenburg abzulesen, wenn man in Betracht zieht, daß der Spiegel der Hunte jetzt, besonders nach der Korrektion, erheblich tiefer liegt als vor den Eingriffen der Menschen. Aber auch beim Durchwandern des Geländes zwischen Oldenburg und Wardenburg kann man



Die Hunte bei Sandhatten. R. tom Dieck.

Landesbibliothek Oldenburg

unschwer solche Durchbruchsstellen erkennen, die jetzt z. T. durch Dünen verrammelt sind, z. B. bei der Södheide.

Wie hoch das Huntebett beim Eintritt in die Talsandebene ursprünglich gelegen haben mag, dafür glaube ich einige Anhaltspunkte bei Bodenaufschlüssen in Höven und im Barneführer Holz gefunden zu haben. Durch diesen Wald ist außer den zahlreichen Altwassern im nördlichen Teil auch noch weiter südlich ein älterer trockener Lauf der Hunte mit lehmig-sandigem, stark eisenhaltigem Boden zu erkennen. Dieser trat bei einer Abgrabung an der jetzigen Hunte in einer Höhe von 12,4 m über NN zutage. Stellt er das älteste Bett der Hunte dar, so hat diese sich seitdem hier mindestens 4 m tiefer eingegraben.

Denken wir uns nun das Hochmoor ganz abgetragen, das in einer mittleren Mächtigkeit von 2—3 m gerade in dieser Talsandebene viele Quadratkilometer überdeckt, so lehrt ein Vergleich sämtlicher Höhenzahlen, daß auch die Hunte mit der Lethe bei hohen Wasserständen westwärts nach der Ems Wasser entsandt haben kann. Ein solcher Überlauf müßte — etwa von Sannum her, durch Landwehrgraben und Kohlbäke angedeutet, aber auch nördlicher, zwischen Höven und Astrup und durch den Fladder — durchs Vehnemoor gegangen sein. In diesem dacht sich der Sanduntergrund vom Litteler Fuhrenkamp nach dem Vehneknie beim Düker des Hunte-Emskanals hin von ca. 12 auf 7,5 m ab. Die Dünengruppen bei der Ortschaft Littel und im Litteler Fuhrenkamp lassen zwar jetzt einen Durchbruch der Hunte-Lethe nach dem Vehnemoor hin nicht mehr deutlich erkennen, aber eben diese gewaltigen Anhäufungen von Flugsand hier an der Wasserscheide deuten auf Ablagerung von Schwemmsand durch größere Wassermassen, als die Lethe allein sie je führen konnte. Ebenso wird der Benthullen, der als Sandzunge von Achternholt her sich ins Vehnemoor schiebt und vor dem im Süden noch eine tiefe Rinne kenntlich ist, solchem Wasserdurchbruch nach Westen seine Aufschüttung verdanken.

Auch die halb im Moor versteckten Dünen, welche den Lauf der Vehne von der Kreuzung des Hunte-Ems-Kanals abwärts beiderseits begleiten, werden schon in jener Zeit entstanden sein, als noch die Wasser, durch Moor unbehindert, in immer wechselnden Betten über die weite Sandebene fluteten und die Hunte bei Frühjahrshochwasser der Vehne von ihrem Überflusse abgab.

Immerhin aber handelt es sich bei diesen westlichen Durchbrechungen der Wasserscheide zwischen Weser und Ems nur um unbedeutende und vorübergehende Überläufe, keineswegs um ein zur Ems durchgehendes Urstrombett. Das könnten wir höchstens südlich von unserer Landesgrenze, nirgends aber im Norden finden.

Das Hunteproblem ist aber damit keineswegs erschöpft. Ebenso wie nach links hat die Hunte jedenfalls auch nach rechts hin ihre Schwemmsandmassen ausgebreitet, da sie hier nördlich von dem 34 m hohen Moränenrücken von Sandhatten kein Hindernis mehr fand außer den Schuttkegeln, die sie

Landesbibliothek Oldenburg

selbst zwischen ihren Armen aufhäufte. Einer dieser Arme wird noch in seiner allgemeinen Richtung durch die Tweelbäke angedeutet; ein anderer ist bei der Streeker Schule von Flugsandmassen durchdämmt worden. Südlich vom hohen Bümmersteder Esch heißt noch ein halb zugewachsener Sumpf die alte Hunte, und ein quelliger Grund im Bümmersteder Exerzierplatz in der Richtung aufs Wüschenmeer ist vielleicht als die Fortsetzung jenes versumpften, versandeten und vermoorten Armes zu betrachten. Ferner ist das Fleet, das die Rieselwiesen von Streek bis Tungeln durchzieht, ein alter Huntearm, und endlich liegt fast ganz Osternburg auf Dünensand, den die Hunte mitgebracht und teilweise über ihren vermoorten alten Betten aufgeschüttet hat. Bei Drielake und Neuenwege sind noch alte Hunteläufe zu erkennen, und das Blankenburger Holz steht auf einem Sandrücken in der Gabelung eines solchen. Aus dem allen geht hervor, daß das scharfe fast rechtwinklige Hunteknie bei Oldenburg nicht ihren ältesten und einzigen Lauf in dieser Gegend bezeichnet. Ja, ich bezweifle überhaupt, daß die Hunte ursprünglich nordöstlich zur Weser geflossen ist; ich vermute vielmehr, daß ihr ältester Hauptlauf durchs Ipweger und Loyer Moor zur Jade geht und sich erst in der Nähe des heutigen Jadebusens mit der Urweser vereinigte. Für diese Vermutung spricht folgendes: Die Niederung zwischen Bornhorst und Ohmstede, gegenwärtig vom „Moordeich" durchquert, der an Stelle der „holten Strat", eines Knüppeldammes, trat, macht noch ganz den Eindruck eines versumpften Flußtales, und es geht tatsächlich, wie ich durch Handbohrungen festgestellt habe, eine ältere Rinne hindurch, deren tiefste Stelle nicht weit vom Geestrande westlich von dem jetzigen Sieltiefe liegt. Dort ist das Moor über 3 m tief. Bei Moorhausen dagegen, wo der Heiddeich beginnt, tritt ein Sandrücken fast zu Tage. In der nördlichen Verlängerung jener Rinne liegen im Ipweger Moor östlich von der gleichnamigen Kolonie zahlreiche Tümpel, von denen einige, im Gegensatz zu den meisten Moorgewässern, reich an Plankton sind, z. B. zahlreiche größere Ruderkrebse beherbergen, also ein nährstoffreicheres Wasser enthalten müssen. Das läßt darauf schließen, daß sie aus dem Sanduntergrunde durch Quellen gespeist werden, die überhaupt die Ursache sein mögen, daß die Tümpel nicht längst zugewachsen sind. Solch nährstoffreiches Quellwasser inmitten des 5—6 m mächtigen Hochmoors beweist zwar an sich nicht das Vorhandensein eines alten Flußbettes, macht es aber wahrscheinlich. Verlängern wir die Linie vom Moordeich zum Jadefluß weiter, so treffen wir im Loyer-Moor die Stelle, die beim Bau der Oldenburg-Braker Bahn so große Schwierigkeiten machte, indem der aufgeschüttete Damm immer wieder versank und das Moor zur Seite auswich. Und etwas nördlicher fließt in derselben Linie die „Schanze", ein kleiner Moorbach, der eher als die im spitzen Winkel einmündende Rasteder Bäke als der Quellfluß der Jade gelten kann, da diese seine gerade Fortsetzung bildet. Wir sehen hier also rudimentär den Verlauf eines Flusses angedeutet, der, wenn wir die Tweelbäke mit hinzurechnen, von Sandhatten bis zum Jadebusen führt. Mögen spätere Bodenaufschlüsse völlige Klärung der Frage bringen, ob die Hunte jemals einen solchen Lauf gehabt hat!

Landesbibliothek Oldenburg

Was die Weser betrifft, so bezeichnen wahrscheinlich die Ochtum und die Ollen die Mitte ihres ursprünglichen Bettes. Bei Bardenfleth und Meerkirchen wurden in 6—10 m Tiefe Kiesbänke erbohrt, die dort ihr westliches Diluvialufer vermuten lassen. Die später näher zu erörternden Sumpfgasbohrungen in Strückhausen stehen bei etwa 15 m unter NN. im Diluvialkies des alten Weserbettes, das sich in der Postglazialzeit in der Breite mindestens bis Hammelwardermoor erstreckt haben muß, wo eine rote Tonschicht mit Geschiebekies in 14 m Tiefe ein Ufer anzudeuten scheint. Ob der jetzige östliche Weserlauf in jener Zeit schon vorhanden war, das wage ich auf Grund der wenigen mir bekannt gewordenen Aufschlüsse nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist der Teil des jetzigen Bettes zwischen dem Hochufer bei Vegesack—Blumenthal und Stedingen, der erst durch die Weserkorrektion für die Großschiffahrt passierbar gemacht wurde, viel jünger.

Über die postglazialen und späteren Flußläufe im Gebiet der heutigen Weser- und Jademarsch möchte ich mich in dieser Arbeit nicht weiter äußern, da voraussichtlich bald systematische Untersuchungen bessere Unterlagen für die Hydrographie dieser Gegend geben werden, als sie bis jetzt vorliegen.

Das Alluvium.

Die Postglazialzeit bildet den Übergang von der Eiszeit zum jüngsten Abschnitt der Erdgeschichte, der Alluvialzeit, in der wir jetzt noch stehen. Zum Alluvium rechnen wir unsere Moore, Marschen und jüngeren Dünen, ferner die Sandablagerungen unserer Flüsse und Bäche, soweit sie erst nach der Eiszeit entstanden sind.

Sehr bald, nachdem das Inlandeis unsere Gegend geräumt hatte, überkleidete sich der Boden mit Pflanzenwuchs, der zunächst jedenfalls einen nordischen Charakter trug. Von diesem ersten Pflanzenkleide, in dem der Baumwuchs fehlte, ist uns aber fast nichts erhalten geblieben. Vielleicht daß hier und da die untersten Schichten unserer Moose noch spärliche Reste davon bergen. Ich erachte einige Pflanzenproben, die wir östlich von der Geninsbank in der Jade unmittelbar über der Grundmoräne erbaggerten, als zu dieser Flora gehörig. Es waren in Sandschichten eingebettete Moose, darunter Hypnum Sendtneri Schimper*) und zwei kleine in sandigen Ton eingeschlossene Dryasblätter.

Die sogenannte Dryasperiode kann aber nur von ganz kurzer Dauer gewesen sein; denn fast überall, wo unter jüngeren Ablagerungen erkennbare Pflanzenreste auf postglazialem Untergrunde erhalten sind, da bestehen sie aus Birken- und Kiefernresten oder Schilfrohr und anderen Ufer- und Wasserpflanzen, die ein bereits gemäßigtes Klima voraussetzen. Daraus ergibt sich, daß die nordische Flora sehr bald von einer der heutigen ähnlichen verdrängt

*) Nach gütiger Bestimmung in der Königl. Geol. Landesanstalt in Berlin.

Landesbibliothek Oldenburg

worden sein muß, in der aber noch die Eiche, die Hasel, die Buche und mehrere andere Holzgewächse unserer gegenwärtigen Flora fehlen.

Am besten sind uns solche Pflanzenreste unter den Mooren erhalten geblieben, und da zeigt es sich nun in größeren Aufschlüssen, wie sie z. B. die Moorkanäle bieten, daß jener älteste Waldwuchs, soweit Sanduntergrund in betracht kommt, sich nicht wie heute in den höheren Lagen, sondern gerade in den Senken findet. Ein klassisches Beispiel dafür bietet das Sager Meer, ein kleiner von Moor umgebener See auf der Sager Heide, nördlich vom Lethe-Knie beim Baumweg. Es ist trotz seiner geringen Ausdehnung (s. Karte) das tiefste aller Gewässer im Herzogtum; wir loteten an einer Stelle 21, mehrmals 14 m. Seine kolkartige Form läßt entweder, wie hier nebenbei erwähnt sein mag, auf Ausstrudelung durch einen Gletschersturzbach während der Vereisung oder auf einen späteren Erdfall schließen. Merkwürdig ist nun ferner, daß an den rasch abfallenden Ufern der Baumwuchs, der auch unter dem Randmoore in Torfstichen zutage tritt, sich noch mehrere Meter unter Wasser hinabzieht. Es sind Kiefern- und vielleicht auch Fichtenstümpfe mit sehr festem Holz, die im Sandboden bis zu solchen Tiefen wurzeln, wo heute nicht einmal die Seebinse mehr gedeihen kann, obwohl der Wasserspiegel des Sees doch durch einen Kanal, der nördlich durchs Moor nach der Lethe führt, künstlich gesenkt ist. Es setzt das zur Zeit des Wachstums dieser mächtigen Nadelholzstämme einen viel tieferen Grundwasserstand als heute voraus, und ähnlich finden wir's überall und dürfen daraus wohl den Schluß ziehen, daß in der ersten Zeit des Alluviums entweder ein sehr trockenes Klima herrschte oder daß die Flüsse und Bäche bei stärkerem Gefälle zur noch fernen See sich tiefer als heute in den Boden eingeschnitten hatten. Das letztere wird dadurch bestätigt, daß bei der Anlage des Stauwerks in der Lethe für die staatlichen Fischteiche in der Sager Heide unter der heutigen Sandsohle des Lethebetts noch ziemlich mächtiges Moor gefunden wurde.

Wir werden uns also vorzustellen haben, daß im Beginn der Alluvialzeit auf den Diluvialhöhen noch der Flugsand wehte und die Dünen wanderten, während in den Senken Birken- und Kieferwälder grünten und nur in den tieferen Mulden und toten Schmelzwasserbetten Schilfrohr und Binsen sproßten.

In diesen Mulden und stehenden Gewässern aber setzte nun die Moorbildung ein, die wir im nächsten Abschnitte ausführlicher besprechen.

Die Entstehung der Moore auf der Geest und am Geestrande.

Unser Herzogtum liegt im Gebiet der großen Moore, die dem Landschaftsbilde ein eigentümliches Gepräge geben.

Ein Moor ist ein Gelände, das mit mehr oder minder mächtigen Schichten unvollständig zersetzter Pflanzensubstanz bedeckt ist. Ungeheure Massen solcher Pflanzenstoffe haben sich im Laufe der Jahrtausende aufgehäuft, und

Landesbibliothek Oldenburg

die Moorbildung ist für unsere Heimat ein geologischer Faktor von größter Bedeutung, so daß es sich wohl rechtfertigt, wenn wir diesen Vorgang eingehender untersuchen.

Wenn abgestorbene Pflanzen oder Pflanzenreste bei gewöhnlicher Temperatur der Feuchtigkeit und dem Zutritt atmosphärischer Luft dauernd ausgesetzt sind, so verwesen sie, d. h. sie lösen sich in Wasser, Kohlensäure, Ammoniak und einige mineralische Bestandteile restlos auf. Dieser Vorgang beruht nicht lediglich auf Oxydation, ist also nicht vollkommen gleichbedeutend mit langsamer Verbrennung, sondern die Tätigkeit verschiedener Mikroorganismen, namentlich vieler luftliebender Spaltpilze, spielt hierbei eine sehr wichtige Rolle. Immer sind es Bakterien, die letzten Endes den chemischen Zerfall toter Substanz herbeiführen.

Der Auflösungsprozeß muß aber notwendigerweise einen andern Verlauf nehmen, sobald die Verwesungspilze versagen. Das ist der Fall, wenn dem Sauerstoff der Luft der Zutritt zu den pflanzlichen Leichenteilen teilweise oder gänzlich verwehrt wird. Alsdann mangelt es den abbauenden Mikroorganismen an der Lebensluft, und sie können ihr Zerstörungswerk nicht oder nur in beschränktem Maße vollbringen.

Das Produkt einer derartigen unvollständigen Zersetzung von Pflanzenteilen ist ein organisches, weiches, kohlenstoffreiches, braun oder schwarz gefärbtes Mineral, der Humus.

Ein Gemenge aus Humusstoffen und verwitterten mineralischen Bestandteilen nennt man Humuserde. Sie wird durch Bodenkultur zur fruchtbaren Ackerkrume. Am Rande der Moore, sowohl nach der Marsch als nach der Geest hin, ist sie als „anmooriger Boden" bekannt.

Natürliche Humusformen sind Moder, Rohhumus und Moortorf. Moder ist ein in Verwesung begriffener Humus von erdig-krümeliger Struktur, wie er sich z. B. unter der Laubstreudecke feuchter Wälder anhäuft. Rohhumus, Roh- oder Trockentorf entsteht bei ungenügender Luftzufuhr auf trockener Unterlage, selbst auf Felsblöcken und bildet sowohl in manchen Wäldern als auch auf armem Sande nicht selten dicht gelagerte, verfilzte Decken aus abgestorbenen Pflanzenresten. — Zu den mächtigsten Humuslagerstätten gehören die Moore, deren Humus der Moortorf ist.

Im Moore schließt stagnierendes Wasser die Luft von den toten Pflanzenteilen ab und zwar um so vollständiger, je mehr diese sich anhäufen. Die Pflanzenmassen unterliegen nun dem leider noch wenig aufgeklärten Vertorfungsprozesse, einem eigentümlichen Vorgange, bei welchem infolge Sauerstoffmangels die zerstörende Tätigkeit der Verwesungspilze nicht stattfinden kann, die organischen Stoffe mithin der völligen Zersetzung nicht anheimfallen, sondern sich immer dunkler färben und kohlenstoffreicher werden. Wie kommt diese Kohlenanreicherung zustande? Abgesehen von einer geringen Menge mineralischer Bestandteile, ist die Holzfaser, der größte Teil des Pflanzenzellgewebes, aus 53 % Kohlenstoff, 5 % Wasserstoff und 42 % Sauerstoff zusammengesetzt. Diese Elemente sind bei der Zersetzung unter Luftabschluß genötigt, unter-

Landesbibliothek Oldenburg

einander Verbindungen einzugehen. Ein Teil des Kohlenstoffs verbindet sich mit Sauerstoff zu Kohlensäure (Kohlendioxyd, CO_2), ein anderer Teil mit Wasserstoff zu dem als Sumpfgas bekannten Methan (CH_4).

Kohlensäure und Sumpfgas können in Luftform entweichen. Was an Sauerstoff und Wasserstoff nicht in diesen Luftarten verbraucht ist, kann zur Bildung von Wasser (H_2O) in Anspruch genommen werden. Von den 53 % Kohlenstoff bleibt aber offenbar ein erheblicher Teil übrig, der weder Sauerstoff noch Wasserstoff zum Eingehen einer Verbindung mehr vorfindet.

Diese grundlegenden Züge des Verkohlungsvorganges sind leicht verständlich, im einzelnen ist aber über die wahre Natur des sehr komplizierten Vertorfungsprozesses so gut wie nichts bekannt, und wir können hier diese Frage der Chemie nicht weiter erörtern.

Die abgestorbenen Moorpflanzen zerfallen also nicht in die Endprodukte der Verwesung, sondern erhalten sich der Form und dem Gewichte nach fast unverändert; sie vertorfen. Der Torf unterscheidet sich vom Moder hauptsächlich dadurch, daß er niemals erdig-krümelig ist, sondern deutlich die Struktur derjenigen Pflanzen erkennen läßt, aus denen er hervorgegangen ist. Das ist namentlich in der oberen, weniger veränderten Schicht des Moorbodens der Fall, während sich in den unteren Schichten, der weiter vorgeschrittenen Zersetzung entsprechend, die pflanzliche Struktur für das unbewaffnete Auge mehr und mehr verliert.

Arten der Moore. Für das Zustandekommen eines Moores ist stagnierendes Wasser ein Haupterfordernis. Je nach der Menge der in solchem Wasser enthaltenen, für Pflanzen ausnutzbaren Nahrung und nach der dadurch bedingten Verschiedenartigkeit der das Moor aufbauenden Vegetation entsteht entweder ein Niederungs- oder ein Hochmoor. Ihren Namen haben diese beiden Hauptmoortypen nach ihrer Lage zu der mittleren Höhe des Grundwasserspiegels ihrer Umgebung.

Während sich ein Niederungsmoor stets im Bereiche nährstoffreicher Grundwasserstauungen entwickelt und sein Wachstum mit dem Überschreiten des Wasserspiegels einstellt, vermag sich das hauptsächlich auf Niederschlagswasser und Luftfeuchtigkeit angewiesene Hochmoor, solange ihm die Lebensbedingungen nicht entzogen werden, mehrere Meter über den lokalen Mineral-Grundwasserspiegel zu erheben.

Das Niederungsmoor. Niederungsmoore sind, wie schon der Name andeutet, an Niederungen gebunden und in der Regel aus der Verlandung stehender Gewässer hervorgegangen, aus toten Flußarmen, aus Teichen und Seen der Ebene und aus versumpften kesselartigen Mulden höher gelegener Gegenden.

In der Talniederung der unteren Weser liegen sie als Randmoore zwischen den den Fluß unmittelbar begleitenden Marschen und der Geest. Hier wurde eine Versumpfung der Talebene dadurch hervorgerufen, daß infolge beständiger Erhöhung des Flußbettes und der Ufer durch Sand- und Schlickablagerung dem vom Geestrücken abfließenden Wasser der natürliche Abfluß

Landesbibliothek Oldenburg

verwehrt wurde. Ebenso entstanden Niederungsmoore mitten in der Marsch zwischen den Armen des früheren Weserdeltas im sogenannten Sietlande der Flußläufe.

Das in den Niederungen von unten anstehende Wasser hat durchlässige Erdschichten in verschiedenen Richtungen passiert und sich mit allerhand gelösten Bodensalzen beladen. Es ist mithin reich an Pflanzennährstoffen, die alljährlich das Aufkommen einer üppigen Wasservegetation begünstigen. Schwimmende und untergetauchte Pflanzen besiedeln die im Windschutze liegenden Stellen eines solchen Gewässers, und das Ufer wird umsäumt von dichten Beständen üppig gedeihender Sumpfpflanzen. Die Reste dieser im Winter alljährlich absterbenden Pflanzengesellschaft sinken auf den Grund des Wassers und werden auf diese Weise von dem Luftsauerstoff völlig abgeschlossen. Der in verhältnismäßig geringer Menge im Wasser vorhandene ungebundene Sauerstoff reicht bei weitem nicht aus, um eine völlige Auflösung der Pflanzensubstanz herbeizuführen. Jahrhunderte hindurch erzeugt eine Pflanzengeneration nach der andern neues Material, das in die Tiefe sinkt und eine fortgesetzte Anhäufung verkohlter Pflanzensubstanz zur Folge hat. Aber diese Pflanzenrückstände sind es nicht allein, die sich an der Verlandung eines Gewässers beteiligen: Stehende Gewässer sind geeignete Wohnplätze zahlreicher tierischer und pflanzlicher Kleinlebewesen, jener Schwebeorganismen des Wassers, die man in ihrer Gesamtheit mit dem Namen Plankton bezeichnet. Die abgestorbenen Leiber dieser meist in erstaunlicher Menge das Wasser bewohnenden Kleinlebewesen sinken zu Boden und erzeugen, weil durch Luftabschluß vor Verwesung geschützt, eine breiartige organische Masse, den Faulschlamm oder das Sapropēl (vom griech. sapros = faul, pelos = Schlamm), plattdeutsch Mudde. Der Faulschlamm ist für ruhige Gewässer des norddeutschen Tieflandes außerordentlich charakteristisch und spielt wenigstens im ersten Stadium der Verlandung in vielen Fällen eine wichtige Rolle. Er kann sich sogar zu ganz bedeutender Mächtigkeit anhäufen, so daß er in trockenen Sommern wie 1911 als unbeschreitbarer tiefgründiger Schlamm sich über den Wasserspiegel hebt. Die wesentlichen Urmaterialien des Faulschlammes oder der Mudde sind echte Wasserorganismen, besonders Kleinkrebse, Algen, Diatomeen, auch zufällig in den Schlamm eingebettete Pollenkörner von Windblütlern, nicht aber Sumpf- und Landpflanzen, welche die Erzeuger des Humus, besonders des Torfes, sind.

Mit dem Faulschlamm und den Rückständen höherer Wasserpflanzen zugleich gelangen auch anorganische Stoffe zur Ablagerung, mitunter nicht unbeträchtliche Mengen von Sand und Ton, die durch Zuwässerung herbeigeführt werden, jedenfalls aber Kalk, der als gelöster doppeltkohlensaurer Kalk fast in jedem wasserführenden Mineralboden enthalten ist. Durch die Einwirkung verschiedener Wassergewächse erfährt dieser gelöste Kalk eine Umwandlung. Manche von ihnen, in erster Linie die untergetauchten (Tausendblatt, Hornblatt, Wasserpest u. a.) sind darauf angewiesen, dem doppeltkohlensauren Kalk des Wassers ihren Bedarf an Kohlensäure zu entreißen. Auf diese Weise entsteht einfach kohlensaurer Kalk, der in gewöhnlichem Wasser unlöslich ist, sich auf

Landesbibliothek Oldenburg

den grünen Teilen der Pflanzen niederschlägt und sie mit einer Kalkkruste förmlich überzieht. Was von diesem Kalkpanzer nicht schon während der Vegetationsperiode zu Boden sinkt, wird beim Absterben der Pflanzen dem Gewässergrunde zugeführt. Daraus erklärt sich der Kalkreichtum der Niederungsmoore, durch den freie Humussäuren gebunden und mithin für die Wurzeltätigkeit der Wiesenmoorpflanzen unschädlich gemacht werden.

Faulschlamm und alle anorganischen Ablagerungen können an der Verlandung der Gewässer einen hervorragenden Anteil haben, kommen aber für die eigentliche Torfbildung nicht in Frage. Sind sie dem Torfe beigemischt, so können sie sich bei dessen Verwertung unliebsam bemerkbar machen. Die eigentlichen Erzeuger des Niederungstorfes sind die im und am Wasser sich ansiedelnden zahl- und artenreichen Samenpflanzen und zwar 1. untergetauchte Gewächse wie Wasserfeder, Tausendblatt, Hornblatt, Laichkräuter und die neuerdings eingewanderte Wasserpest, 2. Schwimmpflanzen, wie Krebs- oder Wasserschere, Wasserlinsen, Froschbiß, See- und Teichrose, 3. Röhrichtpflanzen wie Schilfrohr oder Reit, Teichbinse, rohrartiges Glanzgras, großes und flutendes Süßgras, Rohrkolben und Seggenarten u. a. Den Keimlingen der Wasserpflanzen wird das Aufkommen naturgemäß sehr erschwert, ja oft unmöglich gemacht. Diese Pflanzen sind deshalb auf ausgiebige Vermehrung durch Sprossung eingerichtet. Sie zeichnen sich, sofern ihnen nährstoffreiches Wasser zur Verfügung steht, durch energische Stoffproduktion aus. Durch das alljährliche Absterben ihrer nicht ausdauernden Teile wird eine stetige Aufhöhung des Grundes und eine allmähliche Verflachung des Gewässers bewirkt. Am raschesten wird der Ufergrund aufgehöht und nach der Mitte zu vorgeschoben. Immer mehr wird dadurch den Röhrichtpflanzen Gelegenheit geboten, festen Fuß zu fassen und, wenn auch langsam, so doch stetig, nach der Wassermitte vorzudringen. So nimmt die Verlandung ihren Fortgang, und das organische Leben drängt sich mit Macht in den Bereich des offenen Wassers, um es durch die Fülle der erzeugten Sinkstoffe allmählich ganz zu bewältigen.

Aber bevor dies völlig geschieht, vermögen die verlandenden Pflanzen oft zusammenhängende Schwimmdecken zu erzeugen. Solche können in Niederungsmooren dadurch entstehen, daß vom windgeschützten Ufer aus bedeutende Seggenbestände ins Wasser hinauswachsen. Die anfangs meist getrennt auftretenden Seggenbülten wachsen beständig in die Breite und verschmelzen nach und nach mit ihren ineinander gewirrten Grundachsen zu einer zusammenhängenden Schwimmdecke, die immer umfangreicher und dichter wird und an deren Zusammensetzung außer Sauergräsern auch echte Gräser und Wassermoose, besonders Hypnumarten, beteiligt sind. So kann man beispielsweise das Westufer der Angelkuhle im Oldenbroker Moor weithin auf einer solchen Schwimmdecke beschreiten, der Nässe wegen freilich nur mit langen Stiefeln. Das Oldenbroker Moor ist zwar ein Hochmoor, aber die Umgebung der Angelkuhle trägt mehr den Charakter eines Niederungs- und Zwischenmoores.

Auch Röhrichtbestände können sich, weil ihre im Schlamm verankerten Grundachsen mit Luftkammern und Luftkanälen versehen sind und deshalb einen

Landesbibliothek Oldenburg

starken Auftrieb besitzen, vom schlammigen Grunde lösen und an die Wasseroberfläche emporsteigen. So ist z. B die bekannte schwimmende Rohrinsel in der Brake am Ostende des Bornhorster Moordeiches entstanden. Das Betreten solcher trügerischen Schwingrasen oder „Dobben", die bei jedem Schritte wellenartig auf und nieder schwanken, ist aber nicht ungefährlich; denn wenn die Decke reißt, sinkt der Wagehals ins Wasser oder den oft unergründlichen Faulschlamm.

Besitzt das verlandende Gewässer weder Zu- noch Abfluß, auch keine starken Quellen im Grunde, so wird es sich mit der Zeit ganz schließen, und damit ist die Moorbildung in das Stadium des Schwing-, Schaukel- oder Schwappmoores vorgerückt. Ein Schwingmoor kann bewaldet sein. Sobald nämlich die Festigkeit der Pflanzendecke es zuläßt, säen sich auf ihr feuchtigkeitliebende Holzgewächse an, in erster Linie die Schwarzerle, aber auch verschiedene Weidenarten. Damit beginnt die Bruchwaldbildung.

Ein Bruchwald wurzelt im Torfgrunde und vermag selbst Torf zu erzeugen, weil die absterbenden Begleitpflanzen, die abgeworfenen Laubblätter und Zweige auf dem feuchten Grunde nicht verwesen, sondern vertorfen. Durch fortgesetzte Anhäufung derartigen Materials auf der Oberfläche des Schwingmoores nimmt dasselbe an Mächtigkeit und Gewicht zu und sinkt allmählich tiefer ein, so daß der Boden schließlich zum Stehen kommt. Es entsteht das Erlenstandmoor, das sich noch immer in der Höhe des mittleren Grundwasserspiegels, also nahrungsreichen und aus dem Boden ständig neue Nährstoffe aufnehmenden Wassers befindet. Wegen seiner ebenen, flachen Oberfläche wird es auch Flachmoor genannt. Als Erlenstandmoore kann man das Poggenpohlsmoor bei Dötlingen und das Pestruper Moor bei Wildeshausen bezeichnen. Teile derselben sind aber noch im Zustande des Schwingmoores. Ein Besuch dieser von den meisten Menschen sorgsam gemiedenen Heimstätten einer ursprünglichen Natur mit ihrem wunderbaren Pflanzen- und Tierleben ist jedem Naturfreunde warm zu empfehlen.

Durch fortgesetzte Vertorfung der dem Boden alljährlich sich auflagernden Pflanzenabfälle nimmt die Moorbildung im Erlenbruch ihren Fortgang. Aber immer weniger kommt dann in der sich erhöhenden Torfschicht das Grundwasser zur Geltung. Die Mooroberfläche gerät über den Grundwasserspiegel; die Bodennahrung wird dementsprechend geringer, und die Erle samt ihren typischen Begleitern (Weidenarten, Zaunwinde, Hopfen, große Brennessel, bittersüßer Nachtschatten u. a.) geht an ungenügender Ernährung zu Grunde. An ihre Stelle tritt als herrschende Pflanze die genügsamere Moorbirke. So folgt auf das Erlen- das Birkenmoor, das schon zum Zwischen- oder Übergangsmoor zu rechnen ist. Als solches ist der größte Teil des Moores zwischen Bornhorst und Moorhausen zu betrachten.

Bei der weiteren Torfaufhöhung in der Zwischenmoorzone und der damit verbundenen zunehmenden Entfernung der Vegetationsdecke vom Grundwasserspiegel werden die Lebensbedingungen für anspruchsvollere Pflanzen immer schlechter. Die Moorbirke wird allmählich zurückgedrängt und muß

Landesbibliothek Oldenburg

dem Mischwaldtypus Platz machen, der sich aus der noch genügsameren Kiefer und ihren ebenfalls anspruchslosen Begleitern aus der Familie der Heidegewächse zusammensetzt. In diesem Übergangsstadium befinden sich manche Teile des Jaderkreuzmoors.

Nachdem endlich die Torfdecke eine solche Mächtigkeit erreicht hat, daß die Ernährung ihrer Vegetation durch das Grundwasser aufgehört hat, die Moospflanzen also vorzugsweise auf das Niederschlagswasser und auf die faulenden und verkohlten pflanzlichen und tierischen Reste ihrer Unterlage angewiesen sind, übernehmen die Torfmoose die Führung in der Weiterentwickelung der Oberflächenschicht. Besonders in regenreichen Gebieten setzt sich durch Ansiedlung dieser zur Massenvegetation neigenden Pflänzchen dem Flachmoor ein Hochmoor auf, dessen eigenartige Ausbreitung wir unten genauer verfolgen wollen.

Unsere Flachmoore entbehren gegenwärtig fast gänzlich des Baumwuchses. In ihrem ursprünglichen Zustande sind die meisten ohne Zweifel mit Bruchwald bedeckt gewesen, dessen Reste wir im Torfe vieler dieser Moore antreffen. Die heutigen Verhältnisse, durch die Eingriffe des Menschen in die natürliche Entwickelung geschaffen, machen es uns außerordentlich schwer, auch nur annähernd einen Maßstab zu gewinnen für jene ausgedehnten Bruchwaldungen, mit denen einst die großen Stromtäler Norddeutschlands bedeckt gewesen sein müssen. Sie gehörten zum Teil zu denjenigen Sumpfwäldern, die den alten Römern das Eindringen in Germanien so sehr erschwerten. Im Laufe der Jahrhunderte sind sie durch Menschenhand bis auf wenige Reste beseitigt worden.

Soweit der Boden für Grasnutzung gewonnen wurde, entstanden die Wiesenmoore, auch Grünlandsmoore genannt, die in ihrem ungepflegten und ungedüngten Zustande vorwiegend „sauren“ Gräsern (Rietgräsern, Seggen und Binsen) ein üppiges Gedeihen ermöglichten. Seitdem man aber die für die Bodenkultur so außerordentlich große Bedeutung des Kunstdüngers kennen und schätzen gelernt hat, sind derartige minderwertige Grasfluren mehr und mehr in ertragreiche Kunstwiesen umgewandelt worden.

Die meisten Niederungsmoore sind in der oben geschilderten Weise aus verlandeten Gewässern hervorgegangen. Ihrer Entstehung gemäß läßt ein Bodenaufschluß drei deutlich von einander verschiedene Torflagen erkennen: zu unterst Schlammtorf, eine weiche graubraune Masse, aus Faulschlamm und den von kleinen Wassertieren zernagten Resten von höheren Wasserpflanzen bestehend, oft reich an Samen dieser Gewächse; als zweite Lage Sumpftorf, hauptsächlich aus Röhrichtpflanzen bestehend, worunter die plattgedrückten, durch Knoten gegliederten, glänzenden Grundachsen des Reits sehr leicht zu erkennen sind. Besonders im Gezeitengebiete der Flüsse ist er regelmäßig als Schilftorf ausgebildet und gewöhnlich mit feinem Sand oder Schlick vermengt. Dann pflegt man ihn hierzulande als Darg zu bezeichnen. „In der obersten Lage geht der Sumpftorf allmählich in Bruchwaldtorf über, indem sich immer reichlicher die Reste der Erle und der Birke zwischen die der Sumpfgewächse mengen, bis endlich reiner Bruchwaldtorf vorliegt, der schließlich in

Landesbibliothek Oldenburg

seinem obersten Teile auch Pflanzen des trockenen Bodens, wie Föhren, Fichten und Eichen in sich aufnimmt." (C. A. Weber).

In einigen Mooren ist dieser Bruchwaldtorf ganz mächtig entwickelt. Bei der elektrischen Zentrale im Schweger Moor bei Damme z. B. ist über dem etwa 50 cm mächtigen Schilftorf zunächst eine 1,10 m mächtige Zwischenmoorschicht voll von Birkenholz und -rinde, dann stark zersetzter brauner Torf mit dicht an dicht stehenden großen Kiefernstümpfen, 50 cm und darüber mächtig, und als oberste Lage 1,25 m Hochmoortorf. In der Nähe von Vechta gab es früher viele Teeröfen, die nur das sog. Kienholz aus dem Zwischenmoor verarbeiteten, das auch in den Mooren nördlich vom Dümmer so mächtig ausgebildet ist.

Das Hochmoor. Hochmoore sind, wie erwähnt, in erster Linie vom Niederschlagswasser abhängig. Wo dieses sich in den gemäßigten Breiten auf undurchlässiger Unterlage dauernd ansammelt, sei es im Flachlande oder auf den feuchten Hängen mancher Gebirge, auf Waldboden oder im unbewaldeten Gelände, da sind die Bedingungen für die Entwickelung eines Hochmoores gegeben. Die mächtigsten und ausgedehntesten Hochmoore findet man deshalb in der gemäßigten Zone in den Ländern mit ausgeprägtem Seeklima, die eine Regenhöhe von 60 bis 70 cm und darüber aufweisen, und dazu gehört unser Herzogtum.

Das in der Regel kaffeebraun gefärbte Hochmoorwasser enthält sehr wenig mineralische Stoffe, in 100000 Teilen Wasser meist nur 1—3 Teile. Es zeichnet sich ganz besonders durch seine große Kalkarmut aus, besitzt dagegen bedeutende Mengen freier Humussäuren. Pflanzen mit energischer Stoffproduktion, wie wir sie in den Niederungsmooren sich strotzend entwickeln sehen, können deshalb im Hochmoor unmöglich gedeihen. Nur solche Pflanzen finden hier ihr Fortkommen, die sich den erschwerten Vegetationsbedingungen anpassen können und sich mit einem geringen jährlichen Zuwachs begnügen. Zu diesen gehören alle echten Heidegewächse, insbesondere aber die Torfmoose. Letztere sind es, die an dem Aufbau eines Hochmoors den weitaus größten Anteil haben.

Die Torfmoose wachsen gesellig, sowohl im Wasser flutend als auch auf feuchter Erde und zwar hier in dichten, gedrungenen Polstern oder in lockeren Rasen, je nach dem Feuchtigkeitsgrade des Standortes. Weil sie nur ganz geringe Mengen an Bodensalzen beanspruchen, sind sie vom Mineralgrundwasserstande völlig unabhängig. Aber regelmäßige oder periodische Zufuhr von atmosphärischem Wasser ist für sie Lebensbedingung. Andauernde Austrocknung bringt ihnen den Tod.

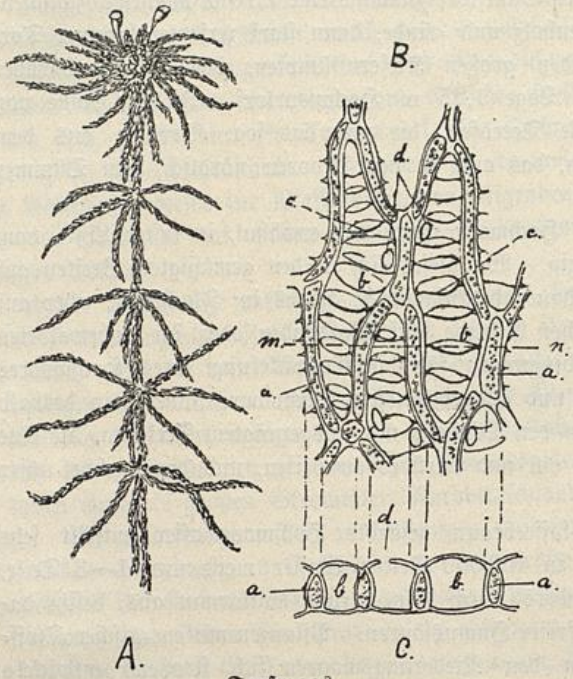
Der außerordentlich großen Wasserleitungsfähigkeit der Torfmoose — im Gegensatz zu der Undurchlässigkeit des Niederungsmoores — und ihren eigenartigen Wuchsverhältnissen ist es zuzuschreiben, daß einige Hochmoore im Laufe der Zeit eine Mächtigkeit von 8 oder gar 10 m erreichen konnten.

Die wasserführende Kraft der Torfmoose wird uns verständlich, wenn wir den wundervollen Bau dieser Pflänzchen näher betrachten, der trotz der

Landesbibliothek Oldenburg

nicht geringen Zahl der Arten und Formen im wesentlichen die größte Übereinstimmung zeigt.

Am Stamme eines Torfmoospflänzchens bemerken wir zweierlei Zweige; stärkere, quirlartig abstehende, die sich an der Achsenspitze schopfartig häufen, und schwächere, peitschenschnurförmige, die sich abwärts dem Stamme so anlegen, daß sie einen wasserleitenden Mantel um denselben bilden.



Torfmoos.

A. Oberer, lebender Teil einer Pflanze.
B. Einige stark vergrößerte Zellen aus einem Blatte. Flächenansicht.
C. Querschnitt derselben Zellen bei m—n.
a. Battgrünhaltige, enge Zellen.
b. Farblose, weite Wasserzellen mit Verdickungsleisten (c) und Löchern zum Einlassen des Wassers (d).

Die Äste sind mit zahlreichen schuppenartig übereinander liegenden, lanzettlichen Blättern bedeckt. Der Stamm hat eigenartige, meist besonders geformte Blätter. Bei mikroskopischer Betrachtung der nur aus einer Zellschicht bestehenden Blattfläche fallen uns sofort Zellen von zweierlei Art in die Augen. Schmale, langgestreckte, mit Blattgrün versehene Zellen verbinden sich zu einem Netze, dessen große Maschenräume von farblosen, leeren Zellen ausgefüllt werden. Die Zellwände der letzteren werden durch schraubig angeordnete Verdickungsleisten gespannt erhalten, und dadurch gewinnt das Torfmoospolster die eigentümliche Elastizität. Da die Wände in der Regel durchlöchert sind, sämtliche Zellen also miteinander und mit der Außenluft in direkter Verbindung stehen, so bilden die eines Inhalts völlig entbehrenden zahllosen Kämmerchen kommunizierende Gefäße. In trockenem Zustande sind sie mit Luft gefüllt, steht ihnen aber Wasser — und sei es nur Tau — zur Verfügung, so dringt dasselbe vermöge der Kapillarität rasch von Zelle zu Zelle und verdrängt die darin eingeschlossene Luft. Mit großer Schnelligkeit saugen sich so die Moospflanzen voll Wasser und vermögen von demselben das 17- bis 20fache ihres eigenen Gewichts festzuhalten. Da außer den Blättern auch die Stengel und Zweige wasserleitende Zellen besitzen, so stellt die ganze Moospflanze ein kapillares Röhrensystem von großer Saugkraft und Ladefähigkeit

Landesbibliothek Oldenburg

dar, und die Wirkung wird noch verstärkt durch das gedrängte Zusammenstehen in Polsterform.

Aber diese Eigenschaften würden noch nicht hinreichen, das Torfmoos zum Aufbau eines Hochmoors zu befähigen, wenn es nicht mit immer wieder verjüngter Kraft Jahrhunderte hindurch stets weiter wüchse. Wohl stirbt die Pflanze stückweise von unten her ab, aber der obere Achsenteil wächst nunmehr weiter und verzweigt sich gleichzeitig. Dieses ewige Sterben und Verjüngen desselben Individuums sichert dem Torfmoose, so lange es ihm nicht an dem nötigen Wasser mangelt, unbegrenzte Lebensdauer und Ausbreitung.

Außer den Torfmoosen beteiligen sich alle echten Heidegewächse an der Hochmoorbildung, wie Reste dieser Pflanzen, die sich überall im Torfe der Hochmoore vorfinden, beweisen. Wir brauchen sie hier aber nicht aufzuzählen, da sie in dem Kapitel über die Flora besprochen werden. In Senken und muldenförmigen Vertiefungen der Sandheiden, in denen sich nur gelegentlich Niederschlagswasser ansammelt, leitet oft die feuchtigkeitliebende Glockenheide mit den sie begleitenden Wollgräsern, Binsen- und Seggenarten, Haarmoosarten und andern nicht zur eigentlichen Hochmoorflora gehörigen Pflanzen die Humusbildung ein. Zwischen diesen Gewächsen siedeln sich jedoch bald Torfmoose an, zunächst in einzelnen halbkugeligen Polstern, die sich aber mit der Zeit vergrößern und zu einer vermehrten Vernässung des Bodens beitragen. Je näher die sich ausbreitenden Torfmoospolster aneinanderrücken, desto mehr umschließen und ersticken sie nach und nach die übrigen Heidepflanzen, und endlich überzieht eine zusammenhängende Torfmoosdecke den Boden und prägt der Heideniederung den Charakter des Heidemoores auf. Jahrhunderte freilich sind erforderlich, um aus einem derartig entstehenden Heidemoor ein Hochmoor heranwachsen zu lassen.

Anders beginnt die Hochmoorbildung in offenen, nicht allzu seichten Heidetümpeln. Hier pflegen sich solche Torfmoose einzustellen, die anfangs flutende Formen zu bilden vermögen. Eine derartige Ansammlung von Torfmoosen in offenem Wasser läßt sich z. B. in den Schlatten der Osenberge, aber auch in Moorgräben und alten Torfstichen sehr gut beobachten. Manchmal mit dem kleinen Wasserschlauch vergesellschaftet, durchsetzen die Torfmoose allmählich die ganze Wasserfläche. Ihre anfangs sehr lockeren schwimmenden Rasen werden mit der fortschreitenden Vermehrung immer dichter. Dann streben die Köpfchen der Moose, die im Wasser bisher seitlich gerichtet waren, nach oben und ragen bald einige Zentimeter aus dem Wasser empor. Sie werden aber von der Schneelast des Winters immer wieder unter den Wasserspiegel hinabgedrückt. In diesem Zustande verharrt das Heidegewässer oft lange Zeit. Aber die schwimmende Torfmoosdecke erzeugt an ihrer Oberfläche mit jedem Jahre neues Pflanzenmaterial, während die Reste der unten absterbenden Pflänzchen zu Boden sinken und das Becken endlich mit einer breiigen, torfigen Masse auffüllen. Jetzt haben die Torfmoose eine sie stützende Unterlage erhalten und wachsen üppig aus dem Wasser empor. Eine dichte, schwammige Torfmoosdecke aus verschiedenen Spagnum-Arten ruht auf dem schwarzen Moorschlamm. So ist auch hier, wie wir's ähnlich beim Niederungsmoor

Landesbibliothek Oldenburg

kennen lernten, ein Schaukel- oder Schwingmoor entstanden, das aber noch nicht begehbar ist.

Haben die Torfmoose von den ihnen zusagenden Gebieten erst Besitz ergriffen, so hebt sich das Moor im Laufe der Zeit über seine Umgebung empor, nicht nur in die Höhe wachsend, sondern sich zugleich beständig am Rande ausbreitend. Der zentrale Teil, aus dem die Moormasse ihren Ursprung nahm, ist naturgemäß der höchste. Hier ist auch die wasserspeichernde Kraft am größten, so daß selbst in längeren Trockenperioden, wenn in der Randzone des Moores das Wachstum zeitweilig stockt, im Zentrum ungestörte Anreicherung an pflanzlicher Substanz stattfinden kann. So erhält das Hochmoor die so charakteristische uhrglasartig gewölbte Oberfläche.

Im Grunde genommen, ist ein unberührtes Hochmoor ein einziger gewaltiger Torfmoosrasen, ein Riesenschwamm, der das an ihn gelangende Wasser begierig aufsaugt und festhält, damit es ihm die Möglichkeit zu immer größerer Ausdehnung verschaffe.

So erreichte manches Hochmoor nicht nur eine bedeutende Mächtigkeit, sondern schob seine Ränder weiter und weiter über den benachbarten Boden vor, überschritt die Grenzen des Niederungsmoores, auf dem es entstanden oder das ihm vorgelagert war, klomm selbst an Muldenabhängen empor und über Hügel hinweg oder drang in die Wälder seiner Umgebung ein und legte seine vernäßten Moospolster um den Fuß knorriger Eichen oder schlanker Kiefern und Birken. Damit war das Schicksal solcher Wälder besiegelt. Jahrzehnte hindurch hielt das Torfmoos die Baumwurzeln fortwährend in humussaurem Wasser gebadet, ihnen immer mehr die Luftzufuhr abschneidend. Langsam, aber desto sicherer gingen die Bäume dem Erstickungstode entgegen, während das Torfmoos üppig emporwuchs. Lange noch mögen dann die Bäume ihre kahlen Äste gen Himmel gestreckt haben, bis endlich der Wind einen morschen Stamm nach dem andern zu Fall brachte. Stürzend versanken sie in das schwammige Moor, das über sie hinwegwuchs und ihr Grab wurde, die Baumleichen aber Jahrtausende hindurch in seinem verschwiegenen Schoße getreulich bewahrte. Die Stümpfe stehen noch aufrecht und verraten durch ihr kegelförmiges Ende, daß der Stamm an der langsam emporwachsenden Mooroberfläche allmählich bis zum Kern angefault war, bis dieser nicht mehr genug Festigkeit besaß, um den Stürmen zu trotzen.

Bäume der verschiedensten Art, darunter wahre Riesenstämme, sind dem unscheinbaren Torfmoose zum Opfer gefallen und kommen beim Abtorfen wieder zum Vorschein. So liegt ein Teil des Wildenlohs unter dem Moore begraben; das Kayhauser und Speckener Moor birgt riesige Eichen, von denen ein Stumpf zum Ammerländischen Bauernhause in Zwischenahn geschafft wurde, und im Ihorster Moor bei Westerstede wurden mächtige Eibenstämme ausgegraben, von denen ein Stumpf von 1,20 m Durchmesser im Schuppen beim Großherzoglichen Museum zu sehen ist. Das Moor hat diese Jahrtausende alten Baumreste so gut konserviert, daß das Holz, im Schatten getrocknet, noch vorzüglich als Nutzholz verarbeitet werden kann.

Landesbibliothek Oldenburg



Eichenstümpfe im Speckener Moor.
Aufnahme von J. Duis.

Die Moortümpel. Auf den höchsten Teilen mancher Hochmoore gibt es Wasseransammlungen oder Teiche, von denen die größeren im Volksmunde „Meere" heißen. So finden sich auf dem Lengener Moor unweit der ostfriesischen Grenze das Lengener, das Große und das Kleine Bullenmeer, auf dem Vehnemoor das Duftmeer, auf dem Osternburger Moor das Wüschenmeer, auf dem Oldenbroker Moor die Angelkuhle und auf dem Ipweger Moor viele größere und kleinere Tümpel. Sie enthalten meist dasselbe braune Wasser wie die Moorgräben und Torfstiche, und da dieses arm an Sauerstoff ist, so kann sich kein reiches Pflanzen- und Tierleben in ihnen entwickeln, und Fische leben nur ausnahmsweise in ihnen. Die eigentliche Wassertiefe ist in der Regel gering; aber die meisten Becken sind bis auf den festen Grund weit über mannstief, da sie fast ganz mit Faulschlamm und Torfbrei ausgefüllt sind. Auf dem Wüschenmeer z. B. maß ich vom festen Eise aus 3 m, auf dem Kleinen Bullenmeer bei tiefstem Wasserstande im trockenen Sommer 1911 vom Schwingrasen aus unweit der Mitte über 4 m Tiefe. Das Große Bullenmeer, das Duftmeer und die Angelkuhle sowie einige größere Tümpel im Ipweger Moor sind in den letzten Jahren durch tiefe Moorgräben angezapft und ganz oder teilweise trocken gelegt worden, so daß man den Grund untersuchen konnte. Im Bett des Großen Bullenmeers tritt stellenweise Diluvialsand mit Kies und Steinblöcken zutage, und im trockenen Sommer wehte dort der weiße Flugsand und mischte sich mit dem austrocknenden Muddetorf der tieferen Stellen zu einem grauen Staub.

Landesbibliothek Oldenburg

In dieser Staublage und unter dem papierartigen ausgedörrten Algenfilz sah man feuchte schwarze Ringe mit einer trichterförmigen Vertiefung in der Mitte. Hier war offenbar, solange der Grundwasserstand im Mineralboden noch höher war, Wasser in kleinen Quellen zutage getreten und hatte Torfmudde mit heraufgebracht. Es ist möglich, daß diese allerdings unbedeutenden Quellen mit dazu beigetragen haben, das Bullenmeer, das jedenfalls sehr alt ist, vor der Verlandung zu bewahren. Kräftigere Quellen konnten hier nicht entstehen, da das Bullenmeer etwa auf dem höchsten Punkte des Lengener Moores und seines Sanduntergrundes liegt. Die aus ihm entspringende Bullenmeersbäke trieb früher in Neuenburg sogar eine oberschlächtige Wassermühle. Vielleicht ist die Entstehung des Bullenmeeres so zu denken, daß das Hochmoor erst zuletzt von allen Seiten her diese Sandhöhe erklommen hat und daß von seinem sie rings umschließenden Rande das überschüssige Niederschlagswasser hier zusammenfloß. Der höchste Punkt des Sanduntergrundes, soweit das aus dem Längenprofil eines projektierten Entwässerungsgrabens durch das Lengener Moor hervorgeht, das ich Herrn Landesökonomie-Oberinspektor Glaß verdanke, liegt nämlich, abgesehen von einer noch etwas höheren Stelle an der Grenze des Amtes Westerstede, 150 m südlich vom Großen Bullenmeer auf 12,23 m über NN. und der Sand sinkt nach Süden hin auf 600 m um 2 m ab. Die Mächtigkeit des Moores beträgt am Ufer des Bullenmeeres 2,85 m, 1200 m weiter südlich aber 5 m. Als das Moor diese Mächtigkeit, die vor der Entwässerung noch erheblich größer gewesen sein muß, erreicht hatte, war der 2 m hohe Sandhügel oder -Rücken in seiner Mitte jedenfalls schon in dem vom Moorrande abfließenden und aus seinem Grunde austretenden Wasser verschwunden, und dieses stieg durch den Kies seiner Grundmoränendecke als Quellwasser empor und hielt, unterstützt durch den vom Winde erzeugten Wellenschlag, der besonders das Ostufer angriff, im Laufe der Jahrtausende das von Westen her nur in gleichem Maße mit jenem Abbruch verlandende Gewässer offen.

Diese Erklärung für das Entstehen eines Moorteiches darf aber keineswegs verallgemeinert werden. Sie paßt nur halb für das Kleine Bullenmeer, nach dem das Moor wie sein Sanduntergrund von Norden her abfallen, während sie von Süden her ansteigen. Sie trifft aber durchaus nicht zu für das kleine Schwarze Meer in unmittelbarer Nähe des Großen Bullenmeers. Es ist so seicht, daß ich es im Sommer 1911 barfuß durchwaten konnte, wobei ich feststellte, daß der Boden aus einer fast völlig ebenen Schicht ziemlich festen, stark zersetzten Torfes besteht. Ich nehme an, daß es der Grenztorf zwischen dem älteren und jüngeren Moostorf ist, und daß der letztere durch Wellenbewegung des Wassers zerstört ist. Von Entstehung durch Quellen kann hier nicht die Rede sein. Da die Mooroberfläche von Norden wie von Süden her nach dem Schwarzen Meer hin zufolge des erwähnten Längenprofils ziemlich stark einfällt, so glaube ich hier C. A. Webers Erklärung für die Entstehung gewisser Moorteiche anwenden zu können, daß dieses Meer lange nach der Entstehung des Hochmoors aus einer Wasseransammlung in einer muldenförmigen

Landesbibliothek Oldenburg

Vertiefung während einer regnerischen Periode hervorgegangen ist, nachdem eine Trockenperiode das Moor dichter und undurchlässiger gemacht hatte. Diese Erklärung dürfte hier um so mehr zutreffen, als hier der oberflächlichen Moormulde auch eine kleine Mulde im Sanduntergrunde entspricht.

Bei den Tümpeln im Ipweger Moor, bei der Angelkuhle und auch beim Wüschenmeer vermute ich den Zusammenhang mit alten, längst vermoorten Flußläufen, deren regelmäßig geschichtete Sedimente noch immer zwischen den tonigeren Lagen in kiesigen Schichten starke Grundwasserströme führen und diese an Stellen, wo die Ton- oder Faulschlammdecke unterbrochen ist, im Moore emporquellen lassen. Einen sicheren Beweis dafür kann ich aber einstweilen nicht erbringen. Solche Quellen gibt es auch in der Moormarsch, wo gewisse Stellen in den Gräben nie fest zufrieren. Unweit der Molkerei Strückhausen z. B. sieht man, wie mir Herr Direktor Büsing zeigte, in einem Graben fortgesetzt Torfflocken emporwirbeln, die sich an der Oberfläche zu einer schwimmenden Decke sammeln und große Sumpfgasblasen umschließen.

Sinkt in den Moorteichen der Wasserspiegel infolge anhaltender Sommerdürre erheblich, so preßt das Gewicht der hohen Uferränder, dem das Wasser jetzt keinen genügenden Gegendruck leistet, den weichen, jüngeren Moostorf oft in Massen in das Teichbecken hinein, und rings um den Teich entstehen tiefe Spalten, in denen man manchmal das Grundwasser stehen sieht, dessen Spiegel selten gänzlich mit dem des Tümpels übereinstimmt, da das Moor zu undurchlässig ist, um in kurzer Zeit den Wasserstand auszugleichen.

Das Alter der Moore. Eine längst überall eingeleitete Entwässerung unserer Moore hat den Torfmoosen die Lebensbedingungen entzogen. Unsere Hochmoore sind tot und mit einer Heideflora bedeckt. Zudem ist der Oberflächencharakter durch das Moorbrennen vielfach verändert. Gibt es ein Maß, das Alter der Moore zu bestimmen? Man hört mitunter eine Beweisführung etwa folgender Art: „Mein Urgroßvater hat da und da Torf gegraben. Der Torfstich ist jetzt ganz wieder zugewachsen. Es ist also in etwa 60 Jahren eine Torfbank von 1,50 m Mächtigkeit entstanden. Demnach wird das ganze Moor, das 4 m mächtig ist, höchstens einige hundert Jahre alt sein." So darf man aber keineswegs folgern; denn wo der Mensch eingreift, sind sofort die natürlichen Verhältnisse verändert. Eher schon könnte man, wie es vielfach geschehen ist, aus der Tiefenlage der „römischen" Bohlwege im Moor auf die Wachstumszeit des darüberliegenden Moostorfes schließen, wenn man nur sicher wüßte, daß die betr. hölzernen Moorstraßen wirklich von den Römern angelegt wären. Immerhin sind solche Reste menschlicher Bauten und Gebrauchsgegenstände das einzige einigermaßen zuverlässige Mittel, um zu einer Schätzung des Alters der jüngeren Moorschichten zu gelangen; die älteren reichen bis in Zeiten zurück, da der Mensch unsere Gegenden noch nicht besiedelt hatte. Bei ihnen geben uns nur die Beschaffenheit des Torfes und die ihn zusammensetzenden Pflanzen, zu deren Bestimmung aber meist mikroskopische Untersuchung erforderlich ist, gewisse Anhaltspunkte, um sie geologischen Zeitabschnitten und Klimaperioden einzuordnen.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Landesgeologe Dr. F. Stoller hat in Band 62, Jahrgang 1910, der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft eine Abhandlung über „Die Beziehungen der nordwestdeutschen Moore zum nacheiszeitlichen Klima" veröffentlicht und kommt darin zu folgendem Ergebnis: „Die Geschichte unserer Pflanzenwelt und der Werdegang unserer Moore gestatten folgende Schlüsse auf das nacheiszeitliche Klima in Nordwestdeutschland.

1. Die Zeit des Abschmelzens des jüngsten Landeises war in Nordwestdeutschland verhältnismäßig kurz. Das Klima war in jener Periode trocken und kalt, doch keineswegs arktisch, besaß vielmehr zu Anfang eine mittlere Temperatur von 3—6° C. und gegen Ende von etwa 8° C. während der 4—5 Monate dauernden Vegetationsperiode der höheren Pflanzen. Ein Kälterückschlag am Ende dieser Periode hat sich bis jetzt in pflanzenführenden Ablagerungen selbst der nördlichsten Teile unseres Gebietes nicht nachweisen lassen. Pflanzengeschichtlich ist diese Zeit im Süden unseres Gebiets als Steppenperiode, im Norden als Dryasperiode gekennzeichnet. Sie fällt mit einem Teil, vielleicht der ersten Hälfte der Yoldiazeit*) zusammen.

2. Eine lange Periode mit feuchtem, anfänglich kühlem Klima und langsamer, aber stetiger Wärmesteigerung schloß sich an. Über das ganze Gebiet verbreitete sich eine geschlossene Pflanzendecke. Es ist die Zeit der Birken- und Kiefernwälder und der Bildung ausgedehnter Hochmoore. Die Eiche dringt allmählich siegreich von Süden nach Norden vor, so daß sie am Ende der Periode der herrschende Waldbaum ist. Die Mitteltemperatur für die Monate Mai bis September beträgt gegen Ende dieser Zeit mindestens 12° C. Die Birken-Kiefernperiode Norddeutschlands entspricht ungefähr der zweiten Hälfte der Yoldiazeit und der ersten Hälfte der Ancyluszeit*).

3. Die nächste Periode war von kürzerer Dauer und zeichnet sich durch ein warmes und verhältnismäßig trockenes Klima aus. Es ist die Zeit der unbestrittenen Herrschaft der Eiche und des Stillstandes im Wachstum der Hochmoore (Bildung des Grenztorfes) in unserem Gebiet. Die Temperatur stieg rasch, wahrscheinlich bis zu einer Höhe von 17° C. Wärme für die Monate Mai bis September. Die Eichenperiode Nordwestdeutschlands umfaßt ungefähr die zweite Hälfte der Ancyluszeit und den Anfang der Litorinazeit*).

4. Es folgte eine Periode mit feuchtwarmem Klima, eine Periode, in der die Buche sich in unserm Gebiet ausbreitete, ohne indes die Vorherrschaft zu erlangen. Die alten Hochmoore beginnen aufs neue ihr Höhenwachstum, zahlreiche Flachmoore und Hochmoore entstehen neu. Die Erle wird unumstrittener Bruchwaldbaum. Ob die Temperatur noch eine wesentliche Steigerung erfahren, insbesondere ob sie den heute im Gebiet herrschenden Wärmegrad überschritten hat, ist aus der Pflanzenführung der Moore nicht zu beweisen. Die Erlen-Buchenperiode herrschte in Nordwestdeutschland jedenfalls schon zur mittleren Litorinazeit."

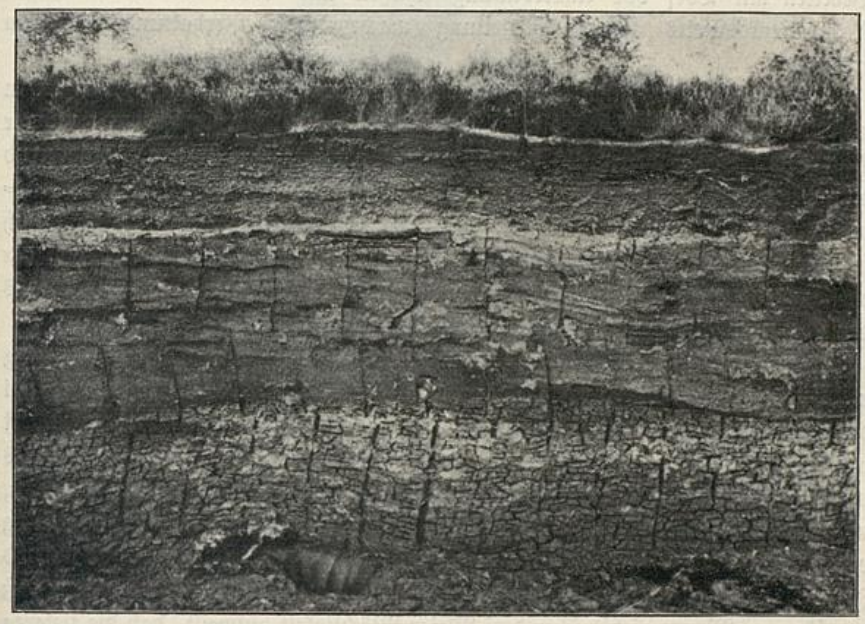
Man hat wohl versucht, diese nur relativen Zeitbestimmungen auch in Zahlen zu fassen. So gibt z. B. Stoller nach Gunnar Andersson folgende Einteilung:

*) Erklärung siehe S. 186.

Landesbibliothek Oldenburg

Vor 28 000 Jahren Minimum der Temperatur und Maximum der Vergletscherung; vor 26 000 Jahren Beginn der Abschmelzperiode im südlichsten Schweden; vor 21 000 Jahren Ende der Abschmelzperiode; vor 15 000 Jahren geschlossene Vegetationsdecke in Skandinavien; vor 9000 Jahren Maximum der Temperatur; aber solche Angaben beruhen auf nicht viel mehr als Mutmaßung.

In nachstehender Abbildung zeigt sich die Grenze zwischen dem alten und dem jungen Torf sehr deutlich. Jener ist stärker zersetzt und durch Austrocknung der Wand des Torfstichs rissig geworden; dieser hat, da die Moospflänzchen



Ausgetrocknete Wand eines Torfstiches bei Südmoslesfehn.

Aufnahme von J. Duis.

noch wohl erhalten sind, seine Elastizität bewahrt. Etwas unterhalb der Grenzlinie enthält der Torf viele Reste von Andromeda, vom scheidenblättrigen Wollgras u. a. Pflanzen der trockenen Mooroberfläche, die darunter und darüber nur vereinzelt auftreten. Darin zeigt sich, daß zwischen der Bildung des älteren und des jüngeren Moostorfs eine Pause war, in der sich das Moor mit einer ähnlichen Pflanzendecke bekleidete wie unsere jetzt künstlich entwässerten Moore. Wir finden diese Grenztorfschicht in den meisten mächtigeren Hochmooren der Geest. Oftmals ist sie an den Pflanzeneinschlüssen von dem älteren und dem jüngeren Moostorf zu unterscheiden, manchmal nur durch den Zersetzungsgrad gekennzeichnet. Im allgemeinen ist der Grenztorf eine „stark erdig oder mulmig zersetzte, zuweilen bröckelige und holzreiche dünne Schicht". Was unter diesem Grenztorf liegt, gehört dem älteren, was darüber liegt, dem

Landesbibliothek Oldenburg

jüngeren Alluvium an. Bei jenem ist eine genauere Altersermittelung der einzelnen Torflagen ausgeschlossen, bei diesem ist sie möglich, wenn archäologisch bestimmbare Kulturreste darin gefunden werden, und es kann gar nicht dringend genug darauf hingewiesen werden, wie wichtig es für die Heimatkunde und die Wissenschaft überhaupt ist, solche Funde nicht nur sorgsam aufzuheben und sofort dem Großherzoglichen Naturalienkabinett in Oldenburg zu überweisen, sondern auch die Tiefenlage durch einen eingesteckten Pflock genau zu bezeichnen und möglichst etwas von der umgebenden Bodenmasse mit aufzubewahren. Wo es irgend angeht, sollte man den Fund in seiner Lage lassen, durch Bedecken mit Torf vor Austrocknung schützen und dann der Direktion des Naturalienkabinetts sofort Mitteilung machen und Verhaltungsmaßregeln erbitten.

Wäre so mit allen Moorfunden verfahren worden, an denen es in unsern Sammlungen nicht fehlt, so wären wir in der Altersbestimmung unserer Moore ein Stück weiter als heute. Wir wüßten z. B., wie alt annähernd das Petersfehner Moor ist, soweit es oberhalb des merkwürdigen Feuerstein-pfeils aus der neueren Steinzeit lag, den J. Martin 1906 im Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg (S. 41 ff.) beschreibt und der ca. 3 m tief gefunden wurde. Solche unbestimmte Angaben, vom Finder aus der Erinnerung gemacht, genügen nicht für unsern Zweck.

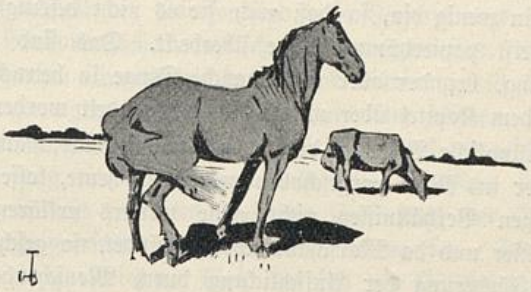
Sehr wichtige Funde sind bekleidete Moorleichen, da die Bekleidung meistens ziemlich sichere Schlüsse auf das Alter zuläßt. C. A. Weber hat die Fundstätte einer menschlichen Leiche, die spätestens dem achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörte, im jüngeren Moostorf des Kehdinger Moores untersucht und schließt aus dem Befunde, daß „zur Entstehung der obersten, ungefähr einen Meter starken normal gebildeten, nachträglich durch Entwässerung verdichteten Lage dieses Torfes allermindestens ein Zeitraum von tausend Jahren erforderlich gewesen“*) sei. Er setzt hinzu: „Wenn man erwägt, daß der jüngere Moostorf bis über drei Meter Mächtigkeit aufweist, daß die tieferen Abschnitte stärker zersetzt und verdichtet und wahrscheinlich auch langsamer entstanden sind als der obere Meter, so wird man mit dreitausend Jahren seine Bildungszeit wahrscheinlich eher zu niedrig als zu hoch schätzen. Für die Bildung einer ebenso mächtigen Schicht des älteren Moostorfes, in der die Zersetzung und Zusammenpressung unter dem Druck der überlagernden Masse viel weiter vorgeschritten ist als in den ältesten Teilen des jüngern Moostorfes, wird man aber mindestens das doppelte an Zeit annehmen müssen, und in gleicher Weise für die Bildung der Grenztorfschicht, während deren Entstehung die Ablagerung des Torfes langsamer und die durch den Einfluß der Luft bewirkte Zersetzung lebhafter von statten ging, wenigstens zwei Jahr-tausende. Danach hat die Bildung unserer großen Hochmoore über zehntausend Jahre in Anspruch genommen.“

Noch viel schwieriger wird die Altersbestimmung bei den Mooren im alten Weserdelta, die zum großen Teil auf Marschuntergrund gewachsen sind

*) Jahresbericht der Männer v. Morgenstern, Heft 3, S. 19.

Landesbibliothek Oldenburg

und bei denen sogar ein wiederholter Wechsel von Niederungs- und Hochmoor übereinander vorkommt. Zu ihrem Verständnis ist es nötig, zunächst die Entstehungsgeschichte der Marsch zu behandeln.



Die Entstehung unserer Marsch und der Moore im Weserdelta.

Das Wort Marsch wird in unserem Lande verschieden angewendet. An der mittleren Hunte nennt man die jetzt in Rieselwiesen umgewandelte, ursprünglich sandig-sumpfige Niederung beiderseits des Flusses Marsch. Sodann — und das ist der allgemein gebräuchliche Sinn — bezeichnet man den vorwiegend tonigen Boden am Unterlauf der Flüsse und am Meere, der von Natur eine große Fruchtbarkeit besitzt, als die Marsch im Gegensatze zu Geest und Moor, den von Natur weniger fruchtbaren Gebieten. Wir fassen hier den Begriff Marsch im letzteren Sinne und fragen uns zunächst, unter welchen Bedingungen eine solche Marsch entsteht. Das wird uns am ersten klar, wenn wir weiter fragen: Warum hat die deutsche Nordseeküste einen Marschsaum, die deutsche Ostseeküste nicht, obwohl beide durch die Vereisung ursprünglich ähnlich gestaltet wurden? Die Antwort wird lauten müssen: Weil an der Nordseeküste die Flutwelle zweimal täglich gegen die Küste drängt und bei ihrer steten Wiederkehr eine dünne Sand- und Schlicklage nach der andern auf dem sich allmählich abdachenden Boden ablagert, während die Ostsee wegen ihrer engen und seichten Verbindungen mit dem Weltmeere nur ganz unbedeutende Gezeiten hat.

Die Sedimentation an der Nordseeküste ist am stärksten im Brackwassergebiet der Flußmündungen infolge elektrolytischer Vorgänge bei der Mischung von Süß- und Salzwasser, die noch nicht genügend erforscht sind, und infolge des Absterbens vieler im Meerwasser schwebender Kleinlebewesen, sobald sie in Wasser von zu geringem Salzgehalt geraten. Es sind besonders die feinsten

Landesbibliothek Oldenburg

Sand- und Tonteilchen, vermischt mit organischen Stoffen der verschiedensten Art, die auf solche Weise bei der Bewegungspause zwischen den Gezeiten zu Boden sinken, von der Flutwelle bis an die Hochwassergrenze geschoben werden und hier in geschützter Lage liegen bleiben, weil beim Eintritt der Ebbe die Bewegung im Wasser so schwach ist, daß die meist noch von Strandpflanzen und Unebenheiten der Strandzone festgehaltenen Schlickteilchen nicht wieder mit fortgerissen werden. Bis zur nächsten Flut trocknet dieses Schlickhäutchen schon ein wenig ein, so daß auch sie es nicht beseitigt, sondern mit einer neuen, meist papierdünnen Lage überdeckt. Das sind die Grundzüge der Marschbildung, bei der aber noch manche Dinge in betracht kommen, die z. T. schon in dem Kapitel über unsere Küste behandelt worden sind*).

Die ursprüngliche Bildung der ausgedehnten Marschsäume, die früher sogar noch weiter ins Meer vorgeschoben waren als heute, lassen sich aber aus den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ohne weiters erklären; denn wenn auch jetzt noch hier und da Marschanwuchs stattfindet, so geschieht dies meist mit künstlicher Förderung der Aufschlickung durch Menschenhand, und ohne Frage würde heute das Meer viel mehr Land zerstören als neu schaffen, wenn nicht die Deiche die einmal gewonnene Marsch schützten.

Ich glaube nun auf Grund der annähernd 700 Probebaggerungen und Bohrungen der Kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven und vieler sonstiger Aufschlüsse, die mir in den letzten 9 Jahren aus unsern Marsch- und Moorgegenden bekannt wurden, einen brauchbaren Beitrag zur Klärung der Marschbildungsfrage liefern zu können.

Zum Verständnis der Gliederung unseres Alluviums ist es aber nötig, zu wissen, was für die jüngeren quartären Ablagerungen an der Ostsee bereits feststeht. Die Geologen sind dort in der glücklichen Lage, das Alter der Schichten an den tierischen Einschlüssen leicht zu erkennen, weil die Ostsee abwechselnd Salz- und Süß- oder Brackwassermeer war. Geinitz sagt hierüber in einer Programmschrift**): „Nach der quartären Eisbedeckung hat das Ostseebecken mit seiner Landumgebung wechselnde Senkungen und Hebungen erlitten, deren Beträge in Kurven, den Isobasen, darstellbar sind. In der ersten Phase, der „Yoldiazeit", war eine offene Verbindung mit der Nordsee über das mittlere Schweden und andererseits mit dem Eismeer vorhanden; in der Ostsee lebte eine kleine arktische Muschel, Yoldia arctica. Darauf verursachte eine Hebung eine fast vollkommene Abschnürung und verwandelte die Ostsee in einen großen Binnensee, den sog. „Ancylussee"***) mit Süßwasserfauna; als weitere Phase ist die „Litorinazeit"†), die Zeit einer neuen Senkung, wodurch die Ostsee wieder, wenn auch nur in geringerem Maße,

*) Vgl. auch meine von der Deutschen Landwirtsch.-Gesellsch. herausgegebene Broschüre „Die Entstehung der Seemarschen", Berlin, P. Parey, 1911, der mit gütiger Erlaubnis der Herausgeber mehrere hier verwendete Abbildungen entnommen sind.

**) „Mecklenburg vor 3000 Jahren."

***) In der Ostsee lebte damals die kleine Süßwasserschnecke Ancylus lacustris.

†) Die Strandschnecke Litorina litorea wanderte aus der Nordsee in die Ostsee ein.

Landesbibliothek Oldenburg

in Verbindung mit der Nordsee trat und die heutige Nordseefauna erhielt. Als Schluß ist die bekannte gegenwärtige Hebung der schwedischen Küste zu nennen, die nach Süden geringer wird; ob auch an der deutschen Küste diese Hebung eintrat oder die Senkung noch andauert, ist aus den Pegel- und Niveaumessungen nicht sicher. Wenn hier jetzt überhaupt eine Bewegung stattfindet, so ist sie von ganz geringem Betrag und nach geologischen Gründen wahrscheinlich eine Senkung."

Im Küstenlande der Nordsee sind diese Verschiebungen zwischen Meeresspiegel und Landoberfläche viel schwerer nachzuweisen, weil die Nordsee während der ganzen Quartärzeit in freier Verbindung mit dem Ozean stand und ihre Ablagerungen deshalb immer gleichartig blieben. Schucht, der die Senkungsfrage verschiedentlich erörtert hat (s. Literaturverzeichnis), schreibt in seiner Abhandlung über die Harlebucht 1911: „Man findet bei einigen Geologen die Ansicht vertreten, daß die Entstehung der Meeresbuchten der Nordsee eine Folgeerscheinung säkularer Senkung sei. Diese Annahme hat sich jedoch als irrig erwiesen. Wohl hat sich das Küstengebiet seit dem Rückzuge des Inlandeises um mindestens 20 m gesenkt, wie wir u. a. aus der Tatsache ersehen, daß altalluviale Wälder und Moore jetzt in dieser Tiefe unter Schlick und Sand begraben liegen. Diese Senkung (die sog. „Litorinasenkung") ist jedoch seit vielen Jahrhunderten bereits zum Stillstand gekommen, sicher seit Beginn unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich aber noch weit länger. Die säkulare Senkung kann also nicht die Ursache für die Entstehung der Meeresbuchten sein, da diese ja erst in der Folgezeit vor sich ging." — Er führt diese großen Meereseinbrüche auf „Sackung" der Moor- und Marschböden zurück, die in den „diluvialen Mündungstrichtern" der Flüsse ihre größte Mächtigkeit erreichen, hier deshalb am stärksten zusammensinken mußten und so dem Meere Einfallpforten eröffneten. Ich gebe die Mitwirkung dieses Faktors bei den Meereseinbrüchen unumwunden zu, glaube aber nicht, daß damit der periodische Wechsel in der Art der Ablagerungen erklärt wird, der sich aus untenstehenden Profilen ergibt, einer kleinen Auswahl aus der großen Zahl, die mir die erwähnten Marinebaggerungen und -Bohrungen, die Probe-Bohrungen für den Bahnbau Varel—Rodenkirchen, die Sumpfgasbohrungen in der Moormarsch, Brunnenbauten u. dgl. lieferten. In meinem Aufsatze über „Neuzeitliche Senkungserscheinungen an unserer Nordseeküste"*), für den mir nur ein kleiner Teil dieser Aufschlüsse als Grundlage zur Verfügung stand, hatte ich die gesamte Senkung als einen einheitlichen Vorgang betrachtet. Die Fortsetzung meiner Untersuchungen ergab, daß dies ein Irrtum war, daß vielmehr auch an unserer Küste in Übereinstimmung mit der Ostseeküste Senkungen mit Hebungen abgewechselt haben, und zwar scheint es mir — ich spreche dies noch mit allem Vorbehalt aus —, daß alle an der Ostsee beobachteten Phasen auch hier nachzuweisen sind. Eine Gegenüberstellung von Aufschlüssen in See, auf dem Watt und auf dem Festlande möge dies zeigen, indem ich die Schichten einzuordnen suche:

*) Jahrbuch f. d. Gesch. des Herz. Oldenb. XVI, 1908.

Landesbibliothek Oldenburg

Baggerung (175) *) am Nordrande der Jadeplate nördlich von Wangeroog			Bohrung (31) *) auf dem Steert der Mellumplate zwischen Weser- und Jademündung	
1 m unter NN.	Meeresspiegel		Watthöhe ÷ 0 m (NN.)	
— 11,5 m	Meeresgrund. Mittelfeiner grauer Sand mit Muscheln.	Jungalluviale Schichten.		Wattsand und Schlick mit Torfgrus und Muscheln.
— 17,5 m	Grauer Schichtenton,	Ablagerungen der Litorinasenkung.	— 17,5 m	Feiner blaugrauer Sand, blauer Schlick und grauer, steifer Ton, Muschel-, Holz- und Torfgrus.
	übergehend in gelblichgrauen sandigen bis kiesigen Ton mit Muscheln. Dieser z. T. erhärtet, durch Eisenhydroxyd verkittet.		— 19,0 m	Grauer gröberer Sand mit viel Muschelgrus und grauen durchwurzelten Tonstücken.
— 19,5 m	Sehr dichter schwarzer Niederungstorf mit Phragmitesbändern.	Ablagerungen der Yoldiasenkung, in der Ancyluszeit über den Meeresspiegel erhoben und durch die Einwirkung der Luft teils brauneisensteinartig erhärtet.	— 21,3 m	Das Wasser der Spülbohrung wird ganz braun! Grober graubrauner Sand, wenig Muschelgrus, fast keine Pflanzenreste.
— 19,8 m			— 23 m	Graubrauner Sand mit wenig grauen und braunen Tonstückchen, einige weich, andere hart, geschichtet. Muschelreste.
			— 25 m	Feiner graubrauner Sand mit vielen dunkelgrauen harten Tonstückchen. einige durchwurzelt. Viel schwarzes Pflanzengrus.
			— 26 m	Wasser dunkelbraun. Ganz harter, fester grauer Ton mit Spuren von Schichtung
— 20,5 m	Verzweigte Baumwurzeln mit Ortsteinkruste in Geschiebeton mit Sandstein, Kies 2c.	Postglazial.	— 27 m	Ventilbohrerprobe: Brauner Ortstein, Grenze des Diluviums.

*) Die Nummern beziehen sich auf die Bagger- und Bohrregister, die nebst den Proben im Strombau-Bureau in Wilhelmshaven eingesehen werden können; die Register stehen jedem Interessenten auch bei mir zur Verfügung.

Landesbibliothek Oldenburg

Ein ähnliches Ergebnis lieferten über 20 Baggerungen nördlich von Wangeroog und die meisten Bohrungen auf Wangeroog, Minser Oldoog und Mellum. Fast immer trat in der Tiefe von 17 m abwärts beim Spülbohren eine auffällige Braunfärbung des Wassers ein; es folgten dann meist noch mehrere Meter mächtige Meeresablagerungen, die aber durch Eisenkonkretionen verrieten, daß sie später lange Zeit dem verwitternden Einfluß der Luft ausgesetzt, also über Wasser gehoben worden waren. Hier draußen, in der Breite von Minser Oldoog und Mellum, hatten wir also schon zur Yoldiazeit, die sich an die Eiszeit anschließt, Meeresstrand, wie die Muscheln im braunen Sand und Ton beweisen. Aber während der Ancyluszeit hob sich die Küste wieder und das Festland wuchs wieder weit ins Meer hinaus, von schmalen, tief eingeschnittenen Flußarmen durchzogen. Die Ufer und das Bett eines solchen trafen wir bei unseren Baggerungen (Nr. 432, 446, 447) nördlich von der Blauen Balje an. Die tiefreichende Verwitterung bei obigem Bohrprofil zeigt, daß die Hebung ziemlich bedeutend (etwa 6 m nach diesem Profil) gewesen sein muß. Der Beginn der Litorinasenkung gibt sich kund in der Bohrung wie in der Baggerung durch den grauen Ton über den braunen Schichten bei ca. 18 m Tiefe, der nach unten in Vegetationsschichten, nach oben in Schlick und Schlicksand übergeht. Jüngere Niveauveränderungen sind hier nicht mehr nachzuweisen, wohl aber in den weiter unten folgenden Aufschlüssen:

Baggerung (186)

im Priel nordwestlich von der Voslapplate, nordöstlich von Hooksiel.

—10,5 m*)	Meeresgrund.	
	Schlicksand mit wenig Muscheln.	
— 11,5 m		
	Feinsandiger grauer Meereston.	Schichten der Litorinasenkung.
— 12,0 m		
	Grauer Brackwasserton, die oberen Schichten weich, ohne Pflanzen, die unteren mit Schilf.	
— 13,5 m		
	Hellbrauner Schilftorf mit gut erhaltenen Pflanzen, darunter einige Meerbinsen (Scirpus maritimus). Der Torf wird nach unten dichter und schwärzer.	
— 14,0 m		Flußuferschichten aus der Ancyluszeit.
	Durchwurzelter toniger Sand.	
— 14,5 m		
	Kiesiger gelblicher Sand.	
— 15,0 m		

*) Die Mächtigkeit der einzelnen Schichten kann bei den Baggerungen nur annähernd angegeben werden.

Dieses Profil, das etwa 20 km südlicher liegt als die Baggerungen bei der Jadeplate, zeigt den Übergang von der Ancylushebung zur Litorinasenkung besonders schön. Wir haben hier während der Ancyluszeit ein Flußufer

Landesbibliothek Oldenburg

(vielleicht von dem Flüßchen, das bei der Blauen Balge festgestellt wurde?) mit Reitwuchs. Die beginnende Senkung läßt das Brackwasser höher im Flußlaufe emporbringen, und infolgedessen mischt sich die Meerbinse mit ihren schwarzen Wurzelknollen zwischen die verkümmernden Schilfrohrbestände, bis nach und nach alles von Schlamm und Sand überdeckt wird.

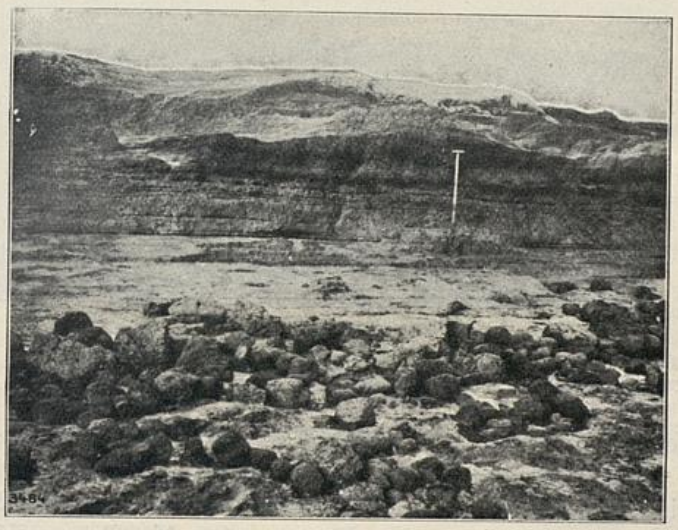
Wir finden hier keine Muschelablagerungen aus der Zeit der Yoldiasenkung mehr, auch nicht auf dem Hohen Weg, nur von Minser Oldoog und Mellum nordwärts. Bis dahin scheint also gegen Ende der Yoldiasenkung das Land noch erhalten geblieben zu sein; aber es war in den niedrigen Lagen gänzlich zu einem Sumpfe geworden. Das beweisen zahlreiche Aufschlüsse in der Innenjade, im Jadebusen und weiter landeinwärts. Davon einige Proben:

Baggerung (87) südlich vom Feuerschiff Geniusbank			Bohrung (18) auf dem Solthörner Watt, östlich von nebenstehender Baggerung	
			Watthöhe	
— 12 m	Meeresgrund. Schlicksand.		— 0,5 m	
		Ablagerungen einer Senkung in geschichtlicher Zeit.		Blauer Schlicksand.
— 13 m	Viele schwarzgraue und braungraue Klumpen von einer harten verkitteten Sandmasse mit kleinen Herzmuscheln und Schilfabdrücken, dazwischen eine gelbe, aschenartige Schicht und eine schuttartige schwarze Masse, enthaltend Holzreste und eine Haselnuß. Einige Klumpen mit Vivianit. (Vegetationsschichten an einem Flußufer aus der Ancylus- und dem Beginn der Litorinazeit.)		— 3,5 m	Blauer, etwas sandiger, aber weicher Schlick.
		Prähistorischer Marschboden.	— 5,5 m	Fester grauer Kleiboden mit Pflanzenresten und einigen Muscheln.
			— 9 m	
		Ablagerungen der Litorinasenkung in einem Flußarm, der wahrscheinlich durch Westbutjadingen lief.		Grauer Ton mit etwas mehr Sand.
			— 14,5 m	Dunkelgrauer Ton mit gröberem Sand.
		In der Ancyluszeit gehobene Schichten der Yoldiasenkung.	— 16,2 m	Braungrauer sandiger Ton mit Torfspuren.
— 16 m			— 17,5 m	
		Postglazial.	— 19,1 m	Dunkelgrauer toniger Geröllkies. Grober weißer Sand mit Geröll.

Das merkwürdige Ergebnis der Baggerung (87) veranlaßte mich zu einer Nachprüfung. Ich ließ Ankerkette ausstecken, so daß der Bagger bei

Landesbibliothek Oldenburg

Ebbe 35 m weiter nordwärts trieb. Doch erhielten wir nur schlickigen Feinsand und bei 18 m Geschiebeton. Dann wurde der Bagger südwestlich von der ersten Liegestelle verankert, und nun gab es von 13 bis 19 m Raseneisenstein, Schilftorf und blauen sandigen Ton mit weißen Flecken, die an der Luft blau wurden, also aus phosphorsaurem Eisen (Vivianit) bestanden. Die drei Proben, in Verbindung mit den übrigen Baggerergebnissen bei der Geniusbank, beweisen, daß längs deren Südwestrandes eine alte Flußrinne mit schilfbedecktem Ufer verläuft. Das rechte Ufer war ein Diluvialrücken mit Geschiebeton und Sand, reich an Baumwuchs, darunter Eichen, Haseln und Linden. Viele Proben des dort ausgebaggerten Holzes sind im Strombaubureau aufbewahrt. Die Holzarten aber lassen auf die Ancyluszeit schließen. Auch der Schilftorf des Flußufers bedeckte sich mit Holzwuchs. Waldbrände, die nach zahlreichen Proben gerade während der Ancyluszeit häufig gewesen sein müssen, brachten Asche und Kohle. Stark eisenhaltiges Wasser sickerte aus dem Hochufer über den Niederungstorf, führte Feinsand und Ton mit, und das Schilfrohr trieb seine jungen Sprossen durch die schlammige braune Schicht, bis diese in einer Trockenperiode zu Raseneisenstein erhärtete. Mittlerweile hatte aber schon die Litorinasenkung eingesetzt; das Meerwasser drang in den



Aus: Schütte, Die Entstehung der Seemarschen.

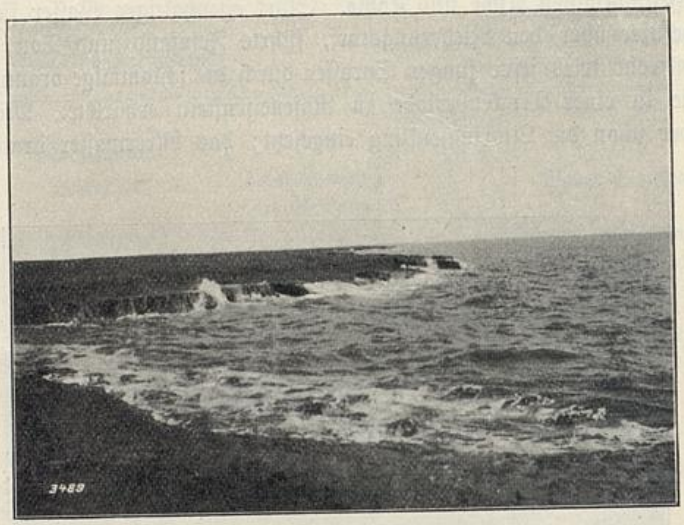
Westliches Abbruchsufer des Oberahneschen Feldes mit zwei dünnen Moorschichten.

Flüssen empor, staute sie auf und brachte viel Sand und Schlamm zur Ablagerung; ja, die Sturmfluten führten schon die kleinen Herzmuscheln des Brackwassers herbei und die Wellen schleuderten sie auf das Ufer, wo sie mit in die eisenhaltigen Schichten eingekittet wurden und so der Verwitterung

Landesbibliothek Oldenburg

entgingen. — So möchte das merkwürdige Profil obiger Baggerungen zu erklären sein, zu dem wir kein Seitenstück fanden.

Die danebenstehende Bohrung zeigt nur in den untersten Schichten Proben der Ancyluszeit, darüber Litorinaschichten bis etwa — 7 m aufwärts, dann aber bis — 5,5 m festen Kleiboden mit Pflanzenwuchs, der beweist, daß das Litorinawatt hier vorübergehend zu Insel- oder Festlandsboden wurde. Was noch folgt bis — 0,5 m Watthöhe, sind Schlick- und Sandschichten, die auf der unzerstörten, sich senkenden Bodenoberfläche bis heute zur Ablagerung kamen, meist vermutlich in derselben Periode, wo der Jadebusen entstand. Höchstwahrscheinlich hat sich noch in geschichtlicher Zeit das Land von Eckwarderhörn bis zur Geniusbank hin erstreckt, wie viele Kulturfunde längs der dort verlaufenden 10 m-Tiefenlinie bekunden. Der hier stark eingeengte Tidestrom hat aber den Marschboden weggespült und all die Ziegelsteine, Dachziegel,



Aus: Schütte, Die Entstehung der Seemarschen.

Nordostufer des Oberahneschen Feldes bei Hochwasser.

Gefäßscherben, Knochen usw. tief versenkt, so daß aus der Fundtiefe keinerlei Schlüsse zu ziehen sind.

Die klarsten Beweise für einen zweimaligen Wechsel zwischen Anwachsen des Landes und Vordringen des Meeres gaben die Bodenaufschlüsse bei Wilhelmshaven und unsere Bohrungen auf dem Oberahneschen Felde. In der Nähe der ältesten Hafeneinfahrt von Wilhelmshaven war bei den neuen Hafenbauten monatelang ein etwa 8 m tiefer Bodenaufschluß zu sehen, den ich mehrmals genau untersucht habe. Was wir dort in der Ausschachtung im Großen sahen, bestätigte aufs schönste die Ergebnisse zweier Tiefbohrungen auf der einzig übrig gebliebenen von den vielen früheren Marschinseln des Jadebusens, dem Oberahneschen Felde, die mir anfangs durch die tiefgehenden Meeresablagerungen eine Überraschung bereitet hatten.

Landesbibliothek Oldenburg

Ausschachtung bei der alten Einfahrt in Wilhelmshaven, sog. Inseldurchstich			Bohrung auf dem Oberahneschen Felde (20)	
Bodenoberfläche etwa NN. + 2,0 m			Bodenoberfläche NN. + 2,1 m	
	Aufgeschütteter Boden.			Graubrauner und grauer sandiger Ton (Klei), stark eisenstreifig, voll Pflanzenreste.
etwa + 0,5 m			+ 0,3 m	
	Vom Meere abgelagerter sandiger Klei.		÷ 0,0 m	Pflugfurchen.
				Dargartige humose Schicht, Klei mit Reitwurzelstöcken.
— 0,7 m	Schilftorf, Darg.	Prähistor. Hebung	— 0,40 m	Schilftorf, stellenweise mit Birkenholz und -Rinde.
— 1,0 m			— 0,50 m	Graublauer sandiger Klei mit Reitwurzeln.
	Blauer Klei mit Wurzelstöcken vom Reit.		— 2,3 m	Bis soweit sind die Schichten bei Niedrigwasser am Strande zu sehen. Geschichteter sandiger blauer Ton mit Schilfwurzeln.
— 1,25 m	Blauer Klei mit Wurzeln vom Reit.			
— 2,5 m			— 4,0 m	Feiner grauer Sand und Ton mit fein zerriebenen Muscheln und Schilfresten.
	Wattmuscheln (Scrobicularia), die lebend im Schlick gesteckt hatten. Geschichteter Seesand, später von Reitwurzeln durchwachsen; stellenweise Wellenrippen mit zerriebenem Schilf in den Wellentälern.		— 12,0 m	Dasselbe, aber mit Kies und Muschelstücken und ganzen Muscheln (Mytilus und Tellina).
			— 15,0 m	Feinsand und Ton mit Kiesel- und Feuersteingeröll bis zu Haselnußgröße, Braunkohlestückchen, Kies mit ganz kleinen Wattmuscheln (Scrobicularia), dann grauer Feinsand mit schwarzem Pflanzengrus.
— 4,0 m	Seesand mit Muschelresten, aber ohne Reitwurzeln.			
— 6,0 m	Sehr muschelreicher Sand.			
Noch tiefer schlickiger Seesand.			— 16,0 m	Kiessand mit Muschel-, Braunkohle- und Torfstückchen, dann Klei mit Wattschnecken (Hydrobia).
Soweit waren die Schichten zu sehen, da das Wasser ausgepumpt war. Bevor dies geschah, hatte ein Bagger den Boden ausgehoben, und es war eine Spundwand geschlagen worden. An dieser fand ein Taucher in angeblich 13 m Tiefe eine feste Tonschicht mit Schilfwuchs, so fest, daß er ein faustgroßes Stück durchbohren und mit einem Bindfaden an seinen Gürtel hängen konnte, ohne daß es beim Arbeiten und Heraufsteigen zerbrach. In noch größerer Tiefe war Diluvialsand.		Ancylushebung	— 18,0 m	Fester brauner Schilftorf mit Tonschichten, das Wasser braunfärbend; dann Kies.
			— 20,0 m	Feiner grauer Sand mit zerriebener Braunkohle, zuletzt mit Braunkohlestückchen.
			— 27,9 m	

Landesbibliothek Oldenburg

Eine Bohrung auf dem Oberahneschen Felde (19), 100 m westlich von der soeben im Profil wiedergegebenen, durchteufte dieselben Schichten, traf aber den unteren festen braunen Ton mit Schilf 4 bis 5 m tiefer an. Nachdem dieser durchstoßen war, wirbelte viel Sumpfgas auf, geradeso wie in den Sumpfgasbohrungen bei Strückhausen, und gleich darauf fand das Wasser der Druckpumpe unterirdischen Abzug, wahrscheinlich im groben Kies des alten Flußbettes, von dem obige Bohrung eine 4 bis 5 m höher liegende Uferstelle getroffen haben muß. Es ist dies dasselbe Flußufer, das bei Baggerung 87 angeschnitten wurde. Noch höhere Uferpartien wurden aufgeschlossen durch die Baggerungen in der Ahne beim Flügeldeich von Eckwarderhörn, wo an einer Stelle (241) bei — 18 m die Grundmoräne bloßlag, an andern bei — 12,5 m Schilf- und Erlenbruchtorf auf humosem Sande ruhte. Wir haben also ein Flußbett vor uns, dessen Nordostufer auf ein paar hundert Meter von 12 bis 24 m absinkt, das aber bis zu dieser Tiefe während der Ancylushebung austrocknete, wie die feste Tonschicht mit Schilf in Bohrung 19 beweist. Die Fortsetzung der tiefen Rinne werden wir in dem tiefen Fahrwasser nordöstlich von Wilhelmshaven zu suchen haben, wo die Karte „Meer und Küste bei Wangeroog" 24 und 19 m unter Kartennull verzeichnet. Unsere



Aus: Schütte, Die Entstehung der Seemarschen.

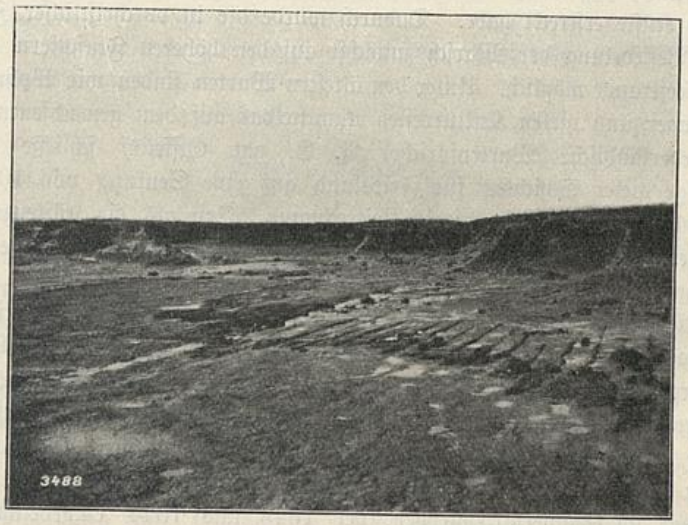
Moor mit Baumstümpfen im Jadebusen bei Arngast.

Baggerungen und Bohrungen über jene Gegend hinaus stehen aber nicht dicht genug, um den weiteren Verlauf des Flusses angeben zu können. Auch ist nicht sicher, ob das westliche Ufer, das die feste Tonschicht mit Schilf bei za. — 13 m in Wilhelmshaven bezeichnet, demselben Flußlauf angehört oder ob ein Flußarm durch den westlichen Teil des erst später entstandenen Jadebusens lief und sich nördlich von Wilhelmshaven in den größeren ergoß.

Landesbibliothek Oldenburg

Sicher ist nur, daß mitten im Jadebusen an der Westkante des Vareler Fahrwassers bei — 16 m noch Grundmoräne vorhanden ist, die im Würdeleher Sand und bei Arngast bis etwa Normalnull ansteigt, und daß wieder südlich davon zwischen Dangast und Kleinarngast tiefgehende Torf- und Kleischichten einen jüngeren, verschlammten und vermoorten Flußarm andeuten.

Das interessanteste Ergebnis der obigen Bodenaufschlüsse ist aber der Beweis, daß schon die Litorinasenkung in dieser Gegend einen Jadebusen schuf, da ja die Schichten von — 13 bezw. 18 und 22 m bis etwa — 4 m aufwärts fast reine Meeresablagerungen sind, nur unter dem Oberahneschen Felde unten mit diluvialem Material durchmischt, das wahrscheinlich aus den höheren Uferlagen ausgewaschen wurde. Von — 4 bis — 0,7 bezw. + 0,3 m aber zeigt



Aus: Schütte, Die Entstehung der Seemarschen.

Altes Pflugland auf dem Oberahneschen Felde, durch Abbruch der Insel wieder bloßgelegt.

sich eine allmähliche Aussüßung des Wassers, bis der Litorina-Jadebusen in Festland umgewandelt war. Dieses Festland, wahrscheinlich in vor- oder frühgeschichtlicher Zeit entstanden, reicht bis ins späte Mittelalter hinein. Ihm gehören die Pflugfurchen an, die sich unter dem Eilande hindurchziehen und bei jedem Abbruch neu am Strande zum Vorschein kommen. Ihm gehören die Brunnen und die vielen Kulturreste an, von denen von Alten unserm Museum Proben überwies, ferner die vielen Spuren menschlicher Ansiedelungen auf dem Watt bei Seheſtedt, bei Arngast und endlich die vielen alten Ziegelsteine, Menschen- und Tierknochen, Gefäßscherben usw., die wir fast in jeder Baggerung längs des alten Flußufers vom Oberahneschen Felde bis zur Geniusbank fanden. Hier werden wir die teils historisch beglaubigten, teils sagenhaften Ortschaften Aldessen, Darkhusen und Anelham zu suchen haben,

13*

Landesbibliothek Oldenburg

im westlichen Jadebusen Hoven, Dauens und Bordum, im südlichen Zipfel Jadeleh und Würdeleh, von denen allen uns sichere Angaben über die Lage fehlen. Jenes Festland aber wurde von 1219 an teils ein Raub des Meeres, teils in Inseln zerklüftet, bis nach 1511 auch diese nach und nach verschwanden, so daß jetzt nur ein kleiner grüner Fleck von der Geestinsel Arngast und das Marscheiland des Oberahneschen Feldes von seiner früheren Existenz zeugen.

Die ausgedehnte Landbildung in vor- oder frühgeschichtlicher Zeit kann m. E. kaum ohne Annahme einer neuen Hebung nach der Litorinazeit erklärt werden, und das Studium der Wurten in unsern Marschen wie in den Niederlanden und Schleswig-Holstein brachte mich zu der Anschauung, daß diese Hebung, die mit der jüngsten Hebung Nordschwedens im Zusammenhang stehen könnte, sich ebenso wie die Litorinasenkung auf die ganze deutsch-niederländische Küste erstreckt habe. Dadurch wurde die in vorchristlicher Zeit einsetzende Besiedelung der Marsch zunächst auf den höheren Flußufern und am hohen Seestrande möglich. Unter den ältesten Wurten finden wir Wohnschichten mit Dünger und vielen Kulturresten unmittelbar auf dem gewachsenen Boden. Der niederländische Wurtenforscher A. E. van Giffen*) schließt aus der Höhenlage dieser Schichten für Friesland auf eine Senkung von 10 cm im Jahrhundert seit Beginn unserer Zeitrechnung. Erst als die Küstenzerstörung infolge erneuter Senkung wieder einsetzte, wurden nach und nach die Wurten aufgeworfen und endlich Deiche gebaut.

Die vielen Erdarbeiten bei den neuen Hafenbauten der Marine sowie beim Bahnbau vom Hafengelände nach Sande gaben so reichliche Aufschlüsse der oberen Bodenschichten, daß über deren Aufbau leicht eine Übersicht zu gewinnen war. Durch das freundliche Entgegenkommen der Werftbeamten war es mir möglich, ein genaues Nivellement von etwa 40 untersuchten Punkten in den neuen Bahngräben zwischen Altenhof und Sande zu erlangen. Sie liegen im Sandersalzengroden, der 1643 und 1644 eingedeicht wurde, aber auch schon vor 1511 in einer Bedeichung gelegen hatte. Hier ist deshalb eine ziemlich genaue Altersbestimmung der oberen Schichten möglich; alle jüngeren Meeresablagerungen, in denen eine deutliche Schichtung zu erkennen ist, müssen aus der Zeit zwischen den beiden Eindeichungen stammen; denn was spätere Überflutungen bei Deichbrüchen an Schlick gebracht haben, das wird durch die Bebauung und die Beweidung des Landes bald wieder in seiner Schichtung gestört.

Als Grenze zwischen der älteren Marsch und den seit 1511 abgelagerten Meeresschichten ist hier fast durchgehend eine deutlich in der Grabenwand sich abhebende Muschellage vorhanden. Stellenweise treten mehrere solche auf. In dieser Muschelschicht lagen mehrfach alte große Ziegelsteine und in einer kleinen Mulde ein Pferdeskelett, das nach seiner Lage als Kadaver eingeschwemmt sein mußte und offenbar samt den Muscheln, die es umgaben, durch eine Sturmflut hierher gelangt war. Das Weitere mag ein Durchschnittsprofil zeigen, das die mittleren Tiefen aus den etwa 40 vermessenen Profilen angibt.

*) van Giffen, Die Fauna der Wurten. Leiden, 1913 (Dissertation).

Landesbibliothek Oldenburg

NN.		
+ 0,33 m	Bodenoberfläche.	
	Eisenschüssiger Klei mit Pflanzenwuchs. Meeresablagerung.	Ablagerungen zwischen 1511 und 1643.
— 0,23 m	Muschelschicht.	
	Brackwasserton mit Pflanzenwuchs.	Ablagerungen vor 1511.
— 0,66 m	Oberkante des Torfes.	

Dieses Profil ist aus einem Durchschnitt von 6 Bohrungen folgendermaßen zu ergänzen:

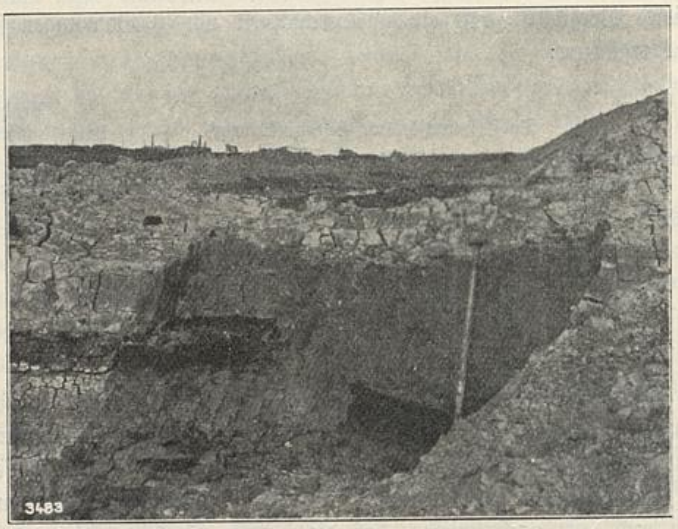
— 0,66 m	Torf (hauptsächlich Phragmitestorf).	Prähistorische Hebung.
— 1,7 m	Blauer Klei mit Reit, Süß- und Brackwasserablagerung.	Litorinasenkung.
— 4,2 m	Humoser brauner Sand.	
— 4,4 m	Braungrauer Sand.	

Es darf nach allem, was wir über die Sander Groden wissen, wohl nicht bezweifelt werden, daß die Kleischichten von der Muschellage aufwärts erst nach dem großen Jadeeinbruch von 1511 abgelagert sind. Ich habe diese Gegend schon in zwei Arbeiten im Jahrbuch für die Landesgeschichte (XVI u. XVIII) besprochen und dort nachgewiesen, daß die jüngste Senkung sich auch auf das Diluvium erstreckt, das hier den Kern einiger Wurten bildet und hier und da dicht unter die Marschoberfläche oder darüber emporsteigt, und ich meine, es gibt sich hier ganz entschieden eine Beteiligung der Senkung an den großen Sturmflutperioden des 13. bis 18. Jahrhunderts zu erkennen. Von den Geodäten und den meisten deutschen Geologen wird bestritten, daß eine solche Senkung jetzt noch im Gange sei, während mehrere niederländische Forscher auch für die Gegenwart noch mit ihr rechnen. Es ist zu hoffen, daß die vermehrten und verschärften Pegelbeobachtungen, zu denen die hohe Sturmflut vom 13. März 1906 und der erneute Streit über die Senkungsfrage Anlaß gaben, neben weiteren Bodenstudien uns in einigen Jahrzehnten eine sichere Antwort auf die für unser Land so überaus wichtige Frage gestatten: Sinkt unsere Küste noch, oder hat die Senkung aufgehört?

Die Litorinasenkung, die im östlichen Teile von Wilhelmshaven und beim Oberahneschen Felde so tiefgehende Meeressedimente zurückließ, hat in der Sander Gegend nur Brackwassertone abgelagert, die sich wahrscheinlich erst bei beginnender Hebung in vorchristlicher Zeit mit üppigem Schilfwuchs bedeckten, so daß zuletzt ein ausgedehntes Niederungsmoor entstand. Dieses befand sich beim Eintritt erneuter Senkung im Übergangsstadium zum Hochmoor, von dem wir im Süden des Salzengrodens reichliche Proben unter 1,5 bis 2 m Klei finden. Östlich von Mariensiel dagegen sind davon nur

Landesbibliothek Oldenburg

noch spärliche Reste erhalten, aber man sieht hier in dem Trockenaushub der Bagger vielfach losgerissene und vertriebene Schollen. Die Funde von Altens auf dem Banter Watt sowie Hausgrundrisse und Brunnenreste auf dem Seheſtedter Watt und Spuren menschlicher Tätigkeit in den tieferen Schichten des Delfshauser Moores, die geologisch jenen überschlickten Mooren entsprechen, beweisen, daß nach dem Ende der Litorinasenkung, wahrscheinlich während einer vorgeschichtlichen Hebung, das Niederungsmoor stellenweise von



Aus: Schütte, Die Entstehung der Seemarschen.

Aufschluß am Ems-Jadekanal bei Mariensiel.
Torfschicht im Klei, durch einen früheren Meereseinbruch durchbrochen und teils versenkt.

Menschen besiedelt war. Dieselbe Beobachtung hat D. Wildvang in den Emsmarschen gemacht*).

Eine sehr wertvolle Ergänzung der Aufschlüsse in der See und in ihrer nächsten Nähe bilden die bei den Vorarbeiten zum Bahnbau Varel-Rodenkirchen niedergebrachten zahlreichen Bohrungen. Sie geben ein Querprofil der ganzen Marsch- und Moorsenke zwischen dem Vareler Geestrande und der Weser bei Rodenkirchen, und obwohl sie nicht geologisch überwacht und ausgewertet worden sind, glaube ich sie heranziehen zu dürfen, nachdem ich die Bohrregister studiert und die Bohrproben, soweit sie aufgehoben worden sind, damit verglichen habe. Es sind in der Hauptlinie 217 und auf Nebenlinien 127 Punkte, meist in 100 m Abstand voneinander, an denen durchweg bis auf den Sand oder wenigstens bis auf sicher tragfähigen Untergrund gebohrt wurde. Zwischen Schweiburg und Schwei wurden 16 Bohrungen etwa 15 m tief niedergebracht, ebenso eine am Lockfleth, die übrigen weniger tief. Geologisch wichtig ist nun zunächst, daß auf der ganzen Strecke von

*) Dodo Wildvang, Eine prähistorische Katastrophe.

Landesbibliothek Oldenburg

Rodenkircherwurp bis zum Bahnhof Jade auf dem Sande eine dünne Moorschicht oder moorige Schicht mit Holz lagert, die von Ost nach West allmählich ansteigt. Zwischen Rodenkircherwurp und Rodenkirchen, im Querschnitt der alten Stadländer Insel*), die Dr. Karl Tantzen in einer Sonderabhandlung beschrieben hat, fehlt diese Moorschicht, ebenso im Westen unter der dünnen Marschdecke bei Hohenberge, aber schon am Knappdeich, 3 km östlich von der Bahn Oldenburg-Varel, findet sie sich, 30 cm mächtig, in ca. 6 m Tiefe unter NN., ebenso mächtig und fast in gleicher Tiefe an der Jade bei Alt-Wapelersiel. Ob sie zwischen den beiden genannten Punkten vorhanden ist, geht aus den untiefen Bohrungen nicht hervor. Von 2 km weiter östlich an aber wurde sie fast überall angetroffen, anfangs in gleicher Tiefe; dann sinkt sie, immer 20—30 cm mächtig, bis Schweieraltendeich auf ca. 10 m, hebt sich vor Schwei rasch bis auf etwa 7 m und sinkt von da bis jenseit Schweierfeld wieder langsam bis 10 m. Dann wird sie plötzlich 1,5—2,5 m mächtig bis zu dem Tief, das den Lauf des alten Lockfleths bezeichnet und keilt östlich von diesem, auf 7,5 m ansteigend, an der Grenze der alten Stadländer Marsch aus.

Vorstehende Übersicht gründet sich auf das Hauptbohrregister unter Berücksichtigung der etwas wechselnden Oberflächenhöhe. Es ist dabei zu bemerken, daß einzelne spätere Bohrungen, von denen ich die Proben mit den Registern vergleichen konnte, nicht überall eine eigentliche Moorschicht in der Tiefe antrafen, sondern statt ihrer mehrfach moorigen festen Klei mit Reitresten oder Wurzeln verzeichnen. Nach den Proben ist es eine ähnliche Schicht, wie sie auf der Grenze zwischen Postglazialsand und Alluvium in den Aufschlüssen des Oberahneschen Feldes und des Inseldurchstiches in Wilhelmshaven sich fand. Auch nach der Höhenlage kann sie ihr entsprechen, und weiter aufwärts haben wir dieselbe Schicht in den Sumpfgasbohrungen bei Strückhausen in etwa 10 m Tiefe. Wir werden also nicht fehl gehen, wenn wir in jener festen moorigen Schicht das verschlammte und vermoorte Bett eines Weserarmes aus der Yoldiazeit erblicken, das durch die Ancylushebung bis auf eine schmale Rinne in der Gegend des späteren Lockfleths, wo ja die moorige Schicht mächtiger wird und tiefer geht, trocken gelegt wurde. Eine fast ebenso tiefe vermoorte Rinne zeigen die Bohrungen zwischen Kirchdorf Schwei und der Achtermeerschen Brake an; an ihrer tiefsten Stelle wird der ältere Sand erst bei 14,25 m erreicht, und hier setzt die untere Moorschicht aus. Die Bohrungen auf der Haupt- und den Nebenlinien lassen aber einen Zweifel zu, ob dieses Flußbett nur ein von Südosten kommender, gegabelter Weserarm war, oder ob sich mit ihm ein von Westen kommender Fluß, der späteren Wapel entsprechend, in der Gegend der Achtermeerschen Brake oder nördlicher vereinigte. Leider sind die Bohrungen weiter westlich nicht tief genug geführt worden, um über den ursprünglichen Verlauf der Jade und der Wapel Auskunft zu geben.

*) K. Tantzen, Über die Bodenverhältnisse der alten Stadländer Marsch. 1912. Inaugural-Dissertation.

Landesbibliothek Oldenburg

Nun haben wir aber noch die höher gelegenen Bodenschichten in den Bohrprofilen zu betrachten.

Uber dem altalluvialen oder postglazialen Sande und der Ancylusmoorschicht, soweit sie vorhanden ist, lagert von Hohenberge bis fast zum Bahnhof Diekmannshausen überall tragfähiger Klei bis zur Oberfläche. Von da an sind die Profile nicht mehr so einfach. Ich setze einige zum Vergleich neben einander.

Bahnhof Diekmannshausen		Bahnhof Schweiburg		Südwestlich von der Schweier Kirche	
Oberfläche bei allen drei Bohrungen annähernd = NN.					
0 m	Tragfähiger Kleiboden. Meeresablagerung.	0 m	Fester Kleiboden.	0 m	Fester, schwarzer Moorboden.
		— 0,3 m	Reittorf, unten Baumwuchs, Birken u. Erlen.	— 0,7 m	„Weißer" Moorboden.
— 0,8 m	Fester Moorboden, Reitwuchs, unten Holz, bes. Birken.	— 1,0 m	Kleiboden, graublau, schmierig, mit Reit.	— 2,0 m	Sehr weicher graublauer Klei, schlammig, Reitreste.
— 1,6 m	Tragfähiger Kleiboden, oben mit Reit durchsetzt.	— 5,6 m	Moorboden, trocken und dicht.	— 7,0 m	Trockener Moorboden.
— 6,1 m	Fester Moorboden.	— 7,4 m	Mooriger, rötlicher Sand.	— 7,2 m	Fester, grauer Klei, fettig.
— 6,3 m	Humoser Sand.	— 10,0 m	Grauer Sand; starker Wasserandrang.	— 9,0 m	Feiner, weißer Sand, allmählich gröber, starker Wasserandrang.
		— 13,25 m	Bläulicher Sand.	— 15,0 m	Kies, reich an Steinen.
		— 13,4 m	Scharfer Kies.		
		— 15,0 m		— 15,2 m	

Die drei Profile stimmen darin überein, daß etwa 5 m über der Ancylusmoorschicht, wie ich die untere kurz bezeichnen möchte, eine zweite Moorschicht vorhanden ist, die unten mit Birken und Erlen durchsetzt ist. Diese Bäume wurzeln tief in dem darunter liegenden blauen Marschklei, aber auch das Schilfrohr, aus dem sich das obere Moor hauptsächlich zusammensetzt, sendet seine Wurzelstöcke und Wurzeln tief in den liegenden Süß- und Brackwasserton. Vergleicht man diese Bohrungen mit den Aufschlüssen von Wilhelmshaven und dem Oberahneschen Felde sowie im Sander Salzengroden, so ergibt sich die wesentliche Übereinstimmung der oberen Moor- und Kleilagen in Höhenlage und Beschaffenheit. Wir werden also auch hier die mittlere Kleilage der Litorinasenkung, die darauf gewachsene Schilftorfschicht der vor-

Landesbibliothek Oldenburg

oder frühgeschichtlichen Hebung und den Klei über dem jüngeren Moor der jüngsten Senkung zuschreiben dürfen. Neben dieser Übereinstimmung aber zeigen die drei Profile, untereinander und mit den nördlicheren Aufschlüssen verglichen, beachtenswerte Unterschiede: Während in der westlichsten der Bohrungen lauter tragfähiger Boden vorhanden ist, ist der Litorinaklei (die mittlere, graublaue Kleimasse) in den beiden andern sehr weich, so daß sich der Bohrer leicht durchdrücken läßt, in der östlichsten Bohrung sogar schlammartig, während die oberflächlichen und die tieferen Schichten fest sind. Der weiche, nicht tragfähige Klei reicht nach Angabe der Bohrregister von Stat. 67 (d. i. nördlich von Jaderaußendeich) bis Stat. 167 (d. i. bei Schweierfeld), also gerade 10 km weit. Während er im östlichen und westlichen Teil dieser Strecke allmählich auskeilt und von etwa 3 m festem Klei unterlagert wird, ist er in der Mitte, in der Gegend der Achtermeerschen Brake, bis über 5 m mächtig und reicht bis unmittelbar auf die ältere Moorschicht hinab. Er fehlt ganz in der Gegend des Lockfleths und der Jade. Ich ziehe aus diesen Bodenverhältnissen den Schluß, daß während der Litorinasenkung das Meer durch den gegen das Ende der Ancylushebung westlich von Schwei verlaufenden Weserarm aufwärts drang und gleichzeitig mit den Sand- und Muschelschichten bei Wilhelmshaven und dem Oberahneschen Felde hier im oberen Bereich der Tiden anfangs sandigen, an Holz- und Torfresten reichen, später weicheren Schlick ablagerte, bei fortschreitender Senkung immer weiter die Ufer überflutend, bis im Schutze der vorgelagerten Diluvialhöhen von Hohenberge, Arngast und Jadeleh ein weites, von dem bedeutend verbreiterten westlichsten Weserarm und den Abwässern der nordoldenburgischen Geest mit Süßwasser gespeistes Brackwasserhaff entstand. Ob in den unteren Tonschichten hier noch Seemuscheln vorkommen, habe ich nicht ermitteln können. Nur bei Sehestedt förderte ein Brunnenbau mit dem unteren Ton Herzmuscheln und Miesmuscheln zu Tage. Die Meeresdiatomeen aber sind in diesen Litorinaschichten bis Strückhausen und bis zum Großenmeerer Staatsmoor hinauf verbreitet. Bis soweit mindestens muß also das Meerwasser zu Zeiten vorgedrungen sein.

Das Lockfleth scheint zu Beginn der Litorinasenkung nicht als Fluß vorhanden gewesen zu sein, soweit die Bohrregister einen Schluß zulassen. Sie verzeichnen hier über einer bis 2,5 m mächtigen älteren Moorschicht lauter festen Klei bis etwa — 3 m aufwärts. Die einzige Bohrung, von der ich die Proben untersuchen konnte, verriet zwar nichts von der mächtigen Ancylusmoorschicht, aber sie wies auch keine Spuren eines verschlammenden Flußbettes unterhalb — 3 m auf, sondern nur die festen Schichten einer höheren Uferzone, die nicht dauernd von Wasser bedeckt war. Es scheint also während der Litorinazeit von jenem Flußbett bei Schwei aus eine allmähliche Überschlickung der niederen Ufer nach Osten und nach Westen weithin stattgefunden zu haben.

Der Salzgehalt des Wassers war gegen Ende der Litorinasenkung so gering, daß von den Uferzonen her ein üppiger Schilfwuchs immer weiter ins Flußbett vordringen und bei Beginn der vorchristlichen Hebung ausgedehnte

Landesbibliothek Oldenburg

Niederungsmoore bilden konnte. Für eine ziemlich rasche Hebung spricht besonders der Umstand, daß gerade die unteren Schichten des jüngeren Moores (s. obige 3 Profile) viel Baumwuchs, besonders Birken und Erlen, enthalten, die auf den schlammigen Tonschichten nicht hätten wachsen können, wenn nicht der Grundwasserstand infolge einer allgemeinen Hebung des Küstengebietes stark gesunken wäre. Schon Salfeld*) macht darauf aufmerksam, daß im Weserdelta zwischen der untern Kleischicht und dem Hochmoore Reste von früherem, mächtigem Waldwuchse mit Andeutungen vom Dasein des Menschen**) liegen, daß aber das Weserdelta damals über dem Niveau der Flut gelegen haben muß und daß erst durch eine spätere Senkung der Untergrund von Teilen des Moores unter Fluthöhe geraten ist. — Sehr lange — im geologischen Sinne — kann diese Hebung aber nicht angedauert haben; denn es fand weder eine tiefgehende Erhärtung des Tonbodens wie bei der Ancylushebung noch eine starke Eisenausscheidung statt; nur die Bildung von Schwefelkies, der unter dem Schilfmoor hier und da gefunden wird, könnte vielleicht auf diese Periode zurückgeführt werden. Ihre Zeitdauer genügte aber, wie schon oben ausgeführt wurde, um den Menschen zur Besiedelung der den Fluten entsteigenden fruchtbaren Gründe zu veranlassen, die er dann auch nicht aufgeben wollte, als eine ihm unbekannte Macht das eroberte Gebiet langsam wieder unter den Wasserspiegel hinabzusenken drohte.

Diese jüngste Senkung, die uns den historischen Jadebusen brachte, hat die großen Niederungsmoore im Weserdelta, wie auch unsere obigen Bohrprofile zeigen, mit 0,5 bis 3 m See- und Brackwasserschlick überdeckt und das Meer vom Jadebusen her durch mehrere Arme mit der Weser in Verbindung gesetzt. Von diesen kennen wir die Heete und Ahne an der Südgrenze Butjadingens, das Lockfleth mit der Wester-Ahne als Westgrenze Stadlands und die Jade-Line, die bei Elsfleth von der Hauptweser abzweigte, aber um 1500, bald nach ihrer Vereinigung zu einem Verbindungsarm, bei Salzendeich durchdämmt wurde.

Von dem Eisenbahnprofil Varel—Rodenkirchen werden nur das Jade- und das Lockflethbett gekreuzt, das Jadebett etwas nördlich von Alt-Wapelersiel, an einer Stelle, die jedenfalls keine ungestörte Schichtenfolge aufweist, wenigstens in den Probebohrungen für die Eisenbahnbrücke nichts von der oberen Moorschicht verrät, die sich unter dem jüngsten Klei ganz am Jadebett aufwärts zieht. Dieses Moor wird hier, wo das Meer nach 1511 am weitesten nach Süden vordrang, von den Fluten zum großen Teil weggeschwemmt sein, haben sie doch noch in der Nähe von Jaderberg die Öltjenbrake als Moorscholle ausgehoben.

Teilweise erhalten geblieben ist das Niederungsmoor unter dem Lockflethbett westlich von Rodenkircherwurp, wo die Bohrregister es von Stat. 173—188 beispielsweise in Tiefe von 1,5—2,0; 1,7—2,4; 2,2—2,7 m unter NN.

*) Salfeld, Die Hochmoore auf dem früheren Weserdelta. Zeitschr. der Gesellsch. f. Erdk. Berlin 1881.

**) z. B. im Delfshauser Moor (Der Verf.).

Landesbibliothek Oldenburg

angeben. Ich selbst habe dort frische Aufschlüsse in den Eisenbahngräben gesehen und mit dem Spaten in der Grabensohle einen Aushub bis auf jenes Moor gemacht. Es scheinen von diesem jüngeren Moor nur die unteren Schichten, die aus wenig vertorften Reitlagen bestehen, erhalten geblieben zu sein; die höheren Schichten wird das Wasser abgehoben haben. An ihre Stelle ist blaugrauer Brackwasserton getreten. Die oberen Schichten aber zeigen direkte Einwirkung des Meerwassers; denn 60 cm unter der Oberfläche liegt in einer knickartigen Erde eine etwa 10 cm mächtige Sturmflutschicht mit Herz- und Miesmuscheln und Strandschnecken, vermischt mit zusammengespülten Stengel- und Wurzelresten von Strandpflanzen mit Krusten von Eisenoxyd, genau wie man solches am Strande des Oberahneschen Feldes findet. Die untersuchte Stelle liegt etwa 500 m westlich von dem alten West-Deiche des Stadlandes und etwa 100 m östlich von der Eisenbahnbrücke über das Lockfleth. Die Muschelschicht fiel sanft nach diesem hin ab und verlor sich nach Osten hin in den oberen Bodenschichten. Sie wird einen sanften Uferabhang des Stadländer Außengrodens hinter dem Rodenkircher Oberdeich nach der Westerahne zu darstellen. 1 Kilometer nördlich von hier wurde bald nach 1514 der erste Ahnezuschlag gelegt. Jene Sturmflutschicht könnte aus der Zeit 1396/1423 stammen, als die alte Pfarrkirche von Strückhausen im Wasser verging.*) Nach der Durchdeichung wird von Süden her durch das noch offen bleibende Lockfleth, das bei der Harrierbrake in die Weser fiel, eine rasche Auflichtung erfolgt sein, die die 60 cm Klei über der Muschelschicht brachte. An der Grenze der Neuzeit war also hier, wo schon in der Ancyluszeit eine Flußrinne bestanden hatte, wiederum eine Verbindung der Weser mit dem Jadebusen vorhanden. Das darf wohl als geschichtlich und geologisch feststehend betrachtet werden.

Gehen wir nun im alten Weserdelta weiter aufwärts, so bieten die Bohrungen auf Sumpfgas in Strückhausen und Umgegend und die Arbeiten mit der Kleihebemaschine in der Gegend von Mentzhausen wertvolle tiefere Bodenaufschlüsse, über die ich aus eigener Anschauung berichten kann. Ich stelle wieder zwei Profile nebeneinander, von denen das eine auf dem Grundstück des Molkereidirektors Büsing in Strückhausen, unweit des Bahnhofs, das andere auf den Gründen des Anbauers H. Janßen im Großenmeerer Staatsmoor zwischen der neuen Kolonie Rüdershausen und Südmentzhausen liegt. Die Verbindungslinie der beiden Punkte, 5 km lang, verläuft ONO—WSW durch die Strückhauser Wildbahn.

*) Sello, Der Jadebusen. Varel 1903.

Landesbibliothek Oldenburg

Strückhausen		Großenmeerer Staatsmoor	
NN. ÷ 0 m	Gartenerde, dann Moos- und Schilftorf.	NN. + 2 m	Jüngerer Moostorf.
— 3,0 m	Blauer, weicher Ton mit Reitwurzelstöcken, nach unten dichter werdend.	— 2 m	Schilftorf. Klei mit Reit.
— 9,50 m	Zäher Ton, völlig undurchlässig.	— 2,60 m	Klei mit Reitwurzeln, grau.
— 10,50 m	Moorige Schicht mit Schilf und Holz.	— 4 m	Blauer Klei.
— 10,75 m	Ton wie vorhin, undurchlässig.	— 5,50 m	Klei mit Sandschichten. Brackwasserablagerungen.
— 11 m	Moorige Schicht wie vorhin.	— 6 m	Sehr festes schwarzes Moor mit Sand, Holzreste. Darunter humoser Sand.
— 11,25 m	Torfschicht mit Sand.	— 6,50 m	
— 11,50 m	Feiner humoser Sand.		
— 12 m	Grober Sand.		
— 12,50 m	Sand mit Braunkohle.		
— 13,50 m	Grober Sand und Kies.		
— 15 m	Grober Kies, Kiesel- und Feuersteingeröll.		
— 17 m			

Nach Angabe der Arbeiter soll der Sanduntergrund nach Westen ansteigen, und dort sollen in ihm mächtige Eichen wurzeln. Wir haben dort wahrscheinlich eine Fortsetzung des linken Postglazialufers der Weser von Moorriem her, das in der Ancyluszeit mit Wald bedeckt war. Die Weser wird sich damals in mehrere Arme geteilt haben, von denen der eine im Strückhauser Profil getroffen wurde, und zwar sind hier die Schichten von etwa 9 m abwärts bis 11,5 m als in der Ancyluszeit gehobene Sedimente des sich verschmälernden Flusses zu betrachten.

Ein anderer Ancylusarm der Weser kreuzt vermutlich südlich vom Bahnhof Oldenbrok den nach Oldendorf führenden Weg. Dort tritt nämlich in dem 2,70 m tief ausgehobenen Zuggraben unter dem Moor ein ganz fester Klei zu Tage, der sich in westöstlicher Richtung als Rücken fortsetzt und sich schon durch die höhere Lage des Moores bemerkbar macht. Ich untersuchte den Klei mit dem Handbohrer und erhielt folgendes Profil:

Landesbibliothek Oldenburg

Bohrung 600 m südlich vom Bahnhof Oldenbrok.
(Die Grabensohle liegt auf ÷ 0.)

÷ 0 m	Sandiger, blaugrauer Klei mit Wollgraswurzeln, vivianitfleckig.	
— 1,8 m	Ein Knochenstück mit Vivianit.	
	Sehr steifer Klei mit Reitresten, überall durchwachsen.	
— 4,3 m	Birkenholz.	Der Ton ist so fest, daß man nur mit Mühe bohren und die geschlossenen Bohrkerne heraufziehen kann.
	Klei grau und braun gemischt, Spuren von Glimmer.	
— 5,3 m	Brauner, sehr humoser Ton,	
— 6,0 m	etwas weicher.	

Es muß hier ein altes Hochufer eines Flusses sein, nach der Bodenbeschaffenheit der unteren Hälfte wahrscheinlich aus der Ancyluszeit. Die unterste Schicht stimmt in der Höhenlage etwa mit den Ancylusschichten der Kleiaushebung im Großenmeerer Staatsmoor überein. Die oberen müssen von Aufschlickungen aus der Litorinazeit herrühren. Die Festigkeit des Bodens deutet auf eine relativ hohe Lage hin; jedoch berechtigt die eine Bohrung nicht zu weiteren Schlüssen.

Zum Vergleiche sei hier noch das Ergebnis einer zweiten Handbohrung im Oldenbroker Moor südöstlich von der Meinerschen Torfstreufabrik an der Bahnstrecke Oldenbrok-Strückhausen aufgeführt.

Abstand von der vorigen Bohrung 2 km,
vom Bahnhof Strückhausen 1,5 km.

Oberfläche etwa + 3,0 m	
	Lockeres Moor, Moos-, Heide- und Wollgrastorf.
— 0,5 m	
	Sehr weicher, mooriger Klei.
— 1,0 m	
	Niederungsmoor mit Schilf, Binsen ꝛc.
— 1,5 m	
	Klei mit Reitwurzelstöcken.
— 2,2 m	
	Bläulicher Klei mit Birkenstamm.
— 2,5 m	
	Bläulicher Klei, fester werdend.
— 3,0 m	
	Fetter grauer Klei.

Landesbibliothek Oldenburg

Hier haben wir von unten bis — 1,5 m aufwärts Litorinaablagerungen in dem Strückhauser Weserarm, nämlich Brackwasserton mit aus tieferen Schichten aufragendem Holz, nach oben gegen Ende der Senkung Übergang zu Niedermoor; darüber wieder Klei, der der jüngeren Senkungsperiode angehört, aber wahrscheinlich nur bei Sturmfluten eingeschwemmt ist, während das lockere Hochmoor auftrieb, ohne verschwemmt zu werden, ein Vorgang, der beim Außendeichsmoor in Seheſtedt regelmäßig bei hohen Fluten eintritt. Die Hochmoorbildung wird hier während der vorchristlichen Hebung eingesetzt haben; das Oldenbroker Moor ist also wahrscheinlich nicht viel über 2000 Jahre alt; es besteht fast ganz aus jüngerem Moostorf. Daher die vielen Torfstreufabriken jener Gegend, die bei genügend tiefer Entwässerung das Moor bis in die untersten Schichten zu Torfstreu verarbeiten könnten.

Die letzte Handbohrung nahm ich an der angegebenen Stelle vor, weil hier um 1850 ein großer Moorrutsch stattgefunden hat, ein Ereignis, das in dieser fast ganz ebenen Gegend unerklärlich erscheinen muß, wenn nicht die Untergrundsverhältnisse das Rätsel lösen. Herr Frels, ein Landwirt aus der Nachbarschaft, der mir mit Auskunft und Arbeitshilfe beistand, wußte aus dem Munde älterer Leute, daß nach heftigen nächtlichen Regengüssen eine Moorfläche von vielleicht $^1/_2$ qkm oder mehr sich nordostwärts nach der Strückhauser Seite verschoben habe, so daß an der Bruchstelle tiefe Spalten entstanden, die sich mit grauschlickigem Wasser füllten, und Landgrenzen verrückt wurden. Nun hängt zwar heute das Hochmoor nach Strückhausen hin, wo es durch Torfgraben erniedrigt ist, etwas ab, im ganzen vielleicht um 3 m; und das wird wohl, wenn auch in geringerem Maße, vor 50 Jahren auch schon so gewesen sein; aber das Emporsteigen des schlickigen Wassers in den Spalten und in benachbarten Gräben spricht dafür, daß der Abrutsch auf einer Schicht sehr weichen Kleis erfolgte, und das wird die Kleischicht zwischen — 0,5 und — 1 m gewesen sein, die schon bei ihrer Ablagerung den Zusammenhang zwischen Hoch- und Niederungsmoor unterbrach.

Fragen wir nun, wie weit sind die charakteristischen Schichten nach dem Geestrande hin zu verfolgen, so treffen wir zunächst eine Grenze des Litorinatones im Delfshauser Moor, wo er am linken Ufer der Rasteder Bäke noch von — 3 bis — 4,25 m reicht und auf weißem Sande liegt, 200 m westlich davon aber unter dem bis — 4 m abwärts reichenden Hochmoore schon fehlt. Nur eine Niederungsmoorschicht mit etwas Klei mitten zwischen zwei Hochmoorlagen deutet eine Überflutungsperiode während der Litorinazeit an, die eine Unterbrechung der Hochmoorbildung bewirkte. Letztere setzte aber in der vorchristlichen Hebungsperiode von neuem ein, und das zweite, jüngere Hochmoor wurde dann in historischer Zeit während der jüngsten Senkung von der Jade aus mit Schlick überdeckt, der an der Hahner Bäke weit aufwärts geht, nach Delfshausen hin sich aber schon verliert. In der eingeschalteten Schilftorfschicht mit Klei wurde eine Pyritknolle und bearbeitetes Holz gefunden, angeblich auch ein Brunnen. Das Moor scheint also nach dem Aufhören der Litorinasenkung vorübergehend besiedelt gewesen zu sein, bevor es als Hochmoor

Landesbibliothek Oldenburg

weiter wuchs. Die Überschlickung des letzteren während der historischen Senkung hörte erst mit der Eindeichung 1529 auf. Aber diese junge Kleidecke ist bei Delfshausen schon völlig entkalkt.

Am Salzendeich, durch dessen Anlage um 1500 die Verbindung zwischen Jade und Liene unterbrochen wurde, stellte ich durch Handbohrung folgendes Profil zweimal fest:

÷ 0 m		
	Knick, stark eisenhaltiger Klei.	Historische Senkung.
— 0,8 m		
	Hochmoor, nach unten in Schilftorf, dieser in schmierigen,	Prähistorische Hebung.
	mit Reit durchsetzten Klei übergehend.	Litorinasenkung.
— 3,0 m		
	Trockenes Hochmoor mit Birkenholz; dieses wurzelt im humosen Sande, der nach unten gelb wird.	Ancylushebung.
— 4,5 m	Viel Sumpfgas.	
?		

An der Oberströmischen Seite von Großenmeer sind nach Angabe eines Brunnenbauers, der hier vier Gasbrunnen anlegte, etwa 4 m Moor über Schwemmsand vorhanden; die Brunnen stehen 16, 18 und 20 m tief im Kies, der sandsteinharte Krusten enthält. 4 km südlich von dort an der Moorseiter Chaussee wurde bei einem Hausbau nachstehende Schichtenfolge ermittelt:

÷ 0 m		
	Niederungsmoor.	Vielleicht ist hier Hochmoor abgegraben oder weggetrieben während der Jade-Line-Verbindung.
— 0,30 m		
	Schmieriger blauschwarzer Klei voll Reitwurzelstöcke.	
— 0,70 m		
	Schwarzes Moor mit Birkenholz; oben mit Binsen-, Reit- und Graswuchs.	Ancylusschichten mit Übergang zu Litorinaschichten.
— 3,10 m		
	Humoser Sand?	

Die Bodenschichten von — 0,30 bis etwa — 0,70 m sind wahrscheinlich Ablagerungen aus der Litorinazeit; es scheinen Uferpartien mit überschlicktem Moor zu sein, wie bei Delfshausen, und so deutet alles darauf hin, daß schon während der Litorinazeit das alte Ancylushochufer der Weser bei Großenmeer, welches auch im hochgelegenen Schwemmsand der Gasbrunnen an der Oberströmischen Seite seine Nähe verrät, weit überflutet und das vom Geestrande her weit vordringende Waldmoor der Ancyluszeit mit Schlick überdeckt wurde. Die prähistorische Hebung brachte neuen Moorwuchs, der endlich im späten Mittelalter bei Salzendeich von der Weser wie von der Jade her durch

Landesbibliothek Oldenburg

die jüngste Senkung abermals mit Klei überlagert wurde. Dieser Klei füllt die ganze Senke um Großenmeer aus, die ja noch auf älteren Karten als Meer dargestellt ist; die Moorseiter Chaussee bildet etwa die Westgrenze desselben. Bei Salzendeich sieht man noch deutlich das Bett des Verbindungsarmes zwischen Jade und Line etwa in der Breite eines Sieltiefes, und zwar mit kleibedeckten Moorufern. Es wird nach der Mächtigkeit des Kleis über dem Moor etwas weniger tief als das Lockflethbett gewesen sein, so daß nur flachbodige Schiffe durchfahren konnten. Aber sogar die Rasteder Bäke und die ihr zufließende Hülsbäke scheinen in jener Zeit weit hinauf mit kleinen Schiffen befahren worden zu sein; sonst wüßte ich es mir nicht zu erklären, wie ein 1,30 m langer eiserner Schiffsanker, der am 7. Februar 1896 auf einer Wiese im Stroth bei Barghorn $^1/_2$ m tief gefunden wurde, dorthin hätte gelangen können.

Das Ipweger Moor, sowohl der unkultivierte, vom Heiddeich umschlossene Hauptteil als auch die kultivierten Randstreifen bis nach Moorriem hin, scheint ganz auf Sanduntergrund zu ruhen. Geht eine Flußrinne von Süden nach Norden hindurch, wie ich oben vermutete, so wird sie nicht mehr zur Litorinazeit bestanden haben, sonst müßte der Litorinaton von der Jade her weiter heraufgedrungen sein. In den teils von mir selbst ausgeführten, teils mir durch andere bekannt gewordenen Aufschlüssen: bei den Tümpeln östlich von der Kolonie Ipwegermoor (lockeres Moor bis — 3 m), am Moordeich bei Bornhorst (ebenso), Paradies (ebenso bis — 2,5 m), Moordorf (dichteres Moor bis — 3 m), Bardenfleth (Moor bis — 5, stellenweise bis — 6 m) ist nirgends die untere Kleischicht vorhanden, jedoch kommt in den der Hunte und Weser näher liegenden Profilen mitten im Moor eine Waldschicht mit Eichen, Erlen, Kiefern und Haseln (in Bardenfleth sehr viele Haselnüsse) vor, die auf eine Unterbrechung der Moorbildung zur Zeit der prähistorischen Hebung zu deuten sein wird.

Etwas östlich von der Altenhuntorf-Neuenbroker Chaussee beginnt schon der Klei der jüngsten Senkung, in historischer Zeit wahrscheinlich von einem Wesserarme hier abgelagert, der die Fortsetzung der Ollen bildete. Bis weit in die Marsch hinaus sieht man hier in den Gräben unter dem Klei starke Eichen- und Kiefernstämme liegen, die im Moor wurzeln. Sie gehören wohl auch der etwa meterdicken, ziemlich scharf abgegrenzten Waldschicht an, die wir soeben als Leitschicht der letzten Hebung betrachteten. Auf dem Moorrande wird sich dieser Wald als Bruchwald noch bis weit in die Senkungszeit erhalten haben, wie die Ortsnamen auf „Brok" andeuten, und Reste davon sind noch heute vorhanden.

Ein großer Eichen- und Haselwald kam zu Tage, als zu Anfang der 90er Jahre die Hunteschleife bei Lichtenberg durchstochen wurde. Ganze Lagen von Haselnüssen und Eicheln bedeckten den Waldboden; dazwischen fanden sich Hirsch- und Rehgeweihe und angeblich Kulturreste, von denen ich aber nichts sicheres ermitteln konnte. Die Bäume wurzelten im Sande, der von Huntebrück bis hier in geringer Tiefe (— 4 bis 5 m) erreicht wird. Der

Landesbibliothek Oldenburg

durchstochene Lichtenberger Groden wird zu einer größeren Weserinsel gehört haben, die einen Teil der Lechterseite von Stedingen und den Süden der Gemeinde Elsfleth umfaßte. Hier finden wir nämlich im Fuße alter Wurten (Wehrder rechts und links von der Hunte, nördlicher Oberrege, Watkenstraße bei Lienen, südlich von der Hunte Bettingbühren, Berne usw.) vor- und frühgeschichtliche Kulturreste. Der Sanduntergrund ist wahrscheinlich eine Fortsetzung des Diluvialrückens, der den jetzigen Weserlauf von Vegesack bis Elsfleth so weit nach Westen drängt. Dieser wird sich erst nach der Ancyluszeit durch den niederen Teil des Diluvialrückens durchgewaschen haben, so daß zwischen ihm und der „Ollen" Weser jene Insel entstand. Er hat zeitweilig sogar von Rekum her an Neuenkirchen vorbei einen noch östlicheren Verlauf gehabt oder einen Arm nach Nordnordost entsendet, dessen linkes Hochufer sich in einem + 4 m hohen Sandrücken mitten in der Marsch bei Aschwarden und dessen rechtes Ufer sich in dem + 14 m hohen schnurgeraden Steilrande bei Uthlede deutlich erkennen läßt.

Dieses Pendeln der Unterweser nach Osten und Westen wird während der Litorinasenkung, die erst nach und nach das Weserdelta zu einem tief eindringenden Meerbusen aufweitete, die Regel gebildet haben. Indem ihre Arme in Seebalgen ausmündeten, die sich hin und her verlegten, bedeckten sie den Wald- und Moorboden der Ancyluszeit, soweit er nicht von den Wellen abgetragen wurde, mit mächtigen Lagen von Brackwasserschlick, der sich z. B. noch 4 m tief unter dem St. Veitshügel bei Altenesch findet, weiter draußen mit Schlicksand und schufen so den tiefgründigen Kleiboden der älteren und den sandigen tieferen Untergrund der neueren Marsch. Während der jüngsten Senkung zeigte die Weser ein gleiches Bestreben, aber nun machte schon Menschenhand dem Wasser die Herrschaft streitig, dämpfte bei günstiger Zeit die schwächeren Arme und verhalf so dem östlichen Weserlauf, der vielleicht erst jetzt nach der Lune- und Geestesenke durchbrach und um die scharfe Ecke bei Blexen herum seinen Ausgang nach der Nordsee fand, zur Alleinherrschaft.

Wäre der Mensch als geologischer Faktor ausgeschaltet, so würde die Marsch heute bis Stedingen hinauf wie zur Litorinazeit ein Brackwasserhaff mit vielen Inseln und Sandbänken sein, zwischen denen die Weserarme in veränderlichen seichten Betten in trägem Laufe bald das süße Oberwasser seewärts, bald die mit ihm vermischte Meeresflut landeinwärts führten und die großen Sinkstoffmassen, die die Gezeiten und der Wellenschlag am zurückweichenden Strande aufwühlen, mit den vom Flußwasser herbeigeführten vermischt, über die sinkende Marsch und das Niedermoor breiteten, die inneren Gebietsteile auf Kosten der äußeren bis zum Niveau der heutigen Flußinseln und Außengroden erhöhend. Dieser Vorgang hatte wahrscheinlich bereits begonnen, als die Römer unsere Küste kennen lernten und beschrieben, und er dauerte an, bis die allgemeine Eindeichung ihn auf den äußersten Küstenrand beschränkte. Seitdem ist die eingedeichte Marsch nur noch bei Deichbrüchen um ein Kleines aufgeschlickt; teils infolge der allgemeinen Senkung, die freilich nach dem Urteil der deutschen Geodäsie zum Stillstande gekommen ist, teils

Landesbibliothek Oldenburg

durch das Zusammensinken des austrocknenden Bodens, liegt sie jetzt meist unter Mittelhochwasser (s. d. Querschnitt Jever-Fedderwarden S. 90), kleine Gebiete sogar unter Normalnull.

Das Alter unseres Alluviums. Die älteren Ablagerungen lassen nur eine relative Altersbestimmung zu, die durch ihre Aufeinanderfolge bedingt ist. Die Dauer der Eiszeit wird von den Geologen ganz verschieden geschätzt, ebenso das Gesamtalter des Alluviums. Wenn wir in unsere Übersicht Zahlen einstellen, so sollen diese keineswegs Anspruch auf Genauigkeit erheben, sondern nur einen gewissen Anhalt bieten, um was für Zeiträume und Höhenunterschiede es sich handeln mag. Je näher die geologischen Vorgänge der Gegenwart liegen, desto mehr Möglichkeiten haben wir, einen Maßstab anzulegen, besonders seit der Mensch an der Gestaltung des Heimatbodens mitwirkt. Aber auch da ist die Beurteilung der Zeit außerordentlich schwierig, und alle Zahlen dürfen nur mit Vorbehalt genannt werden.

Wir sprachen schon von der Wichtigkeit der Moorfunde. Ein Beispiel mag auch hier zeigen, wie wichtig es manchmal für die geologische Beurteilung ist, wenn organische Einschlüsse und Kulturreste in den Bodenaufschlüssen genau beachtet und sorgsam untersucht werden, und wie die verschiedenen Zweige der Naturforschung mit der Altertumsforschung Hand in Hand arbeiten müssen, um zu einigermaßen sicheren Ergebnissen zu gelangen.

Ende Oktober 1908 wurde in Holßel, am Geestrande des Landes Wursten, wie F. Plettke im XIII. Jahresbericht der Männer vom Morgenstern berichtet, beim Sandgraben eine Abfallgrube aufgedeckt, in der sich neben ein paar Tongefäßen, vielen Scherben und anderen Resten menschlicher Gebrauchsgegenstände Schalen von Mies-, Herz-, Platt- und Pfeffermuscheln und Strandschnecken (Litorina litorea) fanden, deren Inhalt offenbar verspeist worden war. Plettke schickte die Kulturreste an G. Sarauw in Kopenhagen, und dieser Forscher gelangte zu dem Ergebnis, daß die Funde der Zeit von 800—500 v. Chr., also der jüngeren Bronzezeit angehörten. Nun liegt zwar Holßel von der nächsten Fundstätte der Muscheln im jetzigen Watt 10—12 km entfernt; aber unter dem Dargboden der alten Wurster Marsch sind dieselben Muscheln im Klei enthalten, der nach unserer obigen Einteilung der Litorinazeit angehört. Daß die Muscheln der Abfallgrube aus der Litorinazeit stammen, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß unter ihnen die Sandklaffmuschel (Mya arenaria) fehlt, die nach Angabe von G. Sarauw erst nach Beginn unserer Zeitrechnung in die Ostsee und nach Ausweis unserer Baggerergebnisse erst während der jüngsten Senkung bei uns eingewandert ist.

Dürfen wir somit annehmen, daß die Muscheln der Holßeler Abfallgrube auf dem Litorinawatt in der Nähe der Fundstelle (wo jetzt die alte Wurster Marsch ist) gesammelt wurden, und zwar gegen Ende der Bronzezeit, so ist weiter der Schluß erlaubt, daß dieses etwa mit dem Ende der Litorinasenkung zusammenfällt und daß die prähistorische Hebung etwa um 500 v. Chr. einsetzte; denn kaum 1 m über den Muschelschichten beginnt in der südlichen

Landesbibliothek Oldenburg

Wurster Marsch der muschelfreie Boden zunächst mit Meerbinsenwuchs, dann mit Schilfrohr und Schilftorf.

Ein weiterer Fund im Lande Wursten im Zusammenhang mit der niederländischen Wurtenforschung gestattet vielleicht einen Schluß auf die Zeit der jüngsten Senkung. Bei Dingen wurde vor mehreren Jahren von Dr. J. Bohls im Marschboden ein Urnenfriedhof aufgedeckt, der u. a. ein schönes Gefäß aus römischer roter Siegelerde, außerdem einige Baumsärge enthielt. Die Urnen stammen nach sachkundiger Schätzung aus dem vierten Jahrhundert nach Chr.; die Baumsärge mögen etwa 400 Jahre jünger sein. Der Friedhof liegt in der Nähe eines Sieltiefs, das vor der Eindeichung eine Küstenbalge gewesen sein wird. An dessen hohem Ufer ist die Dorfwurt Dingen errichtet und ganz in der Nähe der wenig erhöhte Friedhof angelegt. Aber auch die Dorfwurt wird, soweit sie künstlich aufgeworfen war, zur Zeit der Benutzung des Friedhofes noch geringe Höhe gehabt haben; wenigstens ist aus den Niederlanden bekannt, daß die oberen 3 bis 4 m Klei der meisten Wurten, die wenig oder keinen Mist, Knochen und dergleichen enthalten, erst zwischen dem 6. und 12. Jahrhundert aufgebracht worden sind. Jedenfalls muß der Marschboden zur Zeit der Anlage der Wurt und des Friedhofs noch erheblich höher als heute gelegen haben, denn 5 bis 6 m unter der Dingener Wurtoberfläche, etwas unter Normalnull, ist noch schwarze, humusreiche Erde mit Kulturresten vorhanden, ähnlich in Blexen, Tossens, Sinswürden und in den abgegrabenen holländischen Terpen, und setzen wir nach der Altersbestimmung der Urnen die Zeit der ersten Besiedelung des Hochufers der Dingener Balge ins dritte nachchristliche Jahrhundert, so kann um die Zeit die Senkung noch keinen hohen Betrag erreicht haben. Andererseits berichten schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Römer, daß die Chauken auf Wurten wohnen, daß sie zum Brennen „lutum“ (d. i. vermutlich vom Wasser bloßgespülter Torf) mit den Händen sammeln, daß die römischen Flotten nächtlicherweile durch schwimmende Wälder (auf losgerissenen Moorschollen?) erschreckt wurden, und daraus läßt sich wohl schließen, daß die Küstenzerstörung infolge erneuter Senkung bereits begonnen hatte. Sie bestände demnach, rund gerechnet, etwa seit Christi Geburt, machte sich in den ersten Jahrhunderten jedoch weniger bemerkbar als etwa seit der Karolingerzeit und erreichte ihr Maximum mit der Entstehung der großen Meerbusen seit dem 12. Jahrhundert, die wohl besonders eine direkte Folge der immer mehr fortschreitenden Zertrümmerung des während der Hebung fast geschlossenen Strandwalles der Düneninseln war.

In nachstehender Tabelle sei versucht, das ganze Problem der Niveauveränderungen unseres Küstengebiets in gedrängter Übersicht zusammenzufassen:

Landesbibliothek Oldenburg

Geologischer Abschnitt	Betrag der Senkung (—) der Hebung (+)	Begründung vorstehender Zahlen	Zeitdauer	Begründung der Zeitangaben	Allgemeine Charakteristik der Perioden	Bemerkungen
Historische Senkung	Mindestens — 3 m	Die Wohnschichten in den Wurtsohlen liegen jetzt auf ÷ 0 und tiefer. Sie müssen bei der Besiedelung der Marsch mindestens über mittlerer Sturmflut-höhe, also mindestens + 3 m hoch gelegen haben.	Etwa von Christi Geburt bis in die letzten Jahrhunderte.	Im ersten nachchristlichen Jahrhundert sah Plinius Wurten, die denen der kleinsten Halligen ähnlich waren. Damals hatte also wahrscheinlich die Küstenzerstörung schon begonnen. Sie würde ohne künstlichen Uferschutz heute noch fortschreiten.	Erneute Einbrüche der See in die langsam sinkende Marsch. Zertrümmerung der Dünenketten am Strande. Überschlickung der alten Marsch und der Niederungsmoore. Teilweise Zerstörung der Hochmoore im Sturmflutbereich. Die Marschbewohner mußten höhere Wurten und Deiche errichten, um sich gegen die See zu behaupten. Entstehung tiefer Meeresbuchten durch Aufweitung der Flußmündungen. Pendeln der Mündungsarme nach West und Ost, wobei durch Deichbauten stellenweise wieder Land gewonnen wurde. An anderen Stellen ging viel Marschland mit menschlichen Wohnstätten verloren. Von diesen Reste auf dem Watt.	In Skandinavien von Stockholm nordwärts trat diese Senkung nicht ein, sondern die Hebung dauerte an. Während dieser Periode wanderte die Sandklaffmuschel (Mya arenaria) in unser Wattenmeer ein.
Prähistorische Hebung	Mindestens + 2 m	Die obersten Schichten des Litorinatones unter den Mooren des Weserdeltas sind Meeresablagerungen. In den untersten Moorschichten ist aber üppiger Baumwuchs vorhanden, der im Litorinakiel wurzelt. Diese Schichten müssen von höchstens ÷ 0 auf mindestens + 2 m gehoben worden sein.	Etwa vor 500 vor Christo bis Christi Geburt.	Gegen Ende der Bronzezeit (800–500 v. Chr.) reichte nach Ausweis einer Abfallgrube am Wurster Geestrande das Litorinawatt noch bis nahe an diesen heran. Die erste Besiedelung der Marsch geschah nach Ausweis der Wurtfunde in der letzten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chr.	Das Litorinawatt mit seinen Inseln hob sich soweit über den Meeresspiegel, daß diese den Menschen einigermaßen sichere Wohnstätten boten, von denen aus sie ihre Schafe, später auch Rinder ꝛc. auf den weiten Marschflächen weiden konnten. Die Flußdelten schoben sich wieder weiter gegen die See vor. Zwischen den Flußmündungen warfen Wellen und Wind den Sand des Strandwalles zu hohen Dünen auf, die eine fast geschlossene Nehrung bildeten. Die Niederungen an den Flüssen füllten sich mit Bruchwaldtorf, teils auch mit Hochmoor.	Diese geringe Hebung, die von J. Lorié (Tijdschrift van het Koninkl. Nederl. Aardrijksk. Genootsch. 2e Ser. de XXIX. 1912, Afl. 4, S. 441) 1890 auch für die Niederlande vermutet wurde, scheint ein schwacher Ausläufer der skandinavischen (nordbaltischen) zu sein.
Litorinasenkung	Mindestens — 16 m	Die höchstgelegenen Ancylus-Vegetationsschichten bei der Geniusbank liegen jetzt auf — 12 m. Sie müssen, da darunter bei — 18 m noch durch Oxydation erhärteter Boden ist, auf mindestens + 5 m gelegen haben. Die gesamte Senkung beträgt also mindestens 17 m, die kommen bis auf 1 m (— 3 + 2) auf die Litorinasenkung.	Etwa von 7000 bis 500 vor Christi Geburt.	Die Untergrenze nach G. Andersson und J. Stoller.	Die Ancylusküste tauchte allmählich unter den Meeresspiegel; die aufgestauten Flüsse verschlammten, verstopften sich und suchten sich neue Betten. Die immer höher aufwärts dringende Flutwelle lagerte die durch die Küstenzerstörung stark vermehrten Sinkstoffe über den Niederungsmooren und dem Bruchwald ab und verwandelte alles Land bis an das höhere Diluvium in ein Schlickwatt. Nur die Hochmoore, soweit sie nicht zerstört wurden, und einige Fluß- und Geestinseln erhielten sich über dem Meeresspiegel. Meeresstrand zuletzt mindestens bis zum jetzigen inneren Jadebusen vorgedrungen.	Bei Lübeck beträgt die Litorinasenkung nach P. Friedrich (Die Litorina- u. Praelitorinabildungen unter dem Priwall bei Travemünde, Lübeck 1912) etwa 20 m.
Ancylushebung	Mindestens + 7 m	In der Nähe von Wangeroog wurden über Vegetationsschichten Schlicksande mit Seemuscheln erbohrt, die bis zu einer Mächtigkeit von 8 m durch Eisenhydroxyd gebräunt waren. Die obersten Schichten können bei ihrer Ablagerung nicht über + 1 m gelegen haben, müssen aber später so hoch gehoben worden sein, daß die untersten auf etwa ÷ 0 lagen, da sonst keine Oxydation erfolgt wäre. Die obersten Schichten wären also von + 1 auf + 8 m gekommen.	Etwa von 13000 bis 7000 vor Christi Geburt.	Nach Andersson und Stoller (Zeitschrift d. Deutschen Geol. Gesellschaft, Band 62, Jahrg. 1910, Heft 2, S. 175.)	Das Watt aus der Yoldiazeit hob sich z. T. über den Meeresspiegel. Die verschlammten breiten Flußläufe schrumpften zu schmalen, aber tieferen Rinnen zusammen, die ihre Sinkstoffe weiter ins Meer hinausführten und das Flußdelta seewärts vorbauten. Die alten Flußniederungen wurden von Niederungsmooren ausgefüllt, die sich bald in Bruchwald verwandelten. In diesem trat neben Kiefer und Birke schon Eiche und Hasel auf. Der Meeresstrand lag gegen Ende der Hebung nördlich von der Jadeplate.	Die Ancylushebung schuf wahrscheinlich eine Landbrücke von Norddeutschland nach Südschweden. Während der Ancyluszeit war die Auster am Strande häufig.
Yoldiasenkung	Seit Ende der Eiszeit mindestens — 14 m	Nördlich von Wangeroog wurde noch Waldboden auf Grundmoräne in 20 m Tiefe gefunden. Er muß auf mindestens + 4 m gelegen haben. 24 m Senkung würden auch etwa die Tiefenlage der Doggerbank erklären, wenn sie in der Eiszeit Küstenland der Nordsee war. Von diesen käme auf die Yoldiasenkung allein 24 — (16 — 7 + 3 — 2) = 14 m.	Seit Abschmelzen des Eises, 26000 bis 13000 vor Christo.	Nach Andersson und Stoller.	Das Festland erstreckte sich nach dem Abschmelzen des Eises noch weit in die Nordsee hinaus. Der Boden trug Birken- und Kiefernwald, der infolge der Senkung vielfach versumpfte und unter Flachmoor begraben wurde. Dieses wurde später im Binnenlande zu Hochmoor, an der Küste vom Meere überflutet und teils abgetragen, teils mit muschelreichem Sand und Ton überdeckt. Gegen Ende der Periode lag der Meeresstrand etwa in der Gegend von Minser Oldoog und Mellum.	

Landesbibliothek Oldenburg

Das Sumpfgas in unseren Marschen. Seit einigen Jahren wird die Molkerei Strückhausen mit Sumpfgas beleuchtet, das stets in genügender Menge beim Pumpen des Kondensatorwassers kostenlos gewonnen wird. Molkereidirektor Büsing, der dies neue Beleuchtungsmittel für das Oldenburger Land entdeckt und zuerst verwendet hat, hat auch bei seiner Privatwohnung eine Anzahl Brunnen bohren lassen, in denen das Gas mit dem selbsttätig bis etwas über Maifeldhöhe aufquellenden Wasser heraufkommt, von kleineren Kesseln aufgefangen und durch Röhren nach einem größeren Gasometer geleitet wird, aus dem es eine Röhrenleitung zu den Verwendungsstellen im Hause führt. Dort dient es zur Beleuchtung aller Räume und zur Speisung eines Gasherdes und eines Gasofens.

Herr Büsing hat auch das Gas auf seine Zusammensetzung und seinen Heizwert untersuchen lassen. Das Ergebnis war folgendes: Spezifisches Gewicht 0,691. Zusammensetzung: 70,8 % Methan (leichter Kohlenwasserstoff), 10 % Kohlensäure, 1,05 % schwere Kohlenwasserstoffe, 3,2 % Sauerstoff, 1,05 % Kohlenoxyd, 13,9 % Stickstoff. — Der obere Heizwert des Gases betrug bei 0 Grad und 760 mm Druck 7390 Kalorien, ist also erheblich höher als der des Steinkohlengases.

Eine zweite Analyse ergab 76,7 % Methan, 1,9 % Sauerstoff, 10,7 % Kohlensäure und 10,7 % Stickstoff.

Als man mit diesen Anlagen begann, da war die kritische Frage: Wird der Gaszustrom beständig bleiben, oder handelt es sich um einen beschränkten örtlichen Vorrat in der Erde, der sich bald erschöpft? — Die bisherige Erfahrung spricht dafür, daß das Gas dauernd fast in gleicher Menge ausströmt. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Gasproduktion der Brunnen immer gleich groß ist. Es hat sich vielmehr herausgestellt, daß die Gasmenge im umgekehrten Verhältnis zur Höhe des Luftdruckes, des Barometerstandes, steht. Herrscht unruhiges, stürmisches Wetter, wie es die barometrischen Minima mitzubringen pflegen, so wirbelt das Gas bedeutend stärker auf als bei barometrischem Hochstande, bei heiterem, sonnigem Wetter oder Frost. Worin dieser Zusammenhang eigentlich besteht, das ist wohl noch nicht ganz erklärt. Ist es nur der geringere Luftdruck, der das Entweichen des Gases aus dem Wasser, dem es nur mechanisch beigemengt ist, erleichtert? Oder wirkt etwa auch der höhere Wasserstand an der Küste und in den Flüssen, den die Stürme bewirken, rückstauend auf das Grundwasser und damit fördernd auf die Gasproduktion ein?

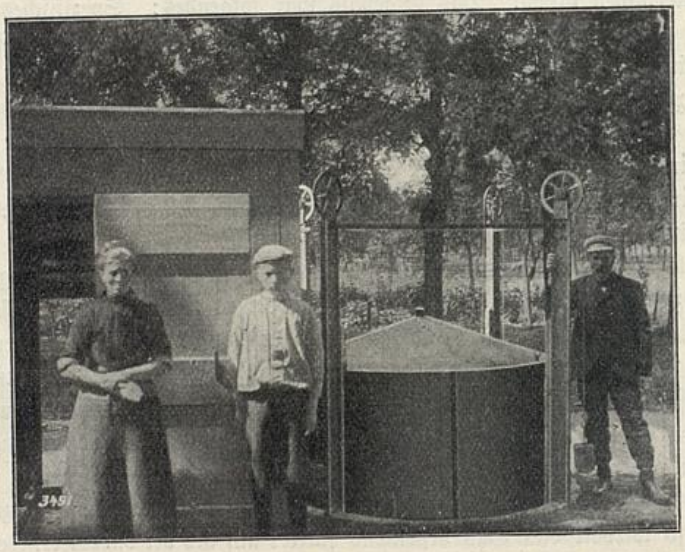
Es ist überhaupt noch manches rätselhaft in bezug auf das Sumpfgas. Wir wissen noch nicht einmal, woher es stammt. Unzweifelhaft ist es aus organischen Stoffen im Boden entstanden, wie es sich noch stets überall in Mooren und Sümpfen bildet. Man braucht nur irgenwo die tieferen Moorschichten oder den Schlammgrund eines Tümpels anzubohren, so wirbelt das Methan in großen Blasen auf; aber nach kurzer Zeit hört es in solchem Falle auf. Bei dem Sumpfgasbrunnen aber fließt es mit dem Wasser beständig aus. Wo hat sich das Grundwasser in solchem Maße mit Kohlenwasserstoff

Landesbibliothek Oldenburg

sättigen können? Da muß man zunächst die durchteuften Schichten kennen. Als Beispiel diene das Bohrprofil von Strückhausen S. 204.

Bis zu der Kiesschicht bei za. 17 m werden die meisten Gasbrunnen hinabgetrieben, weil hier sich der stärkste Wasserdruck und damit das meiste Gas findet.

Daß das Sumpfgas nicht in der Kiesschicht selbst entstanden sein kann, ist klar. Die wenigen Braunkohlebrocken in etwa 13 m Tiefe können auch nicht solche Gasmengen erzeugt haben; eher schon der Darg in Tiefe von 10,5—11,5 m. Den oberen Moorschichten in der Nähe der Oberfläche können sie nicht entstammen, denn von hier können sie nicht in die Tiefe dringen, weil der undurchlässige Ton sie hindert. Überhaupt ist ein Aufwärtssteigen des Gases wahrscheinlicher als ein Abwärtsdringen. Dann müßten wir



Aus: Schütte, Die Entstehung der Seemarschen.

Sumpfgasanlage in Nordholland.

aber unter dem Kiese noch Schichten vermuten, in denen organische Stoffe sich massenhaft zersetzen. Sind solche vorhanden? Wir wissen es nicht. Bis ca. 30 m hat Büsing immer noch Sand und Kies gefunden.

Das Beispiel Büsings wurde vielfach nachgeahmt. Erfolgreiche Bohrungen auf Sumpfgas haben stattgefunden, soweit mir bekannt geworden ist, an folgenden Orten: Strückhausen, Neustadt, Hammelwardermoor, Barghorn b. Großenmeer, Oldenbrok-Niederort, Seefelder Außendeich Kortendorf b. Schwei, Dedesdorf und Üterlande, auch in Ovelgönne und Brake; aber in den beiden letztgenannten Orten stieg das gasführende Wasser nicht über die Bodenoberfläche. — Soweit meine Erfahrung reicht, liegen alle diese Punkte an der Stelle alter Weserarme, und das gasführende Wasser entstammt den postglazialen oder altalluvialen Schichten ihrer Betten. Außerhalb derselben, z. B. in Meerkirchen,

Landesbibliothek Oldenburg

Bardenfleth und Paradies haben Probebohrungen keinen oder ungenügenden Erfolg gehabt. Ebenso scheinen mir die Sumpfgasbrunnen in Holland, wo man sie schon länger kennt, an das Prä- und Postglazialbett des Rheins gebunden zu sein.

Die Dünen des Alluviums. Eine kurze Betrachtung wollen wir zum Schluß noch dem Wandern des windbewegten Sandes widmen, das auch während der Alluvialzeit nie ganz aufgehört hat, obwohl es wahrscheinlich nie wieder das Maß der Postglazialzeit erreicht haben wird.

Die Untersuchung der Hochmoore ergibt, daß wir während des Alluviums zwei langandauernde feuchte Perioden hatten, die den älteren und den jüngeren Moostorf entstehen ließen. Es ist klar, daß während dieser Zeiten vermehrter Luftfeuchtigkeit und Niederschlagsmenge der Flugsand mehr zur Ruhe gekommen sein muß, da der Boden selbst in den höheren Lagen feucht genug war, um wenigstens eine Heidevegetation zu ernähren, die den Sand fesselte. Ein Heideteppich auf Sandboden aber erzeugt bald eine Decke von Rohhumus, und darunter entsteht mit der Zeit Bleisand und Ortstein oder wenigstens Orterde. Dadurch wird die Dünenoberfläche sehr fest und widersteht, auch wenn die Vegetation später durch Dürre zugrunde geht, noch lange den Angriffen des Windes. Aus diesem Grunde wird der Sand der postglazialen Dünen, nachdem er einmal durch die dichte Humusdecke an den Ort gebannt war, auch in der Trockenperiode, die den Grenztorf schuf, nicht wieder seine volle Beweglichkeit erlangt haben. Wohl aber — und das gilt auch für die Perioden größerer Feuchtigkeit, die durch die größeren Wassermengen auch größere Sandtrift in den Flüssen bewirkten — häufte der Wind die von den Flüssen und dem Meere angeschwemmten Sandmassen teils zu neuen Dünen auf, teils über die alten Dünen, bis auch diese Flugsandhügel durch die Vegetation der jüngeren Feuchtigkeitsperiode in Banden geschlagen wurden. So erklärt es sich, daß wir in den Osenbergen und andern Binnendünen oft zwei oder sogar drei Rohhumusschichten in Abständen übereinander finden. Könnte man diese durch ganze Dünengruppen verfolgen, so würde sich die Form der älteren Dünen und damit die Hauptwindrichtung, der sie ihre Entstehung verdanken, leicht ermitteln lassen. Aber das hat mir nur in Ausnahmefällen, von denen ich oben einen erwähnte, gelingen wollen.

Anders ist es bei den jüngsten Dünenformen im Binnenlande wie auf den Gestadeinseln. Bei denen kann kein Zweifel obwalten, daß sie ihre Form vorherrschenden Westwinden verdanken, denn im allgemeinen ist der Westabfall sanft, der Ostabfall steil. Überdies ist der Flugsand von den Dünengruppen aus vielfach nach Osten hin als flache Decke über vorgelagertes Moor ausgebreitet worden, z. B. von den Osenbergen übers Bümmersteder, vom Korsorsberg, der freilich als Ganzes keine Düne ist, übers Tungeler Moor.

Diese Sandwanderung hat bis in die allerjüngste Zeit angehalten, bis ihr im letzten Jahrhundert durch Anpflanzung von Kiefern u. dergl. durch Menschenhand im Binnenlande fast überall ein Ende bereitet wurde. Am Seestrande, wo die Kiefer nicht gedeiht, benutzt man zu gleichem Zwecke den

Landesbibliothek Oldenburg

Sandhafer, den blauen Helm und die Strandquecke oder man errichtet Fangzäune aus Reisig, ohne jedoch den Flugsand, der durch die Brandungswellen immer neue Zufuhr erhält, ganz bannen zu können. Wir besitzen an unserm Seestrande überhaupt keine Dünen, die älter als höchstens ein paar hundert Jahre sind, da die ganzen Inseln in Wanderung begriffen sind oder wenigstens bis vor kurzem waren. Am westlichen Festlandsstrande von Holland aber sind die inneren Dünenketten erheblich älter als die äußeren.

Sehen wir nun von den Stranddünen ab, bei denen das Meer und die Hebungen und Senkungen der Küste neben dem Winde eine bedeutende Rolle spielen, so könnte uns bei den Binnendünen die große Beweglichkeit in den letzten Jahrhunderten zu dem Schlusse verleiten, daß hier wieder eine Periode größerer Trockenheit im Spiele wäre. Das würde aber ebenso wenig berechtigt sein, wie die Annahme, daß der Heidewuchs auf der jetzigen Mooroberfläche von trocknerem Klima herrührte. Beide Erscheinungen sind wohl allein auf Eingriffe des Menschen zuückzuführen, die Trockenheit des Moores auf künstliche Entwässerung, die vermehrte Sandwanderung in der geologischen Neuzeit hauptsächlich auf Schafhaltung. Wo Schnuckentrieb stattfindet — und gerade die Dünengegenden waren früher und sind zum Teil noch jetzt das ureigenste Gebiet der Heidschnucken —, da wird nicht bloß der Pflanzenwuchs verbissen und dadurch die Austrocknung des Bodens befördert, sondern auch durch die weit wandernden Tiere Spur neben Spur durch die Pflanzendecke getreten, sodaß der Wind sich des Sandes bemächtigen kann. Es ist kein Zufall, daß die wenigen breiten Triften, durch die noch heute täglich Schnuckenherden vom und zum Stall getrieben werden, zugleich Flugsandtriften sind, während verlassene Schnuckenwege jetzt grünen Rasen haben.

Findet aber der Wind erst einmal eine Bresche vor im Rohhumuspanzer des Sandes, dann frißt er sich langsam, aber sicher tiefer ein. Dadurch verschafft er dem Frost Zutritt in größere Tiefe; die schwarze Orterde wird aufgelockert, und auch mit ihr räumt der Wind auf. So entsteht in der alten Düne mit der Zeit ein Windriß, vor dem sich im Windschutz jener eine junge Düne aus grauem, humusreichem Sande anhäuft. Mit der Erweiterung des Windrisses, der nun schon bis in den lockeren reinen Sand unter der Vegetationsschicht der alten Düne eindringt, vergrößert sich die junge Düne durch Anlagerung von Sand an ihre Flanken, sodaß sie Sichelform erhält, gleichzeitig aber an Höhe zunimmt. Übersteigt diese den Bereich des Windschutzes, so kann auch in ihr wieder ein Windriß entstehen, und so bilden sich alte und neue Dünenformen von großer Mannigfaltigkeit, die oftmals durch erneute Vegetation auf irgend einer Entwickelungsstufe erstarren und dann dem Beschauer zu raten aufgeben, wie die Formen zustande gekommen sein mögen.

Auch Kesselbildungen kommen vor, und in solchen Dünenkesseln sammelt sich Wasser an und läßt eine Sumpf- oder Moorflora aufwachsen, besonders wenn noch alte Humusschichten im Boden stecken, die kein Sickerwasser durchlassen, während vielleicht an der Außenseite der sie umschließenden Dünen

Landesbibliothek Oldenburg

der Wind den Sand bis zu größerer Tiefe ausweht und der Boden so durchlässig und trocken ist, daß nicht einmal die genügsame Kiefer auf ihm gedeiht.

Wo Windrisse eine alte Düne von mehreren Seiten zugleich angreifen, wie es in den dem Westwinde frei zugänglichen Teilen der Dünengruppen nicht selten ist, da entstehen sog. Kupsten, d. s. Dünenreste mit Steilkanten, oft sogar säulenförmig, die oben noch alte Vegetationsschichten als Schutzhaube tragen, während der lockere Sand des Fußes mehr und mehr hinweggeführt wird.

So geht Zerstörung und Aufbau im Reiche des Flugsandes bei uns Hand in Hand, und was sich im ungebändigten Sande der großen Wüsten leicht in Formengruppen ordnen läßt als Resultante regelmäßig wirkender Kräfte, das widersteht hier solcher Einordnung, weil der Pflanzenwuchs die Entstehung reiner Formen hindert.

Schlußwort.

Bei meinem vorstehenden Versuch, die Geschichte des Heimatbodens dem Verständnis der Heimatgenossen zu erschließen, konnte ich nicht in allen Fragen auf einem Grunde weiter bauen, der von Vorgängern schon sicher gelegt war. Mögen meine Nachfolger die von mir gegebenen Grundlagen nachprüfen, Irrtümer berichtigen und Angefangenes bessern und weiterführen. Möge aber mancher an dieser Arbeit Freude finden und durch sie angeregt werden, seinen Heimatboden als etwas Gewordenes zu betrachten und zu studieren!

Literatur.

1. E. Kayser, Lehrbuch der Geologie. 2 Bände. F. Enke, Stuttgart 1908.
2. J. Walther, Lehrbuch der Geologie von Deutschland. Quelle & Meyer, Leipzig 1910.
3. — Vorschule der Geologie. 2. Auflage 1906.
4. E. Weinschenk, Petrographisches Vademekum.
5. E. Geinitz, Die Eiszeit (Wissenschaft, Bd. 16). 1906.
6. Martin, Diluvialstudien I—III. Jahresber. des Naturw. Vereins zu Osnabrück 1894—1898.
7. — , Diluvialstudien IV—VII. Abhandl. des Naturw. Vereins, Bremen 1898.
8. — , Über den Einfluß der Eiszeit auf die Entstehung der Bodenarten und des Reliefs unserer Heimat. Bericht des Oldenb. Ver. f. Altertumsk. u. Landesgesch. 10.
9. — , Das Studium der erratischen Gesteine im Dienste der Glazialforschung. Ebenda Bd. 14.
10. F. Wahnschaffe, Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 3. Auflage 1909.
11. C. A. Weber, Das Augstumalmoor. P. Parey, Berlin 1902.
12. — , Über die Moore, mit besonderer Berücksichtigung der zwischen Unterweser und Unterelbe liegenden. Jahresber. der Männer vom Morgenstern. 3. Geestemünde 1900.
13. H. Potonié, Die Entstehung der Steinkohle. Berlin 1910.
14. J. Stoller, Die Beziehungen der nordwestdeutschen Moore zum nacheiszeitlichen Klima. Zeitschr. d. Deutsch. Geol. Gesellsch., Bd. 62, Berlin 1910.
15. F. Schucht, Beitrag zur Geologie der Wesermarschen. Zeitschr. für Naturw., Bd. 76, Stuttgart 1903.

Landesbibliothek Oldenburg

16. F. Schucht, Geologisch-agronom. Karte „Blatt Jever“ nebst Erläuterungen. Versuchs- u. Kontrollstat. der Landwirtsch. Kammer, Oldenburg 1899.
17. J. M. van Bemmelen, Bijdragen tot de kennis van den alluvialen bodem in Nederland. J. Müller, Amsterdam 1886.
18. D. Wildvang, Eine prähistorische Katastrophe an der deutschen Nordseeküste und ihr Einfluß auf die spätere Gestaltung der Alluviallandschaft zwischen der Ley und dem Dollart. W. Haynel, Emden und Borkum 1911.
19. P. Graebner, Die Entwickelung der deutschen Flora. Voigtländer, Leipzig 1912.
20. F. Plettke, Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade, C. Schünemann, Bremen 1909.
21. Jahrbücher und Abhandlungen der Königl. Preuß. Geolog. Landesanstalt.
22. Zeitschrift der Deutschen Geolog. Gesellschaft.
23 Jahresberichte der Männer vom Morgenstern. Geibel, Hannover 1899—1912.
24. Upstalsboom-Blätter für ostfr. Geschichte u. Heimatkunde. Emden 1912.
25. Jahresberichte des Niedersächs. Geolog. Vereins. Hannover 1908—1911.
26. Berichte und Jahrbücher des Oldenb. Vereins für Landesgeschichte u. Alterkumskunde. G. Stalling, Oldenburg.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Flora.

Von **Friedrich Heinen,** Lehrer in Abbehausen.
Mit Aufnahmen von J. Duis, Lehrer in Osternburg.

Allgemeine Übersicht. Die Pflanzenwelt unserer engeren Heimat trägt keinen selbständigen Charakter, sondern sie gliedert sich organisch ein in die Flora der norddeutschen Tiefebene. Diese ist im allgemeinen eintöniger als die der Mittelgebirge und der Alpen, aber doch nicht arm an Reizen und an Abwechselung. Auch unser Oldenburger Land zeigt beim Durchstreifen der verschiedenen Gegenden trotz seiner Kleinheit eine bunte Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung seiner Pflanzendecke. Fährt man zur Pfingstzeit durch die gesegneten Fluren unserer Marsch, so schweift der Blick außerhalb der Ortschaften fast ungehindert über die weitausgedehnten, mit bunten Frühlingsblumen geschmückten grünen Wiesen und Weiden. Wandert man dagegen in den Hundstagen über die Delmenhorster Geest oder durch unser schönes Ammerland, so bekommt man ein Bild von der abwechselungsreichen Geest mit ihren wogenden Kornfeldern, wallumzogenen Weiden, schattigen Wäldern und stillen, ernsten Heiden. Und lockt endlich der Spätsommer hinaus in unsere weiten, sonst so düsteren Moore, so freut man sich der Pracht der blühenden Heide. Bei solchen Wanderungen treten uns immer neue Bilder entgegen, und es ist nicht möglich, auf diesen Blättern auch nur eine annähernd vollständige Schilderung unserer Flora zu geben. Daher können nur die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der einzelnen Gruppen zur Darstellung kommen.

Vorab ist es nötig, einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der einheimischen Flora zu werfen; denn auch unsere Pflanzenwelt hat im

Landesbibliothek Oldenburg

Laufe länger Zeiträume große Veränderungen erfahren, deren Spuren noch jetzt erkennbar sind. Ein kurzer Hinweis auf die geschichtliche Entwicklung unserer Vegetation kann darum viel zum Verständnis ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung beitragen.

Glazialpflanzen. Mit der Geschichte der Erde verglichen, erscheint die jetzige Pflanzendecke unserer engeren Heimat noch sehr jung. Die letzte große Umwälzung erfuhr auch sie durch die Eiszeit. Diese hat die üppige Vegetation der Vorzeit völlig vernichtet. Die ihr vorausgehende allgemeine Klimaverschlechterung drängte die Pflanzen, welche imstande waren zu fliehen, immer weiter zurück. So kamen auch in unsere Gegend und wohl noch weiter nach Süden Pflanzen, deren ursprüngliche Heimat viel weiter nach Norden lag. Geichzeitig schritt naturgemäß auch die Vereisung der höheren Gebirge, insbesondere der Alpen, immer weiter vor und wirkte ähnlich. Soweit das Land nicht mit Eis bedeckt war, herrschte eine Flora von nordisch-alpinem Charakter vor. Weite Strecken trugen eine Pflanzendecke, ähnlich der auf den jetzigen Tundren Sibiriens. Nach Beendigung der Eiszeit folgten die meisten dieser Glazialpflanzen dem abschmelzenden Eisrande wieder in ihre ursprüngliche Heimat. Einige aber wußten sich den neuen Lebensbedingungen anzupassen und blieben bei uns zurück. Sie wurden freilich von den neu eindringenden Pflanzen in die unwirtlichsten Gegenden zurückgedrängt. Wir finden sie noch hier und da als Seltenheiten, namentlich in den nahrungsarmen, naßkalten Hochmooren und in den Heiden. Als solche stumme Zeugen der Eiszeit — nordischen oder alpinen Ursprungs — gelten vielfach, das zierliche Moosglöckchen, Linnáea boreális L., der seltene schwedische Hartriegel, Cornus suécica L., eine seltene Orchidee, das Sumpfweichblatt, Maláxis paludósa Sw., und die Sumpfscheuchzerie, Scheuchzéria palústris L. Die beiden letzten sind nur im tiefen Torfmoor zu finden und verschwinden infolge der zunehmenden Entwässerung immer mehr. Ferner sind hier noch zu nennen einige Seggen und Binsen, sowie die Rauschbeere, Émpetrum nigrum L., unserer Heiden und die vereinzelt am Grunde sandiger Heideseen wachsende Lobelie, Lobélia Dortmánna L. Sie zeichnen sich fast alle durch auffallend niedrigen Wuchs aus, einige haben niederliegende, sich dem Boden anschmiegende Stengel oder Blattrosetten. Das alles sind Anpassungen an ihre ursprüngliche Heimat und charakterisiert sie als Glazialpflanzen. Weil während der größten Zeit des Jahres Schnee und Kälte jegliches Wachstum unmöglich machten, galt es möglichst schnell zur Fruchtreife zu gelangen. Dies wurde durch die oben angegebenen Einrichtungen aufs beste erreicht. Wegen dieser Eigentümlichkeiten erscheinen sie unter den jetzt bei uns lebenden Pflanzen wie Fremdlinge, während sie doch vielleicht zu den ältesten Bewohnern unserer Heimat gehören.

Atlantische Pflanzen. Das nordwestliche Deutschland ist noch durch eine zweite Pflanzengruppe ausgezeichnet, das ist die sogenannte atlantische Pflanzengenossenschaft. Sie fehlt dem Osten vollständig. Als das Klima sich nach der Eiszeit besserte, wurden die Glazialpflanzen von zwei Seiten hart bedrängt. Von Osten her rückten zahlreiche pontische Pflanzen aus Asien

Landesbibliothek Oldenburg

immer weiter vor, und ein anderer Zug drang von Südwesten her an der atlantischen Küste entlang nach Nordeuropa vor. Begünstigt durch den mildernden Einfluß, den das Meer auf unser Klima ausübt, gelangten in unseren Gegenden die atlantischen Pflanzen zur Herrschaft. So gedeihen bei uns noch zwei breitblättrige, immergrüne Holzpflanzen, die Hülse und der Efeu vollkommen. Die Hülse oder Stechpalme, Ilex Aquifólium L., wächst hier noch zu ansehnlichen Stämmen heran. (S. Abbildung.) Hohe Hülsen trifft man im übrigen Deutschland kaum, im Osten gedeiht die Pflanze gar nicht. Der Efeu, Hédera Hélix L., kommt bei uns auch an freien Standorten noch regelmäßig zur Fruchtbildung, im Osten nur selten und zwar nur an geschützten Stellen. Andere atlantische Pflanzen sind charakteristisch für unsere Heiden, wie die beinbrechende Stablilie, Narthécium ossífragum Huds., deren gelbe Blütenähre mit zinnoberroten Staubbeuteln auf langbärtigen Fäden geschmückt ist, der Stachelginster, Genísta ánglica L., das kleine Bitterblatt, Cicéndia filifórmis Dlbr., das Knorpelkraut, Illécebrum verticillátum L. und der Sumpfschirm, Helosciádium inundátum Koch. Ferner gehören hierher das schöne und das Sumpfjohanniskraut, Hypericum pulchrum L. und Tripéntas helódes Asch., der Igelschlauch, Echinódorus ranunculoídes Engl., und die efeublättrige Wahlembergie, Wahlembérgia hederácea Rchb. Der Unterschied zwischen Ost und West tritt besonders zwischen zwei Moorsträuchern, dem Poststrauch, Myríca Gale L., und dem Sumpfporst, Ledum palústre L., hervor. Obgleich beide dieselbe Bodenart lieben, schließen sie sich doch gegenseitig streng aus; Myríca ist westlich, Ledum östlich der Elbe zu Hause.

Urwald. Als dann später klimatische Verhältnisse eintraten, welche unsern jetzigen ähnlich waren, bedeckte sich aller nur irgendwie geeignete Boden mit Baumwuchs. Der Wald gewann die Oberhand, aber doch nicht so ausschließlich, wie man sich das häufig vorstellt. Hauptsächlich wohl durch Schilderungen römischer Schriftsteller veranlaßt, denkt man sich das Land der alten Germanen mit fast undurchdringlichem Urwald bedeckt, in dem Ur und Bär hausten. So heißt es in Tacitus' Germania: „Im allgemeinen ist das Land mit finsterm Urwald oder wüsten Sümpfen bedeckt." Aber auch schon damals waren große Gebiete ohne Walddecke; denn Stürme, Salzgehalt des Bodens, häufig wiederkehrende Überschwemmungen, „wüste Sümpfe" in der Nähe der Flüsse und des Meeres machten den Waldwuchs an vielen Stellen unmöglich. Auch zu große Trockenheit des Bodens, Nährstoffmangel, Vertorfung und Ortsteinbildung ließen schon damals an manchen Orten keinen Wald aufkommen. Immerhin war er von viel größerer Ausdehnung als jetzt. So soll nach Strackerjan der Hasbruch ehemals mit dem Stenummer Holze, den beiden Middelhops, dem Kimmerholze, dem Stühe und dem Reiherholze einen zusammenhängenden Wald gebildet haben. Ein Eichhörnchen konnte von Oldenburg nach Delmenhorst springen, ohne den Boden zu berühren.

Der ursprüngliche Wald war Mischwald, Bäume verschiedener Art und jeglichen Alters wuchsen regellos durcheinander. Entstanden irgendwo Lücken, so wurden sie durch Selbstaussaat von der Nachbarschaft her geschlossen. Auf

Landesbibliothek Oldenburg

ärmlichem Boden aber verkümmerte der Nachwuchs im Laufe der Zeit mehr und mehr, weil sich die Bodenverhältnisse verschlechtert hatten.

Die von vorne herein nur geringen Nährstoffmengen des Diluvialsandes wurden durch die darauf wachsenden Pflanzen teilweise verbraucht, teilweise aber auch durch das eindringende Regenwasser aufgelöst, tiefer in die Erde gebracht und so den Pflanzen unerreichbar. So verarmte mancher Boden so sehr, daß der Baumnachwuchs nicht aufkommen konnte und der Wald durch die Heide verdrängt wurde. Ähnlich wirkte Ortsteinbildung. (Siehe Popp, Die Bodenarten, S. 69.) Einige Waldungen sind auch im Laufe der Zeit vom wachsenden Hochmoor erstickt und begraben worden; so finden sich noch jetzt unter dem Kaihauser Moor zahlreiche dicke Eichenstümpfe und liegende Stämme. Ein dichter Wald, hauptsächlich aus Eichen und Birken bestehend, ist hier früher auf dem Sande gewachsen. Das eindringende Hochmoor erstickte ihn, begrub und konservierte die stürzenden Stämme. Das Holz ist noch jetzt gut erhalten und als Nutzholz verwendbar, wenn es im Schatten getrocknet wird. Ein dicker Stumpf liegt vor dem ammerländischen Bauernhause in Zwischenahn. Ähnlich ist es einem stattlichen Eibenwalde bei Ihorst in der Nähe von Westerstede ergangen. Die Eibe, Taxus baccata L., die als Waldbaum bei uns jetzt ganz ausgestorben ist, hat dort riesige Stämme gebildet. Man findet Stümpfe, welche einen Durchmesser von über 1 m haben. Im Großherzoglichen Museum ist ein solcher aufbewahrt. Das rötliche Holz der liegenden Stämme ist noch so hart und fest, daß es zu Möbeln verarbeitet werden kann, welche eine prächtige mahagoniähnliche Politur erhalten. Auch in anderen Mooren findet man beim Torfgraben zahlreiche Reste untergegangener Wälder.

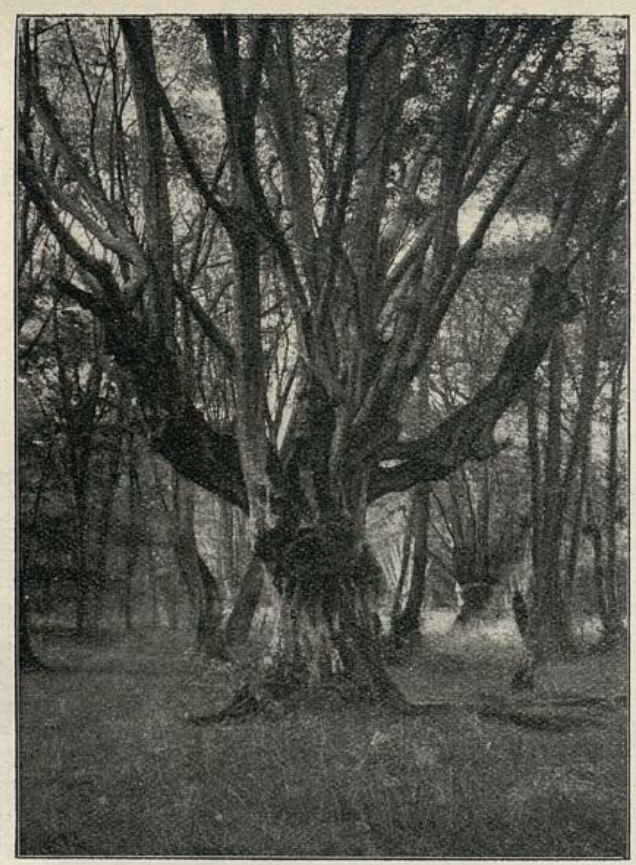
Urwüchsiges gibt es in unserer Flora kaum noch; denn durch die Menschen und die in ihrer Gefolgschaft befindlichen Haustiere wurden in der Pflanzenwelt große Veränderungen hervorgerufen. Überall da, wo die Bewohner sich Äcker anlegten, wurde die natürliche Flora völlig vernichtet. Auf den Weiden wurde manche Art durch den Zahn des Viehes verdrängt, während auf der Wiese die Sense des Mähers ähnlich wirkte. Auch dem Walde ging man zu Leibe, immer größere Flächen wurden durch Rodung völlig umgestaltet. Selbst die Heide mußte sich durch Aufforstung, Plaggenhieb und Heidschnuckenherden einen tiefen Eingriff in ihr Pflanzenleben gefallen lassen. Endlich wurden durch Trockenlegung der Sümpfe und Moore, durch Eindeichungen und Bewässerungen völlig veränderte Lebensbedingungen geschaffen. Groß ist die Zahl der Fremdlinge, welche durch die Menschen, das Vieh, die Eisenbahnen und die Schiffahrt eingeschleppt wurden und jetzt, meistens als Unkräuter, Bürgerrecht beanspruchen.

Die **Geestflora** ist, entsprechend der wechselvollen Gestaltung des Bodens die artenreichste und interessanteste. Ihren schönsten Schmuck erhalten unsere Geestlandschaften durch zahlreiche Waldungen. (Siehe Barnstedt, Das Forstwesen).

Unser stolzester Waldbaum ist die Buche, Fagus silvática L. Sie stellt von allen Bäumen die höchsten Anforderungen an den Boden, verlangt

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Hainbuche im Hasbruch.



„Dicke Eiche“ im Hasbruch.

gut durchlüfteten nicht zu nassen Boden und meidet daher den Sumpf und das Moor. Am besten gedeiht sie bei uns auf lehmhaltigem Boden, und hier war sie ursprünglich bestandbildend. Aber kein anderer Waldbaum hat so viel Areal verloren, wie sie; denn gerade ihre Lieblingsplätze waren den Menschen die wertvollsten und wurden daher meistens in fruchtbares Ackerland verwandelt. So ist der Buchenhochwald bei uns seltener geworden. Das ist schade, denn er übertrifft alle anderen Wälder an Eigenart und Schönheit. Schnurgerade, mit glatter, silbergrauer Rinde streben die schlanken, stolzen Stämme himmelan und tragen gleich Säulen das hochgewölbte, dichte Laubdach. Kaum ein Sonnenstrahl fällt auf den kahlen, nur mit raschelndem Laub und dürren knackenden Zweigen bedeckten Boden. Selbst an heißen Sommertagen herrscht hier im dichten Buchenwald Dämmerlicht und erfrischende Kühle. Das Unterholz fehlt ganz. Auch die Krautflora ist sehr arm. Im tiefen Dämmerlicht leben vereinzelt vom Humussaft faulender Pflanzenteile eine seltene Orchidee, die bleiche Nestwurz, Neóttia Nidus avis L., und der bleiche Fichtenspargel, Monótropa hirsúta Roth. An lichteren Stellen finden sich noch einige schattenliebende Gewächse ein, darunter der wohlriechende Waldmeister, Aspérula odoráta L., in truppenweisen Beständen, das Hexenkraut, Circáea und der Sauerklee, Óxalis Acetoséllа L.



Alte Eiche mit Efeu im Urwald bei Neuenburg.

Die Eiche bildet in unserm Lande herrliche Waldungen. Sie tritt jedoch selten in reinen Beständen auf, sondern ist meistens mit andern Laubbäumen gemischt. Da sie genügsamer ist als die Buche, ist sie allgemein verbreitet. Nur das unentwässerte Moor wird von ihr gemieden. Von den beiden Arten ist die seltenere Traubeneiche, Quercus sessiliflóra Sm., mehr auf die Geestrücken beschränkt, während die Stieleiche, Q. pedunculáta Ehrh., bis ins Moor und in die Marsch hinabgeht. Weithin berühmt geworden sind die uralten Eichen des Hasbruchs mit ihren dicken, knorrigen Stämmen und ihrem wildtrotzigen Aussehen. Mehrere von ihnen sind über

Landesbibliothek Oldenburg

1000 Jahre alt und zählen zu den ältesten Bäumen Deutschlands. Aber auch ihnen haben die Unbilden der Zeit tiefe Spuren eingegraben. Hier und da sind Blitze herunter gefahren und haben die Stämme gespalten oder ihre Äste zerschmettert, aber die zähe Lebenskraft der Riesen hat die Wunden überwallt und sie wohl gar geschlossen; gewaltige Stürme haben einigen die Kronen gebrochen; der Zahn der Zeit hat die Stämme völlig ausgehöhlt, aber ihre mächtigen Stümpfe zeugen immer noch von ihrer einstigen Größe. Die größten und schönsten haben Eigennamen erhalten. Die „Friederikeneiche" zeichnet sich noch jetzt durch ihre besonders reiche Veräftelung und starke Belaubung aus. Die mächtige „Liedertafeleiche" hat an der einen Seite einen weitklaffenden Spalt, reckt sich aber trotzdem noch jetzt hoch empor und ist gut belaubt. Die „Amalieneiche" ist wohl die größte und schönste. Sie hat einen Umfang von reichlich 11 m. Der recht knorrige, wenig beschädigte Stamm trägt drei starke, weitausgreifende Äste, von denen jeder für sich einen stattlichen Baum abgeben könnte. Ebenso mächtig, wenn nicht noch wuchtiger wirkt die „dicke Eiche." (Siehe Bild S. 223.) An Umfang gibt sie der Amalieneiche wohl kaum etwas nach, aber ihr Stamm ist höher hinauf unverzweigt. Der Neuenburger Urwald birgt ebenfalls schöne alte Eichen, wenn sie sich auch mit denen im Hasbruch nicht messen können. Oft sind hier die alten Baumriesen ganz mit Efeu überwuchert. (Siehe Bilder.) Ganz wunderlich geformte Eichen trifft man im Baumweg bei Ahlhorn. Die dicken, oft bauchigen Stämme teilen sich vielfach in mehrere Äste, die sich in den seltsamsten Biegungen seitwärts strecken (Siehe Bild S. 226.) Ob das Aushauen der Äste, ob die frühere starke Beweidung durch das Vieh der umwohnenden Landleute verbunden mit dem von ihnen gleichzeitig vorgenommenen Plaggenhieb, oder ob die



Alte Eiche mit Efeu im Urwald bei Bockhorn.

Landesbibliothek Oldenburg

Beschädigungen der Wurzeln durch die hier hausenden Wildschweine diese Verkrüppelungen hervorgerufen haben, sei dahingestellt.

Unterholz. Infolge der unregelmäßig gestellten Blattknospen bildet die Eiche keine so gleichförmige Krone aus wie die Buche. Sie kann darum auch keinen so tiefen Schatten erzeugen. Im Eichwald, sowie im gemischten Laubwald, ist daher das Unterholz entwickelt. Hier finden sich die für das nordwestliche Deutschland so charakteristischen Hülsen- oder Stechpalmengebüsche, Ilex Aquifólium L., und zwar in manchen Gegenden z. B. auf dem Ammerlande in solcher Üppigkeit, daß sie wiederholtes Abschneiden gut vertragen. (Siehe Bild). Sie werden von Gärtnern vielfach zu Totenkränzen gebraucht und den Bauern zentnerweise abgekauft. Früher waren hier die Hülsen-

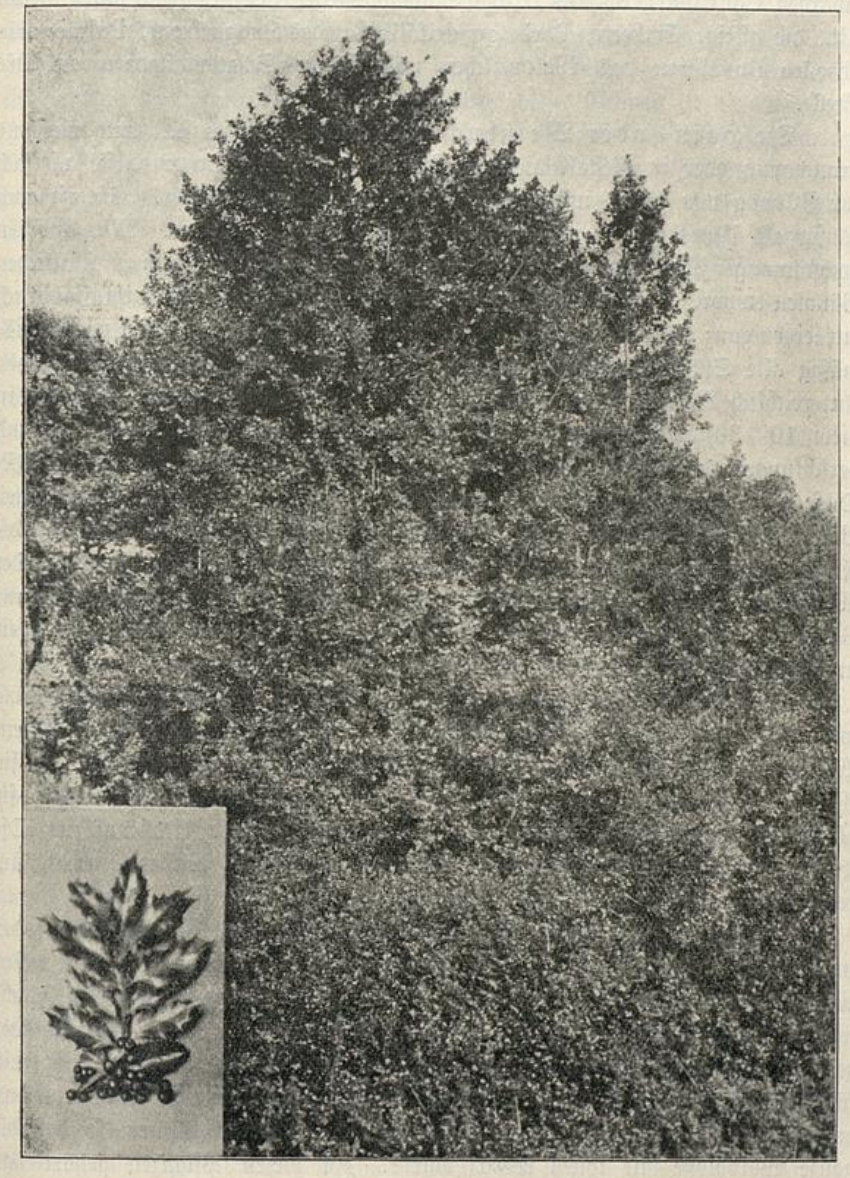


Verkrüppelte Eichen im Baumweg bei Ahlhorn.

bestände noch weit stattlicher. Davon zeugen die aus ihrem Holz gehauenen Sparren alter Bauernhäuser und besonders der „Bargfreds" auf dem Ammerlande. Auf dem Gehöft Aschenstedt bei Dötlingen gibt es noch jetzt einen ganzen Ilexbestand, der seinesgleichen sucht. Die Stämme ragen bis über 10 m schlank empor. An den Waldwegen steht nicht selten Gestrüpp von Weißdorn, Crataegus Oxyacántha L., seltener C. monógyna Jaq. oder von Schlehen, Prunus spinósa L., umschlungen von Geißblatt, Lonicéra Periclýmenum L., und durchwuchert von Brombeeren. Vom Waldrand her leuchten die roten Früchte des Schneeballs, Vibúrnum Ópulus L., und der Vogelbeere, Sorbus aucupária L. In ihrer Gesellschaft fehlen die Haselstauden, Córylus Avellána L., selten. Auch die Krautflora ist reichhaltig. Besonders im ersten

Landesbibliothek Oldenburg

Frühling, wenn die Sonne noch durch die unbelaubten Kronen dringen kann, gleicht der Boden einem Blumenteppich, gewebt aus tausenden von Anemonen, zwischen denen vereinzelt Primeln, Gelbsternarten (Gagéa), Goldhahnenfuß,



„Hülse" (Stechpalme) bei Wehnen.

Ranúnculus aurúomus L., und Scharbockskraut, Ranúnculus Ficária L., blühen. Aber diese Frühlingsblumen sterben fast alle nach der Fruchtbildung, meist schon im Juni, ab. Bei vielen von ihnen kommt es nur spärlich zur Samenbildung.

Landesbibliothek Oldenburg

Sie sorgen daher vielfach auf andere Weise für Erhaltung und Ausbreitung der Art nämlich durch Bildung von Ausläufern, Brutknospen, Zwiebeln und Knollen. Hat sich das Laubdach geschlossen, so treten das duftende Maiglöckchen, Convallária májalis L., das Salomonssiegel, Polygónatum multiflórum All., die giftige Einbeere, Paris quadrifólia L., das Lungenkraut, Pulmonaria obscúra Du Mort., das Waldveilchen und andere Schattenpflanzen an ihre Stelle.

Die Hain- oder Weißbuche, Carpínus Bétulus L., tritt meistens strauchartig oder in Gestalt niederer Buschbäume auf. So wird sie vielfach zur Bildung von Hecken und zum Bepflanzen der Wälle benutzt. Sie ist auch häufig als Unterholz in Laubwäldern auf trockenem Boden. Mit anderen hochstämmigen Laubbäumen vergesellschaftet, reckt die Hainbuche sich zu stattlichen Bäumen empor. Am bekanntesten ist wohl der Hainbuchenbestand im Hasbruch mit seinen ganz bizarren Formen. (Siehe Bild S. 223.) Es sind schon verhältnismäßig alte Stämme, denn ihr Inneres ist vielfach vermorscht und ausgehöhlt. In reichlich Manneshöhe teilen sich die Bäume plötzlich kandelaberartig in viele (10—30) aufstrebende Äste. Viele von ihnen sind seltsam gewunden und verschlungen, lehnen sich auch wohl ganz über und suchen am Nachbar Stütze. Diese sonderbaren Verästelungen sollen durch wiederholtes Köpfen der jungen Bäume entstanden sein. Das Volk verlegt diese Verstümmelungen in die Franzosenzeit und nennt diesen Teil des Waldes den Franzosenbusch. Der Waldgrund ist hier wie auch sonst häufig im Hasbruch mit Gundermann, Glechóma hederácea L., und Goldnessel, Galeóbdolon lúteum Huds., überzogen und birgt als Seltenheit das Bingelkraut, Mercuriális perénnis L.

Die Erle, Alnus glutinósa Gärtn. Da, wo die übrigen Waldbäume wegen zu großer Nässe nicht mehr gedeihen können, ist das Gebiet der Erlen. Wir finden sie daher an sumpfigen Stellen der gemischten Laubwälder, wo sie kleinere hochstämmige Bestände bilden. Im feuchten Eichengehölz treten sie häufig als Unterholz auf und sind gemein an Bächen und Grabenufern. Oft strecken sie ihre rötlichen Seitenwurzeln weit ins offene Wasser hinaus, um den Bedarf an Sauerstoff zu decken.

Waldschläge. Eine ganz eigenartige Flora sprießt im ersten oder zweiten Jahre nach der Abholzung eines Waldgebiets auf. Plötzlich treten einige Pflanzen in so großer Menge und Üppigkeit auf, daß die Fläche wie absichtlich damit besät erscheint, während man sie bis dahin wenig oder garnicht bemerkte. Sie führten im Schatten der Bäume meistens nur ein kümmerliches Leben. Als sie nun durch den Kahlschlag Luft und Licht erhielten, machten sie sich breit, wurden ‚groß und trieben zahlreiche Blüten, so daß die ganze Waldblöße mit ihnen bedeckt wurde. Zu diesen Pflanzen gehört das schmalblättrige Weidenröschen, Epilóbium angustifólium L., wegen seiner langen von unten nach oben hin aufblühenden hellroten Blütenähre im Volksmunde „Kattsteert“ genannt. Dazwischen steht mehr vereinzelt das Waldkreuzkraut, Senécio silváticus L. Die schlängelige Schmiele, Aera flexuósa L., tritt wieder so massenhaft auf, daß ihre großen, zarten, braunroten Blüten-

Landesbibliothek Oldenburg

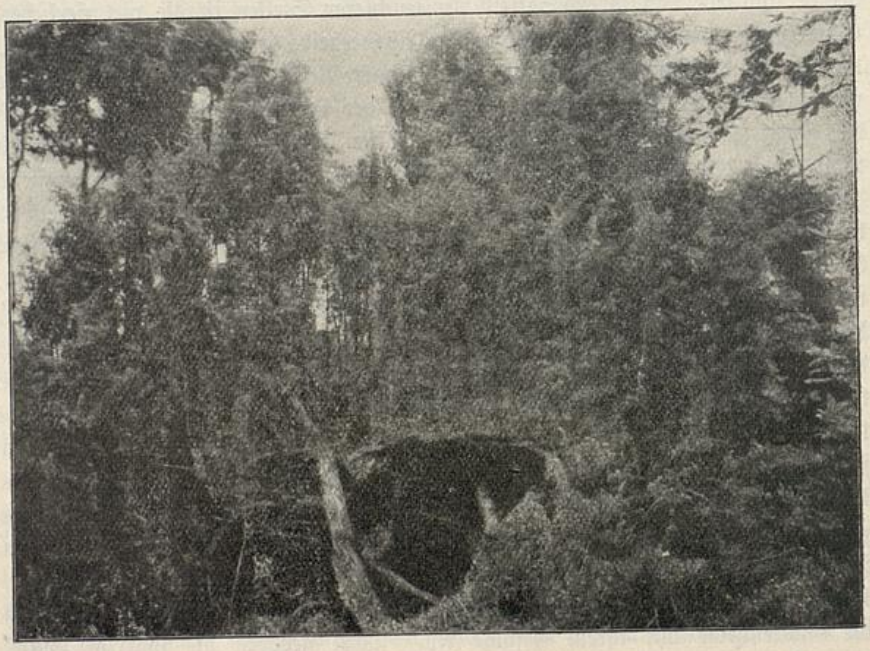
rispen das Ganze wie mit einem Schleier einhüllen. Ist der Boden reich an Rohhumus, so zeigt sich das Pfeifengras, „Bähnthalm", Molínia coerúlea Moench, in üppigen Bulten.

Flora der Sandheide. Während der Wald die fruchtbaren Strecken für sich in Anspruch nahm, mußte sich die Heide ursprünglich mit dem nährstoffarmen Sandboden zufrieden geben. Die Flora der ungenutzten Heideflächen ist meistens sehr einförmig. Charakterpflanze dieses Gebiets ist die Besenheide, Callúna vulgáris Salisb. Sie beherrscht weite Flächen fast ausschließlich und kleidet sie für den größten Teil des Jahres in ein dunkles Braun, das durch seine Einförmigkeit eigenartig ernst und schwermütig wirkt. Erst die heißen Strahlen der Augustsonne vermögen sie aus ihrem todähnlichen Schlaf zu wecken. Verwundert öffnet sie ihre zahllosen, dichtgedrängt sitzenden Blütenknospen und steht nun etwa sechs Wochen lang im bläulichroten Hochzeitskleid. Die Blütenfarbe — eigentlich sind es die viel größeren farbigen Kelchblätter, welche hier die Aufgabe der kleinen Kronblätter übernommen haben — ändert oft stark ab. Man trifft sie vom dunkelsten Lila bis zum hellsten Rosenrot, ja sogar reinweiße Blüten sind nicht selten. Auch der ganze Wuchs des Strauches ist verschieden; hier strebt ein Busch schlank aufwärts und dort an den trockneren Stellen bleibt er niedrig und gedrungen. Eine Form ist sogar fast rasenbildend; ein solcher Busch erscheint völlig platt getreten. Es ist die var. Érikae Asch. Im Hochsommer ist die Besenheide stellenweis mit einem Gewirr roter Fäden übersponnen; eine Schmarotzerpflanze, die Heideseide, Cuscúta Epíthymum Murr., umschlingt ihre Äste, sendet Saugzellen durch ihre Rinde und lebt von ihrem Safte. An feuchteren Stellen ist die viel zierlichere Glockenheide, vom Volke Doppheide oder Börnerheide genannt, Eríca Tétralix L., vorherrschend. Streckenweise sind einige andere kleine Sträucher eingemischt, so vor allen Dingen die verschiedenen Formen der kriechenden Weide und der fast das ganze Jahr hindurch blühende Stachelginster, Genísta ánglica L. Vereinzelt windet sich der Keulenbärlapp, Lycopódium clavátum L., vom Volk treffend „Schlangenmoos" genannt, durch die Heide. Vielfach ist der Heideboden etwas hügelig; dann wird die Flora reichhaltiger. Hier entfaltet der Besenginster, Sarothámnus scopárius Koch, im Mai seine gelbleuchtende Blütenpracht, während die heidekrautähnliche, aber viel grünere Rausch- oder Krähenbeere, Émpetrum nigrum L., schon im April aus ihren zahlreichen, unscheinbaren, dunkelpurpurnen Staubblüten große Mengen gelben Staubes entsendet, welche beim Durchschreiten in Wolken emporwirbeln. Bultenweise steht hier der behaarte Ginster, Genísta pilósa L. Von Gräsern und Kräutern sieht man den frühen Hafer, Avéna praecox Pal., das Silbergras, Weingaertnéria canéscens Bernh., das Hungerblümchen, Draba verna L., den kleinen Vogelfuß, Ornithopus perpusíllus L., das schöne Katzenpfötchen, Antennária dioeca Gärtn., den Frühlingsspörgel, Spérgula vernális Will. und das kriechende Habichtskraut, Hierácium Pilosélla L. häufig. Ist der Boden etwas feuchter, so stellt sich die Glockenheide mit ihrem Gefolge ein. Dazu gehören die sparrige Binse, Juncus squarrósus L., die Rasensimse, Scirpus caespitósus L., und der

Landesbibliothek Oldenburg

Lungenenzian, Gentiána Pneumonánthe L. An abgeplaggten Stellen treten oft massenhaft die beinbrechende Stablilie, Narthécium ossífragum Huds., und die in der Volksmedizin vielgebrauchte Arnika, Árnica montána L., auf.

Ist der Heideboden naßsandig und von Heidekraut entblößt, so findet sich hier meistens eine Gesellschaft von kleinen zierlichen Gewächsen mit zarten, lichtempfindlichen Blüten, welche sich nur im hellen Sonnenlicht öffnen; das sind der Purgierlein, Linum cathárticum L., das knotige Mastkraut, Sagína nodósa Fenzl, und das überaus zierliche, gelbblütige Bitterblatt, Cicéndia filifórmis Delabr., aus der Familie der Enziane. Dieselbe Örtlichkeit lieben das Knorpel- oder Tapetenkraut, Illécebrum verticillátum L. und die Riemenpflanze, Corrigíola littorális L., sowie einige Seggen und Binsen. Hier ist auch der Standort des in unserer Gegend seltenen Fettkrauts, Pinguícula vulgáris L., das sich mit seinen klebrigen Blättern kleine Insekten fängt. In einigen Gegenden werden seine schmierigen Blätter als „Bullenkrut" Kühen eingegeben, um die Brunst hervorzurufen. Auf dem Grunde sandiger Heideseen wachsen vereinzelt die sparrigen Blattrosetten der Lobelie, Lobélia Dortmánna L., und senden im Hochsommer schlanke Stiele mit spärlichen weißlichen Blüten über das Wasser. Im Übergangsgebiet zum Moore bildet der Poststrauch, Myrica Gale L., meistens große Bestände. Dazwischen stehen die Schnabelsaat, Rhynchóspora alba Vahl, und R. fusca Röm. et Sch., der kleine überschwemmte Bärlapp, Lycopódium inundátum L., und verschiedene Seggen. Auf den Heiderücken finden sich oft Streifen mit Laubniederwald aus buschigem,



Alter Wacholder im Almsweg bei Ahlhorn.

Landesbibliothek Oldenburg

knorrigen Eichengestrüpp, untermischt mit Weiden und Zitterpappeln. Eigentümlich ist für unsere Heidevegetation das völlige Fehlen des Wacholders nördlich der Linie Sager-Heide — Ganderkesee, während er im Münsterland noch regelmäßig vorkommt. (Siehe Bild.)

Kiefernheidewald. Von den Waldbäumen wagen sich eigentlich nur die beiden anspruchlosesten, die Kiefer und die Birke, auch in die Heide hinein. Die Kiefer, Pinus silvéstris L., ist der Charakterbaum unserer Sandheiden. Moorfunde, sowie in der Außenjade ausgebaggerte Stämme und Zapfen beweisen, daß sie in vorgeschichtlicher Zeit viel weiter nach Nordwesten verbreitet war als jetzt. Nach der Eiszeit war sie der erste bestandbildende Waldbaum. Die Kälte schadete ihr nicht viel, und die fliegenden Samen ermöglichten ihr eine schnelle Ausbreitung. So eilte sie mit der Birke, Bétula verrucósa Ehrh., die diese Eigenschaften mit ihr teilt, den anderen Bäumen weit voraus. Während die Birke mehr den feuchten Boden besiedelte, breitete sich die Kiefer an den trockenen Stellen aus und ist bei uns wohl jahrtausendelang der einzige bedeutende Waldbaum gewesen. Später verschwand sie immer mehr; im Mittelalter fehlte sie entweder ganz oder war doch auf einige kleine Gebiete beschränkt. Erst als man sie im 18. und 19. Jahrhundert forstmäßig anpflanzte, gewann sie wieder an Boden. Besonders im Süden unseres Landes wurden mit Hilfe des Dampfpfluges große Flächen der Sandheide mit Kiefern aufgeforstet, aber nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. Auf gutem Boden wird die Kiefer mit ihrer braunroten, rissigen Borke ein kraftvoller Baum, der seine flachgerundete, schirmförmige Krone hoch hinaufreckt. Dagegen gedeiht sie auf dürrem, reinsandigem Boden nur kümmerlich; ein Schluß der Bäume zu einem eigentlichen Bestande findet dann meistens nicht statt. Auch die Bodenvegetation ist hier arm und lückenhaft; man sieht nur Flechten, einige Moosrasen, hin und wieder dünne Polster vom Silbergras, Weingaertnéria canéscens Bernh. und vom Schafschwingel, Festúca ovína L.; dazwischen kriecht das Habichtskraut, Hierácium Pilosélla L. Auf etwas feuchterem Boden zeigt sich reicherer Unterwuchs, bestehend aus Birkenanflug, einzelnen Brombeeren, Besenstrauch, schlängelicher Schmiele und vor allem Heidekraut. In humosen Kiefernwäldern bilden die Beerensträucher, Bickbeere, Vaccínium Myrtillus L., und Kronsbeere, V. Vítis Idáea L., den Hauptbestandteil der Bodenflora. Einzeln oder mit einander gemischt bedecken sie oft weithin den Waldesgrund und erobern mit ihren kriechenden Grundachsen immer weitere Gebiete. An den Rohhumus älterer Kiefernwälder sind noch einige interessante Seltenheiten gebunden, so eine Orchidee, das Netzblatt, Goodyéra répens R. Br., der vorjährige Bärlapp, Lycopódium annótinum L., und das schon erwähnte zierliche Moosglöckchen, Linnáea borealis L.

Inlanddünen.*) Die Vegetation der von Flugsand gebildeten Inlanddünen ist meistens recht arm und ähnelt der unserer trocknen Sandheiden sehr. Jetzt sind die Flächen zum großen Teil mit Kiefern aufgeforstet.

*) Näheres in Oldenburger Naturkundliche Blätter, Heft 1, Die Osenberge in Wort und Bild. 1. Die Pflanzendecke von K. Härtel.

Landesbibliothek Oldenburg



Schafstift mit Birken und Kiefern in den Osenbergen.

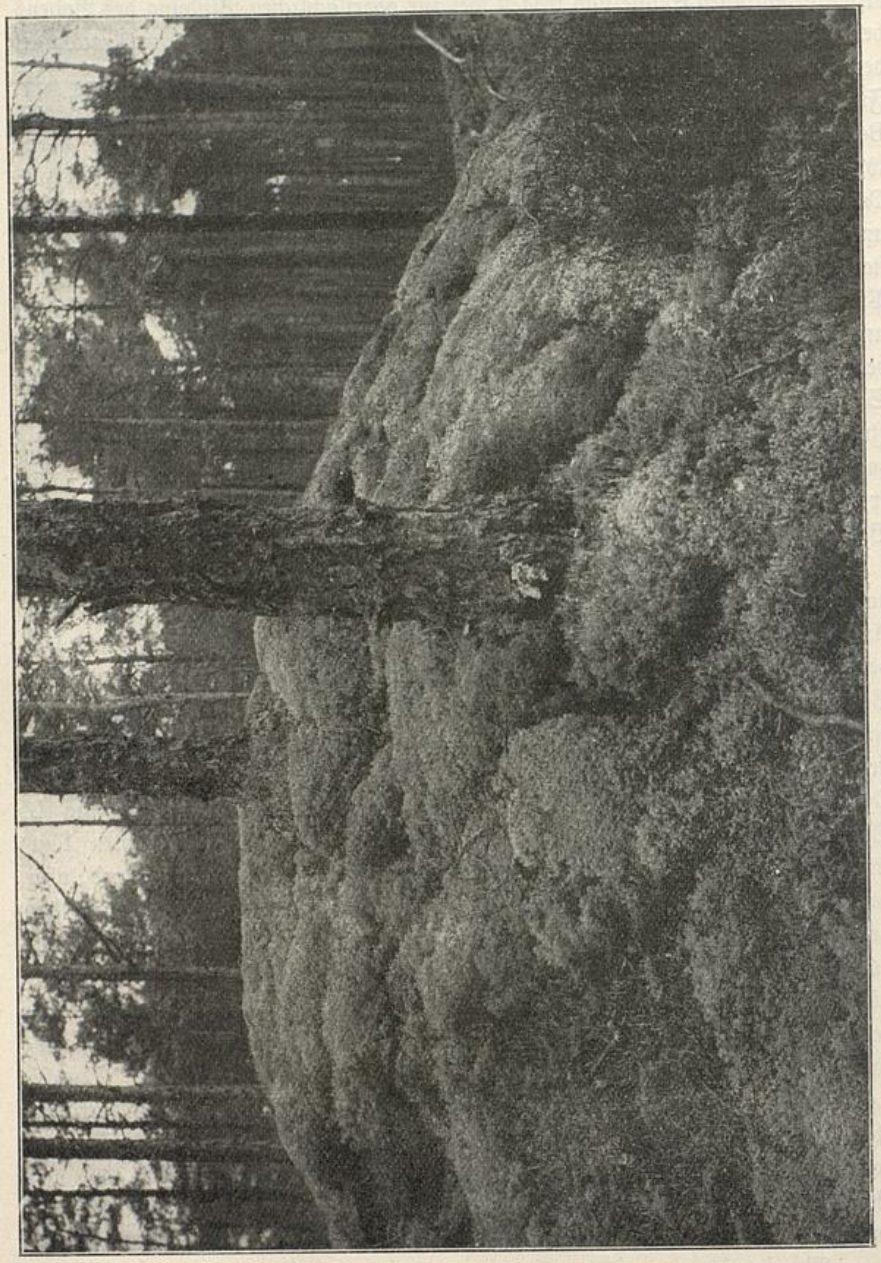
Landesbibliothek Oldenburg

Aber auch der allmächtigen Natur gelingt es langsam, den nackten, vom Winde bewegten Sand zu erobern. Als erste Pioniere der Pflanzenwelt treten auch hier Algen, Flechten und Moose auf. (Bild S. 234.) Sie schaffen die ersten organischen Stoffe und tragen viel zur oberflächlichen Bindung des Bodens bei. Ihnen folgen einige kleine Gräser und Kräuter, die sich der Trockenheit des Bodens und der Nährstoffarmut vortrefflich angepaßt haben, wie der Frühlingsspörgel, Spérgula vernális Willd., der Zwerghafer, Avéna praecox Beauv., die nackstengelige Teesdalea, Teesdálea nudicaulis R. Br., das blauköpfige Jasonskraut, Jasióne montána L., die rundblättrige Glockenblume, Campánula rotundifólia L., das kleine Schimmelkraut, Filago mínima Fries, und der kleine Sauerampfer, Rumex Acetosélla L., mit seinem außerordentlich stark entwickelten Wurzelsystem. Für die Festlegung des Sandes sind zwei Pflanzen außerordentlich wichtig, der Sandhafer, Ammóphila arenária Link, und die Sandsegge, Carex arenária L. Mit ihren langen Wurzelstöcken, die beim Sandhafer mehrere Meter tief senkrecht in die Erde gehen, bei der Sandsegge aber wagerecht streichen, tragen sie sehr viel zur Befestigung bei. Zudem vertragen beide sehr gut Übersandung, ja diese reizt sie nur noch mehr zur Bildung neuer Triebe. Nach und nach tritt die Besenheide auf und erobert das Gebiet. Durch Aufforstung kommt dann die Kiefer mit ihren Begleitern zur Herrschaft.

Die angebaute Geest. Die fruchtbarsten Strecken der Geest sind von den Menschen in Gärten, Äcker, Wiesen und Weiden verwandelt worden. Auf den Äckern und in den Gärten wurde die ursprüngliche Flora völlig vernichtet. Dafür stellten sich eine Reihe von Unkräutern ein, die sich trotz aller Verfolgungen zu behaupten vermochten. Viele von ihnen sind einjährig und halten und vermehren sich nur durch ihre zahllosen kleinen Samen. So findet sich unter dem Getreide die allbekannte schöne blaue Kornblume, Centauréa Cyánus L., seltener ist die leuchtendrote Kornrade, Agrostémma Githágo L. Der Mohn, der in südlicheren Gegenden ganze Felder rot aufleuchten läßt, fehlt in unserem Gebiet als Ackerunkraut fast ganz. Weniger auffallend, aber darum nicht minder verhaßt, sind dem Landmann Ackertrespe, Windhalm, das sich immer mehr ausbreitende kleine Ruchgras, „Seifendüwel", Anthoxánthum aristátum Boiss., Hohlzahnarten, das blaue und das weiße Ackerstiefmütterchen, Viola tricolor L., und arvénsis Murr., die Ackerwinde, die gelbe Saatwucherblume, Chrysánthemum ségetum L., u. a. Aber auch ausdauernde Unkräuter wissen sich im Acker zu halten; das zeigt die Quecke, Agropýrum repens Beauv. Ihre Grundachsen werden wohl vom Pfluge zerrissen, aber da jedes Stück wieder zu einer neuen Pflanze auswächst, wird sie nur noch mehr ausgebreitet. Andere halten sich durch Zwiebeln, so die aus Bauerngärten verwilderten Milchsternarten, Ornithógalum, und die jetzt auch bei uns vereinzelt auftretende knollentragende Lilie, Lílium bulbíferum L.

Wiesenflora. Überall da, wo regelmäßig auftretende Überschwemmungen den Baumwuchs unmöglich machten, ist das natürliche Gebiet der Wiesen und Weiden. Diese Flächen waren der Landwirtschaft jedoch bald

Landesbibliothek Oldenburg



Mit Flechten bewachsener Hügel in den Ösenbergen.

Landesbibliothek Oldenburg

zu klein; darum wurden durch Eindeichungen, Entwässerungen, Berieselungen, Waldrodungen und mit Hilfe des Kunstdüngers viele neue Wiesen geschaffen. Die Flora der Wiesen wird durch die Mahd stark beeinflußt; denn dadurch werden die Pflanzen stark verletzt und wohl gar an der Fruchtbildung gehindert. Die Vegetation besteht daher fast ganz aus krautigen Pflanzen mit ausdauernder Grundachse. Das sind vor allen Dingen die Gräser, aber auch mehrjährige Kräuter. Sie haben meistens eine starke vegetative Vermehrung, indem die unterirdischen Stengel weiter wachsen, sich verzweigen und immer neue Triebe bilden. Von großem Einfluß auf die Zusammensetzung der Wiesenflora ist der Feuchtigkeitsgehalt des Bodens. Auf dauernd nassem Grunde kann sich keine eigentliche Wiese bilden. Da es an der Durchlüftung des Bodens fehlt, wird sie zum Sumpf, in dem Sauergräser vorherrschen. Die feuchte, fruchtbare Wiese aber liefert die höchsten Erträge. Hier finden sich die hochwüchsigen Gräser wie der Wiesenfuchsschwanz, Alopecúrus praténsis L., das Timotheegras, Phleum praténse L., das Knäuelgras, Dáctylis glomeráta L., und der hohe Wiesenschwingel, Festúca elátior L. An manchen Stellen geben die Blüten der Kuckuckslichtnelke, Coronária flos cucúli Al. Br., der Wiese einen roten Schein, während anderorts das Gelb der Hahnenfußarten und des Klappertopfs vorherrscht oder auch das Wiesenschaumkraut, Cardámine praténsis L., die grüne Ebene mit blauweißen Schaumflocken schmückt. Kleearten fehlen nie. Eine Reihe von Halbschmarotzern setzt sich an die Wurzeln der Wiesenpflanzen, um ihnen Saft auszusaugen. Sie sind aber auch imstande, selbständig zu leben. Dazu gehören der Klappertopf, das Läusekraut und der Augentrost. Für das Gebiet an der Westgrenze, nach Ostfriesland zu, ist das mehrfache Auftreten des Wiesenknopfes, Sanguisórba offincinális L., charakteristisch, der sonst bei uns fast vollständig fehlt. Ebenso ist es mit der aus den ostfriesischen Meeden immer weiter vordringenden schönen, einköpfigen, englischen Distel, Círsium ánglicum D. C.

Auf trocknen Wiesen ist der Pflanzenwuchs nicht so üppig, hier sind die mittelhohen und niedrigen Gräser vorherrschend, vor allem das Ruchgras, Anthoxánthum odorátum L., das Kammgras, Cynosúrus cristátus L., das Honiggras, Holcus lanatus L., der Lolch, Lólium perénne L., und das Wiesenrispengras, Poa praténsis L. Das Lieschgras tritt häufig in einer niedrigen Form mit zwiebelartig verdicktem „Fuß" auf, Phleum praténse var. nodósa L. Den Sauergräsern sagt der Boden nicht recht zu. Der kleine Sauerampfer, Rumex Acetoséllа L., findet sich massenhaft. An Kleearten wachsen hier neben Weißklee, Trifólium repens L., besonders der niederliegende, Trifólium procúmbens L., und der Fadenklee, Tr. minus Reh. Brunelle, Brunella vulgaris L., kriechender Günsel, Ajúga reptans L., und die rundblättrige Glockenblume, Campánula rotundifólia L., u. a. sind häufig.

Zu Weiden benutzt der Landmann am liebsten die trocknen Grasflächen, denn hier ist der Zuwachs geringer, es kann also nicht so viel zertreten werden. Auch bieten sie dem Vieh trockene Lagerplätze. Der Zahn des Weideviehs wirkt nun ähnlich wie die Sense des Mähers; auch er läßt die

Landesbibliothek Oldenburg

Pflanzen nur selten zur Fruchtbildung kommen. Aber das Vieh sucht die besten Futterpflanzen am meisten nach; ihre Artenzahl wird daher nach und nach zu Gunsten der schlechteren vermindert. Diese entwickeln sich stärker und bilden vielfach Bulten, z. B. die Rasenschmiele, Aera caespitósa L. Ebenso ragen häufig Disteln und auf schlechteren Weiden Büsche von Knäuel- und Flatterbinsen, Juncus Leersii Mars, und J. effúsus L., hervor.

Auch die Pflanzenwelt der Geestgewässer bietet manches Interessante, auf das hier noch kurz hingewiesen werden soll. In größeren Teichen und Seen, z. B. im Zwischenahner Meer, erscheint das Wasser zeitweise stark flockig grün und gelb gefärbt. Die Anwohner sagen dann: „Das Meer blüht." Die Ursache hiervon sind zahllose, mikroskopisch kleine, einzellige Pflänzchen, welche frei im Wasser schweben. Diese kleinen Lebewesen nennt man in ihrer Gesamtheit Plankton. Sie dienen zahllosen kleinen Tierchen zur Nahrung, die dann wieder von der Fischbrut verspeist werden. Zahlreiche höhere Pflanzen wachsen im Wasser völlig untergetaucht und senden nur ihre Blüten daraus hervor; hierzu gehören die Tausendblattarten, Myriophýllum, Hornblattarten, Ceratophýllum, einige Laichkräuter, Potamogéton, die Wasserprimel, Hottónia palústris L., die Wasserpest, Elódea canadénsis Rich u. m. a. Die letztere ist in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei uns eingeschleppt worden und zwar nur die weibliche Pflanze. Groß ist auch die Zahl der Pflanzen mit Schwimmblättern, z. B. unsere beiden schönen Wasserrosen, der Froschbiß, Hydrócharis, der Wasserstern, Callítriche, die verschiedenen Arten von Entenkraut, Lemna, und der schwimmende Froschlöffel, Elísma natans Buch. Im Schlamme wurzelnd, heben manche Pflanzen ihre Blätter und Blüten aus dem Wasser heraus. Hier wären zu nennen der Froschlöffel, Alísma Plantágo L., der Igelkolben, Spargánium, der Bitterklee, Menyánthes trifoliáta L., und v. a. Am üppigsten aber ist die Flora am Ufer der Geestgewässer; denn das vorbeifließende Wasser bietet den Pflanzen stets die genügende Feuchtigkeit und ist reich an Nährstoffen. Hier bildet sich daher leicht eine reiche Strauchvegetation, in der natürlich die feuchtigkeitsliebenden Erlen und Weiden nicht fehlen. Dazwischen stehen Schneeball, Faulbaum, Frangula Alnus Mill., bisweilen auch Büsche der schwarzen Johannisbeere (Kakelbeere), Ribes nigrum L.

Von hohen kräftigen Krautgewächsen fehlt selten die Sumpfspierstaude, Ulmária palústris Moench, der Wasserdost, Eupatórium cannábinum L., der leuchtend rote Blutweiderich, Lythrum Salicária L., verschiedene Arten von Weidenröschen, Epilóbium, und die Wiesenraute Thalictrum flavum L. Sie sind umrankt von der Zaunwinde, Convolvulus sepium L. mit ihren weißen Trichterblüten. Dazwischen klimmt bisweilen der bittersüße Nachtschatten, Solánum Dulcamára L., spreizend empor. Näher dem Wasser, oft schon direkt in demselben, blüht der Gilbweiderich, Lysimáchia vulgáris L., mit großen gelben Sträußen. Ferner findet sich hier der giftige Wasserschierling, Cicúta virósa L., kenntlich an den scharfgesägten Blattfiedern, und die oft mit ihm verwechselte Wasserweinblume, Oenánthe aquàtica Lam., welche aber viel

Landesbibliothek Oldenburg

feiner geteiltes Laub hat. Auch die Sumpfdotterblume, Calta palústris L., das Sumpfblutauge, Potentilla palústris L., das Vergißmeinnicht und der gebräuchliche Baldrian, Váleriána officinális L., wachsen hier. Sternmieren, Stellária gramínea L., auch wohl glauca Wither, klettern spreizend zwischen ihnen empor, und zu ihren Füßen kriecht das Pfennigkraut, Lysimáchia Nummulária L., mit seinen großen, leuchtend gelben Blüten.

Moorflora. (Über die Entstehung der Moore siehe „Geologie" S. 169 ff.) Der Unterschied zwischen Hoch- und Niederungs- oder Grünlandsmooren tritt auch in der Pflanzenwelt deutlich zu Tage. Die Vegetation der Hochmoore ist sehr arm und einförmig; jede Generation lebt fast nur von den verwesenden Resten ihrer Vorgänger. Trotzdem hat das Hochmoor immer größere Ausdehnung erlangt und ganze Wälder unter sich begraben. Aber jetzt ist ihr Wachstum durch künstliche Entwässerung sehr stark eingeschränkt.

Je nach der Feuchtigkeit zeigt das Hochmoor ein verschiedenes Aussehen. In den zuwachsenden Torflöchern und Moortümpeln sind die verschiedenen Arten der Torfmoose, Sphagnum, in der üppigsten Entwicklung. Fast alle anderen Pflanzen können hier nicht gedeihen, nur die seltene Scheuchzerie, Scheuchzéria palústris L., ist hier in ihrem Lebenselement. Am etwas trockneren Rande werden die Torfmoose häufig von dem zierlichen Rankenwerk der Moosbeere, Vaccínium Oxycóccus L., übersponnen. Die fast ganz in der Sphagnumdecke hinkriechenden, fadendünnen, holzigen Stengel tragen winzige, lederartige Blätter und schmücken sich im Mai und Juni mit großen, blaßroten Blütensternen. An feuchten Stellen wachsen dichte Bulten von Wollgräsern, besonders Erióphorum vaginátum L. Zu ihnen gesellt sich meistens die weniger auffällige aber ebenfalls bultige Rasenbinse, Scirpus caespitósus L. Vereinzelt sieht man einige Sonnentauarten, Drósera rotundifólia L. und ánglica Huds., zwischem dem Moos. Die schöne beinbrechende Stablilie, Narthécium ossífragum Huds. tritt truppweise auf. An einigen Stellen haben sich festere Bulten gebildet, zwischen denen kahle, schlammige, schwarze Moraste hervortreten, die in nassen Zeiten zu kleinen Tümpeln werden. Hier siedelt sich gern in großen Rasen oder zerstreuten Gruppen die weiße Schnabelsaat, Rhynchóspora alba Vahl, an. Nicht so häufig tritt ihre kaum spannhohe, dunkelköpfige Schwester, die braune Schnabelsaat, Rh. fusca Röm. et. Sch., auf. Im Mai beobachteten wir auf solchen kahlen Stellen in der Oldenbroker Wildbahn zahlreiche, haferkornförmige, grüne Gebilde verstreut. Es waren Wurzelknospen der weißen Schnabelsaat. Sie hatten sich von der Mutterpflanze losgelöst und waren während des Winters durch das Wasser verbreitet worden. Auf den Bulten siedeln sich Heidesträucher an; die zierliche Glockenheide, Erica Tétralix L., erscheint, und an den trockensten Stellen gelangt die Besenheide, Callúna vulcáris Salisb., zur Herrschaft. Calluna und Erica bilden zahllose kleine Hügel und machen das Hochmoor recht uneben und holperig. Dazwischen erhebt vereinzelt die zierliche Rosmarinheide, Andrómeda polifólia L., ihre zierlichen, rosaroten Porzellanglöckchen. Auffällig ist für unser Gebiet das fast völlige Fehlen der Sumpfheidel- oder

Landesbibliothek Oldenburg

Trunkelbeere, Vaccínium uliginósum L. Bekannt ist nur ihr geselliges Vorkommen am Rande des Wildenlohs. Auf den hohen Wölbungen des Moores treten die Bickbeere, Vaccínium Myrtillus L., und vor allem die Kronsbeere, Vaccínium Vitis Idaea L., bestandbildend auf. An trocknen Stellen findet sich Birken- und Kiefernanflug, doch bleiben diese Bäume hier meistens klein und kümmerlich.

Ganz anders ist die Pflanzenwelt der Niederungs-, Grünlands- oder Wiesenmoore zusammengesetzt, weil hier völlig abweichende Lebensbedingungen herrschen. Schon durch ihre Entstehung unterscheiden sich solche Moore ganz wesentlich von den Hochmooren, sie bildeten sich nämlich durch Verlandung stehender meist nährstoffreicher Gewächse und traten oft an die Stelle toter Flußarme. (Siehe „Geologie" S. 170 ff.) Sie zeichnen sich deshalb meistens durch außerordentlichen Pflanzenreichtum aus; das nährstoffreiche Wasser schafft diesen die besten Lebensbedingungen. Neben den genügsamen Pflanzen des Hochmoors gedeiht hier stellenweise noch das viel anspruchsvollere Schilfrohr, Phragmites communis Trin.; hier streckt der Rohrkolben, Typha latifólia L., seine schönen, sammetbraunen „Lampenputzer" hoch empor. Dazwischen glänzen die großen, gelben Blüten des giftigen, zungenblätterigen Hahnenfußes, Ranúnculus Língua L., hoch heraus. Mit ihnen vereint wachsen der giftige Wasserschierling, Cicuta virósa L., die Sumpfweihrauchsilge, Thysselínum palústre Hoffm., und die schmalblätterige Berle, Bérula angustifólia Koch. Seggen aller Art, darunter die seltene Schlammsegge, Carex limósa L., Binsen, Wollgräser und Schachtelhalme sind hier zu finden. Auch Farne fehlen nicht; hier breitet der stolze Königsfarn, Osmúnda regális L., seine schönen, großen, doppeltgefiederten hellgelbgrünen Wedel aus, während dort im tiefen Moore versteckt die zarten Wedel des seltenen Punktfarnes, Polýstichum Thelýpteris Roth, vereinzelt hervorsprossen. Auch mehrere Sumpforchideen bevölkern dies Gebiet, darunter das seltene Fettblatt, Líparis Loesélii Rich., sowie das auch immer mehr verschwindende Weichblatt, Maláxis paludósa Swartz. An warmen Sommerabenden senden Platanthere, Platanthéra bifólia Reich., und Sumpfepipaktis, Epipáctis palústris Crantz, süße Düfte von ihren Blütenähren aus, um Nachtschwärmer anzulocken. In dem Pflanzengewirr fallen uns an nassen Stellen noch zwei Arten besonders in die Augen, der Fieber- oder Bitterklee, Menyánthes trifoliáta L., mit den zottigen, leuchtendweißen Blütenähren und großen Erdbeerblättern, sowie die Sumpfcalla, Calla palústris L., die wegen des großen, weißen Blütendeckblattes vom Volke passend Schweinsohr genannt wird. An interessanten Pflanzen des wachsenden Wiesenmoores sind hier noch zu nennen: das schöne, weiße Studentenröschen, Parnássia palústris L., welches fünf seiner Staubgefäße zu merkwürdigen, handförmig geteilten Gebilden, sogenannten Staminodien, umgewandelt hat, das Sumpfblutauge, Potentílla palústris L., der Sumpfhornklee, Lotus uliginósus Schkur, der Sumpfdreizack, Triglóchin palústris L., und der Wassernabel, Hydrocótyle vulgáris L., welcher mit seinen fadendünnen, langgestreckten Stengeln auf dem Moore hinkriecht. Seine kleinen unscheinbaren Blütendolden

Landesbibliothek Oldenburg

stehen auf kurzen Stielen und sind oft ganz überwuchert. Labkräuter, Gálium palústre L. und uliginósum L., bilden grüne Polster, die zur Blütezeit mit zahllosen kleinen weißen Sternen übersät sind. Unsere fleischfressenden Pflanzen sind oft sämtlich vertreten; hier strecken die Sonnentauarten, Drósera, ihre klebrigen Tentakeln gierig nach Beute aus; dort drückt das Fettkraut, Pinguícula vulgáris L., seine gelblichgrüne Blattrosette straff dem Boden an, um hinaufkriechende Insektchen durch Einrollen der schmierigen Blätter zu fangen, und in den Tümpeln verdauen die Wasserschlaucharten, Utriculária vulgáris L., minor L. und intermédia Hayne, die unvorsichtigen kleinen Tierchen, welche, vielleicht schutzsuchend, ihre fallenartigen Bläschen betraten. An den trockneren Stellen breitet sich Gestrüpp von Birken, Weiden und Faulbaum, Frángula Alnus Miller, aus, das aber nie eine größere Höhe erreicht. Ihnen gesellt sich gern der Gagelstrauch, Myríca Gale L., und die Doppheide, Eríca Tetralix L., zu. Auch der blaue Enzian, Gentiána Pneumonánthe L., und die Stablilie, Narthécium ossífragum Huds., mit ihren reitenden Blättern, fehlen selten.

Marschflora. Groß ist der Gegensatz, wenn man von der hohen, welligen, waldreichen Geest durch den sich dazwischenschiebenden schmalen Moorgürtel niedersteigt zur ebenen, fast baumlosen Marsch. Eine ganz andere Pflanzenwelt scheint sich da vor uns auszubreiten. Groß, üppig, saftstrotzend stehen die einzelnen Pflanzen da, aber bei näherer Betrachtung sieht man, wie überraschend artenarm unsere Marsch ist. Besonders auffallend ist das Fehlen aller wildwachsenden Bäume und Sträucher. Nur die Dörfer und die einzeln liegenden Gehöfte sind durch angepflanzte Eschen, Pappeln, Eichen und Weiden gegen die rauhen Winde geschützt. Von diesen Bäumen sind wohl nur die Eschen, Fráxinus excélsior L., und einige Weidenarten als ursprünglich einheimisch anzusehen. Im übrigen weist unsere Marsch innerhalb des Deiches nur wenig Ursprüngliches auf. Schon durch den Deichbau selbst wurden die Lebensbedingungen der Pflanzen völlig verändert. Auch ist infolge der großen Fruchtbarkeit des Bodens alles Land von den Menschen in Benutzung genommen.

Auf den Äckern baut man Weizen, Gerste, Hafer, Raps und Feldbohnen. Ungeladen stellt sich auch hier eine Schar Unkräuter ein, um an der reichen Tafel mitzuspeisen. Vor allem macht der Hederich, Ráphanus Raphanístrum L., dem Landmann viel zu schaffen; mit ihm tritt der Ackersenf, Sínapis arvénse L. und das nach seinen breitgeflügelten rundlichplatten Schoten benannte Pfennigkraut, Tlaspi arvénse L., sowie die Ackerkratzdistel, Cirsium arvénse Scop., häufig auf. Den Saum des Feldes schmücken oft echte Kamillen, Matricária Chamomílla L. und Hundskamillen, Anthemis arvénsis L. Im Jeverland soll unter dem Hafer das einzige giftige Gras vorkommen. Es ist der Taumellolch, Lólium temuléntum L. Nach neueren Untersuchungen rührt das Gift von einem Pilze her, der aber nie zur Sporenbildung schreitet, sondern sein zartes Gewebe nur unter der Oberhaut, besonders der Samen, ausbreitet.

Auf den Marschwiesen herrschen die hohen Wiesengräser unumschränkt. Hier reckt sich der Wiesenhafer, Arrhenátherum elátius Mert. et Koch, bis zu 1 m Höhe empor; in seiner Gesellschaft finden sich der wertvolle hohe

Landesbibliothek Oldenburg

Wiesenschwingel, Festúca elátior L., das Knäuelgras, Dàctylis glomeráta L., das Lieschgras, Phleum praténse L., der Wiesenfuchsschwanz, Alopecúrus praténse L., nebst verschiedenen Rispengrasarten, Poa. Es ist also fast dieselbe Gesellschaft wie auf den fruchtbaren Geestwiesen; nur die Kräuter treten mehr zurück. Bezeichnend ist das häufige Vorkommen des echten Kümmels, Carum Carvi L., des wilden Kerbels (Schalmpiepen, Kocher, Hingstweet), Anthríscus silvéstris Hoffm., und der wilden Möhre, Daucus Caróta L. Auch trifft man die Wiesenplatterbse, Láthyrus praténsis L. vielfach. Für das Gebiet der Unterweser ist die Kohldistel, Círsium oleráceum Scop., charakteristisch.

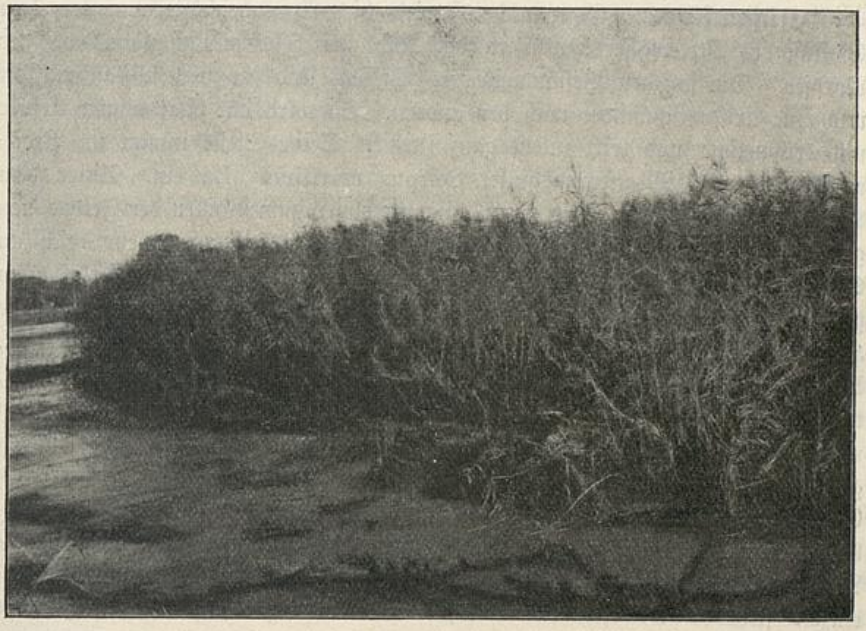
Die Weiden der Marsch bieten ein ähnliches Bild dar, wie die auf der Geest. Auch hier gedeihen die mehr vom Vieh verschmähten Pflanzen am ungestörtesten. Zu ihnen gehört die Rasenschmiele, Aera caespitósa L., mit ihren harten schneidenden Blättern, sowie Disteln, Cirsium arvénse Scop., C. lanceolatum Scop. und Carduus crispus L.

Eine üppige Vegetation zeigen die vielen, die Marsch durchziehenden Gräben, besonders wenn sie ziemlich ruhiges Wasser haben und nicht sehr oft gereinigt werden. Der nährstoffreiche, schlammige Boden und die tiefere windgeschützte Lage bieten die besten Lebensbedingungen. Nach der ersten Besiedelung mit langen, grünen Algenfäden folgen gar bald schwimmende Kräuter. Die verschiedenen Arten der Wasserlinse, Lemna minor L., gibba L., Spirodéla polyrrhíza Schleid., bilden im Verein mit den zarten Rosetten des Wassersternes, Callítriche stagnális Scop. und den nierenförmigen Blättern des Froschbisses, Hydrócharis morsus ranae L., eine schwimmende Decke. Im Wasser siedeln sich das dunkellaubige Hornblatt, Ceratophýllum démersum L., das ihm ähnliche, oft rötlich überlaufene Tausendblatt, Myriophýllum spicátum L., verschiedene Arten vom Wasserhahnenfuß, Batráchium und von Laichkräutern, Potamogéton an. Nach dem Ufer zu wachsen das Pfeilkraut, Sagittária sagittifólia L., der Froschlöffel, Alísma Plantágo L. der blasenziehende Hahnenfuß, Ranunculus scelerátus L., und zahlreiche andere Kräuter, Gräser und Seggen, meistens mit hoher Stoffproduktion. Eigentümlich ist für die Gräben der Flußmarsch die Blumenbinse, Bútomus umbellatus L., und für die der Seemarsch der Tannenwedel, Hippúris vulgáris L.

Flußuferflora. Die ursprüngliche Eigenart der Marschflora tritt uns erst außerhalb des Deiches, auf den Groden und an den Flußufern, entgegen. Hier kommen noch jetzt, wie vor der Eindeichung fast überall in der Marsch, die Wirkungen des Flusses voll zur Geltung. Überblickt man vom Deiche aus das Vorland, so wird das Bild vom Röhricht beherrscht, das in meilenlangem, bald schmalem, bald breiterem Streifen das Flußufer umsäumt. Es wird fast ausschließlich von unserm größten Gras, dem Schilfrohr oder Reit, Phragmítes communis Trin., gebildet. Weil es die Feuchtigkeit und ziemlich festen Boden liebt, findet es sich überall da, wo die gewöhnlichen Fluten noch soeben den Boden bespülen. Seine langen, weißen Grundachsen senden Halm an Halm empor. So entsteht ein dichter, fast undurchdringlicher Wald, der sich in der üppigsten Entwicklung bis zu 3 m emporreckt, so daß

Landesbibliothek Oldenburg

Roß und Reiter in ihm verschwinden würden. Wenn der Wind leise mit den braunvioletten Blüten oder silberigglänzenden Fruchtrispen spielt, oder wenn der Sturm die schlanken, mit graugrünen, scharfrauhen Blättern besetzten Halme beugt, dann geht ein Flüstern und Rauschen durch das Röhricht, dem Lenau in seinen schwermütigen Schilfliedern Ausdruck gegeben hat. Im Winter wird das Reit gemäht und liefert dann das wertvolle Material zum Dachdecken und zum Berohren der Gipsdecken. Der eigentliche Rohrwald läßt kaum eine andere Pflanze zwischen sich aufkommen. Vom Rande aus dringen wohl noch einige höhere Stauden und windende Gewächse, wie Ampferarten, Rumex, der bittersüße Nachtschatten, Solánum Dulcamára L., das hohe rauhhaarige Weiden-



Schilfrohr (Reith) an der Weser bei Elsfleth.

röschen, Epilóbium hirsútum L., der Blutweiderich, Lýthrum Salicária L. ein. Nach dem Wasser zu wird das Rohr allmählich niedriger und lichter und geht mit Rohrkolben, Thypha, Binsen, „Stohlrüschen", Scirpus lacústris L., und anderen ins offene Wasser über. An manchen Stellen, z. B. an der Hunte, wird das Ufer von Kalmus, Ácorus Cálamus L. umsäumt. Dieser Fremdling stammt aus dem Orient und ist erst 1575 nach Westeuropa gebracht worden. Er hat sich allein durch die dicken, zarten, weißen Wurzelstöcke, welche stark aromatisch riechen und in der Medizin sowie als Hausmittel gebraucht werden, ausgebreitet. Die fingerlangen, fleischigen Blütenkegel („Bangnetter") tragen nie Früchte, weil die zur Befruchtung erforderlichen Insekten fehlen. Noch ein Ausländer hat sich unterhalb Oldenburgs am

Landesbibliothek Oldenburg

Hunteufer ausgebreitet. Es ist die Gauklerblume, Mímulus lúteus L., mit ihren schönen, großen, braungesprenkelten, dottergelben Maskenblüten.

Wo nach dem Deiche zu der höhere Boden nur noch selten von den Fluten bespült wird, ist die Schilfvegetation meistens plötzlich scharf abgeschnitten; eine mit zahlreichen Kräutern durchsetzte üppige Grasflur beginnt. Im ersten Frühlinge färbt die Sumpfdotterblume, Caltha palustris L. alles goldgelb. Später strecken hohe Schirmblütler, wie Bärenklaue, Heracleum Sphondylium L., wilder Pastinak, Pastináca sítava L., Kälberkropf, Chaerophyllum, und wilde Wurzel ihre Dolden empor. Am Deiche fallen der Huflattich, Tussilágo Fárfara L., die Pestwurz, Petasites officinalis Mönch, sowie die Klette, Lappa, durch ihre großen, derben Blätter auf.

Küstenflora. Ganz anders wird die Außendeichsflora unter dem Einfluß des Meerwassers, also in der Nähe der Flußmündung und an der Nordsee. Die salzigen Bestandteile des Wassers sind für viele Pflanzen Gift und eine Art verschwindet nach der andern. So wird das Reit immer kleiner und krüppeliger und tritt zuletzt ganz zurück. Seine Stelle nimmt im Brackwassergebiet die Meerstrandsbinse, Scirpus marítimus L., ein. Unter dem Namen „Hennje" wird diese vom Küstenbewohner zum Binden der Feldbohnen gebraucht. Die an der Spitze knollig verdickten Ausläufer sind sehr reich an Stärkemehl, schmecken süßlich und werden von den Kindern Wasserkastanien genannt, geschält und gegessen. Am Deich steht vereinzelt die dornige Hauhechel, Onónis spinósa L., und im Grase wird die roggenartige Gerste, Hórdeum secálinum Schreb., häufig. Der wilde Sellerie, Apium gravéolens L., tritt auf. Näher dem Wasser zu strecken Meerstrandswegerich, Plantágo marítima L., und Meerstrandsdreizack, Triglóchin marítima L., ihre langen grünen Blüten- oder Fruchtähren empor. Dazwischen bilden der zierliche Erdbeerklee, Trifólium fragiferum L., und die kleine dunkellaubige Gerardsbinse, Juncus Gerárdi Jacq., kleine Rasen. Hier blüht auch die rosarote Meerstrandsgrasnelke, Arméria marítima Willd. Scharf hebt sich der vereinzelt stehende Meerstrandswermut, Artemísia marítima L., durch seine silberweiß-filzigen, stark aromatisch-duftenden Blätter ab. „Seewürmke" nennt ihn das Volk und braucht ihn zur Bereitung seines Magenbittern. Vom Juni an bis in den Herbst hinein breitet auf den schlickigen Wattwiesen die Strandnelke, Státice Limónium L., ihre großen violetten Blütensträuße aus. „Ewigkeitsblom" heißt sie bei den Küstenbewohnern; denn die kleinen seidenglänzenden Blüten behalten auch getrocknet ihre Farbe und schmücken bis tief in den Winter hinein ihr kleines niedriges Stübchen. Dort, wo der Boden noch etwas schlickiger wird, finden sich meistens mehrere Meldenarten, so die fleischige, blaugrüne, oft rotüberlaufene Schmalzmelde, Suaéda marítima Du Mort., sowie die Küstenmelde, Átriplex litorále L. Am Boden hin kriecht das Milchkraut, Glaux marítima L. Es ist dicht mit kleinen, fleischigen, dunkelgrünen Blättern besetzt, zwischen denen die kleinen roten Primelblüten fast ganz verschwinden. Ihren großen Wert erhalten die Außendeichswiesen durch ein Gras, den Andel, Átropis marítima Griseb.

Landesbibliothek Oldenburg

Auf schlickigem Boden gedeiht es sehr üppig. Es ist eins der besten Futtergräser, sehr nahrhaft und wird vom Vieh, frisch oder getrocknet, sehr gern gefressen. Zwischen dem Andel wächst vielfach die Meerstrandsaster, Aster Tripólium L. Mit ihren dicken Blättern hält sie die Feuchtigkeit sehr stark fest und wird daher nach dem Mähen ausgesucht. Neben der gewöhnlichen Form mit blaulila Randblüten und gelben Scheiben treten strichweise auch einige mit strahlenlosen Blüten auf. Am weitesten geht der Krückfuß oder Queller, Salicórnia herbácea L., der Flut entgegen. Diese eigenartige Pflanze macht ganz den Eindruck einer tropischen Kaktusart; sie ist völlig blattlos, und ein saftreiches Stengelglied sproßt aus dem andern hervor.

Alle Salzpflanzen unterscheiden sich durch ihren eigenartigen Bau stark von den übrigen Pflanzen. Die Blätter sind oft derb lederartig, dickfleischig, meistens verhältnismäßig klein, ja fehlen wohl ganz. Vielfach bedeckt eine Wachsschicht oder ein dichtes Haarkleid ihre Oberfläche. Bei den Gräsern trifft man eingerollte Blätter. Alle diese Einrichtungen findet man sonst nur bei Pflanzen auf trockenem Boden. Hier scheinen sie nicht am Platze zu sein, denn der Boden wird beständig durchfeuchtet. Aber der starke Salzgehalt des Bodens erschwert den Wurzeln die Wasseraufnahme und macht sie zuletzt ganz unmöglich. So wirkt salzhaltiger Boden auf die Pflanzen wie trockener. Es ist daher erklärlich, daß sie sich in derselben Weise zu schützen versuchen.

Windwirkungen. Der Einfluß des Meeres macht sich auch noch innerhalb des Deiches und weiter landeinwärts bemerkbar. Die rauhen Seewinde führen einen feinen Salzstaub aufgelöst mit sich, der hauptsächlich den Bäumen verderblich wird. Sie ducken sich hinter den Häusern oder dem hohen Deiche, werden aber niemals höher als ihre Beschützer. Wagt aber dennoch eine stolze Esche oder eine kräftige Pappel ihre Äste weiter emporzustrecken, so stehen diese Spitzen gar bald kahl und abgestorben da. Die Krone erhält dadurch im Laufe der Zeit eine merkwürdig veränderte Form; oben erscheint sie wie abgestutzt, dafür breitet sie sich mehr seitlich aus und streckt ihre Zweige möglichst weit landeinwärts, als wollten sie vor dem Verderber fliehen. Auch noch weiter von der Küste entfernt tragen viele Bäume solche schiefentwickelte Kronen.

Zum Schluß soll noch ganz kurz auf die Eigenart der Flora unserer einzigen Nordseeinsel Wangeroog hingewiesen werden. Sie steht völlig unter dem Einfluß des Meeres. Das Eiland wird fast ganz von Flugsanddünen bedeckt. Nach dem Festlande zu ist ihnen ein grüner Streifen von Wattwiesen vorgelagert, während sie nach Norden in den kahlen Sandstrand übergehen. Beim ersten Betreten macht die Insel einen recht öden und unwirtlichen Eindruck, und in der Tat ist auch ihre Flora recht arm; sie bleibt selbst hinter der ihrer Nachbarinseln zurück. Der Außenstrand ist fast völlig kahl; erst oberhalb der täglichen Flutgrenze, am Fuße der Dünen, beginnt spärlicher Pflanzenwuchs. Hier breitet sich der möglichst freien Stand liebende Meersenf, Cákile marítima Scop., mit seinen fleischigen Blättern und rötlichen Blüten sparrig aus. Auch die dickblätterige Strandmiere,

Landesbibliothek Oldenburg

Honckénya peploídes Ehrh., findet sich hier. Sie ist mit ihrem breiten niedrigen Wuchs ein guter Sandfänger; ihre Büsche sind oft ganz im Sande verschüttet. Der Strandweizen, Agropýrum júnceum P. d. B., geht in einer niedrigen stark bereiften Form der Flut weit entgegen. Alle diese Pflanzen sind mit ihrem tiefgehenden, weit ausgebreiteten Wurzelwerk an den feuchten Strand gebunden. In einer gewissen Höhe gedeihen sie nicht mehr recht. Etwas reichhaltiger ist die Dünenflora. Den Hauptbestandteil bildet der Sandhafer, Ammóphila arenária Link, von den Insulanern „Helm" genannt. Er verträgt die Übersandung sehr gut, ja er streckt dann seine Grundachse nur um so mehr und bildet immer neue Sprossen. Sein Wurzelstock geht mehrere Meter tief fast senkrecht in die Sandmassen hinab und bildet mit den bis zu 5 m langen kriechenden Ausläufern und den zahlreichen Fasern ein riesiges Wurzelnetz. Der seltenere „blaue Helm", Élymus arenárius L., macht es ähnlich. Beide fangen zudem mit ihren Büschen den Flugsand auf. Sie tragen außerordentlich viel zur Bindung des Sandes bei und werden daher zum Bepflanzen kahler Stellen verwandt. Zu ihnen gesellt sich die Sandsegge, Carex arenaria L. Ihre Grundachsen streichen mehr flach sehr weit unter der Oberfläche hin und zwar in fast gerader Linie, so daß die daraus emporschießenden Seitentriebe wie nach der Schnur gepflanzt erscheinen. Die sehr zahlreichen Faserwurzeln dienen sehr zur Befestigung der oberen Bodenschichten. Auch andere den Sand liebende Gräser, Halbgräser und Kräuter stellen sich ein, wie das Silbergras, Weingaertnéria canéscens Bernh., die Straußgräser, der Nelkenhafer, die Jasione, Jasióne montáne L., die Habichtskräuter, Hierácium, das Ferkelkraut, Hypochoeris radicáta L. u. a. Bemerkenswert ist das Vorkommen des Wundklees, Anthýllis vulnerária L., und der kriechenden Weide, Salix repens L.

Auf den Wattwiesen findet sich fast dieselbe Pflanzengesellschaft, wie an der Küste; es sind neben den gewöhnlichen Gräsern die salzliebenden Gewächse.

Literatur.

1. Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade. Focke: Die Flora.
2. Dr. W. O. Focke, Untersuchungen über die Vegetation des nordwestdeutschen Tieflandes. Abhdlg. des naturw. Vereins Bremen) Bd. II.
3. Dr. F. Buchenau, Flora der nordwestdeutschen Tiefebene. Leipzig 1894.
4. Derselbe, Kritische Nachträge dazu. Leipzig 1904.
5. Derselbe, Flora der ostfriesischen Inseln. Norden 1881.
6. Dr. R. Bielefeld, Ostfriesland. Heimatkunde. Hannover 1910.
7. Derselbe, Flora der ostfriesischen Halbinsel. Norden 1900.
8. H. Schütte, Die Entstehung der Seemarschen. Berlin 1911.
9. Derselbe, Verschiedene Berichte über Ausflüge des Vereins für Naturkunde in den „Nachrichten für Stadt und Land".
10. H. Allmers, Marschenbuch. Oldenburg 1875.
11. F. Poppe, Zwischen Ems und Weser.
12. Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge. 1892.
13. G. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im Germanischen Altertum.
14. Oldenb. Naturkundl. Blätter. Heft I. Die Osenberge in Wort und Bild. Oldenburg 1911.

Landesbibliothek Oldenburg

Pflanzenphänologie.

Von **F. Heinen,** Abbehausen.

Was ist Phänologie? Die Pflanzenphänologie will den Einfluß des Klimas auf die Entwicklung der Pflanzen feststellen, aber auch umgekehrt der vergleichenden Klimatologie außerordentlich wertvolles Material schaffen. Zu dem Zwecke stellt sie Jahr für Jahr an möglichst vielen Orten der Erde genaue Beobachtungen an, welche feststellen, an welchem Datum bei bestimmten Pflanzen das erste Blatt sichtbar ist, die erste Blüte sich öffnet, die erste reife Frucht erscheint und die Laubverfärbung eintritt.

Bedeutung. Während man gewöhnlich das Klima eines Ortes nach Thermometergraden beurteilt, führt die Phänologie ein neues Meßinstrument ein, nämlich die Pflanze selbst. „Sie, die Pflanze, zeigt uns durch ihre fortschreitende Entwicklung — zwar nicht in Thermometerziffern, wohl aber durch vergleichende Monatsdaten — in jedem beliebigen Moment, wieviel pflanzlich verwertbare Wärme seit Beginn der Vegetation an dem einen verglichen mit dem andern Ort mehr oder weniger zugeführt und kapitalisiert worden ist." (Hoffmann).

Geschichtliches. Der Begründer der Phänologie ist Linné. In den Jahren 1748—52 richtete er in allen Teilen Schwedens 18 Beobachtungsstationen ein. Auf seine Veranlassung wurden sie auch in andern Ländern z. B. in England, Krain, Böhmen eingeführt. In Deutschland stellte zuerst Gottfried Reyger solche Beobachtungen an. In seiner 1768 erschienenen Flora schreibt er in einem besonderen Abschnitt über die Zeit des Aufblühens: „Man kann die Beschaffenheit unseres Himmelsstriches, und wie rauh und gelind unsere Luft ist, am besten aus der Zeit des Aufblühens der einheimischen Pflanzen erkennen und beurteilen, wenn man selbige mit eben der Zeit in andern Örtern vergleichet". Von den Professoren Hoffmann und Ihne wurden dann die phänologischen Beobachtungen einheitlich organisiert. Sie stellten das sogen. Gießener Schema auf und seitdem erfolgen die Beobachtungen nach denselben Grundsätzen. Da es von großem Wert ist, an möglichst vielen Orten zuverlässige Beobachter zu erhalten, wandte sich Professor Hoffmann mit mehreren Aufrufen an die Lehrerschaft. In Nr. 73 unseres Schulblattes vom 16. Juni 1879 schreibt er über die Bedeutung solcher Beobachtungen: „Die Vergleichung der Aufblühzeiten ist ein sehr guter Maßstab zur Beurteilung des Klimas einer Gegend im Vergleich zu andern, der an Zuverlässigkeit den direkten meteorologischen Beobachtungen am Thermometer usw. kaum nachsteht."

Landesbibliothek Oldenburg

Seine Aufrufe sind nicht vergeblich gewesen. Auch in unserm Lande fanden sich Helfer, so in den 80er Jahren Lehrer Huntemann in Dangast, H. Uhlhorn in Grüppenbühren, Gärtner Baruschke in Falkenburg, Lehrer Th. Peters in Jade, Lehrer Osterloh in Lintel, und später Lehrer Küchler in Etzhorn, Lehrer H. Schütte in Elsfleth und Lehrer Heinen. Aus Bremen liegen jahrelange Beobachtungen vor von Dr. Focke und Professor Dr. Buchenau, und aus Wilhelmshaven konnte ich die Zahlen von E. Stück benutzen. Die zum Vergleich herangezogenen Angaben aus Koimbra (Portugal) stammen vom Inspektor des dortigen botanischen Gartens. Es sind jetzt reichlich 100 Stationen eingerichtet. Ihre Beobachtungen werden jährlich in den Berichten der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Gießen veröffentlicht. Daraus ist das in den nachfolgenden Übersichten aufgeführte Material größtenteils genommen.

Übersicht I enthält die von mir aus zahlreichen Einzeldaten berechneten Mittelwerte und zwar, um Vergleichungen zu ermöglichen, aus dem Oldenburger Lande, Wilhelmshaven, Bremen, Gießen und Koimbra. Alle Vergleiche beziehen sich, wenn nichts anderes angegeben ist, auf Gießen; denn von dort liegen die längsten Beobachtungen vor, auch liegt G. in Mitteldeutschland, und dazu stimmen die Daten fast ganz mit denen von Berlin überein.

Die in der ersten Spalte nach den Pflanzennamen angeführten Abkürzungen bedeuten:

BO = erste normale Blattoberfläche sichtbar und zwar an verschiedenen (etwa 3—4) Stellen; Laubentfaltung.
b = erste normale Blüten offen und zwar an verschiedenen Stellen.
f = erste normale Früchte reif und zwar an verschiedenen Stellen.
W = Hochwald grün = allgemeine Belaubung: über die Hälfte sämtlicher Blätter entfaltet.
LV = allgemeine Laubverfärbung: über die Hälfte sämtlicher Blätter — die bereits abgefallenen mitgerechnet — verfärbt.

Die in nachstehender Übersicht I enthaltenen Mittelwerte können, mit Ausnahme derer von Gießen und Koimbra, keinen Anspruch auf absolute Richtigkeit machen, dazu ist die Zahl der ihnen zugrunde gelegten Beobachtungen zu klein. Professor Hoffmann hat gezeigt, daß bei einigen Pflanzen selbst zwanzigjährige Beobachtungen noch keine feststehenden Mittel geben. Aber sie sind doch ein ziemlich sicherer Anhalt zu Vergleichungen und Beurteilungen. Da sieht man denn, daß unsere Vegetation infolge ihrer nördlichen Lage im allgemeinen 7 Tage hinter Gießen zurück ist. Bildet man sich nun nicht ganz unzweifelhaft eine viel lebhaftere Vorstellung von den klimatischen Verhältnissen unserer Heimat, wenn man liest, die Pflanzenwelt entwickelt sich bei uns 7 Tage später, als wenn es heißt, Oldenburg hat eine mittlere Sommertemperatur von 15,3° C und Gießen von 17°? Und wie klar kommt die ungünstigere Lage von Wilhelmshaven dadurch zum Ausdruck, daß die Pflanzen dort noch weitere 5 Tage später aufblühen, während das geschützt liegende Bremen uns 4 Tage voraus ist!

Landesbibliothek Oldenburg

Übersicht I.

Phänologische Mittelwerte.

Nr.	Pflanzenarten		Oldenburger Land	Wilhelmshaven	Bremen	Gießen	Koimbra
1	Haselnuß, Córylus Avellana L.	b	26. Febr.	9. März	22. Febr.	13. Febr.	27. Dez. v. J.
2	Süßkirsche, Prunus ávium L.	b	25. April	29. April	23. April	19. April	15. März
3	Johannisbeere, Ribes rubrum L.	b	20. April	26. April	17. April	15. April	—
		f	27. Juni	—	23. Juni	20. Juni	—
4	Roßkastanie, Aesculus Hippocastanum L.	BO	25. April	21. April	14. April	11. April	5. März
		b	14. Mai	16. Mai	5. Mai	7. Mai	29. März
		f	20. Sept.	—	20. Sept.	16 Sept.	21. Sept.
		LV	21. Okt.	—	—	10. Okt	18. Okt.
5	Schwarzdorn, Prunus spinósa L.	b	29. April	4. Mai	24. April	20. April	5. März
6	Sauerkirsche, Prunus Cérasus L.	b	30. April	2. Mai	25. April	23. April	—
7	Rotbuche, Fagus silvática L.	BO	1. Mai	2. Mai	27. April	24. April	—
8	Birne, Pirus communis L.	b	2. Mai	5. Mai	26. April	24. April	18. März
9	Apfel, Pirus Malus L.	b	6. Mai	12. Mai	1. Mai	29. April	6. April
10	Eiche, Quercus pedunculáta L.	BO	7. Mai	—	30. April	2. Mai	3 April
		W	20. Mai	—	12. Mai	14. Mai	16. April
11	Syringe, Syringa vulgáris L.	b	14 Mai	19. Mai	8. Mai	4. Mai	19. März
12	Vogelbeere, Sorbus aucuparia L.	b	19. Mai	22. Mai	—	16. Mai	—
13	Weißdorn, Cratáegus Oxyacántha L.	b	20. Mai	27. Mai	14. Mai	10. Mai	28. März
14	Goldregen, Cytisus Labúrnum L.	b	22 Mai	25. Mai	14. Mai	15. Mai	24. April
15	Holunder, Sambúcus nigra L.	b	7. Juni	15. Juni	31. Mai	28. Mai	17. März
		f	22. Aug.	—	—	12. Aug.	27. Juli
Im Verhältnis zu Gießen durchschnittlich...			7 Tage später	12 Tage später	3 Tage später		30 Tage früher

Die **Übersicht II** enthält phänologische Beobachtungen aus unserm Lande und zwar aus den Jahren 1892—96. Zum Vergleich ist das in Übersicht I angegebene oldenburgische Mittel voraufgestellt. Auch sind die Abweichungen der einzelnen Jahre in Tagen angegeben; + bedeutet, daß die Entwicklung soviel Tage nach, — daß sie vor dem Mittel eintrat.

Das Jahr 1892 erscheint dadurch, daß seine Vegetation durchschnittlich 9 Tage zurückblieb, recht ungünstig, während das Jahr 1894 dem Mittel 11 Tage vorauseilte. Dies ist kein Zufall. Das zeigt die folgende Übersicht III, welche uns über die Temperaturverhältnisse Aufschluß gibt. Ich verdanke diese Zahlen dem Direktor der Navigationsschule in Elsfleth, Herrn Dr. Möller, der sie mir freundlichst zur Verfügung stellte.

Landesbibliothek Oldenburg

Übersicht II.

Oldenburgische phänologische Beobachtungen aus den Jahren 1892—96 im Vergleich mit dem oldenburgischen Mittel.

Nr.	Pflanzenarten		Mittel	1892	— vor + nach	1893	— vor + nach	1894	— vor + nach	1895	— vor + nach	1896	— vor + nach
1	Süßkirsche, Prunus ávium L. ...	b	25. April	—	—	—	—	9. April	—16T.	27. April	+2Tg.	27. April	+2Tg.
2	Johannisbeere, Ribes rubrum L.	b	20. April	30. April	+10T.	—	—	5. April	—15 „	22. April	+2 „	23. April	+3 „
		f	27. Juni	6. Juli	+ 9 „	—	—	20. Juli	— 7 „	20. Juni	—7 „	—	—
3	Roßkastanie, Aesculus Hippocastanum L.	BO	25. April	1. Mai	+ 6 „	20. April	—5Tg.	—	—	21. April	—4 „	24. April	—1 „
		b	14. Mai	26. Mai	+12 „	12. Mai	—2 „	—	—	8. Mai	—6 „	15. Mai	+1 „
		f	20. Sept.	—	—	20. Sept.	+0 „	—	—	—	—	—	—
		LV	21. Oktbr.	17. Oktbr.	— 4 „	—	—	—	—	—	—	—	—
4	Schwarzdorn, Prunus spinósa L..	b	29. April	8. Mai	+ 9 „	—	—	—	—	25. April	—4 „	27. April	—2 „
5	Rotbuche, Fagus silvática L. ...	BO	1. Mai	6. Mai	+ 5 „	—	—	—	—	30. April	—1 „	3. Mai	+2 „
		W	7. Mai	15. Mai	+ 8 „	—	—	—	—	7. Mai	+0 „	12. Mai	+5 „
6	Birne, Pirus communis L.	b	2. Mai	—	—	26. April	—6 „	15. April	—17 „	29. April	—3 „	9. Mai	+7 „
7	Apfel, Pirus Malus L.	b	6. Mai	21. Mai	+15 „	1. Mai	—5 „	20. April	—16 „	9. Mai	+3 „	—	—
8	Eiche, Quercus pedunculata L .	BO	7. Mai	14. Mai	+ 7 „	12. Mai	+5 „	25. April	—12 „	4. Mai	—3 „	8. Mai	+1 „
		W	20. Mai	29. Mai	+ 9 „	—	—	—	—	22. Mai	+2 „	—	—
9	Syringe, Syringa vulgáris L.	b	14. Mai	26. Mai	+12 „	12. Mai	—2 „	6. Mai	— 8 „	13. Mai	—1 „	18. Mai	+4 „
10	Vogelbeere, Sorbus aucupária L .	b	19. Mai	28. Mai	+ 9 „	14. Mai	—5 „	10. Mai	— 9 „	13. Mai	—6 „	20. Mai	+1 „
11	Weißdorn, Cratáegus Oxyacántha L	b	20. Mai	28. Mai	+ 8 „	20. Mai	+0 „	12. Mai	— 8 „	19. Mai	— 1 „	24. Mai	+4 „
12	Goldregen, Cytisus Labúrnum L..	b	22. Mai	28. Mai	+ 6 „	16. Mai	—6 „	18. Mai	— 4 „	26. Mai	+4 „	28. Mai	+6 „
13	Himbeere, Rubus Idaeus L.	b	1. Juni	16. Juni	+15 „	26. Mai	— 6 „	20. Mai	—11 „	28. Mai	—4 „	2. Juni	+1 „
		f	2. Juli	—	—	1. Juli	— 1 „	25. Juni	— 7 „	30. Juni	—2 „	—	—
14	Holunder, Sambúcus nigra L. .	b	7. Juni	14. Juni	+ 7 „	9. Juni	+2 „	25. Mai	—13 „	6. Juni	—1 „	10. Juni	+3 „
	Im Verhältnis zum Mittel durchschnittlich...			9 Tage später		2 Tage früher		11 Tage früher		1½ Tag früher		2 Tage später	

Übersicht III.

Mittlere Monatstemperaturen in Elsfleth.

	1881–1910	1892	1893	1894	1895	1896	Maxima 1881—1910 Jahr	Maxima 1881—1910 Grade	Minima 1881—1910 Jahr	Minima 1881—1910 Grade
Januar	— 0,4	— 1,3	— 5,2	— 0,1	— 2,7	+ 1,1	1884	4,3	1893	— 5,2
Februar	+ 1,3	— 1,0	2,0	2,6	— 5,1	1,3	1903	4,8	1895	— 5,1
März	3,4	1,3	4,6	5,6	2,8	5,3	1882	6,5	1883	— 1,0
April	6,9	5,9	7,4	**10,0**	8,6	6,4	**1894**	10,0	1898	5,2
Mai	11,7	12,3	11,8	13,3	12,1	10,2	1889	16,4	1902	8,6
Juni	14,3	13,8	14,8	13,7	15,0	16,9	1889	18,8	1909	13,5
Juli	16,3	15,0	16,7	17,5	16,2	16,9	1881/84	18,0	1898	13,7
August	15,3	16,9	9,4	14,8	16,5	14,5	1898	17,4	1893	9,4
September	13,4	13,5	12,1	11,3	14,6	13,2	1884/86	15,1	1904/05	11,9
Oktober	8,6	8,1	10,2	8,1	7,4	8,6	1907	11,7	1905	5,4
November	4,1	3,5	3,2	5,7	4,7	1,1	1906	7,5	1896	1,1
Dezember	1,4	— 0,1	4,5	2,5	0,5	0,7	1898	4,9	1890	— 4,5
Jahres-Mittel	8,1	7,9	7,6	8,4	8,4	8,0	1884	9,1	1888	7,1
Letzter Frost in Bremen (nach Heimatkunde von Stade)	—	7. Mai	29. April	29. März	14. April	16. April	—	—	—	—

Der große Vorsprung des Jahres 1894 mit 11 Tagen ist also hauptsächlich in dem außerordentlich hohen Aprilmittel von 10°, dem höchsten der letzten 30 Jahre, sowie in der sehr frühen Beendigung des Frostes (29. März), begründet. Überhaupt erscheinen die Frühlingsmonate März, April, Mai von entscheidender Bedeutung zu sein. Sie ergeben folgende Temperatursummen:

1892	1893	1894	1895	1896
1,3°	4,6°	5,6°	2,8°	5,3°
5,9°	7,4°	10,0°	8,6°	6,4°
12,3°	11,8°	13,3°	12,1°	10,2°
19,5°	23,8°	28,9°	23,5°	21,9°

Phänologisch ordnen sich die Jahre also genau so wie nach der Frühlingstemperatursumme, nämlich:

phänologisch 1894 = 11 Tage früher — 1893 = 2 Tage früher — 1895 = 1½ Tage früher
nach d. Temp. 1894 = 28,9° — 1893 = 23,8° — 1895 = 23,5°

phänologisch 1896 = 2 Tage später — 1892 = 9 Tage später
nach der Temp. 1896 = 21,9° — 1892 = 19,5°

Das ungünstige Jahr 1892 hat eine um 9° niedrigere Temperatursumme als 1894 und ist dementsprechend 20 Tage in der Entwicklung zurückgeblieben. Sein letzter Frost trat erst am 7. Mai ein und trug dadurch zur Verzögerung des Pflanzenwuchses bei.

So erweist sich die Phänologie als wichtige Ergänzung und Illustration der Klimatologie.

Literatur.

1. H. Hoffmann, Resultate der wichtigsten pflanzenphänologischen Beobachtungen in Europa nebst einer Frühlingskarte. Gießen 1885.
2. H. Hoffmann und E. Ihne, Phänologische Beobachtungen in den „Berichten der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde". Gießen.

Landesbibliothek Oldenburg



Die Tierwelt unseres Landes.

Von Rektor **H. Schütte** in Oldenburg
unter Mitarbeit von Schuldirektor **Huntemann** in Wildeshausen.

Da unser Herzogtum keine geographisch selbständige Einheit bildet, sondern als ein Teil der nordwestdeutschen Diluvial- und Alluviallandschaft zu betrachten ist, so dürfen wir in ihm auch kein Tierleben erwarten, das wesentlich von der ziemlich gleichartigen Fauna des norddeutschen Flachlandes abweicht. Was also hier von der Tierwelt im allgemeinen zu sagen ist, darf mit geringen Einschränkungen und Zusätzen auch auf andere Teile des Gebiets zwischen Elbe und Ems angewendet werden.

Fossile Tierreste.

Die Eiszeit hat in unserer Gegend alles verwischt und zerstört, was an Leben vorhanden war, und auch von den diluvialen Tieren, die unsere Heimat belebt haben werden, als das Eis sich allmählich nordostwärts zurückzog, sind uns nur spärliche Reste erhalten geblieben, teils auf dem Grunde der Moore, teils im Ton der Grundmoräne, die in den Ziegeleien aufgeschlossen wird. Das Oldenburger naturhistorische Museum birgt eine Anzahl dieser Schätze: einen Eckzahn des Höhlenbären (Ursus spelaeus), Fundort Mosleshöhe; vom Mammuth (Elephas primigenius) zwei Backenzähne, F. O. Gristede; einen Backenzahn, F. O. Hatten; mehrere Skelettreste, F. O. bei Westerstede. Ferner wurde ein kleinerer Mammuth-Backenzahn von einem Marinebagger in der Innenjade bei der Geniusbank ausgebaggert.

Vom Renntier (Cervus tarandus) und vom Elch (Alces palmatus) wurden Geweihstücke im Dümmer gefunden, vom Elch auch ein Geweih im Bornhorster Moor, 7 Fuß tief.

Landesbibliothek Oldenburg

Unsere Hochmoore haben uns manche Reste von großen Säugern aufbewahrt, die erst während des Alluviums in Deutschland ausgestorben sind. Im Heller und Torsholter Moor wurden Hornstücke vom Urstier (Bos primigenius Boj.) gefunden, der als einer der Stammväter unserer Hausrindrassen gilt. Aus dem Neuenburger Moor erhielt das Großherzogliche Museum zwei Hörner vom Wisent (Bos Bison L.). Im Gegensatz zum Moorboden, der die Hornmasse konserviert, durch seine Säuren aber den phosphorsauren Kalk der Knochen zersetzt, hat uns der Kleiboden der Marsch, besonders in den Wurten, vielfach Skelettreste von Haus- und Wildtieren erhalten, während die Hornmasse von den Alkalien des tonigen Bodens zerstört ist. Zahlreiche Knochenfunde hat man auf den Watten des Jadebusens und an der Butjadinger Küste gemacht. Auch die sog. Kreisgrubenfunde, von denen Wiepken und von Alten in den Schriften des Landesvereins für Altertumskunde berichten, gehören hierher; denn die teils aus Torfsoden, teils aus Rasensoden aufgesetzten Kreisgruben sind nichts anderes als Brunnen- oder Zisternenreste in zerstörten Wurten der von Sturmfluten verschlungenen Marsch.

Von den bei uns gelegentlich in Wurten und auf den Watten gefundenen Haustierresten wird dasselbe gelten, was die Herren Broekema in Wageningen und Leeuwarden, Vater und Sohn, über die aus den niederländischen Wurten so reichlich ausgegrabenen Reste der Haustierfauna*) ermittelt haben. Daraus geht hervor, daß die Haustierrassen der Pfahlbauten von der neueren Steinzeit an bis zur römischen Zeit von den Wurtbewohnern gehalten wurden, womit aber nicht etwa gesagt sein soll, daß die Gründung der Wurten soweit wie die Pfahlbauten zurückliege, sondern nur, daß jene Haustierformen sich bis an unsere Küsten verbreitet und hier noch lange erhalten haben. Es sind: das Torfrind (Bos brachyceros), das Torfschaf (Ovis aries palustris) und das Torfschwein (Sus scrofa palustris); auch der aus den Pfahlbauten bekannte Bronzehund kommt schon vor. Professor L. Bolk in Amsterdam vermutet auf Grund anthropologischer Studien, daß die Niederlande in vorgermanischer Zeit von der alpinen oder keltoslavischen Menschenrasse bewohnt waren. Danach wäre auch wohl der Zusammenhang der Haustierrassen in den Wurten mit denen der schweizerischen Pfahlbauten zu verstehen. Schon in den unteren, besonders aber in den höheren Wurtschichten kommen jedoch neben jenen meist kleinförmigen Rassen andere vor, die z. T. auf



Ungehörnter Rinderschädel aus einer friesischen Wurt.

Aufnahme von A. E. van Giffen in Leiden.

*) Cultura (Zeitschrift), Wageningen, 1908—1911, Nrn. 244, 246, 256, 259, 266 u. a.

Landesbibliothek Oldenburg

einen nordischen Einfluß deuten, z. B. das ungehörnte Rind, aber auch die breitstirnige Rasse, die vom Urstier (Bos primigenius) abstammt, ungehörnte Schafrassen sowie ein vierhörniges Schaf und ein anderes mit dreieckigem Hornquerschnitt (das Horn des Torfschafes nämlich ist seitlich flachgedrückt, ähnlich dem der Ziegen) und das europäische Hausschwein (Sus scrofa domestica), das von asiatischer oder afrikanischer Herkunft sein soll. Vielleicht wurden diese Rassen von den Friesen, die über See kamen, in unsere Marschen eingeführt. Ein ähnlicher Wandel ist in den Pferderassen nachzuweisen. Zuerst tritt fast nur der orientalische Typus, ähnlich der helvetisch-gallischen Gruppe, auf; aber es müssen schon früh Kreuzungen mit dem europäischen Wildpferde stattgefunden haben, und daraus ging wahrscheinlich das alt-friesische Pferd hervor, das schon um 400 n. Chr. von Vigetius beschrieben wird, bis in die Neuzeit längs der ganzen Küste von den Niederlanden bis Schleswig verbreitet war und in Westfriesland noch gezüchtet wird. Im 16. Jahrhundert war das orientalische Pferd von ihm ganz verdrängt. Herr Professor L. Broekema bestimmte auch ein Pferdeskelett, das wir im vorigen Jahre in Sande aus einer über dem Darg liegenden Kleischicht ausgruben, als zur friesischen Rasse gehörig. Nach der Lage könnte es etwa aus der Zeit der Antoniflut 1511 stammen.

Unsere jetzige Fauna.

Ein Bild von der jetzt lebenden Tierwelt unserer Heimat werden wir am besten gewinnen, wenn wir unser Herzogtum in seiner größten Längsausdehnung von Norden nach Süden sowie kreuz und quer durchwandern und immer dort beobachtend verweilen, wo uns neue Lebensgemeinschaften entgegentreten. Wir müssen uns hier bei der Knappheit des Raumes mit einer bunten Reihe kleiner Naturausschnitte begnügen und können in erster Linie nur die Vertreter der höheren Tierklassen berücksichtigen, deren Kenntnis bei den meisten Lesern vorausgesetzt werden darf.

Meerestiere. Wir beginnen unsere zoologische Studienreise auf einem Seesaugbagger, der uns nicht nur Gelegenheit gibt, von Deck aus Umschau zu halten nach dem, was an der Meeresoberfläche lebt, sondern der auch die Bewohner des Meeresgrundes bis zu 20 m Tiefe mit dem Wasserstrudel und riesigen Bodenmassen heraufwirbelt und Proben von dem allem, soweit es solch grobe Behandlung verträgt, auf den mit Sieblöchern versehenen Rinnen unsern Blicken darbietet, sobald die Kreiselpumpe stillsteht. — Ein schöner, stiller Junitag gestattet es uns, hinauszudampfen bis nordwärts von Wangeroog in die Gegend der Sandriffe, wo bei Nordstürmen die Brandung tobt. Heute ist die See spiegelglatt, und ein unermeßlich reiches Tierleben sammelt sich an der Oberfläche, um die Wonne des Daseins auszukosten in der meergrünen, von der hochstehenden Sonne durchwärmten Flut, die weder durch Wellengekräusel

Landesbibliothek Oldenburg

noch durch schlammige Trübung dem forschenden Auge ihre Geheimnisse verhüllt. Das bloße Auge wird zunächst durch die Quallen gefesselt, die in endloser Folge vorbeigleiten, und sobald unser Bagger Anker wirft, holen wir uns mit dem langgestielten Netz schnell einige dieser Blumen des Meeres herauf, um sie im mitgeführten Aquarium genauer zu betrachten und sie dann wieder in Freiheit zu setzen. Am häufigsten ist die wundervoll blaue Haarqualle (Cyanea capillata Esch.), mit deren Nesselkapseln mancher Badende unliebsame Bekanntschaft macht. Rötlich erscheint meistens die harmlosere Ohrenqualle (Aurelia aurita L.). Seltener als beide, aber meistens größer und von festerem Körper, ist die Wurzelmundqualle (Rhizostoma Cuvieri Pér.), zwischen deren verwachsenen Mundarmen man mitunter halbverdaute kleine Fische findet. Nur bei scharfer Beobachtung entdecken wir im Wasser die fast völlig durchsichtigen Rippenquallen, von denen die häufigste Art, Cydippe pileus Esch., sogar bis ins Brackwasser des Ems-Jade-Kanals vordringt.

Einen wirklichen Begriff von dem Reichtum des Lebens in den oberen Wasserschichten gibt uns erst das Mikroskop, mit dem wir den Inhalt des soeben eingeholten Planktonnetzes untersuchen. Eier von verschiedenen Edelfischen und deren kaum geschlüpfte Jungen, Ruderkrebschen, Larven von Muscheln, Seesternen, Seeigeln, höheren Krebsen, Würmern, all das ist jetzt in der Hauptentwickelungszeit im Plankton zu finden, daneben ein Heer von einzelligen Tieren und Pflanzen, die für jenes Kleinleben die Urnahrung bieten. Unter den Protozoen fehlt nie das Meerleuchttierchen, Noctiluca miliaris Sur., und wenn in der ersten Jahreshälfte das von ihm hauptsächlich herrührende Meerleuchten weniger bemerkt wird als im Spätsommer und Herbst, so liegt das wohl nur an den hellen Nächten.

Nun wird's aber Zeit, uns den Schätzen aus der Tiefe zuzuwenden, die uns der Bagger inzwischen heraufgewirbelt hat. Die mit der Reinigung der Rinnen betraute Mannschaft hat uns schon eine ganze Auswahl von Tieren in allen verfügbaren Gefäßen zur Schau gestellt, und jede Baggerung bringt neue Zufuhr. So lernen wir mit der Zeit die ganze Tierwelt des Meeresgrundes kennen; aber auch mancher frei schwimmende Fisch und Krebs wird durch den Wasserstrudel mitgerissen. Hier in der Sandriffgegend sind es besonders einige an den beweglichen Sandgrund angepaßte Tiere, so der schlanke silberglänzende Tobiasfisch oder Sandspier (Ammodytes tobianus Bloch) und sein etwas seltenerer Vetter (A. lanceolatus Les.), die sich mit Blitzesschnelle in den Triebsand einbohren; ferner die Trogmuscheln (Mactra solida, stultorum u. subtruncata), von denen die erstere am zahlreichsten ist, die den Sand durchpflügenden rot- oder gelbgezonten Tellmuscheln (Tellina baltica, tenuis und fabula) sowie die hübsch geriefte Dreieckmuschel (Donax vittatus); auch zwei Arten Nabelschnecken (Natica catena und Alderi), die sich trotz ihres plumpen Körpers wunderbar schnell aus tiefer Sandverschüttung emporarbeiten; ein ebenso geschickt schwimmender wie grabender Wurm, der sog. Meerskolopender (Nereïs pelagica) und endlich von Stachelhäutern besonders ein Herzigel (Echinocardium cordatum), der mitunter

Landesbibliothek Oldenburg

scheffelweise in den Baggerrinnen liegt, leider immer zerschlagen. Anderer Baggergrund liefert auch gleich andere Tiere vom Meeresboden. Wo das Watt rasch zu großer Fahrwassertiefe abfällt, wie zwischen Mellum und dem Neuen Brack, da gibt's an der Steilkante häufig den merkwürdigen Quappenwurm (Echiurus Pallasii), den unsere Matrosen treffend Wiener Würstchen nennen, weil er einem solchen mit langem Zipfel in Farbe und Form bis aufs Haar, nämlich bis auf einige Borsten, mit denen er sich im Boden festhakt, gleicht. Aus festen Tonkanten erhielten wir einzeln lebend die gestutzte Klaffmuschel (Mya truncata) und die zu den Venusmuscheln gehörende Tapes pullastra Mont., die beide als Schalen in altalluvialen Schichten viel zahlreicher sind als an der jetzigen Bodenoberfläche. Wo alte gesunkene Moorschichten unter Wasser anstehen, wie bei der Hooksielplate und in der Ahne bei Eckwarderhörn, da sind die oberen Platten meist ganz gespickt mit Feilenbohrmuscheln (Pholas dactylus und candida), während eine dritte Art (Ph. crispata) sich lieber in Tonboden eingräbt.

Das reichste Tierleben trifft man dort an, wo Diluvialgeschiebe in 10 bis 18 m Tiefe bloßgewaschen liegen. Auf diesen siedeln sich massenhaft Seerosen an (Tealia crassicornis, Sagartia troglodytes, Actinoloba dianthus), einzeln auch der Korkpolyp (Alcyonium digitatum), ebenso viele Hydroid-Polypen, vor allem das jetzt so viel gesammelte und gefischte Seemoos (Sertularia argentea) und die einköpfige Tubularie (Tubularia indivisa); daneben Moostierchen, wie die krustenförmigen Membraniporen und die blattförmigen Flustraarten. Solche unterseeische Weidegründe locken dann wieder ein ganzes Heer beweglicher Räuber an, von Fischen den Steinpicker (Agonus cataphractus) und den Seeskorpion (Cottus skorpius), von Krebsen den plumpen Taschenkrebs (Cancer pagurus), der oft ganze Türme von Wurmröhren (Sabellaria spinulosa), sog. Sandkorallen, auf seinem breiten Rücken trägt, und den drolligen Einsiedlerkrebs (Pagurus Bernhardus), der je nach der Größe in Strand-, Nabelschnecken- oder Wellhorngehäusen wohnt und oft wieder auf diesen ganze Krusten von Polypenstöcken (Hydractinia echinata) mit sich führt, die Schwimmkrabbe (Portunus holsatus), die schwerfällige Seespinne (Hyas araneus) und noch einige seltenere Arten (Stenorhynchus Phalangium, Porcellana longicornis u. a.). Im Spätsommer und Herbst tauchen in solchen Gegenden oft Lummen (Uria troile), die nach der Brutzeit wahrscheinlich von Helgoland herüberkommen. Der Bagger bringt uns aber nicht bloß Kunde von dem jetzigen Meeresleben, sondern er erschließt uns auch die älteren Bodenschichten, die Reste einer zum Teil abweichenden Fauna enthalten. Auffällig sind die großen Mengen Austernschalen in der Außenjade und -Weser, die südlich von der Hooksielplate nicht mehr vorkommen. Diese Grenze wird eine ältere Strandlinie sein. Zu solchen älteren Muscheln gehört ferner Tapes aureus, von der sich außerordentlich große Schalen im tiefliegenden Meereston finden.

Tiere der Inseln, des Watts und der Festlandsküste. Doch genug von den Schätzen der Tiefe. Wenden wir uns dem Tierleben

Landesbibliothek Oldenburg

der Inseln und des Wattes zu! Wir landen am Ostanleger von Wangeroog bei der Blauen Balge und wandern längs des Nordstrandes bei Niedrigwasser. Die Brandungswellen haben große Bündel von Blasen-, Säge- und Knotentang, von Meersalat, grünen Darmalgen, Seegras und Seemoos zusammengerollt, und in diesen kaum zu entwirrenden Knäueln birgt sich ein buntes Tierleben, das meist der seichten Strandsee entstammt. Stets treffen wir unter und in dem Pflanzengewirr ein Gewimmel von Flohkrebsen (Gammarus locusta), meist auch eine oder mehrere Strandkrabben (Carcinus maenas), z. T. kranke Tiere mit einem sackförmigen Schmarotzerkrebs (Sacculina carcini) unter dem Schwanze, dessen wurzelförmige Saugorgane tief in die Weichteile des Opfers eindringen. Wenn man Glück hat, findet man auch einmal die sog. Seeraupe (Aphrodite aculeata), die den göttlichen Namen ihren wundervoll irisierenden Borsten verdankt, sowie diesen und jenen verwandten Borstenwurm, etwa Lepidonotus squamatus, Harmothoë imbricata u. a. An der obersten Flutgrenze verraten uns schon die Löcher im trocknenden Sande den Aufenthalt zweier springender amphipoder Krebse (Talitrus saltator und Orchestia littorea), die sich von faulendem Tang zu nähren scheinen. Das Treibholz am Strande bietet manchmal Interessantes an seßhaften Tieren. Oft ist es ganz mit Polypenstöcken, z. B. Sertularien und Plumularien besetzt; hat es länger im Wasser gelegen, so ist es sicher von den kalkumkleideten Röhren des Schiffsbohrwurms (Teredo navalis) durchzogen, und vielleicht steckt noch hier und da eine dieser wurmförmigen Bohrmuscheln darin. An der Innenwand angetriebener Fischkasten sitzen mitunter die sog. Entenmuscheln oder Langhalsen der Schiffer (Lepas anatifera), Krebstiere in Muschelgestalt. Die angeschwemmten blasigen Eierklumpen der Wellhornschnecke, in denen ein seltener Käfer, Phaleria cadaverina, seine Brut unterbringt, und die schwarzen, lederartigen Eier oder Eihüllen des Stachelrochens mit ihren vier Eckpfeifen gehören zu den gewöhnlichsten Strandfunden, ebenso die kalkigen Rückenschulpe des gemeinen Tintenfisches (Sepia officinalis). Ganz einzeln finden sich auch, in den Tangbüscheln festgerankt, die Eier des Katzenhais oder des Hundshais.

„Nach den Buhnen", das ist ein beliebter Spaziergang der Badegäste, besonders der männlichen Jugend unter ihnen; denn dort gibts bei Niedrigwasser Augenweide für den Naturfreund. Sie sind auch unser Ziel, denn hier im Westen der Insel, wo die See mit ungeminderter Kraft heranbraust, werden wir außer den gewöhnlichen Strandbewohnern noch dies und das an Tieren kennen lernen, was dem Strande und dem Wattenmeer sonst fremd bleibt. Die Steinblöcke der Buhnen, soweit sie unter halber Tide liegen, sind ganz überkrustet mit den kegelförmigen Kalkgehäusen der Seepocken, (Balanus crenatus und balanoides) und der Brut der Miesmuschel (Mytilus edulis), die sich mit Byssusfäden an die Steine und an ihresgleichen anheftet. Bis zur Hochwassergrenze kriecht die gemeine Strandschnecke (Litorina litorea) empor; nicht ganz so hoch steigt die etwas kleinere Litorina rudis, und kaum über Niedrigwasser kommt die gelbliche, flachrundhäufige L. obtusata

Landesbibliothek Oldenburg

herauf. Auf den Miesmuscheln sitzt oft ihr grimmer Feind, der gemeine Seestern (Asterias rubens); im seichten Wasser längs den Buhnen trifft man einzeln einen kleinen Seeigel (Echinus miliaris) an; seltener glückt es, einen Schlangenstern (Ophiothrix fragilis) zu finden, der sich mit seinen zerbrechlichen, sehr beweglichen Armen nur bei größter Vorsicht aus Buhnenritzen oder Tangbüscheln hervorholen läßt. Mit ihrer breiten Sohle an Steine oder leere Muschelschalen fest angedrückt sitzt die graue Käferschnecke (Chiton cinereus) mit ihrem achtteiligen Rückenpanzer. In den Strauchbuhnen oder Schlengen und unter dem Tangdickicht der Steinpackung verstecken sich der schwergepanzerte Taschenkrebs und die überall häufige Strandkrabbe, von deren Jungen es im Frühsommer am Ebbestrande wimmelt. Gestattet uns ein tiefes Niedrigwasser, bis an den Buhnenkopf hinauszugehen, so bietet sich uns dort bei windstillem Wetter in dem tieferen und reineren Wasser ein wundervoller Anblick. Aus Sandkörnern zusammengekittet, bauen sich hier aus der Tiefe Massen von „Sandkorallen" auf, aus denen ihre Erbauer, langgestreckte fleischrote Röhrenwürmer, ihre Kiemenbüschel hervortreten lassen, wie Staubfäden aus Blumenkelchen. Dazu sind sie besetzt mit zahllosen Polypenstöckchen verschiedener Art, die an Farben- und Formenschönheit wetteifern, und an ihnen klettern oft Nacktschnecken (Aeolis-, Doris- oder Dendronotusarten) mit wunderbar gestalteten Kiemen umher. Wer sich einmal in ein solches Stillleben beobachtend vertieft hat, vergißt das reizvolle Bild nie wieder!

Aber nicht bloß der Strand hat seine Reize; auch die Tierwelt der Dünen ist der Beachtung wert. Leider ist auf Wangeroog noch nicht so systematisch von einem Zoologen gesammelt worden, wie es O. Leege auf Juist und O. Schneider auf Borkum getan haben. Wir müssen uns also mit den wenigen Proben begnügen, die eine flüchtige Wanderung uns in den Weg führt. Beim Verlassen des Strandes beachten wir noch mehrere Fliegenarten, die zu den echten Strandbewohnern zählen, unter ihnen Actora aestuum und Fucellia fucorum, deren Larven sich von faulendem Tang nähren. An den Dünengräsern treffen wir beim Aufstieg zur Höhe ein ganzes Heer von schnarrenden, springenden und fliegenden Heuschrecken, meist Stenobothrus- und Gomphocerus-Arten. Kaum aber haben wir den Dünenkamm überschritten, da sehen wir uns in eine ganz andere Welt versetzt. Im Windschutze entfaltet sich hier an den von der Sonne bestrahlten Steilabhängen ein überaus reiches Insektenleben. Da flattern Kohlweißlinge, deren Raupen uns schon am Meerseuf in den Vordünen auffielen, Bläulinge (Lycaena Icarus), Grasaugen (Coenonympha Pamphilus) u. a. Tagfalter, da sonnen sich Schwärme von Fliegen, und auf den Blumen der Dünentäler sammeln zahlreiche Hummeln und kleinere Bienen Honig und Blütenstaub. Im Mai und wieder im August würden wir hier auf den Blüten des Schotenklees die nur an der Meeresküste heimische Osmia maritima beobachten und, ihrem Fluge folgend, wohl auch am Südabhange der Dünen die aus Sand und Pflanzenstoffen erbauten grünlichen Zellen entdecken können, die von den

Landesbibliothek Oldenburg

Knaben der ostfriesischen Inseln ihres süßen Futterbreis wegen gesucht werden. Auch Blattschneiderbienen kommen auf Wangeroog vor; eine Art, vielleicht Megachile lagopoda var. maritima, schneidet sogar die derben Blätter der Pappeln im Dorfe kreisförmig aus, um ihre Zellen zu tapezieren.

Im losen Sande der Binnendünen zeigen sich senkrechte Röhren, in denen die abenteuerlich aussehenden Larven des Meerstrands-Sandläufers (Cicindela maritima) auf Beute lauern; den hübschen Käfer selbst liefert uns bald das Fangnetz in die Hände. Zollweite und größere Löcher am Dünenabhange veranlassen uns zum Nachgraben, und ganz aus der Tiefe bringen wir eine Kreuzkröte (Bufo calamita) zum Vorschein. Diese ist neben dem Grasfrosch der einzige Lurch der Insel, dafür aber auch recht zahlreich vertreten. In einer Schafränke am Innenfuße der Dünen, die von einem Meereseinbruche her noch etwas brackiges Wasser enthielt, fand ich vor einigen Jahren massenhaft die Kaulquappen der Kreuzkröte.

Die Vogelwelt Wangeroogs ist, seitdem sich die Insel zum Modebad entwickelt hat, immer ärmer geworden; sie bietet kaum irgend etwas, was wir nicht am Festlandsstrande oder auf den unbewohnten Inseln besser beobachten könnten. Unter den wenigen wildlebenden Säugetieren des Eilandes ist der Hase das einzige Jagdwild, seitdem man das eingeführte Kaninchen, das den Dünen gefährlich wurde, wieder ausgerottet hat.

Eine Wanderung von Wangeroog übers Watt nach dem Festlande ist zwar kein ungefährliches Unternehmen; aber wir wagen es unter kundiger Führung, um auch das Tierleben des Wattes kennen zu lernen. So öde und leblos dieses dem Uneingeweihten auch erscheint, so können uns doch schon die ungeheuren Scharen von Austernfischern, Regenpfeifern, Wasser- und Strandläufern, Möven und Seeschwalben, die sich auf den Schlickgründen niederlassen und dort ihren Tisch gedeckt finden, darüber belehren, daß es an Kleinleben auf und in ihnen wimmeln muß. Bereits der Südstrand der Insel gibt uns eine Probe davon. Die kleinen schnellfüßigen Regenpfeifer sind hier emsig auf der Nahrungssuche. Sie holen ein langfühleriges Krebstierchen (Corophium longicorne) aus seinen senkrechten Röhren im schlickigen Sande hervor. Ein Spatenaushub bringt Dutzende der kleinen sandfarbigen Kruster zum Vorschein und mit ihnen einen skolopenderartigen Wurm mit roter Rückenlinie (Nereïs diversicolor). Weiter abwärts, wo der Schlicksand von den Ebbewellen zu Rippelmarken geformt ist, zeigen uns Sandhäufchen in Form geschlängelter Würstchen die Verdauungsarbeit des Sandwurms (Arenicola marina) an, der in U-förmigen Röhren tief im Boden haust. Früher wurde er von den Wangeroogern viel als Schellfischköder benutzt. Jetzt fischt man höchstens noch Granat und Butt in den Prielen und Balgen. Diese schmackhaften Bewohner des seichten Wassers scheuchen wir massenhaft auf, indem wir die südlich von Wangeroog tot auslaufende Balge bei den die Lage des Telegraphenkabels bezeichnenden Tonnen durchschreiten. Aber unser zoologisches Interesse beschränkt sich jetzt fast ganz auf die Sorgfalt, mit der unsere bloßen Füße im tiefen Schlick die schärfsten Muscheln zu vermeiden

Landesbibliothek Oldenburg

suchen, die hier lebend und tot Bänke von mehreren Quadratkilometern Ausdehnung bilden, an der Oberfläche die Miesmuschel, tief im Schlamm die Sandklaffmuschel (Mya arenaia), die einzeln fast die Größe einer Hand erreicht und ihr Atemrohr so lang ausstrecken kann, daß sie, fußtief vergraben, noch ans Wasser gelangt. Fuß für Fuß mühsam aus dem knietiefen schwarzblauen Schlick ziehend und vorsichtig weiterschreitend, arbeiten wir uns schweißtriefend durch und atmen auf, wenn endlich der Grund wieder sandig wird und ein rasches Ausschreiten gestattet. Aber nun kommen neue Schwierigkeiten; denn bald stehen wir vor einer tiefen Balge, die erst viel weiter westwärts so seicht wird, daß wir sie durchwaten können, und kaum ist das glücklich vollbracht, so müssen wir eine zweite weit nach Osten umgehen. Hier in diesem Gebiet stets wechselnder Prielenläufe und wandernder Sande ist nun tatsächlich im Boden wenig Tierleben zu spüren; um so reicher aber ist es auf den Seegraswiesen südlich von Minser Oldoog vertreten. Viele seichte, von der Sonne durchwärmte Tümpel bilden eine Brutstätte für mancherlei Getier. Da bringt das winzigste Fischlein des Salzwassers, die Meergrundel (Gobius minutus), in sicherem Verstecke seine Eier unter, und das Wasser wimmelt von den jungen Grundeln, die wie die überall sich emporschnellenden jungen Granat (Crangon vulgaris) der Färbung des Schlicksandes genau angepaßt sind, von jungen Butt (Pleuronectes flesus), Seenadeln (Syngnathus acus) u. a. Am Seegrase und den zwischen ihm wuchernden Algen sowie auf den braunen Diatomeenrasen weiden zahllose winzige, spitzhäusige Schnecken (Hydrobia stagnalis) und unsere alten Bekannten, die Strandschnecken. Wo der Boden schlickig ist, sehen wir im seichten Wasser des flachen Watts oft zwei weißliche Würmer aus einem Loche auftauchen und bei unserer Annäherung blitzschnell verschwinden. Beim Nachgraben finden wir aber keinen Wurm, sondern eine dünnschalige weiße Muschel (Scrobicularia piperata). Die vermeintlichen Würmer waren die getrennten Atemröhren dieser Pfeffermuschel. In den kleinen Rinnen des flachen Watts steckt kaum 3 cm tief im Sande die eßbare Herzmuschel (Cardium edule), deren kurzes Atemrohr ein tieferes Eingraben nicht zuläßt. Auf dem hohen Watt nördlich von Minsen und Schilligḧorn bleiben, wenn das Wasser zur Ebbezeit sehr rasch abfällt, mitunter auch größere Tiere zurück, weil sie den Ausweg in die offene See nicht rechtzeitig genug finden. So fingen im August 1898 der Leuchtturmwärter Schmidt und ein bei ihm wohnender Badegast in einem Priel einen Gotteslachs (Lampris guttatus) von 68 Pfund Gewicht.

Nach dem Festlandsstrande hin wiederholt sich nun derselbe Wechsel in der wattbewohnenden Fauna, wie am Südstrande von Wangeroog, nur in umgekehrter Reihenfolge, von der Mya- und Arenicolastufe bis zur Nereis- und Corophiumstufe. Weiter westwärts, wo ein Außengroden vor dem Deiche liegt und das Watt schlickiger wird, können wir uns in den Gräben, die auch bei Niedrigwasser noch etwas Wasser halten, noch einmal eine gedrängte Übersicht der ganzen Wattfauna verschaffen. Wir verzichten darauf und wenden uns dem zu, was auf und im Trocknen wohnt.

Landesbibliothek Oldenburg

Interessant ist ein Vergleich zwischen der Tierwelt des Außengrodens an der See und der der eingedeichten Groden. Außerhalb des gegen die Salzwasserüberflutungen schützenden Deiches fehlen in der Erde die Regenwürmer und mit ihnen der Maulwurf, der übrigens auch auf Wangeroog nicht vorkommt, und es fällt deshalb sofort der gänzliche Mangel der Maulwurfshaufen ins Auge. Dagegen sind Feldmäuse und Hasen in Menge vorhanden, obwohl sie bei Sturmfluten oft auf den breiteren Groden in große Wassersnot geraten und zahlreich umkommen. Von erdbewohnenden Insekten kommen bis an die Hochwassergrenze mehrere salzliebende Käfer vor, darunter der Kurzdeckflügler Bledius spectabilis Kr. und der kleine gelbliche Laufkäfer Dichirotrichus pubescens Payk. Aber auch die gelbe Rasenameise (Lasius flavus L.) ist häufig, zum Leidwesen der Badenden, und übersteht auch Hochfluten ganz gut. Vielleicht ist das so zu erklären, daß die feinen Erdkrümchen, aus denen sie ihre oft fußhohen Bauten im Rasen aufführt, durch die Überschwemmung zu einem Tonbrei werden, der die Löcher verklebt und so dem Wasser das Eindringen in die Gänge wehrt. Übrigens ertragen viele Insekten, wenigstens im Larvenstadium, z. B. Schwärmerraupen und Nashornkäferlarven, wie ich aus Erfahrung weiß, eine mehrstündige Überflutung ohne Schaden. Sie erwachen aus dem Scheintode der Erstickung, sobald das in ihre Tracheen eingedrungene Wasser verdunstet ist.

Wird der Groden eingedeicht, so dringt die Binnenlandflora und -Fauna nur ganz langsam vor, da der Chlorgehalt des Bodens anfangs noch zu groß ist. Die Strandpflanzen beginnen zu kränkeln, und unter dem faulenden Rasen haust dann oft der sogenannte Ämel, die Larve der Kohlschnake (Tipula oleracea L.) in solcher Menge, daß sie auch den ganzen Rest bald zum Absterben bringt. So waren einige Landleute im nördlichen Jeverlande im Sommer 1899 genötigt, ihr im neubedeichten Elisabethgroden weidendes Vieh aufzustallen, weil alles Gras infolge des Ämelfraßes abstarb. Vielleicht hing das auch mit dem Fehlen des Maulwurfs zusammen, der noch die Regenwürmer vermißte.

Viel langsamer noch als diese wandern die Gehäuseschnecken in neu der See abgewonnene Gebiete ein. In meiner Jugend z. B. fehlten noch im Friedrich-Augusten-Groden, der doch schon 1765 eingedeicht ist, gänzlich die häufigen Schnirkelschnecken Helix hortensis und nemoralis, und ich freute mich jedesmal, wenn ich in die alte Marsch nach Tettens kam, sie dort am Gesträuch zu finden. — Am Deich des um 1850 eingedeichten Augustgrodens bei Seefeld jedoch ist eine andere Schnirkelschnecke, die seltene H. cantiana, ein Charaktertier des Jadebusendeiches, schon ziemlich weit vorgedrungen.

Die Vögel der Außendeichswiesen verdienten eine besondere Betrachtung; aber wir finden sie und noch andere dazu auf dem Eilande Mellum, dem wir von Horumersiel aus mit dem Boote einen Besuch machen. Mellum ist ein junges Eiland, seit etwa 50 Jahren allmählich auf der gleichnamigen Plate durch Strömung, Wellen und Wind aus Triebsand angehäuft und nach Nordwest, West und Südwest durch einen niederen Dünenwall

Landesbibliothek Oldenburg

gegen den Wellendrang der Sturmfluten von der offenen See her geschützt, während von Osten her das ruhigere Wasser Schlicksand herbeiführt, auf dem sich eine üppige Strandwiesenflora ansiedelt. Die etwa sieben Hektar große begrünte Fläche ist durchsetzt mit Salz- und Brackwassertümpeln und bietet daher den See- und Strandvögeln eine ideale Nistgelegenheit, da Hochfluten während der Brutzeit selten eintreten. Während wir den breiten sandigen Vorstrand überschreiten, schwebt uns eine ganze Wolke von Seeschwalben entgegen, als wollten sie die Störenfriede verscheuchen, und je mehr wir uns dem Grünlande nähern, desto ängstlicher wird ihr Geschrei, desto wütender stoßen einzelne auf uns herab, und mit dem „kerr! kerr!" der Seeschwalben mischen sich die Warnungsrufe der Regenpfeifer, Wasserläufer und Austernfischer zu einem ohrenbetäubenden Lärm. Schon in den Hochwassermarken der Winterfluten außerhalb der Dünen finden wir einige Nester der Flußmeerschwalbe (Sterna hirundo) und die niedlichen Eier des Sandregenpfeifers (Pluvialis hiaticula), mehr noch zwischen den Dünengräsern, ferner solche des Seeregenpfeifers (Pl. cantianus) und der Zwergmeerschwalbe (St. minuta); groß aber ist unsere Freude, als wir in der Nähe des nördlichen Dünenwalles eine dichtgedrängte Brutkolonie der Brandmeerschwalbe (St. cantiaca) erblicken, etwa fünfzig Nester dicht nebeneinander. Vielleicht hat sich diese hier angesiedelt, nachdem sie den ungastlichen Boden Wangeroogs verlassen hatte. Wahrscheinlich ist auch die Küstenmeerschwalbe (St. macrura) unter den Brutvögeln; doch können wir das weder an den Eiern noch an den fliegenden Vögeln heute sicher feststellen. Im dichten Rasen der Strandwiese nistet der rotschenklige Wasserläufer (Totanus calidris), der bekannte Tüter, und zwischen den Wassertümpeln finden wir auf der kahlen Erde die großen Eier des Austernfischers (Haematopus ostralegus).

Seit kurzem hat der Bund für Vogelschutz, Ortsgruppe Kiel, das Mellum-Eiland als staatlich geschützte Vogelkolonie unter seine Obhut genommen, einen Vogelwart während der Brutzeit dort angestellt und dadurch dem Eierraub und der Schießerei unberufener Besucher ein Ende gemacht. Somit dürfen wir hoffen, daß nicht bloß die bisherigen Brutvögel sich auf diesem günstigen Hegeplatze halten und vermehren, sondern daß auch Möven, Enten usw. sich dort ansiedeln werden.

Auf dem Rückwege zum Boote bemerken wir auf der Robbenplate südwestlich vom Eilande, die inzwischen über dem Ebbespiegel aufgetaucht ist, eine Schar Seehunde mit Jungen, die sich wohlig in der Sonne wälzen. Wir müssen auf der Heimfahrt ihren Liegeplatz nahe genug passieren; aber lange vorher hoppelt und rutscht die ganze Gesellschaft in die bergende Flut, und nur in sicherer Ferne taucht noch hier und da ein glatter Kopf auf und schaut die Naturforscher spöttisch an, die gar zu gern wissen möchten, ob unter der gemeinen Sippe der Phoca vitulina nicht auch eine oder die andere Kegelrobbe (Halichoerus grypus) sei, die z. B. bei Juist festgestellt ist und die man leicht an den kegelförmigen, etwas nach hinten umgebogenen Backenzähnen erkennen kann, wenn — — man sie hat! Offenbar ist aber den

Landesbibliothek Oldenburg

feisten Gesellen gar wenig an dieser faunistischen Feststellung gelegen, hoffentlich unsern Robbenjägern etwas mehr! Auch auf den geringelten Seehund (Phoca annelata) wäre zu achten.

Draußen vor der Seehundsbalge, aus der mit dem letzten Ebbestrom viele Fische dem offenen Wasser zueilen, taucht ein Braunfischpaar (Phocaena communis) auf und nieder, und einer kommt uns so nahe, daß wir das Aus- und Einschnaufen des Atems beim Auftauchen vernehmen. Fast ständig fischen Tümmler oder Schweinfische in der Ahne bei Eckwarderhörn in der reißenden Strömung, die um die Kopfschlengen des Flügeldeiches geht. Wir können uns davon überzeugen bei unserer nächsten Fahrt, die dem inneren Jadebusen gilt.

Von Eckwarderhörn aus statten wir dem Oberahnschen Felde, der letzten von den vielen Marschinseln, die den Wellen der Jade noch Widerstand leistet, einen Besuch ab. Auch ihre Tage sind bald gezählt, und daran trägt nächst der Brandung der Sturmfluten besonders das kleine Krebschen Corophium longicorne die Schuld, das wir am Südstrande Wangeroogs kennen lernten. In der Zone des täglichen Flutwechsels gräbt es Röhre neben Röhre in den festen Klei und arbeitet damit den Wellen wirksam vor, so daß sie viel rascher als ohne Hilfe des Tierchens das Ufer unterhöhlen und Scholle nach Scholle zum Absturz bringen. Die paar Hektar Grünland bilden noch immer wie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da die Insel zur Beweidung zu klein wurde, eine wohlbesetzte Brutkolonie von Seeschwalben, Rotschenkeln und Austernfischern. Auch die Löffelente (Rhynchaspis clypeata) nistete vor einigen Jahren noch dort. Selbst die Feldlerche ist noch immer dem schwindenden Fleckchen Erde treu geblieben, und ihr Lied aus der blauen Höhe mutet auf dem wellenumtobten Eiland ganz seltsam an. Den Eierräubern, die auch dieses Vogelasyl alljährlich heimsuchten, wird auf Antrag der Vogelschutzzentrale für das Herzogtum Oldenburg jetzt von den Zoll- und den Polizeibeamten auf die Finger gesehen. — Ein Rundgang um die Insel bei Niedrigwasser, der unter günstigen Umständen und mit Wasserstiefeln bis zum Rest des „Kleinen Feldes" ausgedehnt werden kann, gibt nicht bloß Gelegenheit zur Beobachtung der uns bekannten Wattiere, sondern auch zum Sammeln von Haustierknochen aus den zerstörten Wurten.

Für den Beobachter des Kleinlebens lohnt sich auch eine Wanderung längs des Jadedeiches, der infolge der scharfen Biegungen in den Gemeinden Eckwarden, Stollhamm, Schweiburg, Varel, Sande und Neuende bald den inneren, bald den äußeren Abhang der Morgen-, Mittag- oder Abendsonne zukehrt und dadurch sehr wechselnde Lebensbedingungen für die Erdbewohner bietet. Stellenweise herrscht ein reiches Bienenleben am Deiche. Bei Mundahn z. B., 2 km nördlich von Eckwarderhörn, sind an der Innenböschung des Deiches viele Nester von Andrena- und Halictus-Arten, und wahrscheinlich bei diesen Bienen schmarotzen in Menge zwei Ölkäferarten, Meloë proscarabaeus und variegatus, die sich schon gegen Ende April regelmäßig dort am

Landesbibliothek Oldenburg

Deiche zeigen, während gegen Ende Mai alle Blüten von ihren winzigen gelben und schwärzlichen Larven wimmeln, die sich dann von den Bienen in ihre Nester tragen lassen.

Südlich von Eckwarderhörn und rings um den Jadebusen bis Ellenserdamm ist als Charaktertier des Deiches die schon erwähnte Schnecke Helix cantiana bemerkenswert, die sonst nur aus Schleswig, England und Belgien bekannt ist. Ferner ist von Stollhamm bis Marienfiel auf dem Außengroden und an seinen Grabenufern etwas ober- und unterhalb der Mittelhochwasserlinie die kleine Brackwasserschnecke Assiminea Grayana anzutreffen, die sich auch im Brackwassergebiet der Weser bei Blexen findet. Hier wie dort kommt einzeln in ihrer Gesellschaft eine winzige nackte Hinterkiemerschnecke, Alderia modesta, vor, die mit ihr zusammen den feinen Algenüberzug des Schlickgrundes abweidet.

Tiere der eingedeichten Marsch. Die Fauna der eingedeichten Marsch ist überall ziemlich gleichartig, abgesehen von kleinen Unterschieden zwischen der jüngeren und der älteren Marsch, die wir oben schon andeuteten. Das Charakteristische der älteren Marsch ist das weitaus vorherrschende Grünland mit den vielen auch im Sommer wasserhaltenden Gräben. Hier ist so recht die Heimat des Kiebitzes, der im Frühling mit seinen wuchtenden Flügelschlägen, seinen übermütigen Purzelbäumen in der Luft und seinem lustigen Balzrufe die Landschaft ungemein belebt. Dazu das Getriller der Feldlerche, die lustig schwatzenden Stare im Hochzeitskleide, die weißen und gelben Bachstelzen, hier und da ein gravitätisch schreitender weißer Storch, alle vertraulich zwischen den weidenden Rindern, Pferden, Schafen und Schweinen, überhinschießend die Rauch- und Mehlschwalben, dann und wann ein Kuckucksruf, im Röhricht der größeren Wasserzüge hier und da ein Volk Stockenten; damit haben wir etwa ein Bild des Vogellebens im freien Felde zur Frühlingszeit. In der neueren Marsch, die mehr Ackerfelder hat, gesellt sich dazu noch die Grauammer. Rebhühner und Haus- und Holztauben*) sowie Feldsperlinge gehören dort mehr als in der reinen Grünlandsmarsch zum Landschaftsbilde, während der früher so häufige Wachtelruf hier wie im ganzen nördlichen Herzogtum kaum noch gehört wird. Damit ist aber das Vogelleben der Marsch noch lange nicht erschöpft. Bei den baumreichen Bauerngehöften und in den Dörfern mit ihren wohlgepflegten Gärten fehlen wenige Singvögel der Geest; und um die alten Kirchtürme flattern die Dohlen und segeln die Turmschwalben in Scharen. In den höchsten Baumwipfeln sieht man das überdachte Nest der Elster und das offene der Rabenkrähe noch immer häufiger, als dem Singvogel- und Kükenbestande der Marschgehöfte bekömmlich ist. Selbst die Nachtigall fehlt nicht ganz in der Marsch. Ich kenne Gärten in Ellwürden, Rodenkirchen und Hammelwarden, wo sie, früher wenigstens, regelmäßig nistete. In einer so nahrungsreichen Gegend hat natürlich der

*) Die große Holz- oder Ringeltaube ist nach der Beobachtung des verstorbenen Rentners J. H. Cornelius, früher Landwirt in Isens, Ende der 40er Jahre in die Butjadinger Marsch eingewandert.

Landesbibliothek Oldenburg

Haussperling das größte Wort und macht sich im Sommer wie im Winter bei allen Bauernhäusern breit. In den Gärten aber ist in den letzten Jahrzehnten fast mehr als der Sperling der Star zur Plage geworden, der sich ungeheuer vermehrt hat und im Hochsommer und Herbst immer mehr zum argen Obstnäscher wird. In Butjadingen wird kaum noch eine Kirsche reif geerntet, und selbst die frühreifen Birnen werden von den Staren angepickt. Die scharenweis über diese Früchte und das Beerenobst herfallenden Stare sind aber keineswegs alle in der Marsch heimisch, sondern gegen Ende Juni ziehen die flügge gewordenen Jungen auch von der Geest in die Marsch hinaus und durchstreifen in Riesenschwärmen Felder und Gärten. Allabendlich eilen die Schwärme der Weser zu, sammeln sich in bestimmten, weithin sichtbaren Baumgruppen bald nach Sonnenuntergang zu größeren Geschwadern, und diese fallen endlich bei Beginn der Dunkelheit von allen Seiten her in das Röhricht der Weserinseln ein, wo sie übernachten und dabei manchen Schilfhalm knicken, zum Verdruß der Besitzer dieser Reitplaten. Trotz alledem bin ich überzeugt, daß der Star ein überwiegend nützlicher Vogel ist, denn er vertilgt eine Unmenge Ungeziefer, vor allem zur Brutzeit den schädlichen Ämel, den er mit größter Sicherheit unter dem Rasen hervorholt und dutzendweise seinen Nestjungen zuträgt. In der Nähe der größeren Flüsse und des Meeresufers überwintern seit einer Reihe von Jahren kleinere Flüge von Staren, wahrscheinlich alte Männchen. Auch die zuerst im Februar Zurückkehrenden sind lauter Männchen, wie ihr Gesang und der gelbe Schnabel verraten.

Im Herbst verändert sich das Bild gänzlich. Von den vielen Singvögeln in Garten und Feld bleiben nur die Meisen, der unverwüstliche Zaunkönig, einige Amseln, Rotkehlchen, Grauammern und Buchfinken und der Stieglitz, der mit wippendem Fluge von Weide zu Weide, von Distelkopf zu Distelkopf eilt. Kuckuck und Storch sind längst verschwunden, auch der Kiebitz rüstet zum Abmarsch nach dem Süden. Trotzdem ist die Marsch nicht verödet. Zu den Rabenkrähen und Elstern gesellen sich Nebelkrähen aus dem Nordosten Europas, zu den letzten Kiebitzen auf den Weideländereien die Goldregenpfeifer, die Brachvögel und, besonders bei stürmischer Witterung, große Scharen von Lach-, Silber- und Sturmmöven, von denen im Sommer nur einige alte Hagestolze und ein- bis dreijährige Vögel im grauen Jugendkleide sich sehen ließen. Große Flüge von Wacholderdrosseln lassen sich zur Rast auf dem Felde nieder; Mistel-, Sing-, Wein- und vereinzelte Ringdrosseln laben sich an den letzten Holunderbeeren; Eichelhäher streifen von Gehöft zu Gehöft, und wandernde Falken stoßen hier und da auf einen Vogel herab oder jagen ihn in sausendem Fluge in der Luft. Hinter dem Deiche aber hört man abends das vieltausendstimmige Pfeifen, Tüten und Schnattern wandernder und fischender Strand- und Seevögel, aus dem sich die tiefen Laute der Rottgänse abheben, und dieses Nachtkonzert wiederholt sich bis tief in den Winter hinein mit immer wechselnder Besetzung der Stimmen. Wenn dann am Wattrande die Eisschollen sich türmen, kann der Jäger, der zwischen

Landesbibliothek Oldenburg

ihnen in einer eingegrabenen Tonne auf dem Anstande sitzt, wenn ihm bei 8—10° Frost die Finger nicht erstarren, manch seltenen nordischen Wintergast erlegen. Wenn Schnee liegt, trifft man am Deiche vielfach die Schneeammer und wohl auch Bergfinken an, die hier dann noch immer kahle Fleckchen und Nahrung finden. Bei ganz hartem Frost kommen diese nordischen Vögel auf die Bauernhöfe, und zu ihnen gesellen sich auch Goldammern von der Geest.

Im Herbste langen die Zugvögel meist aus Nordosten in unserer Marsch an, nachdem sie die Helgoländer Bucht überflogen haben, und verweilen hier zum Teil einige Zeit nach dem Fluge über See, wie Gätke das auch auf Helgoland beobachtet hat, als auf dem ersten Rastplatze, der sich ihnen bietet. Ich konnte diese Zugrichtung feststellen, als ich im Herbste 1903 neun Tage auf dem Leuchtturme des hohen Weges wohnte, und in den Jahren 1907, 08 und 10, als wir im Herbste draußen vor der Jade baggerten. Bei nebligem Wetter ließen sich oft Buchfinken, Bergfinken, Pieper, Steinschmätzer, Rotkehlchen, Goldhähnchen, Zaunkönige u. a. Sänger auf dem Schiffe nieder, verschwanden aber sofort in der Richtung nach der jeverländischen Küste zu, sobald der Nebel sich lichtete. Am Morgen des 1. Oktober 1908, als wir östlich von Minser Oldoog vor Anker lagen, saßen um 6¾ Uhr sogar 11 Haussperlinge an Deck. Vielleicht war dieser Flug von Helgoland gekommen, wo die Sperlinge zwar im Sommer brüten, im Herbst aber wegziehen.

Nach dieser etwas ausführlicheren Betrachtung der Vögel wollen wir nun rasch das übrige Tierleben der Marsch überblicken. Die wildlebenden größeren Säugetiere sind bald aufgezählt. Von jagdbaren Tieren kommt nur der Hase vor, und zwar fast überall nur in beschränkter Zahl, weil er zu sehr abgeschossen wird. Als Schädling macht er sich nur da bemerkbar, wo er größere Schonung genießt, wie in der Nachbarschaft der Herrlichkeit Gödens und der fiskalischen Grodenländereien, wo nur selten Treibjagden abgehalten werden. Das Rauchwild ist nur durch die kleineren Arten vertreten. Der Steinmarder haust in alten Kirchen und Bauernhäusern, der Iltis unter Heu- und Strohhaufen und in hohen Grabenufern, ebenda das große und weniger häufig das kleine Wiesel. Einzeln taucht auch hier und da der Fischotter auf, besonders in der Nähe der Weser. Von den Insektenfressern gibt es überall den Maulwurf, die Wasser- und die gemeine Spitzmaus und den Igel, der gern unter Heuhaufen überwintert. Welche der schwer festzustellenden Fledermausarten in der Marsch leben, das bedarf noch der Ermittelung. Überall verbreitet sind wohl die langohrige und die frühfliegende Fledermaus, die ich in Butjadingen, in Stadland und Elsfleth mehrfach erhielt.

Reptilien gibt es in der Marsch nicht; desto zahlreicher sind die Lurche vertreten, wenn auch nur durch wenige Arten. Nirgends sind die grünen Wasserfrösche so in ihrem Element wie in den breiten Wassergräben der alten Marsch, und nicht ohne Grund heißen sie die „Butjenter Nachtigallen". Mindestens ebenso häufig, wenn auch dem Ohr weniger auffällig, ist der breitschnauzige Grasfrosch (Rana platyrrhinus Steenstr.), dessen Laich schon im März und April seichtere Gräben oft förmlich anfüllt. Auch die gemeine

Landesbibliothek Oldenburg

Kröte ist an allen Orten, wenn auch nicht in gleicher Zahl, am Platze. Von den Schwanzlurchen habe ich nur eine Art, den glatten Wassermolch (Triton taeniatus) und diesen nur in der alten Marsch, aber auch dort nicht überall, angetroffen.

Die Nutzfische der Marschgewässer werden in dem Kapitel über die Fischerei aufgeführt. Wir können sie deshalb hier übergehen. Zu erwähnen sind aber noch folgende Fische: Der große und der kleine Stichling (Gasterosteus aculeatus und pungitius) sind in allen Marschgräben gemein. Jener ist ein Zugfisch, der im März aus dem Meere ins Süßwasser einwandert und bis in die kleinsten Gräben emporsteigt. Hier stellt sich bei dem Männchen („König") bald die schöne rote Färbung der Unterseite ein, und es baut auf dem Grunde des Wassers ein Nest aus Pflanzenstoffen, treibt ein oder mehrere Weibchen hinein und hält sie bis zur Ablage der Eier, die es mit seiner Milch befruchtet, gefangen. Darauf bewacht es das Nest mehrere Wochen lang und fächelt unermüdlich den Eiern frisches Wasser zu, läßt auch die Jungen nicht eher frei, bis sie „nestreif" sind. Dann erst gönnt es sich Sommerferien, wenn nicht seine Lebenskraft bereits erschöpft ist, und seine schöne Farbe verliert sich. Mit dem Herbsthochwasser ziehen die großen Stichlinge ab nach den Flüssen und dem Meere. Der Naturtrieb zum Aufstieg, der Strömung entgegen, ist bei dem winzigen Fischlein im Frühjahr so mächtig, daß es sich vor den Sieltüren und Verlaten wie die Heringsschwärme zusammendrängt und die obersten oft aus dem Wasser hebt, daß es sich in Wasserstrahlen, die aus der Abzugsröhre eines Piepgrabens oder Meetschloots in einen größeren Graben fallen, immer wieder emporzuschnellen sucht und dabei oft aufs Trockene gerät. Es kommt übrigens auch vor, daß der Stichling gar nicht den Weg ins Süßwasser findet, sondern in einen Graben des Außengrodens gerät. Dann laicht er auch dort im Salz- oder Brackwasser mit Erfolg.

Der kleine Stichling bleibt bei uns im Süßwasser. Das in der Laichzeit unten kohlschwarz gefärbte Männchen baut ein kugeliges Nest, das in den Wasserpflanzen hängt. Beide Arten sind eifrige Vertilger der Mückenlarven und deshalb als Bekämpfer des Wechselfiebers nützlich.

In schlammigen Gräben und Braken haust vielfach der Putaal oder Schlammpeizger, der in der Marsch hier und da als Wetterprophet in Glasgefäßen gehalten wird. Er kommt nämlich bei bevorstehendem Gewitter aus dem Schlamm an die Oberfläche und verschluckt Luft, die er im Darm aufbewahrt, wenn das Wasser zu arm an Sauerstoff wird.

Ein seltenerer Fisch ist der Bitterling (Rhodeus amarus), der höchstens 10 cm lang wird. Wiepken und Greve führen ihn im „Systematischen Verzeichnis" nicht auf. Ich fing den Bitterling häufig in den Gräben bei Hartwarden, zwischen Esenshamm und Enjebuhr und östlich vom Bahnhofe Ovelgönne. Da er seine Eier in der Mantelhöhle von Fluß- oder Teichmuscheln unterbringt, ist sein Vorkommen nur dort zu erwarten, wo diese in den Gewässern leben. Wahrscheinlich ist er im Lande noch weiter verbreitet

Landesbibliothek Oldenburg

und bisher nur übersehen worden, weil er leicht mit jungen Weißfischen anderer Arten zu verwechseln ist.

Das Kleintierleben der Marsch können wir des knappen Raumes wegen nur mit einigen Worten streifen, so viel es auch darüber zu sagen gäbe. Die Marsch ist ja vorwiegend Grasland, und daher sind alle die Tiere, die zu den Gräsern in irgend einer Beziehung stehen, besonders reichlich vertreten. Eine in der Marsch allbekannte, in der naturwissenschaftlichen Literatur meines Wissens kaum erwähnte Erscheinung ist das Massenauftreten der Gnitten (jeverl. Gnut) um die Zeit der Heuernte. Es sind das die winzigen schwarzen Blasenfüße (Thrips cerealium u. a. Arten), die an den ersten schwülen Sommertagen in unglaublicher Menge überall fliegen und auf der schweißbedeckten Haut des menschlichen Gesichts und der Hände ein unerträgliches Jucken erzeugen. Als Larven saugen sie an den unentwickelten Samenkörnern der Getreidearten und Wiesengräser und richten an ersteren großen Schaden an. — An der Weser wird im Frühsommer eine ca. 3 mm lange Kriebelmückenart (Simulia reptans?) Menschen und Tieren durch ihre Zudringlichkeit und ihren empfindlichen Stich lästig. Schnellfüßig, mit den Vorderfüßen tastend, läuft sie auf der nackten Haut umher, dringt auch in Nase und Ohren ein und bohrt ihre kurzen Stechborsten schnell ein, ohne daß beim Menschen erhebliche Anschwellungen dadurch verursacht werden. Ob das Vieh mehr darunter leidet, habe ich nicht beobachten können. Im Zusammenhang hiermit sei, obwohl es nicht zur Besprechung der Marsch gehört, das überaus massenhafte Auftreten einer Kriebelmücke in Löningen vom 27. April bis 2. Mai 1897 erwähnt. Man hielt sie für die Columbatscher Mücke (Simulia columbaczensis), und ihr fielen dort in den genannten Tagen 15 Stück Rindvieh zum Opfer.*) — Eine alte Landplage der Marsch ist das Wechselfieber oder die Malaria, der in meinen Kinderjahren kaum ein Kind entging und zu Zeiten selbst Erwachsene erlagen. Noch 1902 litten in der Umgegend von Hohenkirchen etwa 30 Prozent der Bevölkerung am Wechselfieber. Im allgemeinen aber tritt es jetzt weit seltener auf, weil man seine Natur genauer kennt und Vorbeugungs- und Heilmittel anzuwenden weiß. Verursacht wird die Krankheit durch das Eindringen der Malariaparasiten (Plasmodium vivax und malariae) in die roten Blutkörperchen; das kann aber nur geschehen, wenn jene durch Mückenstiche eingeimpft werden, und eine Mücke kann nur dann den Parasiten übermitteln, wenn sie zuvor einem Fieberkranken Blut abgezapft hat. Nicht die gewöhnliche Stechmücke (Culex pipiens), sondern nur die Mückengattung Anopheles, besonders die Art A. claviger Fabr. (= maculipennis Mg.) kommt als Fieberüberträger in Betracht. In manchen Marschgegenden, z. B. im mittleren Jeverlande, ist diese ebenso häufig wie die gemeine Stechmücke. Ich habe in manchen Bauernhäusern die Wände der Viehställe und der Gesindestuben, die Kellerdecken usw. mit ihr dicht besetzt gesehen und sowohl in Butjadingen als im Jeverlande in den Gräben zwischen den Wasserpflanzen ihre Larven

*) F. Plettke, Über das massenhafte Auftreten einer Simulia in Nordwestdeutschland. — In „Aus der Heimat — für die Heimat", Bremerhaven 1903.

Landesbibliothek Oldenburg

gefunden, die aber nie, wie die Culexlarven, so massenhaft in kleinen Tümpeln, Regentonnen usw. vorzukommen scheinen. In den Bauernscheunen, wo die Mücken in Scharen überwintern, können sie wegen der Feuersgefahr nicht ausgeräuchert werden. Ebensowenig ist die Brut in den Gräben zu vernichten. Umsomehr müssen sich die Marschbewohner verpflichtet halten, von jedem Fieberfall sofort den Arzt in Kenntnis zu setzen, damit die Krankheit im Keime unterdrückt werde und der Fieberparasit nicht durch Mückenstiche verbreitet werden könne.

Von andern Blutsaugern sind in der Marsch nicht minder als auf der Geest die Bremsen zahlreich vertreten, besonders die als „Blinnen" und „Bauen" bekannten Blind- und Regenbremsen (Chrysops caecutiens und Haematopota pluvialis nebst Verwandten), während die über 2 cm lange Rinderbremse (Tabanus bovinus) sich seltener blicken läßt. Merkwürdigerweise ist die Pferdelausfliege (Hippobosca equina), die man auf der Geest oft unter jedem Pferde- und Kuhschwanz finden kann, in der Marsch nicht recht heimisch, und wenn Marschpferde auf der Geest zuerst ihre Bekanntschaft machen, gebärden sie sich wie toll. — Gegen die Dasselfliege (Hypoderma bovis), die das Vieh nicht sticht und doch durch ihren bloßen Summton ganze Rinderherden in wilde Flucht jagt, machen die Landwirte jetzt endlich Front durch das Abdasseln auf den Ställen. Hoffentlich kommt man bald auch dahin, gemeinschaftlich gegen die Magenbreme des Pferdes (Gastrus equi) vorzugehen, indem man deren Eier vernichtet, von denen die Vorderbeine der weidenden Pferde oft ganz gelb punktiert erscheinen.

Eine nicht bloß auf die Marsch beschränkte, aber hier nicht zu übergehende Erscheinung sind die mehrtägigen Massenzüge der vierfleckigen Libelle (Libellula quadrimaculata), die nicht alljährlich, aber meist mit Unterbrechung von wenigen Jahren, in der letzten Hälfte des Mai stattfinden. Sie verbreiten sich zwar über das ganze Land, verdichten sich aber besonders an der Küste und scheinen hier dem Deiche in östlicher Richtung, dann auch weseraufwärts, zu folgen. Soweit ich es habe verfolgen können, kommen diese Schwärme aus den Niederlanden; vielleicht daß dort in den vielen seichten Gewässern eine Überproduktion an Larven eintritt und daß Nahrungsmangel und die vorherrschenden Westwinde die Auswanderung der ausgebildeten Libellen nach Osten verursachen. Das ist aber nur Vermutung, die nachzuprüfen ist.

Nicht so auffällig, aber im Grunde nicht weniger bemerkenswert, ist die Massenentwickelung der Sonnenkäfer (Coccinella 7-, 11-punctata u. a.) in solchen Jahren, wo sich die Blattläuse, vor allen die schädliche Wickenblattlaus (Aphis viciae K.) an den Feldbohnen, ins Ungemessene vermehren. In entsprechendem Maße wächst dann auch die Zahl jener Blattlausfeinde, bis diese im Hochsommer und Herbst sich Raum und Nahrung streitig machen und wie die Libellen, wenn auch nicht mit so ausgesprochener Zugrichtung, zu wandern beginnen. Haufenweise findet man sie dann oft am Meeresstrande, und manche kommen im Salzwasser um und werden an den Strand des Festlandes und der Inseln gewaschen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ebenso neigen einige Blattkäfer, z. B. der Meerrettigblattkäfer (Phaedon cochleariae F.) und die Erdflöhe (Haltica nemorum L. u. a.) zur Massenentwickelung. Esteren habe ich freilich in der oldenburgischen Marsch nie in solcher unheimlichen Menge beisammen gefunden wie im Lande Wursten bei Weddewarden, wo er den Kohl und die Steckrüben ganzer Felder mit Stumpf und Stiel verzehrte. Die Erdflöhe aber machen oft in der Marsch jede Anzucht von Kohlarten zunichte, wenn man nicht die Pflanzenbeete, weit vom Gehöft entfernt, auf frisch ausgeworfener Grabenerde anlegt.

Diese wenigen Ausschnitte aus der Kleintierwelt der Marsch mögen als Probe genügen; aber die Moormarsch und die Flußwiesen erfordern noch eine besondere Betrachtung.

Tiere der Moormarsch und der Flußwiesen. Wir haben bei der Allgemeinbesprechung der Marsch die Mäuse nicht erwähnt, obwohl sie dort eine große Rolle spielen. Ganz besonders aber ist das in der Weser- und Moormarsch der Fall. Fast regelmäßig alle drei Jahre vermehrt sich dort die Feldmaus (Arvicola arvalis L.) dermaßen, daß sie zur Landplage wird, indem sie nicht bloß viel Getreide vernichtet, sondern auch die Grasländereien mit einem so dichten Netzwerk von Gängen durchzieht, daß sie kaum noch den halben Ertrag liefern. Man ist in diesen Gegenden zeitweise genötigt gewesen, eine Massenvertilgung der Feldmaus durch Fallöcher, Räucherapparate, Gifthafer und dgl. vorzunehmen. In den Jahren 1879—82 hat in den Ämtern Elsfleth, Brake, Butjadingen und der Gemeinde Schweiburg ein Verband zur Vertilgung der Mäuse bestanden, der Prämien von 2, 5, 10, ja 20 Pfg. fürs Stück bezahlte, je nach der Häufigkeit der Mäuse, und 107 000 Mark dafür aufgewandt hat. Im Amte Elsfleth allein wurden vom 1. Oktober 1879 bis 1. Mai 1881 ca. 21 000 Mark an Mäuseprämien ausbezahlt, während das Amt Butjadingen in der gleichen Zeit nur etwa 800 Mark zu zahlen hatte. — Bei hohem Wasserstande im Winter ziehen die Mäuse nach den hohen Grabenufern, nach dem Deiche, den sie oft ganz durchlöchern und dadurch bei Sturmfluten gefährden, und nach dem Hochmoore, breiten sich aber im Frühjahr schnell wieder über die Niederungen aus.

Auch die nächste Verwandte der Feldmaus, die Wasserratte (Arvicola amphibius L.) tritt in den Weser- und Moormarschen ganz besonders schädlich auf. In Moorriem hat sie, wie Huntemann angibt, unter den jungen Obstbaumbeständen geradezu verheerend gewirkt. Da sie im Herbst Vorräte von Getreide, Bohnen, kleinen Kartoffeln usw. in ihren Gängen anhäuft, so wird sie von ununterrichteten Leuten oft für den Hamster gehalten, der aber im ganzen Lande nicht vorkommt. Zu dem Irrtum trägt der Umstand bei, daß sie sich oft sehr weit vom Wasser entfernt und man deshalb beim Auftreten des Schadens an Garten- und Feldfrüchten sowie Bäumen nicht leicht an die sonst allbekannte Wasserratte denkt. — Es kommen übrigens auch Verwechselungen der Wasserratte mit der Wanderratte (Mus decumanus Pall.) vor, da diese sich auch viel im Wasser aufhält. Der fast körperlange Schwanz und die weit aus dem Pelz hervorragenden Ohren machen die Wanderratte

Landesbibliothek Oldenburg

aber schon von weitem kenntlich. Sie ist überall, wo Futtervorräte und genügende Schlupfwinkel im Hause sie anlocken, ein ungebetener, häufiger Gast, scheint sich aber immer auch nur als Gast zu fühlen, da sie meistens bald dem Wandertriebe folgt, der sie wie ihre jetzt wohl ganz aus dem Herzogtum verschwundene Vorgängerin, die Hausratte, aus Asien zu uns brachte. —

Als „langsteert'te Feldmus" wird, im Gegensatz zu der zuerstgenannten kurzschwänzigen Feldmaus, von den Landleuten die Waldmaus (Mus sylvaticus L.) bezeichnet, die, im Körperbau und Größe der Hausmaus ähnlich, von ihr durch die weiße Unterseite leicht unterscheidbar ist. Auch „Springer" habe ich sie nennen hören, weil sie sich beim Einfahren der Getreideschober in Sprüngen schnell davon macht, während die Feldmaus außerhalb ihrer Laufgänge wegen ihrer kurzen Beine leicht zu erjagen ist. Auch die Waldmaus ist in jenen Marschgegenden recht häufig. Ich habe bei Elsfleth im Felde selten vergeblich unten offene Bügelmausefallen mit Speck- oder Fleischköder aufgestellt; entweder eine Waldmaus oder eine Waldspitzmaus (Sorex vulgaris L.) stak morgens meistens in jeder; manchmal auch war die gefangene Maus von einer Spitzmaus angefressen. — Ein wunderniedliches Mäuschen, das nicht bloß in der Wesermarsch, sondern im ganzen Lande vorkommt und nur wegen seiner Kleinheit leicht übersehen oder mit jungen Mäusen verwechselt wird, ist die Zwergmaus (Mus minutus). Leichter als das Tier selbst findet der Schnitter seine kunstvollen Nester, die es aus zerschlitzten Blättern der Getreidearten oder des Schilfs zusammenflicht, so daß es zwischen den Halmen hängt. — Ob die Brandmaus (M. agrarius) in der Moormarsch vertreten ist, weiß ich nicht. Wiepken erhielt sie zweimal aus der Nähe von Oldenburg.

In den Zeiten der Mäuseplage wächst auch die Zahl der Mäusefeinde zusehends. Iltisse und Wiesel mehren sich. Mitten in den Wiesen nistet dann am Boden die Sumpfohreule (Otus brachyotus); der Turmfalk bezieht alte Krähennester in hohen Bäumen inmitten der Mäusegegend, und im Winter stellen sich neben dem häufigen Mäusebussard der Rauhfußbussard und vereinzelt sogar der Schneekauz ein. Selbst der Storch, der in Moorriem fast auf jedem dritten Bauernhause nistet, und der Reiher beteiligen sich im Sommer fleißig an der allgemeinen Mäusejagd, nicht zu vergessen die Krähenarten von der Dohle bis zu dem freilich höchst selten gewordenen Kolkraben, an Zahl allen voran die Saatkrähe.

Nächst den Mäusen ist wohl der Ämel, die schon erwähnte wurstförmige Larve der Kohlschnake (Tipula oleracea L.) in den anmoorigen Bezirken der ärgste Schädling. In der humusreichen Erde der Gärten und Wiesen ist er dort so massenhaft, daß er den Graswuchs durch Abbeißen der Wurzeln lichtet und vor dem Johannistage keine Kohlpflanze aufkommen läßt. Die Moorriemer Bauern warten deshalb mit dem Kohlpflanzen bis zu diesem Termin, und wenn die Frauen vorher Bohnen pflanzen, so suchen sie zuerst ganze Schüsseln voll Ämel aus der Erde der Beete. Gegen Ende Juni hört die Gefahr auf, weil die Larve sich dann verpuppt. Im August hängt die langbeinige Schnake

Landesbibliothek Oldenburg

überall am Gebüsch oder tanzt im Rasen auf und nieder, um bei jedem Niederstoß ein Ei in den Boden zu schießen.

Neben dem Star und dem Kiebitz, die beide in der Ämelgegend recht zu Hause sind, gehört die Saatkrähe zu den Hauptvertilgern der schädlichen Schnakenlarve, und im ganzen Lande trifft man nirgends so viele und große Saatkrähenkolonien an wie in den kleinen Gehölzen bei den Bauerngehöften in Großenmeer, Strückhausen, Oldenbrok und Moorriem. Werden sie wegen des fürchterlichen Lärms, den sie und ihre Brut machen, an einem Orte vertrieben, was nur durch fortgesetzte Zerstörung der Nester durchzuführen ist, so lassen sie sich in der Nähe nieder und bauen unverdrossen von neuem. In den neunziger Jahren nisteten sie auch in Lienen und versuchten sogar, unmittelbar beim Elsflether Bahnhof Massenquartier zu beziehen. Außerhalb der Weser- und Moormarsch weiß ich nur von je einer Saatkrähenkolonie in der Kommende Bokelesch, in Lindern bei Lastrup, und bei Sanderbusch. Die Saatkrähen tragen ihren Namen insofern mit Recht, als sie an der keimenden Getreidesaat viel Schaden tun; dem kann der Landmann aber durch Teeren des Saatgutes vorbeugen. Hauptlebensbedingung für sie scheint indessen das Massenvorkommen des Ämels zu sein, und es ist wohl besonders das Bohren nach dieser Larve, was die Befiederung der Schnabelwurzel bei ihnen zerstört.

Endlich darf der Maulwurf nicht als Ämeljäger vergessen werden. Dem wird im Winter durch den hohen Wasserstand auf den Moorriemer Weiden das Leben schwer gemacht; aber er weiß sich durch Aufwerfen von riesigen Haufen, richtigen Wasserburgen, ein trockenes Winterschlafkämmerchen zu sichern.

Wahre Vogelbrutkolonien sind die Wiesenländereien an der Weser, der Hunte und der Ochtum sowie die Sande und Platen in der Weser, deren üppiger Graswuchs und reiches Kleintierleben am Boden und im Wasser den Vögeln sichere Verstecke und Nahrung vollauf bieten. Da äfft der „Snarrendart“ (Crex pratensis Bechst.) mit seiner Knarrstimme, die bald hier, bald da ertönt, ohne daß man sieht, wie und wo der Vogel sich bewegt, den Wanderer, der ihm auf der Fährte zu sein glaubt; da verfolgt diesen der Greta-Ruf der schwarzschwänzigen Uferschnepfe (Limosa melanura), so lange er in der Nähe ihres Nestes weilt; da schießt der „Bäwerbuck“, die einfache Bekassine (Telmatias gallinago), mit steifgespreizten Flügeln aus der Höhe herab und wieder empor, daß die zitternden Schwungfedern einen meckernden Ton geben; da ficht auf den erhöhten Grabenufern und Fahrdämmen der Kampfhahn (Machetes pugnax) seine unblutigen Duelle aus; immer wieder fahren die Gegner mit gebauschtem Federkragen aufeinander los, daß von all dem Getrippel das Gras auf dem Kampfplatze schwindet, bis endlich die zuschauende Dame dem tapfersten Ritter sich selbst als Preis zuerkennt. Knäckente (Anas querquedula) und Löffelente (Rhynchaspis clypeata), Bläßhuhn (Fulica atra) und Rohrhuhn (Gallinula chloropus) bringen in den schilfreichen Tümpeln ihre Brut groß, wenn sie der Fischotter in Ruhe läßt, der hier nur zu oft sein Wesen treibt.

Landesbibliothek Oldenburg

Aus dem Röhricht und dem Weidengebüsch der Ufer aber schmettert der vielstrophige Gesang der Rohrsängerarten, und ihre Brut wird in dem kunstvoll zwischen Reithalmen befestigten Neste vom Winde geschaukelt. Von diesen vom Volksmunde allgemein als „Reitmeeschen" bezeichneten Sängern sind sicher vertreten: der Schilfsänger (Calamodyta phragmitis Bp)., der Sumpfsänger (Calamoherpe palustris Boie), der Teichrohrsänger (C. arundinacea Boie) und der Drosselrohrsänger (C. turdoides Meyer). Auf den Weserplaten in Stedingen haben Scherenberg und Borcherding auch den merkwürdigen Heuschreckenrohrsänger (Locustella Rayi Gould.) beobachtet, dessen Gesang dem schwirrenden Tone der grünen Heuschrecke ähnelt.

Häufig sieht man über den Rohrfeldern der Weserplaten die Rohrweihe (Circus aeruginosus Sav.) schweben, die im Schilfdickicht an unzugänglichen Stellen ihren Horst hat und dem Sumpf- und Wassergeflügel nachstellt. Fischreiher kommen täglich von ihren fernen Horsten herübergeflogen und stehen wie Bildsäulen im seichten Uferwasser, um blitzschnell den langen Hals und den dolchspitzen Schnabel vorzuschießen, sobald ein vorwitziger Fisch sich naht. Die große Rohrdommel (Botaurus stellaris) aber, die früher so häufig war, daß nach ihrem Ruf zwei Ortschaften in der Hunte- und der Weserniederung „Iprump" benannt sind, kommt wohl nur ganz selten noch als Brutvogel vor.

Im Herbst und Frühling sind die überschwemmten Huntewiesen unterhalb der Stadt Oldenburg, besonders die in der Nähe des Wulfs- und des Brookdeiches liegenden, ein Sammel- und Tummelplatz für Sumpf- und Wassergeflügel aller Art, das auf dem Zuge hier rastet oder im Frühjahr harrt, bis der Ostwind die weiten Wiesenflächen getrocknet hat und das Brutgeschäft beginnen kann. Wer an einem klaren Märztage, mit gutem Feldstecher versehen, vor Sonnenaufgang an einem der genannten Deiche einen verdeckten Standort bezieht, der kann hier vortrefflich Vogelstudien machen und manche Arten beobachten, die er sonst nie zu Gesicht bekommt. Mehrfach sind in dieser Gegend z. B. Schwäne erlegt worden, außer dem häufigeren Singschwan auch der kleine Schwan, ferner Grau-, Saat- und Bläßgänse. Von den vielen Entenarten finden sich am häufigsten folgende ein: Stock-, Krick-, Knäck-, Pfeif- und Schellente, seltener Schnatter-, Löffel-, Brand-, Tafel-, Moor-, Reiher- und Bergente. Auch die drei Sägerarten lassen sich blicken, am häufigsten der Gänsesäger (Mergus Merganser L.); ebenso rasten die Möven- und Seeschwalbenarten auf den stilleren Wasserflächen, wenn die Herbst oder Frühlingsstürme den Seestrand zu unwirtlich machen. Von den Seeschwalbenarten ist die schwarze (Hydrochelidon fissipes Boie) ein ständiger Brutvogel in der Hunteniederung. Bei stillem, sonnigem Wetter sieht man sie im Sommer oft in größerer Zahl über dem Wasserspiegel der vielen Braken am Brookdeich nach Insekten jagen.

Tiere des Übergangsgebietes zwischen Marsch, Moor und Geest. Wir befinden uns nun schon im Übergangsgebiet von der Marsch zum Moore und zur Geest, und gerade hier in den an niederem Gebüsch

Landesbibliothek Oldenburg

reichen Bruchländereien, die das Huntetal begrenzen und von der Oldenburger Geest einerseits nach Moorriem, andererseits ins Wüstenland hinüberleiten, findet der Tier- wie der Pflanzenfreund viel Interessantes. Hier nistet z. B. das nordische Blaukehlchen (Cyanecula suecica Brehm), der braunkehlige Wiesenschmätzer (Pratincola rubetra Koch) und die Rohrammer (Emberiza schoeniclus L.); auch der Eichelhäher dringt hier als Brutvogel bis an die Grenze der Marsch vor, und das Moor- oder Birkhuhn (Tetrao tetrix L.) zeigt sich gerade im Birkengebüsch des Moorrandes in größeren Flügen.

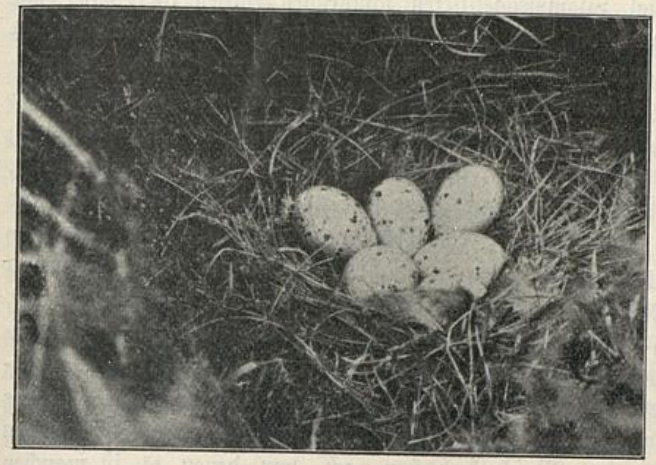
Früher streifte sogar Meister Reineke vom Geestrande aus über das Ipweger Moor bis zu den Moorriemer Bauerngehöften, und zeitweilig sollen sogar an der höchsten Stelle des wilden Moores in der Nähe des Heiddeiches Fuchsbaue gewesen sein. Vielleicht war das in Zeiten der Mäuseplage, wenn die schädlichen Nager sich vor dem Winterhochwasser aufs Hochmoor retteten. An Feldmäusen fehlt es selbst auf dem mit Heide bewachsenen Hochmoore nicht. Man findet in den Bülten überall ihre Gänge, Kothaufen und Reste ihrer Mahlzeit, die hier u. a. aus Wollgrasköpfen und den Brutknospen der Rhynchospora-Binse besteht. Es scheint immer nur die gemeine Feldmaus zu sein; denn in etwa 100 Gewöllen von Eulen, die ich auf dem Ipweger Moor sammelte, waren außer ein paar Schädeln der Waldspitzmaus und einem der Zwergspitzmaus (Sorex pygmaeus Pall.) nur Skelettreste von Arvicola arvalis. Ein Hauptmäusejäger ist auch hier wieder die Sumpfohreule, die an den Moortümpeln in kleinen Kiefern und Birken ihren Horst aus wenig Reisig und viel vertorften Wollgrasfasern baut.

Das Vorkommen von Mäusen auf dem Übergangsmoor erklärt auch die Häufigkeit der Kreuzotter dort, die sich hauptsächlich von ihnen nährt. Man trifft diese einzige Giftschlange unseres Landes am sichersten an, wenn man des Sommers in der Morgenkühle ins Moor hinauswandert und die Ostseite der Grabenufer und Torfhaufen absucht, wo sie sich gern durch die Morgensonne erwärmen läßt. Auch die Ringelnatter geht ziemlich weit aufs Moor hinaus, hält sich aber mehr an der Grenze der Kultur und an den halbverwachsenen Torfstichen auf, wo es Frösche für sie zu fangen gibt, z. B. im Bornhorster Moor, das infolge der Hunteüberschwemmungen ein nährstoffreicheres Wasser und ein reicheres Tierleben hat als das Hochmoor im allgemeinen.

Die Tierwelt der Bruchmoore. Ähnlich, aber noch mannigfaltiger, ist das Tierleben in den Bruchmooren an der oberen Hunte, z. B. im Poggenpohlsmoor bei Dötlingen und im Pestruper Moor bei Wildeshausen. Menschen können in diesen von alten und neuen Torfstichen unregelmäßig durchsetzten Wildnissen nur mit größter Vorsicht verkehren; um so erwünschtere Zufluchtsorte bieten sie für alles, was die Nähe des Menschen gern meidet, so Pflanzen wie Tiere. Um Pfingsten herum ist das Leben hier auf dem Höhepunkt. Dann brütet unter dem schützenden Gagelstrauch das Birkhuhn und nicht weit davon in der hohen Heide die Krickente (s. die Abbildungen), am Torfstich die einfache und auf höherem Wiesengrunde die Doppelbekassine.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Weiden- und der Fitislaubvogel bauen unter den dichten Grasbüschen der überwachsenen Ufer ihr backofenförmiges Nest, und Rohrsängerarten hängen das ihre in den Weidenzweigen oder im Schilf der Sümpfe auf. Die vorjährigen Reithalme tragen zum großen Teil zigarrenförmig verdickte, dichtbeblätterte Enden, und auch bei den jungen Trieben beginnt schon diese Gallenbildung, veranlaßt durch die Larve einer Fliege (Lipara lucens), die im Innern des Halmes haust und im Frühjahr aus dem dürren Wickel hervorbricht. Die verlassene Höhle aber bezieht mitunter ein seltenes Bienchen (Prosopis Kriechbaumeri), das in ihr seine Zellen baut, manchmal auch diese oder jene kleine Grabwespe.



Birkhuhngelege.
Aufgenommen im Poggenpohlsmoor bei Dötlingen von Lehrer J. Duis.

An den aus dem Wasser der pflanzenreichen Tümpel aufragenden Reit- und Schachtelhalmen sitzen leere Larvenhäute der verschiedensten Libellenarten, und über dem Wasser schwirren die ihnen entschlüpften Libellen hin und her, teils nach Insekten jagend, teils im neckischen Liebesspiel oder mit der Unterbringung der Brut beschäftigt. Hier schießt das gelbleibige Weibchen des Plattbauchs (Libellula depressa) seine Eier frei ins Wasser, dort sitzt ein Schlankjungferweibchen (Agrion oder Lestes) auf einem Froschbißblatt und schiebt Ei für Ei mit eingetauchtem Hinterleib an dessen Unterseite, während das Männchen es noch mit der Schwanzzange am Hals um-



Krickentengelege.
Aufgenommen im Poggenpohlsmoor bei Dötlingen von Lehrer J. Duis.

Landesbibliothek Oldenburg

klammert hält und mit angelegten Flügeln, wie ein Stab emporgestreckt, geduldig ausharrt. In der Nähe über dem Rieselkanal flattern die herrlichen Wasserjungfern (Calopterix virgo und splendens) mit ihren beim Männchen ganz dunkelblauen oder blaufleckigen Flügeln. Zahllose Köcherfliegenlarven schleppen ihre aus Pflanzenteilen, Sandkörnern, Schneckenhäusern und anderem Material zusammengekitteten schützenden Hülsen im Wasser mit sich herum. Hier und da sieht man auch eine solche Hülse oberhalb des Wassers an eine Pflanze geheftet, und meistens ist ihr dann schon die „Wassermotte" (Phryganea, Limnophilus oder andere) entschlüpft. Überall schwärmen jetzt Eintagsfliegen (Ephemeriden), und oft sieht man seine ganze Kleidung mit deren letzter Larvenform besetzt, die bereits geflügelt dem Wasser entsteigt, nach kurzem Fluge sich irgendwo zur Ruhe setzt und nun nochmals „aus der Haut fährt". Der Wasserkäfer ist kein Ende, von dem riesigen Kolbenwasserkäfer (Hydrophilus piceus), der im Frühjahr seine kahnförmigen Eierhüllen spinnt und dessen runzlige Larven im Sommer die Wasserschnecken morden, bis zu den winzigen Laccobius- und Helophorus-Arten eine ganze Stufenleiter, unter ihnen je eine Agabus-, Ilybius- und Colymbetes-Art (A. bipustulatus, J. fuliginosus, C. fuscus) neben den gemeinen Taumelkäfern (Gyrinus natator und minutus) besonders zahlreich. Auffällig dicke rote Wassermilben (Eylaïs-Arten) stellen den Muschelkrebschen nach, von denen es in manchen Tümpeln wimmelt, und ihre Larven haften vielfach an den zahlreichen Wasserwanzen, die auf die Mückenbrut Jagd machen. Dazu kommt noch das Heer der Insekten, die die vielen Blumen der Sumpfwiesen besuchen oder im dichten Weiden-, Erlen- und Gagelgebüsch und auf der Heide ihr Wesen treiben, kurz, hier ist noch ein ziemlich unverfälschtes Stück Natur, das den Forscher, der es einmal besucht hat, immer wieder in seinen Bannkreis zieht.

Tiere des Hochmoors. Gegenüber solchen, durch die Lage an einem Flusse begünstigten Mooren ist das eigentliche Hochmoor arm an Tieren, bietet aber doch mancherlei Beachtenswertes; nur drängt sich dieses hier nicht auf so kleinem Raum zusammen, und man muß oft meilenweit wandern, um die Charaktertiere des wilden Moores zu finden. Einen Sammelpunkt des Lebens bilden hier die mitten in der Wildnis liegenden Moorseen und -Tümpel, die leider infolge der fast überall bis zu ihnen durchgeführten Entwässerungsgräben immer mehr zusammenschrumpfen. Da trifft man zur Brutzeit stets den Goldregenpfeifer (Charadrius pluvialis) an, der sich schon aus der Ferne durch sein helles Tüten verrät, ferner die Stockente, die hier wie auch in Gebüschen nistet. Auch sieht und hört man oft den großen Brachvogel (Numenius arquata) oder Regenwulp, der aber als Brutplätze die Moore in der Nachbarschaft von Sanddünen vorzieht, z. B. bei den Osenbergen und dem Astruper Sande. Seine großen graulaumigen Nestjungen drücken sich, wenn sie Gefahr merken, platt an die Erde und rühren sich nicht vom Fleck, wenn man sie beschaut. Fast das ganze Jahr hindurch ist der Wiesenpieper (Anthus pratensis) im Hochmoor heimisch; überall scheucht man ihn auf, und mit Gepiepe steigt er gleich hoch in die Luft, um bald wieder

Landesbibliothek Oldenburg

einzufallen, aber nie in größeren Gesellschaften wie die verwandten Lerchen. — In der Gegend der Torfspitten sieht man viel den Steinschmätzer (Saxicola oenanthe), Bleeksteert genannt, der gern in den Torfhaufen nistet. Viel ertönt auf dem Moore der Ruf des Kuckucks, der in den Pieper- und Steinschmätzernestern seine Eier unterbringt, aber auch seine Lieblingsnahrung, behaarte Raupen, auf dem Hochmoore reichlich vorfindet; denn am Heidekraut leben die großen schwarzbraunpelzigen Raupen des Eichenspinners (Gastropacha quercus), die dem Ringelspinner ähnlichen Raupen von G. castrensis und die dicken grünen, schwarzgegürteten, mit Borstenwarzen besetzten Raupen des kleinen Nachtpfauenauges (Saturnia carpini) sowie an den Moorgräsern der Trespenspinner (G. potatoria), die alle meist um Sommersanfang feiste Bissen bieten, da sie schon als Raupe überwintert hatten; nur der Nachtpfau übersteht den Winter als Puppe in einem überaus zähen birnförmigen Kokon mit vergitterter Ausschlupföffnung nach dem Modell der Drahtmausefallen-Eingänge. — Ein bemerkenswertes Stück aus dem Insektenleben des Hochmoors beobachtete N. Bernett vor einigen Jahren. Er fand in Petersfehn am Rande von Torfstichen im schlammigen Boden eine größere Zahl von Maulwurfsgrillen und deren Larven, obwohl ihnen hier kaum Pflanzennahrung zur Verfügung stand. Durch Fütterungsversuche stellte er fest, daß sie Pflanzenkost verschmähten, Regenwürmer und dergl. begierig fraßen. Im Moor werden ihnen hauptsächlich Schnakenlarven zur Nahrung dienen, die zahlreich in dem weichen Boden wühlen. Die Beobachtung ist wertvoll, weil die Maulwurfsgrille sonst allgemein als Pflanzenfresser gilt, obwohl sie ganz nach Art des Maulwurfs weithinlaufende Jagdröhren gräbt, die mehr auf Tiernahrung deuten. Auch ist sie bisher als Bewohner des Torfmoores meines Wissens nicht bekannt gewesen. Wohl kommt sie bei uns auf der Geest, z. B. dem Ammerlande, häufiger vor. — Ebenso dürfte es wenig bekannt sein, daß eine Sandläuferart (Cicindela campestris) auf dem Moore ebenso häufig ist als auf Sandboden. Die Larven dieses grünen Käfers bewohnen Fallröhren in kahlgetretenen Wegen, z. B. in den Fußpfaden, die nach den Torfstichen führen, und in den Schnuckenspuren auf dem Moor, oft weit vom Geestrande entfernt. — Gar viel wäre noch von dem Kleintierleben auf dem Moore zu berichten, gar vieles ist noch zu erforschen; aber wir müssen weiter eilen, um auch die Tierwelt der Geest noch kennen zu lernen.

Tiere der Sandheide und der Binnendünen. Vom Rande des Hochmoores gelangen wir auf die Sandheide, die zwar in ihrem Pflanzenkleide auf den ersten Blick nicht stark von jenem abweicht, aber doch in vieler Hinsicht ein eigentümliches Tierleben nährt. Schon vom Moore aus hörten wir aus den Baumwipfeln der benachbarten hohen Geest oder hoch aus der Luft die Mollmodulationen der Heide-, Baum- oder Dull-Lerche, die der eigentliche Charaktervogel dieser Gegend ist und schon vor Sonnenaufgang ihr eigenartiges Lied anhebt. In ihrer Nachbarschaft erfreut uns meist der Baumpieper, mit gespreiztem Schwanze auf- und niederfliegend, durch seinen Balzgesang. Bei Sandhatten kann es uns glücken, den seltenen Triel (Oedicnemus crepitans)

Landesbibliothek Oldenburg

an einem seiner wenigen Brutplätze im Lande anzutreffen. Ebenda sah ich im Juni 1903 das einzige und letzte Nest des Wiedehopfs, das mir bekannt geworden ist, in einer hohlen Walleiche. — Die Steilwände von Kies- und Sandgruben bieten der Sand- oder Uferschwalbe willkommene Gelegenheit, ihre metertiefen Gänge in den durch Eisenoxyd leicht verkitteten Sand zu scharren; aber die Zahl der Kolonien wie die der Einzeltiere nimmt von Jahr zu Jahr ab. — Hier und da stoßen wir noch auf einen malerisch unter einer Baumgruppe liegenden Schafstall; aber wenige von ihnen werden noch benutzt, denn mit der Heide verschwinden die Heidschnucken. Treffen wir im Hochsommer einen Schäfer mit seinen Hunden und der läutenden Herde auf der Heide an, so lohnt es sich, ihrem Treiben zuzuschauen. Oftmals sehen wir dann eins oder das andere der Schafe mit dem Kopfe schlenkern und niesen, und vielleicht entdecken wir auch die Ursache dieses seltsamen Gebarens, eine grauschillernde Fliege, die Nasenbreme oder Schafbiessfliege (Oestrus ovis), die ihre bereits entwickelten Larven den Schafen in die Nase spritzt.

In den Dünengebieten der Osenberge und bei Wildeshausen haben sich im letzten Jahrzehnt die von Jägern eingeführten wilden Kaninchen stark vermehrt. Überall sieht man ihre Höhlen und ihre Losung. Solange die Jungen noch nicht laufen können, scharrt die Mutter den Höhleneingang bei jedem Ausfluge ins Freie sorgsam zu.

Auf der Altjührdener Heide bei Varel nistete 1904 in einer alten Dachshöhle die prächtige Brandente (Vulpanser Tadorna). Es ist das dieselbe Gegend, in der vor etwa 70 Jahren der Förster Krömmelbein einwandfrei feststellte, daß die Brandente in einem befahrenen Fuchsbau wohnte. Naumann gibt den Bericht darüber in seinem großen Vogelwerk wieder. Da die Brandente mitunter Kaninchenhöhlen zur Wohnung aufweiten soll, so wäre darauf zu achten, ob sie sich nicht auch in den Kaninchengegenden unseres Landes ansiedelt.

Kleinere Löcher an Sandabhängen rühren meistens von der Kreuzkröte her, die in solch trockenen Gegenden die Feuchtigkeit liebende Erdkröte vertritt. Aus den Schlatts, den seichten Tümpeln der Heide, ertönt zur Laichzeit ihr weithin hörbarer Ruf, zu dem sich in der Nähe des Moores der des Moorfrosches gesellt.

In den gärenden Mist- und Plaggenhaufen bei den Schafställen bringt gern die Ringelnatter ihre pergamentschaligen Eier unter. Auch die Eier der Zauneidechse kann man manchmal unter Heidplaggen finden, während die Mooreidechse gleich lebende Junge gebärt.

Aus fingerweiten Löchern im Sande unter dem Heidetorf an Wegkanten kann man den Großkopf-Laufkäfer (Broscus cephalotes) oder den glänzenden Laufkäfer (Carabus nitens) ausgraben. Im zeitigen Frühjahr ist überall bei Schaf- und Kaninchenkot der dreihörnige Stierkäfer (Geotrupes typhoeus) an der Arbeit, seine Brut mit einer der leckeren Pillen zu versorgen; im Spätherbst macht es der große Roßkäfer (G. stercorarius) mit Pferde- u. a. Kot ähnlich. Die hurtigen Sandläufer dagegen sieht man besonders im Hochsommer überall auf der Jagd, am häufigsten Cicindela campestris und hybrida,

Landesbibliothek Oldenburg

weniger oft sylvatica, selten, z. B. bei Döttlingen die kleinere Art germanica. Als Insektenjäger tragen ferner auf der Heide oft die Wegwespen- und Sandwespenarten Fliegen und Raupen ein. Wo unter einer überstehenden Wall- oder Heidekante loser Sand vor Regen geschützt liegt, so daß emporkletternde Insekten das Hindernis nicht überwinden können, da gräbt der Ameisenlöwe (Myrmeleon formicarius) seine tückischen Sandtrichter und zieht die hineinrutschenden Ameisen und Käfer in die Mördergrube.

Wenn die Heide blüht, dann summt und brummt hier ein Heer von Honigsaugern, von der Honigbiene des Imkers bis zu den dicken Hummeln, und dazwischen flattern Bläulinge und Feuerlinge, und abends schießen in wildem Fluge die Männchen der großen, schönen Spinnerarten durch die Luft, die der Schmetterlingsfreund auf der Heide sucht, z. B. Gastropacha trifolii, Arctia purpurata u. a. Auch schöne Heuschreckenarten beherbergt die Sandheide, unter ihnen Bryodema tuberculata und Sphingonotus cyanopterus.

Die Feldgrille aber, die in Mittel- und Süddeutschland überall durch ihre Musik auffällt, kommt nur an wenigen Orten auf unserer Geest vor. Alfken erbeutete sie bei Ganderkesee und Stenum.

Im August wird das Konzert der Vögel in den Bäumen und Hecken der Geest durch die Streichmusik der Laubheuschrecken abgelöst, die dann erst voll ausgebildete Flügel besitzen und gegen Ende September verstummen. In Schlutter fand ich die seltene graue Heuschrecke (Thamnotrizon cinereus) die mit ihren Flügelstummeln sehr zart geigt. Alfken fing sie auch im Hasbruch.

Von den vielen Spinnen der Heide seien hier nur die artenreichen Wolfsspinnen und zwei verwandte größere Arten genannt. Die eine, Ocyale mirabilis Clerk, klettert behend im Heidekraut und in den Bähnthalmen umher und stellt springend den Insekten nach. Im Hochsommer webt sie ein birnförmiges, durchscheinendes Gespinst zwischen den Heidestengeln als Schutzdach für sich und ihre Brut. Die andere, Dolomedes fimbriatus Clerck, ein seltenes Tier, fand ich nur an den Tümpeln der Osenberge. Sie wird 22 mm lang, übertrifft also unsere stattliche Kreuzspinne an Größe, und trägt ihren haselnußgroßen Eierkokon in den Mundklauen mit sich.

Waldtiere. Die größeren Waldungen der Geest haben uns noch Reste des reichen Tierlebens der altgermanischen Urwälder erhalten. Zwar ist der Wolf längst ausgerottet; aber Flurnamen und Volksüberlieferung bewahren noch sein Gedenken. Im Barneführer Holz gibt es einen „Wulfsdamm" und an dessen Fuße hier und da halbverwachsene Gruben, aus denen nach der Tradition der altansässigen Holzwärterfamilie der Wall täglich mit frischem Sande beworfen wurde, um die Spuren der Wölfe, die hier aus den Huntesümpfen herüberkamen, verfolgen zu können. Ähnlich erzählt man in der Gegend von Metjendorf, daß ein auffällig breiter Wall bei Heidkamperfeld, der sich an einer sumpfigen Niederung hinzieht, von den Bauern abwechselnd geeggt worden sei, um etwaige frische Wolfsspuren festzustellen. Auf dem Ammerlande sind noch die Wolfsangeln bekannt, die man vorzeiten in den

Landesbibliothek Oldenburg

Bauernhäusern für den Isegrim bereithielt. Huntemann gibt an, daß 1833 bei Damme der letzte Wolf im Lande erlegt worden sei.

Der schlauere Fuchs hat sich besser als sein stärkerer Vetter mit der Menschenvermehrung und der Kulturverbreitung abzufinden gewußt, wozu nicht wenig sein unzugängliches Burgverlies in der Erde beiträgt, das er mit Vorliebe im Waldesdickicht anlegt. Es gibt wohl kaum einen größeren Waldkomplex im Lande, wo nicht noch Fuchshöhlen vorhanden wären, und finden ihre Insassen durch Ausgraben mit Verwendung von Dachshunden, durch Fallen oder durch Treibjagden den Tod, so stellen sich über kurz oder lang neue Bewohner ein, denen irgendwo in der Nähe oder Ferne der bisherige Schlupfwinkel verleidet wurde. Eine Menschenspur vor dem Bau genügt dem Fuchse oft als Anlaß, um seine Jungen in der Nacht meilenweit zu verschleppen.

Der Dachs, weit täppischer als jener Rotrock, dankt es auch wohl mehr seiner halb unterirdischen Lebensweise als dem beschränkten Jagdschutze, den er genießt, daß er noch nicht ausgerottet ist. Stellenweise, z. B. in den Osenbergen, teilt er sich mit dem Fuchse in dasselbe Ganglabyrinth, oftmals muß er auch dem Reinecke die Wohnung räumen. — Sehr selten ist in den letzten Jahrzehnten der Baummarder geworden, nicht zum mindesten deshalb, weil sein teurer Pelz ihn zu einer sehr begehrten Jagdbeute macht. Es scheint, als ob sein nächster Verwandter, der Hausmarder, mit ihm nicht auf dem besten Fuße lebt; denn wo dieser im Walde haust, verschwindet der Edelmarder. — Mit der Abnahme des Baummarders geht eine Zunahme der Eichhörnchen Hand in Hand, nicht zum Vorteil der Forstwirtschaft und der Vogelwelt; denn das Eichhörnchen zerstört im Frühjahr viele Baumknospen und plündert manches Vogelnest, selbst weit außerhalb der Waldungen; so traf ich es einst als Nesträuber an der Ofener Chaussee auf frischer Tat an, umschrien von den beraubten Vogeleltern.

Die Waldwühlmaus (Arvicola glareolus), wegen ihres fuchsroten Rückenpelzes auch Rötelmaus genannt, wurde zuerst 1878 von Huntemann im Hasbruch gefangen, kommt jedoch in den Wäldern des Herzogtums überall nicht selten vor, richtet aber auch außerhalb der Waldungen, z. B. in Rübenfeldern, Schaden an. Die oben schon genannte Waldmaus (Mus sylvaticus) ist im Walde wie im Felde zu Hause. Bei der Untersuchung der Nisthöhlen in unserm Vogelschutzgehölz bei Eversten sprang sie mir aus einem Nistkasten entgegen, in den sie Eicheln eingetragen hatte.

Der Hase birgt sich besonders bei heiterem Wetter gern in den Wäldern. Als einziges wildes Hirschtier lebt in unsern Waldungen noch das Reh, das trotz der völligen Schonung, die die Ricken nach dem Jagdgesetze genießen, nirgends sehr zahlreich ist. Hier und da kommen in den Rudeln schwarze Tiere vor; die sollen von versprengten schwarzen Böcken aus dem Bückeburgischen abstammen. Wo die Rehe viel auf feuchten Wiesen grasen, wie in der Nähe des Barneführer Holzes, da geht manches Stück an Leberfäule ein, weil sie mit dem Grase die eingekapselten, aus Sumpfschnecken ausgewanderten Larven des Leberegels aufnehmen. — In der Jagdhütte des Hasbruchs sieht man

Landesbibliothek Oldenburg

noch stattliche Geweihe von Hirschen, die in den dortigen Forsten erlegt worden sind. Nach der Freigabe der Jagd an alle Landbesitzer im Jahre 1848 ging es mit dem Hochwild, das bis dahin alle größeren Wälder des Landes bewohnte, rasch zu Ende; nur im Hasbruch hielt sich ein kleiner Rest bis in die achtziger Jahre. Ein alter Moorriemer erzählte Huntemann, daß im ganzen Jahr nach 1848 „dat Hartbuckfleesch nich ut de Tunne keem"; soviel Hirschfleisch wurde damals von den Moorriemern eingesalzen. — Im großherzoglichen Park in Rastede und auf den Gründen des Grafen von Galen in Dinklage wird Damwild gehegt. — Auch die Ordnung der Vielhufer hat nur einen wildlebenden Vertreter in unsern Wäldern, das Wildschwein, das seit den neunziger Jahren im Süden des Herzogtums wieder häufiger auftrat und stellenweise, z. B. bei Ahlhorn und Dötlingen, großen Schaden anrichtete, besonders auf Kartoffelfeldern und auf Roggenäckern, die im Vorjahre mit Kartoffeln bestellt waren. Solche Äcker wühlen die Wildschweine nachts um und um. In Hatten fielen, wie Huntemann berichtet, einmal Bastarde von einem Wildeber und einer Hausau; doch scheint das keine glückliche Kreuzung zu geben; denn die Tiere standen in Futterverwertung und Wüchsigkeit gegen die Kulturrasse zurück. — Obwohl das Schwarzwild in den jungen Kiefernbeständen beim Baumwege und auf der Garther Heide vorzügliche Deckung findet, haben die vielen Treibjagden, die besonders bei Neuschnee vorgenommen werden, seine Zahl in den letzten Jahren doch stark zurückgebracht, so daß wenig mehr über Wildschweinschaden verlautet.

Die Zahl der großen Raubvögel unserer Wälder ist sehr zurückgegangen. Durchs ganze Land verbreitet ist noch der Mäusebussard, und fast jedes größere Gehölz birgt wenigstens einen seiner breiten Horste. — Im Barneführer Holz und in den Osenbergen nistet noch regelmäßig der Wespenbussard, der die merkwürdige Gewohnheit hat, seinen Horst mit belaubten Zweigen zu umstecken. Er kommt erst Ende Mai oder Anfang Juni aus dem Süden zurück und wandert dann oft in Massenzügen durch. Tierarzt Brüggmann in Kniphausen beobachtete am 26. Mai 1875 über seinem Wohnorte einen Zug Wespenbussarde von schätzungsweise über 1000 Stück, der von 4 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends dauerte. — Der rote Milan, einer der stolzesten Flieger unter den Raubvögeln, brütete in den siebziger Jahren noch in den Gristeder Büschen und im Stühe, gehört aber jetzt zu den seltensten Erscheinungen in unserer Vogelwelt. — Von den echten Falken ist außer dem bereits genannten Turmfalken nur noch der Baumfalk als Brutvogel zu nennen, der z. B. in Upjever, auf dem Ammerlande und in den Osenbergen nistet. Obwohl er als Vogelräuber schädlich ist, sollte er wegen seiner geringen Zahl geschont werden. Übrigens sitzt der Baumfalk abends gern auf einer Abtriebsfläche im Walde und fängt fliegende Käfer, mit denen er oft den ganzen Schlund füllt. — Den größeren Wanderfalken sieht man im Herbste oft auf Holztauben stoßen, die dann voll Angst ins nächste Dickicht zu flüchten suchen, während sie bei der Verfolgung durch den Hühnerhabicht hoch in die Luft emporsteigen, da sie ihm im Fluge überlegen sind. Dieser arge Räuber hat durch den Abschuß und den Fang im Pfahleisen sehr

Landesbibliothek Oldenburg

an Zahl abgenommen. Forstwärter Duhme im Barneführer Holz fing in einem Winter 14 Stück; jetzt läßt sich im dortigen Forstbezirk kaum noch einer sehen. — Häufiger, als für den Singvogelbestand gut ist, brütet noch im ganzen Lande der Sperber, dessen stärkeres Weibchen auch den Haus- und Turteltauben sowie den Hähern nachstellt. Von den Weihenarten, die aber nicht zu den eigentlichen Waldvögeln zu rechnen sind, seien der Vollständigkeit halber als nicht eben häufige Vorkommnisse unter den Brutvögeln des Landes außer der schon aufgeführten Rohrweihe noch die Korn- und die noch seltenere Wiesenweihe genannt. — Das großherzogliche Museum birgt auch von verschiedenen Adlerarten Belegexemplare, die im Lande erlegt wurden; als Brutvogel kommt aber nur der Fischadler (Pandion haliaëtos) in betracht, von dem im Vorjahre ein Horst bei den Ahlhorner Fischteichen stand. Ihr Gelüste nach den staatlichen Karpfenpfleglingen kostete den schönen Vögeln aber bald das Leben. — Auf der Jagd nach den Wildgänsen des Winters wird mitunter der stattliche weißschwänzige Seeadler geschossen. — Unter den Nachtraubvögeln sind es drei Eulen, die zum Vogelbestand unserer Wälder gehören; der Waldkauz (Syrnium aluco), der z. B. die alten hohlen Eichen im Neuenburger Urwald und im Hasbruch bewohnt, der Steinkauz (Athene noctua), der auf der Geest Baumhöhlen den Kirchtürmen als Wohnstätten vorzuziehen scheint und auch wohl künstliche Nisthöhlen bezieht, und die Waldohreule (Otus vulgaris Flem.), die gern Krähen- und Eichhörnchennester zur Brut benutzt. In Upjever soll auch der Rauhfußkauz (Nyctale Tengmalmi Brehm.) genistet haben. Unter den Spechten sind der Grünspecht und der große Buntspecht am häufigsten; jener geht auch fern vom Walde den Ameisen nach, dieser durchstreift im Winter das ganze Land bis zur Meeresküste. Der Grauspecht ist ein seltener Gast. Der mittlere und der kleine Buntspecht sind auch nicht häufig, im südlichen Teil des Landes aber Brutvögel. Erfreulicherweise scheint sich der Schwarzspecht, den Wiepken noch nicht im Verzeichnis aufführt, völlig bei uns einzubürgern und zu vermehren. Im Barneführer Holz bewohnt er seit mehreren Jahren eine große Buche; im Hemmelsholt bei Tweelbäke wurde eine achtzigjährige Kiefer mit einem Schwarzspechtneste gefällt. Im Stühe nisten zwei Paare; ferner soll er noch im Herrenholz und in Upjever hausen. — Sehr selten ist der Wendehals und wohl nur im Süden noch brütend zu finden. — In mehreren Wäldern nistet die Waldschnepfe, deren Färbung vorzüglich dem dürren Laube am Boden angepaßt ist. Einige überwintern bei uns. — Brutkolonien des Fischreihers sind gegenwärtig oder waren doch in den letzten Jahren in Schmede bei Hatten, bei Glane, Reinshaus bei Altenoythe, in den Seghorner Büschen und in Upjever, eine sogar in der jeverländischen Marsch bei Fischhausen, Gemeinde Pakens; im Reiherholz, das einer großen Reiherkolonie seinen Namen verdankt, und im Stühe nisten die Reiher nicht mehr. — Vom schwarzen Storch kannte Wiepken noch sechs Brutplätze. 1902 brütete dieser stolze Vogel zum letztenmal in einer Eiche des Barneführer Holzes, 1907 in der Nähe der Heilstätte bei Wildeshausen, 1912 nach Huntemann im Spaaſcher Sande. Dieses wird jetzt das einzige Nest im Lande sein.

Landesbibliothek Oldenburg

Ganz aus dem Lande verschwunden ist leider die schöne Blauracke, die früher regelmäßig an der alten Gerichtsstätte bei Dötlingen in einer hohlen Eiche nistete. — Der Eisvogel ist zwar kein eigentlicher Waldvogel, gräbt aber gern im Schutze des Waldes seine Nesthöhle in ein Fluß- oder Bachufer, so beim Barneführer Holz und im Hasbruch; im Winter schweift er weit durchs Land auf der Suche nach offenen Wasserstellen. — Auch die Nachtschwalbe (Caprimulgus europaeus) oder der Ziegenmelker gehört dem Walde nur teilweise an. Sie legt ihre zwei weißen, grau und braun marmorierten Eier in lichten Stellen der Kiefernwälder flach auf die Erde, höchstens mit ein paar Spänen als Unterlage. So fanden wir sie einmal in den Mansholter Büschen. — Nahezu ausgerottet bei uns ist der Kolkrabe. Noch vor wenigen Jahren war ein Horst mit Jungen im Litteler Fuhrenkamp; ferner horstete ein Paar abwechselnd im Barneführer Holz und in den Osenbergen. Dieser größte unserer Raben sollte jetzt völlig unter Schutz gestellt werden, damit er nicht ganz ausstirbt. Da er im weiten Umkreise kein zweites Paar und auch keinen Raubvogel duldet, so kann sein Schade nicht allzu groß werden, zumal da er sich hauptsächlich von Aas nährt. — Die Rabenkrähe ist noch häufig genug; sie paart sich hier in einzelnen Fällen mit der nahverwandten Nebelkrähe, die sonst als Brutvogel in unserm Gebiet nur ganz ausnahmsweise vorkommt. Deren eigentliche Heimat beginnt erst jenseit der Elbe. — Vermehrt hat sich, besonders in den südlichen Landesteilen, der schädliche Eichelhäher. Vielleicht ist das auf die Abnahme des Hühnerhabichts zurückzuführen. — In einzelnen Jahren stellt sich als nordischer Wintergast der Tannenhäher ein und kommt dann aus dem Walde sogar in die Gärten der Städte. Gleich dem Seidenschwanz, der ebenfalls nur in gewissen Jahren aus dem Norden zu uns kommt, kennt er gar keine Scheu vor dem Menschen, den er in seinen nordischen Bergwäldern wohl selten zu Gesicht bekommt. — Als Gesundheitspolizei des Waldes sind die Meisen von unschätzbarem Werte, und glücklicherweise stellen sie noch eine arten- und zahlreiche Schutzwache. Nur wird ihnen, da die meisten Arten Höhlenbrüter sind und die hohlen Bäume in den Waldungen selten werden, die Nistgelegenheit immer mehr beschränkt, und die Forstverwaltung sollte noch mehr als bisher für Ersatz durch künstliche Bruthöhlen sorgen. Ein allerliebstes, zutrauliches Vögelchen ist das saffranköpfige Goldhähnchen, dessen zartes Zwitschern den Wanderer im Kiefernwalde im Sommer wie im Winter überall begleitet, während das feuerköpfige Goldhähnchen nur auf dem Durchzuge hier verweilt. Die Blau-, Kohl- und Sumpfmeisen beleben im Winter wie im Sommer als muntere Turner Wälder und Gärten. Nicht so häufig sind die Schwanz-, die Tannen- und die Haubenmeise, alle aber bei uns Brutvögel. Von den Meisenarten bauen nur Goldhähnchen und Schwanzmeise frei in dichten Nadelbäumen, alle andern in Höhlen, auch die Spechtmeise oder der Kleiber. Diese größte Meise ist ganz besonders um Nisthöhlen verlegen. Wo hohle Waldbäume von der Axt verschont bleiben, ist sie sicher zu finden; auch macht sie sich künstliche Nisthöhlen mit größeren Eingängen paßlich, indem sie das Loch mit Lehm umklebt. — Nicht so wählerisch ist der Baumläufer bei

Landesbibliothek Oldenburg

der Wohnungsuche. Ihm genügt, wenn's ihm an einer Baumhöhle fehlt, der Kopf einer alten Weide, der Wurzelballen eines gestürzten Baumes usw. als Nestversteck. — Noch vielgewandter ist der Kortjann, der Zaunkönig, der überall zu Hause ist, überall sich durchzuschlagen weiß und sich sogar den Luxus erlaubt, außer seiner Kinderwiege noch hier und da Lusthäuschen für Väterchen zu bauen, die der königlichen Familie auch wohl im Winter über alle Wohnungsnot hinweghelfen. — Gegen ihn ist in der Lebenskunst die Nachtigall eine Stümperin, eine sensitive Künstlernatur, die dem freien Wettbewerb und besonders den Rücksichtslosigkeiten der Schwarzdrossel nicht gewachsen ist. Wohl keine Vogelart geht an Zahl so rasch zurück wie sie. Nur auf dem Ammerlande und in der Friesischen Wede haben die Laubwälder mit dichtem Unterholz noch einen ziemlich guten Nachtigallenbestand. — Nicht viel besser steht es mit der Singdrossel, deren Zahl in dreißig Jahren nach meiner Schätzung auf kaum ein Drittel zurückgegangen ist. Die Laubvogelarten halten sich besser; Weiden- und Fitislaubvogel sowie die Bastardnachtigall sind mehr in kleinen Vorgehölzen und Baumgärten, der Waldlaubvogel nur im Laubwalde heimisch. Übrigens ist die Bastardnachtigall in der Marsch mindestens ebenso häufig wie auf der Geest. — Die meisten Grasmückenarten nehmen an Zahl ab, besonders die Garten- und die Dorngrasmücke. Bei der letzteren trägt das Roden der Wälle und das Verschwinden der Wegerdeplacken mit ihren Gestrüppdickichten wohl die Hauptschuld an dem Rückgange. — Der scheue Pirol ist nie sehr häufig gewesen; seinen „Bülow"-Ruf hört man in den Laubwaldungen und den Baumhöfen der Geest bis zum Hochsommer hin, aber sein kunstvoll in eine Astgabel geflochtenes Nest kommt meist erst nach dem Laubfall zu Gesicht. — Fichten- und Kiefernkreuzschnabel besuchten früher unsere Nadelwälder nur vorübergehend. Es scheint aber, als wollte der letztere sich einbürgern; denn in den Osenbergen z. B. ist er seit einigen Jahren ständig in größerer Zahl und nistet auch dort.

Mit der Abnahme des Hühnerhabichts neben der des Marders geht eine riesige Vermehrung der großen Holztaube Hand in Hand. Auch im Winter sah man in den letzten Jahren in der Umgegend von Oldenburg Massenflüge dieses schönen Vogels, der jetzt sozusagen überall nistet, im Walde wie in der Stadt, auf der Geest wie in der Marsch. Bei starkem Schneefall im Vorfrühling finden sich die Holztauben auf den Kohlfeldern ein und fressen die zarten Herzblätter aus, ja, sie wagen sich dann sogar in die Gärten unmittelbar bei den Häusern, z. B. im März 1888. — Weniger häufig ist die Turteltaube als Brutvogel, während die Hohltaube sich wohl nur auf dem Herbstzuge einzeln blicken läßt.

Der Jagdwildbestand einiger Wälder ist durch Einführung des Jagdfasanen bereichert worden. In den Hundsmühler Büschen hört man im Frühjahr viel seinen Balzruf, und noch im angrenzenden Heidmoor stößt man auf brütende Hennen. Die Aufzucht der Brut gelingt am leichtesten in lichten Gehölzen, deren Boden reichlich mit den kleinen Wurzelknollen des Frühlingshahnenfußes oder Scharbockskrauts durchsetzt ist. Es würde sich lohnen, diese bei der Einführung von Fasanen anzusäen.

Landesbibliothek Oldenburg

Mehr an den Waldrändern als im Waldesschatten halten sich die wenigen Kriechtierarten unseres Landes auf, meist in der Nähe des Wassers die Ringelnatter, auf trockenem Sandboden die glatte Natter und die Zauneidechse (Lacerta agilis), auf feuchterem Boden, wo es Schnecken und Würmer gibt, die Blindschleiche, in der Nachbarschaft des Moores die Berg- oder lebendig gebärende Eidechse (L. vivipara) und die Kreuzotter. Einige Ämter zahlen Prämien für getötete Kreuzottern; dagegen ist bei der Gefährlichkeit dieser Giftschlangen kaum etwas einzuwenden, zu bedauern ist nur, daß gar manche harmlose glatte Natter, die der Kreuzotter oft recht ähnlich sieht, mit getötet und abgeliefert wird. Es wäre an der Zeit, durch Merktafeln die Unterschiede dieser Schlangen bekannt zu machen, bevor solche Prämien ausgelobt werden.

In lehmigen Tümpeln beim Hasbruch, bei Rastede und Varel ist zur Laichzeit neben dem überall häufigen glatten Molch (Triton taeniatus) und dem hübschen Feuermolch (Tr. igneus) der große Kammolch vertreten, sonst auf der Geest selten, in der Marsch gar nicht heimisch.

Merkwürdig begrenzt ist die Verbreitung des Laubfrosches auf der Geest. Am häufigsten ist er in den Holzungen zwischen Delmenhorst und Wildeshausen, strichweise verbreitet in den Ämtern Vechta und Cloppenburg und sporadisch in den Gemeinden Wardenburg, Edewecht und Zwischenahn. Die Gristeder Büsche bilden wohl die Nordgrenze seines Gebiets. — Auf wenige Standorte beschränkt sich das Vorkommen des gefleckten Salamanders; er hält sich in alten Baumstümpfen und unter gestürzten Stämmen im Hasbruch, im Herrenholz und in den Gristeder Büschen verborgen, auch dort nur in beschränkter Zahl.

Aus der unendlichen Zahl der wirbellosen Tiere der Wälder gestattet uns der Raum nur einige besonders bemerkenswerte herauszugreifen, da schon eine bloße Aufzählung viele Bogen füllen würde. — Von den vielen Schneckenarten ist die Weinbergschnecke bei uns recht selten, und meistens ist ihr Vorkommen auf frühere Züchtung durch Mönche zurückzuführen. Nur in den Mansholter Büschen ist dies wohl kaum anzunehmen. — Der Hirschkäfer, dieser Riese unter den Insekten, fehlt im Norden des Herzogtums fast ganz, während er südlich von Oldenburg stellenweise sehr gemein ist. — Der Maikäfer, obwohl auf der Geest verbreitet und nirgends eben selten, tritt doch bei uns nie so massenhaft auf wie in südlicheren Gegenden Deutschlands. — Der Nashornkäfer, früher jedem Jungen in den Städten und Flecken, wo Lohgerbereien waren, bekannt, kommt jetzt fast nur noch in morschen Stämmen vor und nimmt mit diesen an Zahl ab. — Selten ist der schöne Puppenräuber (Calosoma sycophanta); auffälligerweise zeigte er sich Mitte der neunziger Jahre mehrfach im nördlichen Butjadingen, obwohl er doch eigentlich ein Bewohner des Kiefernwaldes ist. — Eine ergiebige Fundstätte großer Laufkäfer sind die Urwaldpartien unserer Gehölze; u. a. sind dort unter den morschen Baumresten anzutreffen: Procrustes coriaceus, Carabus glabratus, C. intricatus, C. violaceus und Cychrus rostratus. — Auf feuchten Waldwiesen sind die Leuchtkäfer und ihre Larven am häufigsten, und zwar scheint

Landesbibliothek Oldenburg

die größere Art (Lampyris splendidula) mehr im Süden, die kleinere (L. noctiluca) mehr im Norden verbreitet zu sein.

Aus den Nestern der roten Waldameise, deren große Haufen zu dem Landschaftsbilde des Kiefernwaldes gehören, lassen sich mancherlei teils schmarotzende, teils als harmlose Einmieter lebende Insekten sammeln; u. a. fand ich in Schlutter in einem solchen die Larven des Rosenkäfers (Cetonia aurata) und die eines selteneren Blattkäfers (Clythra quadripunctata). — Von den vielen Waldfeinden unter den Schmetterlingen tritt der Eichenwickler (Tortrix viridana) vor allen andern als Massenschädling auf. In manchen Jahren entblättert er ganze Eichenwälder, und der Raupenkot fällt als dichter Hagel zu Boden. Der Kieferntriebwickler (T. buoliana), der die „Posthorn" genannten Zweigmißbildungen bewirkt, scheint hier nicht so häufig zu sein wie der Harzgallenwickler (T. resinana).

Das Tierleben der Wälle, Hecken und Baumgärten. Im Anschluß an die Waldfauna wollen wir kurz die Tiere betrachten, die Wälle, Hecken und Baumgärten beleben. Gerade die Wälle mit ihrem mißhandelten und doch fröhlich grünenden Baumbestande geben unserer Geestlandschaft etwas Anheimelndes, Stimmungsvolles, und es ist ein Jammer, daß sie von Jahr zu Jahr mehr verschwinden und durch die widerwärtigen Stacheldrahtzäune ersetzt werden. Zu beklagen ist das auch um der Tiere willen, die hier willkommene Schlupfwinkel fanden. Iltis, Marder, Wiesel und Igel, die sich im stelzenden Wurzelwerk der Wälle leicht verstecken und im Wall ein stets trockenes Quartier beziehen konnten, werden sich, wenn das Roden der Wälle fortgesetzt wird, immer mehr nach den Bauernhäusern ziehen und statt der Feldmäuse dem Hausgeflügel nachstellen. Rotkehlchen, Gartenrotschwänzchen, Meisen, Baumläufer, Spechte und Bachstelzen, denen die alten Walleichen bequeme Nisthöhlen boten, sind bald hier wie im Walde obdachlos. Wenn die „Wallreuter" noch für Ersatz durch von Berlepsche Nisthöhlen sorgten oder in irgend einem stillen Winkel ein Weiß- oder Schwarzdorndickicht oder eine dichte Fichtenhecke für Freibrüter anpflanzten! Diesen, den Finken-, Grasmückenarten usw. ist besonders damit gedient, wenn sie gestutzte Bäume oder Äste, aus denen junge Zweigquirle hervorsprießen, zur Verfügung haben. Dann siedeln sie sich ohne Scheu an den lebhaftesten Straßen an. In einer mannshohen, sehr schmalen Buchenhecke an der Nadorster Chaussee, die im Vorjahre geköpft war, saßen trotz des unausgesetzt vorbeigehenden Menschenstromes mehrere Buchfinkennester. Nachdem die Linden an der Meinardusstraße in Oldenburg vor zwei Jahren gestutzt worden waren, zeigte es sich im vergangenen Jahre, daß etwa ein Drittel der Bäume mit Nestern von Buchfinken, Stieglitzen, Hänflingen und Amseln besetzt waren. — Die Heckenbraunelle, die schon im März in unsern Gärten singt, nistet, wie schon ihr Name andeutet, am liebsten in lebenden Hecken, die Grasmücken, von denen sich der Mönch und das Müllerchen ziemlich häufig, die Gartengrasmücke seltener in den Gärten der Geest sowie der Stadt Oldenburg selbst hören und sehen lassen, ziehen einzeln stehende Sträucher vor. Man sollte, um sie im Garten

Landesbibliothek Oldenburg

anzusiedeln, stets für Anzucht von Quirlen an Obst- und Ziersträuchern und für ausreichenden Schutz gegen Katzen sorgen. — Außer der Goldammer, die überall auf der Geest an Wällen und Ufern nistet, ist in der Umgegend von Oldenburg auch die Gartenammer oder der Ortolan vertreten. Bei Bümmerstede ist sie geradezu Charaktervogel. — Der Stieglitz hat sich in der Gegend von Oldenburg entschieden vermehrt. Auch der Dompfaff, von dem früher nur einige Brutplätze im Lande bekannt waren, scheint sich mehr anzusiedeln; wenigstens sieht man ihn in den letzten Jahren häufiger in den Gärten der Landeshauptstadt und in der Umgegend, freilich mit gemischten Gefühlen, da er viele Blütenknospen an Obstgewächsen zerstört. — Vom Kirschkernbeißer durchstreifen, wenn die Jungen flügge sind, dann und wann einzelne Familien die städtischen Gärten. — Die Nachtigallen, über deren ruhestörendes Nachtkonzert sich Anwohner des Everstenholzes noch vor etwa zwanzig Jahren beklagten, sind in Oldenburg auf wenige Pärchen im Schloßgarten und am Philosophenweg zusammengeschmolzen. Überall in Zäunen und Hecken ist der Neuntöter (Lanius collurio) ansässig, und wer darauf achtet, kann auf Schleh- und Hagedornen Hummeln, Käfer, Mäuse, Frösche oder junge Meisen von ihm gespießt finden.

Das Tierleben an und in den Häusern der Geest. Mit dem Anwachsen der Häuserzahl finden sich noch am besten der Hausrotschwanz und der graue Fliegenschnäpper ab. Ersterer bezieht einen Neubau oft schon vor dem Bauherrn, und der Fliegenschnäpper scheut die Nachbarschaft des Menschen so wenig, daß er sogar auf Ampeln in Veranden nistet. — Die beiden Schwalbenarten haben ganz erheblich an Zahl abgenommen, obwohl sich die Brutgelegenheit und die sonstigen Lebensbedingungen bei uns nicht so wesentlich verschlechtert haben, daß ihre Verminderung daraus zu erklären wäre. — Der Star und die beiden Sperlingsarten wissen sich den Kulturfortschritten aufs beste anzupassen. Jener stellt sich regelmäßig vor dem großen Herbstzuge für kurze Zeit noch wieder an der Niststätte ein und verabschiedet sich von ihr mit leisem Gesange. Der Feldsperling läßt kaum eine Kohlmeise in den Besitz der für sie aufgehängten Nisthöhle gelangen; die Blaumeise ist wegen des kleinen Schlupfloches der für sie allein bestimmten Kunsthöhle vor seinen Annexionsgelüsten besser gesichert. — Die Turmschwalben oder Mauersegler gehören in Oldenburg jetzt zu den gemeinsten Vögeln und erfüllen mit ihrem Geschrei bis spät abends die Luft. Manche werden von Vogellausfliegen derartig geschröpft, daß sie ermattet zur Erde fallen. Der Mauersegler trifft bei uns spätestens am 5. Mai, frühestens, aber nur ausnahmsweise, am 29. April ein und verschwindet in den ersten Augusttagen. — Zwei bewohnte Storchnester sind noch in den äußern Bezirken der Stadt Oldenburg vorhanden, eins an der Alexanderstraße, eins am Anfang der Ofener Chaussee, beide auf Bäumen. Das letztere ist schon Jahrzehnte alt und stellt eine mächtige Reisigmasse dar, in der unter dem Protektorat des Burgherrn allerlei Sperlingsgesindel haust. Die nächsten Storchnester auf Bauernhäusern stehen am Marschwege unweit der Einmündung des Hunte-Ems-Kanals in die Hunte und in Ohmstede unweit der Hammheide.

Landesbibliothek Oldenburg

Von den ungebetenen Gästen im Hause seien hier nur ein paar Geradflügler erwähnt: Früher hörte man bei jeder Bäckerei im Sommer das durchdringende Zirpen des Heimchens oder der Hausgrille (Trütje). Das Tier ist viel seltener geworden und vielfach durch zwei Schabenarten ersetzt worden. Am verbreitetsten ist wohl die große Küchenschabe (Periplaneta orientalis). An der Weser und in Rüstringen traf ich auch massenhaft die kleinere deutsche Schabe (Phyllodromia germanica) an, die in einer Bäckerei in Lienen mit dem Heimchen, in Rüstringen mit der Küchenschabe vergesellschaftet war. Einmal erhielt ich in Elsfleth auch die riesige amerikanische Schabe (P. americana). Obwohl die Schaben viel aufdringlicher und massenhafter auftreten als die Hausgrillen, haben sie vor diesen doch den Vorzug absoluter Schweigsamkeit.

Tiere der Geestgewässer. Mit einem flüchtigen Blick wollen wir schließlich noch das Leben an, auf und in den fließenden und stehenden Gewässern der Geest streifen: Zwischen den hohen Binsen des Zwischenahner Meers baut der Haubentaucher sein schwimmendes Nest und legt darein seine großen grünen Eier. Im Juni kann man beobachten, wie die Jungen tauchen lernen und auf dem Rücken der Alten sich ausruhen. Auch auf dem Dümmer kommt dieser schöne Vogel vor, ebenso auf beiden Seen der kleine Lappentaucher, der wegen seiner schwanzlosen, fast kugeligen Gestalt den drolligen Volksnamen Pärködel trägt. — An der Hunte im Barneführer Holz trippelt auf dem feuchten Sande der Flußuferläufer (Actites hypoleucos) auf und ab und zeigt auffliegend seine schneeweiße Unterseite. Außer ihm brütet in der Gegend der punktierte Wasserläufer (Totanus ochropus), der verlassene Drosselnester benutzt.

Von weniger bekannten Fischen leben in der oberen Hunte und den Rieselgräben, die mit ihr in Verbindung stehen, der winzige Steinbeißer (Cobitis taenia) und der Kaulkopf (Cottus gobio); ebenda sind auch die Larven des Fluß- und des Bachneunauges, die sog. Querder, neben den erwachsenen Fischen zu fangen. (Über die Nutzfische s. d. Kap. über die Binnenfischerei!)

Den Flußkrebs sah ich in Lembruch an der Ostseite des Dümmer in einem Huntearm. Ob er auch auf oldenburgischem Gebiet in der Hunte vorkommt, habe ich nicht erfahren können.

Unter den Wasserschnecken sind Limnaea auricularia, Valvata depressa und Vivipara fasciata, unter den Muscheln Unio crassus, batavus, pictorum und tumidus, Anodonta anatina, complanatus und Klettii für die Hunte und einige Zuflüsse charakteristisch, abgesehen von mehreren Arten der kleinen Gattungen Sphaerium und Pisidium. Auch die merkwürdige Dreieckmuschel Dreyssena polymorpha, die aus dem kaspischen Gebiet stammt, ist schon in die Hunte und ihre Nebengewässer eingewandert. Sie heftet sich mit Byssusfäden an Teichmuscheln, Vivipara-Schnecken u. dgl. an.

Süßwasserschwämme (Spongilla fluviatilis und lacustris) findet man als geweihartige oder krustenförmige Gebilde an Brückenpfeilern, Steinen, Schilfhalmen usw. in der Hunte, der Haaren u. a. fließenden Gewässern von größerer Tiefe.

Landesbibliothek Oldenburg

Vereinzelt verirren sich Delphinarten weit die Hunte aufwärts. So wurde z. B. am 28. März 1895 vor dem Oldenburger Gymnasium im Stadtgraben ein Braunfisch (Phreaena communis Cuv.) erlegt, und im Juli 1909 machte man in der Hunte und im Wendehafen an mehreren Tagen Jagd auf zwei große Tümmler (Delphinus tursio Bonnal.), bis endlich einer davon, ein Tier von über 3 m Länge, getötet wurde. Unser Museum birgt die Belegstücke.

Schlußwort.

In kinematographischer Flüchtigkeit und Buntheit mußten wir auf vorstehenden Blättern die Tierwelt unseres Landes an unsern Augen vorübergleiten lassen, so sehr uns auch das eine oder das andere Tier, die eine oder die andere Lebensgemeinschaft zu eingehenderer Betrachtung reizte. Einige Tierklassen und viele Ordnungen sind ganz unerwähnt geblieben, obwohl sie zahlreich genug vertreten sind, andere nur für eine Gegend kurz erörtert worden, obgleich sie den übrigen nicht fehlen; das ließ sich bei dem Zweck und dem Umfange dieser Arbeit nicht anders machen. Es lag uns nur daran, ein einigermaßen anschauliches Gesamtbild der Tierwelt in unserm Herzogtum zu geben und nebenbei auch hier und da auf Lücken in deren Kenntnis hinzuweisen. Derartige Lücken werden sich aber am besten aus nachfolgendem Literaturverzeichnis ergeben, auf das ich diejenigen Leser verweise, die sich eingehender mit dem Studium der heimischen Fauna beschäftigen wollen. Solchen stehe ich auch gern mit Rat und Tat zu Diensten.

Literatur.

1. Martin, Illustr. Naturgesch. der Tiere. 4 Bände. Leipzig.
2. Brehm, Illustr. Tierleben. 13 Bände. 4. Auflage. Leipzig 1912.
3. Dasselbe, Volksausgabe, 3 Bände. 1913.
4. Schäff, Die wildlebenden Säugetiere Deutschlands. Neudamm 1911.
5. Friderich, Naturgesch. der deutschen Vögel. 5. Auflage 1905.
6. Naumann, Naturgesch. der Vögel Mitteleuropas. 12 Bände. Gera 1896 ff.
7. Gätke, Die Vogelwarte Helgoland. 2. Auflage. Braunschweig 1900.
8. Keller, Stammesgeschichte unserer Haustiere. (Aus Natur u. Geisteswelt.) 1909.
9. Leunis, Synopsis der Zoologie. 2 Bände 1883 u. 86.
10. Flöricke, Die Kriechtiere und Lurche Deutschlands. 6. Auflage 1910.
11. Reitter, Fauna Germanica. Die Käfer des Deutschen Reiches. Stuttgart 1908 ff.
12. Leege, Die Vögel der ostfriesischen Inseln. Emden 1905.
13. Wiepken und Greve, Systematisch. Verzeichn. der Wirbeltiere im Herzogt. Oldenburg. Oldenburg, Schultze 1876.
14. — , Nachtrag dazu 1897.
15. — , Analytische Tabellen dazu 1878.
16. Hiesemann, Lösung der Vogelschutzfrage nach Freih. v. Berlepsch. Leipzig 1907.
17. Abhandlungen des Naturw. Vereins in Bremen. Darin:
    Verzeichnisse der naturwissensch.-geogr. und besonders der zoologischen Literatur über das nordwestl. Deutschland in VIII—XVII.
    Besonders genannt seien daraus folgende zoologische Arbeiten:
    Lohmeyer, Übersicht der Fische des unteren Ems-, Weser- und Elbgebietes. XIX, 1.
    Borcherding, Die Molluskenfauna der nordwestdeutschen Tiefebene. VIII, IX, X.

Landesbibliothek Oldenburg

Wiepken und Röben, System. Verzeichn. der Käferarten im Herzogt. Oldenburg. VIII, IX, XIII, XIV, XVII und XIX.
Alfken, Erster Beitrag zur Insektenfauna der Nordseeinsel Juist. XII.
— , Verzeichnis der Blattwespen von Juist. XIII.
— , System. Verzeichn. der bisher in der Umgegend von Bremen aufgefundenen Faltenwespen. IX.
— , Zur Kenntnis einiger nordwestdeutscher Bienen. XVII.
— , Verzeichn. der bei Bremen und Umgegend aufgefundenen Geradflügler. XVIII.
Höppner, Die Bienenfauna der Dünen und Weserabhänge zwischen Uesen und Baden XV.
Häpke, Ichthyologische Beiträge. V und VII.
Hollmann, Nachtrag zu Brüggemanns Verzeichnis der Käferarten, mit besonderer Berücks. der unter Ameisen gefundenen Käfer. VIII.
Koenig, Verzeichn. der auf der Insel Borkum gesammelten Lepidopteren. VII.
Leege, Die Macrolepidopteren der Insel Juist. X.
Schütte, Die untergegangene Jadeinsel Arngast. XIX.
Rehberg, System. Verz. der um Bremen gefangenen Großschmetterlinge. VI.
— , Beitrag zur Kenntnis der freilebenden Süßwasser-Copepoden. VI.
— , Weitere Bemerkungen über die freilebenden Süßwasser-Copepoden. VII.
— , Beiträge zur Naturgeschichte niederer Crustaceen (Cyclopiden und Cypriden) IX.
Sickmann, Beiträge zur Hymenopterenfauna der Insel Spiekeroog. IX.
Wessel, Beitrag zur Käferfauna Ostfrieslands. V.
Buchenau, Schmetterlinge auf dem Meere.
— , Die Weichtierfauna der ostfr. Inseln. IV.
Brüggemann, Über einige Reptilien und Amphibien der Fauna von Bremen. IV.
— , System. Verzeichn. der bisher in der Gegend von Bremen gefundenen Käferarten. III.
— , Fundorte von Käfern aus dem Herzogt. Oldenburg. V.
Huntemann, Zur Flora und Fauna der Insel Arngast im Jadebusen. VII.
Kohlmann, Molluskenfauna der Unterweser. VI.
— , Schnecken und Muscheln in Möwenhorsten. VI.
— , Schnecken als Nahrung für Vögel.
Heß, Beiträge zu einer Fauna der Insel Spiekeroog. VII.
Focke u. Schütte, Von der Küste. XIX.
Focke, Schütte u. Sartorius, Zur Kenntnis des Mellum-Eilandes. XVIII.
Börner, Zur Kenntnis der Apterygotenfauna von Bremen und den Nachbardistrikten. XVII.
Schneider, Die Tierwelt der Nordseeinsel Borkum unter Berücksichtigung der von den übrigen ostfriesischen Inseln bekannten Arten. XVI.
Poppe u. Schäffer, Die Collembola der Umgegend von Bremen. XIV.
Voigts, Beitrag zur Collembolenfauna von Bremen. XVII.
Voigts u. Oudemans, Zur Kenntnis der Milbenfauna von Bremen. XVIII.
Pfankuch, Einige seltene Schlupfwespen aus Bremens Umgegend. XVIII.
— , Arctia purpurata und die Schlupfwespe Erigorgus purpuratae. XVII.
Koenicke, Hydrachniden aus der nordwestdeutschen Fauna. XVIII.
— , Neue einheimische Lebertia-Arten. XIX.
— , Sechs neue norddeutsche Wassermilben. XX.
Viets, Neue Hydrachniden u. a. XIX, XX.
Poppe, Über parasitische Milben. X.
— , Zur Säugetierfauna des nordwestlichen Deutschlands. VII.
— , Nachtrag. X.
— , Verzeichnis der von M. Hollmann gesammelten Hymenopteren der Umgegend Bremens. VIII.

Landesbibliothek Oldenburg

Poppe, Die freilebenden Copepoden des Jadebusens. IX.
— , Berichtigung dazu. X.
— , Notizen zur Fauna der Süßwasserbecken des nordw. Deutschl. mit beſ. Berückſ. der Crustaceen. X.
— , Beiträge zur Fauna der Inſel Spiekeroog. XII.
— , Nachtrag zur Milbenfauna der Umgegend Bremens. XIX.
Geißler, Verzeichn. der in Bremen u. Umgegend vorkommenden Libellen. XX.

18. Aus der Heimat — für die Heimat. Jahrb. des Ver. f. Naturkunde an der Unterweſer. Bremerhaven—Geeſtemünde. Darin eine ganze Reihe von Aufſätzen über die Fauna des Gebiets, u. a. folgende:
Poppe, Zur Mäuſe-Enquête des Vereins für N. a. d. U. 1899.
— , Über die Mäuſeplage im Gebiet zwiſchen Ems und Weſer. 1902. (Wurde geſondert vom Verein für N. a. d. U. herausgegeben.)
Brüning, Winterquartiere der Brandmaus. 1899.
Wehrhahn, War der Biber früher im nordweſtl. Deutſchl. heimiſch? 1899.
Höppner, Nordweſtdeutſche Schmarotzerbienen. 1899.
— , Fortſetzung. 1900.
Plettke, Über das maſſenhafte Auftreten einer Simulia in Nordweſtdeutſchland. Simulia reptans L. 1903.
— , Über das Vorkommen wilder Kaninchen in der nordweſtd. Tiefebene. 1905.
Schäff, Eine ſeltene Farbenſpielart unſeres Rebhuhns. 1908.
Schütte, Die Kohlſchnake (Tipula oleracea L.) als Wieſenſchädling. 1901.
Außerdem enthalten obige Hefte viele kürzere wertvolle Mitteilungen über die Fauna der Unterweſergegend.

19. Jahresberichte der Naturhiſtoriſchen Geſellſchaft in Hannover. Hannover, Hahnſche Buchhandlung. — Darin u. a.:
Metzger, Die wirbelloſen Meerestiere der oſtfrieſiſchen Küſte. 1871.
Seit 1910 erſcheinen die zoologiſchen Veröffentlichungen der Geſellſchaft in den
20. Jahresberichten des Niederſ. zoolog. Vereins Hannover.
21. Jahreshefte des naturw. Vereins Lüneburg. — Darin u. a.:
Löns, Die Wirbeltiere der Lüneburger Heide. XVII.
22. Die Beteiligung Deutſchlands an der Internationalen Meeresforſchung. Jahresberichte ſeit 1904. Berlin.
23. Mitteilungen des deutſchen Seefiſcherei-Vereins.
24. Abhandlungen des deutſchen Seefiſcherei-Vereins. — Darin u. a.:
Henking, Die Garnelenfiſcherei an der oldenb. u. preuß. Küſte bis zum Dollart. V.
25. Oldenburger Naturkundliche Blätter. Heft I. Oldenburg, Max Schmidt. 1911. Darin:
Schütte, Die Tierwelt der Oſenberge.



Landesbibliothek Oldenburg

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung. Staatliche Maßnahmen zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit.

Von Landesarzt Medizinalrat **Dr. Schlaeger.**

Die gesundheitlichen Verhältnisse eines Landes werden von einer Reihe einzelner Momente beeinflußt. Soweit diese für das Gebiet unseres Herzogtums eigenartig sind, muß ich sie zum weiteren Verständnis allgemein und ganz kurz besprechen.

Die geographische Lage an der Küste der Nordsee und an der Weser hat einen dauernden Einfluß auf Temperatur, auf Temperaturwechsel, auf Luftfeuchtigkeit, Häufigkeit und Stärke der Winde, Nebelbildung und damit überhaupt auf die Gestaltung unseres Klimas. Sie sichert uns ein milderes, aber häufigen Wechseln unterworfenes Klima, welches durch reichliche Nebel- und Wolkenbildung oft charakteristisch ist. Wenn diese Verhältnisse auch nach den südlichen Teilen des Herzogtums an Wirksamkeit abnehmen, so ist ihr Einfluß doch auch dort noch auffällig. Rechnet man dazu, daß das Profil des Oldenburger Landes sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebt, so wird man begreifen, daß diese eigenartigen Verhältnisse auch auf den Menschen nicht ohne Einfluß geblieben sind. Der dauernd auf unseren Lungen lagernde hohe Luftdruck läßt eine Neigung zu denjenigen Krankheiten verständlich erscheinen, welche mit einem Elastizitätsverlust der Lungen verbunden sind (Lungenemphysem oder Lungenerweiterung und Asthma). Kommt hierzu die Infektion der Schleimhäute, zu welcher dieselben durch häufigen

Landesbibliothek Oldenburg

Temperaturwechsel, Wind und Staub meist disponiert sind, so sehen wir die bei uns häufig vorkommenden Bronchialkatarrhe, Rachenentzündungen, Influenza, Rippenfell- und Lungenentzündungen entstehen.

Wenn man weiter bedenkt, daß die Bodenfeuchtigkeit, verbunden mit Luftfeuchtigkeit und scharfen Winden, leicht einseitige Abkühlungen des Körpers zur Folge hat, dann wird man sich nicht wundern, daß die akuten und chronischen rheumatischen Erkrankungen der Gelenke, der Bewegungsorgane und der Nerven mit zu den häufigsten Krankheiten unseres Landes gehören werden.

Erschwerend kommt für alle diese zu Krankheiten disponierenden Momente hinzu, daß der Oldenburger sich durch die Eigenart seines Klimas daran gewöhnt hat, seine Kleidung über das notwendige Maß hinausgehend reichlich zu gestalten, in der Absicht, den häufigen Wechsel für den Körper auszugleichen. Daß dadurch die Haut, welche in erster Linie die Aufgabe hat, Temperaturverschiebungen für den Körper unschädlich zu machen, von dieser Tätigkeit völlig entwöhnt wurde, hatte der einzelne nicht bedacht.

Durchaus nicht ohne Einfluß auf die gesundheitlichen Verhältnisse des Landes war weiter, daß die Bevölkerungsdichte sehr gering ist. Es kommen nach der vorletzten Zählung auf 1 qkm nur 68 Bewohner, und Oldenburg gehört damit zu den Landesteilen des Deutschen Reiches, welche am dünnsten bevölkert sind (weniger als 75 Bewohner auf 1 qkm). Hiermit hängt zusammen, daß die Schaffung größerer Verkehrswege außerordentlich erschwert war, so daß der Ausgleich aller Lebensinteressen vielfach auf einen engen Raum begrenzt wurde. (Inzucht). Diese Verhältnisse sind in einzelnen Gebieten (Saterland, Münsterland) in ihren Wirkungen noch heute festzustellen, da sie im Verlauf der Jahrhunderte eine körperlich und geistig geschwächte Nachkommenschaft erzeugten, welche den Infektionskrankheiten, besonders der Tuberkulose, einen äußerst aufnahmefähigen Körper entgegenbrachte.

In demselben Sinne ungünstig wirken weiter die Wohnungsverhältnisse, welche fast im ganzen Lande bisher äußerst schlechte waren, so daß diejenigen Krankheiten, deren Häufigkeit durch nahes Zusammenleben und mangelhafte Wohnungen begünstigt werden (Tuberkulose, Diphtherie, Scharlach), günstige Verbreitungsmöglichkeiten finden. Hierhin gehört weiter, daß die geologischen Verhältnisse des Landes die Frage der Wassergewinnung sehr erschweren und daß der Bau größerer zentraler Wasserversorgungsanlagen wegen der geringen Bevölkerungsdichte unrentabel ist. So kommt es, daß noch heute große Strecken der Marsch auf Zisternen- oder Grabenwasser angewiesen sind, da dort Brunnenanlagen nur Brackwasser zu Tage fördern. In anderen Teilen des Landes, auf der Geest, aber besonders im Moor, sind auch heute noch Brunnen zu finden, welche aus Heidplaggen oder Torfsoden notdürftig zusammengebaut sind, so daß sie jeden Tropfen Oberflächenwasser aufnehmen und dadurch der Beschmutzung mit Abfallstoffen ebensosehr ausgesetzt sind, wie der Verunreinigung mit den Erregern des Typhus und der übertragbaren Ruhr. Für Zeiten einer Choleragefahr müßten die ungünstigen Wasserverhältnisse sehr berücksichtigt werden, zumal

Landesbibliothek Oldenburg

infektiöse Keime auf den Wasserwegen der Binnenschiffahrt in fast alle Bezirke des Landes getragen werden könnten. Schon jetzt sind die Bewohner der Torfkähne mehrfach als Überträger von Typhuserkrankungen nachgewiesen; sie leben eben in ihrem schwimmenden Haus, versorgen sich mit Gebrauchswasser aus dem Fluß oder Kanal, welchen sie befahren und überlassen ihm auch ihre Abfälle und ihren Unrat zur Selbstreinigung. — Die Beseitigung der Abwässer spielt aber auch auf dem festen Lande eine große Rolle, und ihre Regelung stößt bei uns auf Schwierigkeiten. Der Landmann will und kann sich den wertvollen Dungstoff nicht nehmen lassen und vermeidet deshalb Zentralisation der Abfallbeseitigung, die meisten Städte haben für solche Anlagen ungünstige Verhältnisse, weil sie weitläufig gebaut sind, wenig Gefälle haben und keinen leistungsfähigen Vorfluter besitzen zur Aufnahme und Reinigung der Abfallstoffe. So kommt es, daß Abwässerung und Wassergewinnung zuweilen in eine gesundheitlich recht bedenkliche Wechselwirkung treten. Erleichtert wird dies noch durch einen seit Jahrzehnten in der Umgebung der Stadt Oldenburg beliebten Bautypus. Zu Hunderten sieht man in allen Vororten einstöckige Doppelhäuser. Die an beiden Seiten angebauten Stallgebäude schließen einen kleinen Hof ein, über welchen von beiden Küchen die Hausabwässer fließen. Der für beide Häuser bestimmte Brunnen liegt entweder auf diesem kleinen Hofraum oder direkt hinter demselben, wo an dem Stallraum auch die Abortgrube und der Hühnerstall zu liegen pflegen. — Bei der Typhusepidemie des Jahres 1904 fielen diese hygienisch ungünstigen Verhältnisse sehr auf.

Um nach diesen allgemeinen Betrachtungen einen Anhaltspunkt zu gewinnen, wie sich die gesundheitlichen Verhältnisse in Wirklichkeit gestalten, lasse ich eine Tabelle folgen, welche neben den Lebendgeborenen die Todesfälle des Jahres 1910 angibt. Neben der ersten Zahl sind noch die Totgeburten in Klammern angegeben. Man gewinnt aus diesen Zahlen ohne weiteres durch Subtraktion den Geburtenüberschuß.

	Lebend geboren	Gestorben
Stadt Oldenburg	825 (17)	587
Amt „	1 243 (25)	496
„ Westerstede	729 (20)	261
Stadt Varel	154 (6)	123
Amt „	626 (28)	243
Stadt Jever	136 (4)	81
Amt „	553 (18)	226
„ Rüstringen	1 609 (27)	431
„ Butjadingen	819 (13)	299
„ Brake	544 (9)	262
„ Elsfleth	380 (6)	200
Stadt Delmenhorst	818 (27)	440
Amt „	646 (21)	293
„ Wildeshausen	290 (7)	163
„ Vechta	1 419 (18)	599
„ Cloppenburg	1 045 (19)	478
„ Friesoythe	478 (14)	209
Summa...	12 314 (289)	5 391

Landesbibliothek Oldenburg

Der sich aus den Endzahlen ergebende Geburtenüberschuß von 6923 oder ca. 56 % der Lebendgeborenen steht weit über dem Durchschnitt des Geburtenüberschusses im Deutschen Reiche. Dieser betrug im Jahre 1905 nur 38 % und 1902, einem besonders günstigen Jahre, 43 %. Wir sehen daraus, daß die Lebenskraft unserer Bevölkerung unerschöpft ist.

Weiter möchte ich auf die Auslegung der Zahlen nicht eingehen, obwohl sich dabei eine Reihe interessanter Gesichtspunkte ergeben würden.

Es mag nun weiterhin wissenswert sein, woran die im Jahre 1910 Gestorbenen ihren Tod gefunden haben, da man daraus über die Häufigkeit der Todesursachen Aufschluß bekommt. Ich möchte da wiederum die mehr persönlichen absoluten Zahlen hinter den einzelnen Todesursachen mitteilen, die Verhältnisziffern geben dem Laien zu wenig Möglichkeiten zum Vergleich:

Es starben im Jahre 1910 an Lebensschwäche innerhalb 4 Wochen 320, Altersschwäche 802, Kindbettfieber 14, Folgen der Geburt 12, Scharlach 14, Masern 58, Diphtherie 29, Keuchhusten 67, Typhus 24, Rose 11, Wundinfektionskrankheiten 42, Lungenschwindsucht 421, Tuberkulose anderer Organe 127, Lungenentzündung 447, Influenza 59, Krankheiten der Atmungsorgane 337, Kreislaufskrankheiten (Herz) 489, Gehirnschlag 216, Krankheiten des Nervensystems 171, Magen- und Darmkatarrh, Brechdurchfall 641 (davon im ersten Lebensjahr 509), anderen Krankheiten der Verdauungsorgane 135, Blinddarmentzündung 24, Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane 85, Krebs 228, anderen Neubildungen 9, Selbstmord 89, Mord, Totschlag und Hinrichtung 10, Verunglückung und gewaltsame Einwirkung 166, aus anderen benannten Ursachen 301, aus unbekannten Ursachen 43.

Die Infektionskrankheiten sollen in einem besonderen Abschnitt behandelt werden; von den anderen Todesursachen brauche ich hier nur auf ganz wenige einzugehen. Über die Blinddarmentzündung wird jetzt viel gesprochen, und jeder Leibschmerz wird nur zu leicht als solche gedeutet. Es ist bisher nicht erwiesen, daß diese Krankheit an Häufigkeit zugenommen hat. Die ärztliche Diagnose ist nur eine schärfere geworden, und es wird deshalb häufig rechtzeitig, d. h. möglichst früh, operiert. Darüber wird aber natürlich viel gesprochen, und so mag es denn kommen, daß man oft auf ein epidemisches Auftreten der Blinddarmentzündung angeredet wird. Nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft kommen als krankmachende Ursachen zwei in Frage. Das eine ist eine Gewebsschädigung in der zarten Schleimhaut dieses sonst überflüssigen Organs, wie sie durch Fremdkörper (Kotsteine, Pfefferkörner, Gräten, Borsten, Knochenstücke, Fruchtkerne usw.) und durch Stauung leicht denkbar ist, und das andere ist die Infektion der geschädigten Stelle, die bei der reichen Bakterienflora im Darm jeder Zeit eintreten kann, die aber auch von einer Mandelentzündung oder von einem Infektionsherd an irgend einer anderen Stelle des Körpers ausgehen kann.

Über die Entstehung des Krebses sind die sehr umfangreichen wissenschaftlichen Erhebungen bisher zu keinem befriedigenden Resultat gekommen.

Landesbibliothek Oldenburg

Einen Erreger in Gestalt eines Bazillus oder eines Parasiten anderer Art nachzuweisen ist bisher nicht gelungen und bei der Feinheit unserer Instrumente und der vorgeschrittenen Technik unserer Untersuchungsmethoden darf man deshalb mit Sicherheit annehmen, daß der Krebs nicht zu den übertragbaren Krankheiten in diesem Sinne zu rechnen ist.

Die Malaria, welche in unseren Marschniederungen vor einigen Jahrzehnten noch eine große Rolle spielte, hat ihre Schrecken ganz verloren. Seitdem die Art der Übertragung des Malariaparasiten durch die Mücke (Anopheles) auf den Menschen klar nachgewiesen ist und der Entwickelungsgang des erregenden Blutschmarotzers (Plasmodium) sich vor unserm Auge vollzieht, hat ein bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteter Bekämpfungsplan auch die letzten Reste dieser Krankheit ausgerottet, so daß im letzten Jahre (1911) kein einziger frischer Fall zur Kenntnis gekommen ist. Noch im Jahre 1907 waren in Wilhelmshaven und Umgegend ca. 150 Malariafälle festgestellt. Es wurde daraufhin im März 1908 zwischen Preußen und Oldenburg in Anwesenheit des großen Forschers auf diesem Gebiet, Robert Koch, ein Bekämpfungsplan aufgestellt, dessen Erfolg glänzend war. Er bestand in Einführung der Anzeigepflicht für solche Krankheitsfälle, Vertilgung der Mücken zur Winterzeit, regelmäßiger Blutuntersuchung aller Kranken und Krankheitsverdächtigen, unentgeltlicher Chininbehandlung und Blutuntersuchung fast der ganzen Schuljugend. Da durch den überseeischen Verkehr der Marineangehörigen Wilhelmshaven und Umgegend weiter als gefährdet anzusehen sind, werden diese Untersuchungen auf gemeinsame Kosten der Beteiligten noch fortgesetzt.

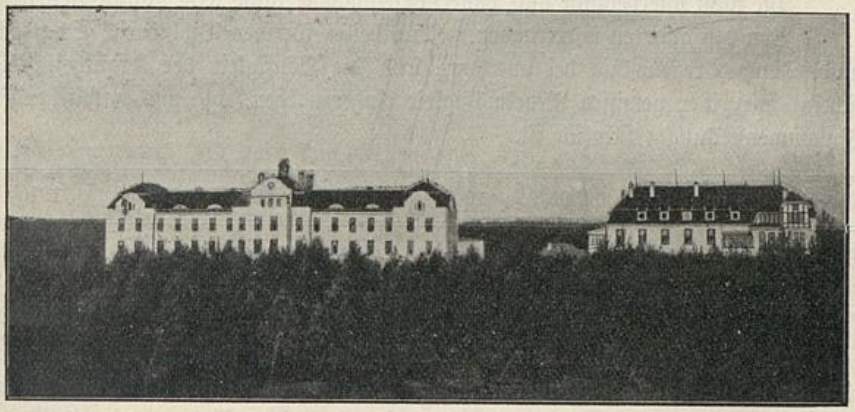
Eine große Bedeutung in der Gesundheitspflege unseres Herzogtums hat die Tuberkulose und ihre Bekämpfung.

Nachdem Robert Koch den Tuberkelbazillus als Erreger dieser furchtbaren Krankheit entdeckt hatte und die weiteren Forschungen auch über die Lebensbedingungen dieses Stäbchens Aufschluß gegeben hatten, war der Nachweis geliefert, daß diese Krankheit nicht ererbt, sondern übertragen wird. Ein segensreicher Trost lag in dieser Erkenntnis für solche, welche ihre Eltern an dieser Krankheit hatten hinschwinden sehen. Die Verhütungsmaßregeln konzentrierten sich daraufhin auf den erkrankten Menschen, welcher mit seinem Auswurf dauernd unzählige Bazillen ausscheidet. — Nach dem jetzigen Stand unserer Erfahrungen ist aber selbst der Verkehr mit einem Tuberkulösen unbedenklich, wenn man sich dabei derjenigen Vorsicht bedient, welche uns die wissenschaftliche Erkenntnis gebietet. — Also auch die auf der Entdeckung des Erregers basierende Bazillenfurcht ist unangebracht, wenn der Kranke seinen Auswurf vorsichtig auffängt und vernichtet, und wenn seine Umgebung häufige und sehr nahe Berührung mit dem Kranken vermeidet. Rechnet man dazu die Erfahrung, daß der kräftige und widerstandsfähige Körper imstande ist, die Tuberkelbazillen unschädlich zu machen, und daß die leicht und mittelschwer Erkrankten durch Hebung der Körperkraft in den Stand gesetzt werden, die Krankheit selbst zur Ausheilung zu bringen, so ergibt sich daraus der Schlachtplan, welchen die ganze zivilisierte Welt gegen diese

Landesbibliothek Oldenburg

Krankheit anzuwenden begonnen hat. In internationalen und nationalen Tuberkulosekonferenzen werden die gegenseitigen Erfahrungen ausgetauscht und in die Tat umgesetzt.

Wir können ohne Überhebung sagen, daß unser Herzogtum an diesem Kampfe in hervorragender Weise Anteil nimmt. Von privaten Vereinen sind mit Unterstützung aus staatlichen Mitteln und Gewährung von Darlehen seitens der Landesversicherungsanstalt die Lungenheilstätten in Neuenkirchen (mit 50 Betten) und in Wildeshausen (mit 110 Betten) ins Leben gerufen. Hier werden durch Liegekuren in frischer reiner Luft und durch gute Ernährung die heilbaren Kranken zur Genesung gebracht. Nebenbei werden ihnen die zur Vermeidung der Übertragung wichtigen Maßnahmen durch



Großherzogin Elisabeth-Heilstätte zu Wildeshausen.

tägliche Übung zur Gewohnheit gemacht, so daß die Kranken, nach Hause zurückgekehrt, aufklärend wirken können für Gefährdete, Krankheitsverdächtige und Gesunde.

Zur weiteren Aufklärung über das Wesen der Krankheit ist in den Jahren 1910—1912 ein Tuberkulosewandermuseum in die einzelnen Amtsbezirke geschickt und von vielen Tausenden besucht worden.

In den größeren Städten werden Fürsorgestellen errichtet, welche Kranken und Krankheitsverdächtigen mit unentgeltlichem Rat zur Seite treten.

Die zur Untersuchung verdächtigen Auswurfs erforderlichen mikroskopischen und bakteriologischen Arbeiten werden gänzlich aus staatlichen Mitteln bestritten.

Für Todesfälle an Tuberkulose und für den Wohnungswechsel eines Tuberkulosekranken ist im Herzogtum eine Anzeigepflicht gesetzlich eingeführt. Dieser folgt die Desinfektionspflicht der Wohnräume und der verdächtigen Sachen zum Schutze derjenigen, welche nach dem Ableben oder dem Verlassen der Wohnung diese beziehen sollen.

Der Erfolg all dieser Anstrengungen ist denn auch schon zahlenmäßig nachgewiesen.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Todesfälle an Lungentuberkulose betrugen im Jahre

1901	619	Fälle
1902	555	„
1903	694	„
1904	615	„
1905	596	„
1906	549	„
1907	567	„
1908	489	„
1909	362	„
1910	421	„

Die nicht unerhebliche und dauernde Abnahme kann keine Zufälligkeit sein.

Von den anderen übertragbaren Krankheiten kommen Diphtherie, Scharlach und Typhus regelmäßig bei uns vor, und die Häufigkeit der Krankheitsfälle scheint mit einer gewissen Regelmäßigkeit einherzugehen, wie aus nachstehender Zusammenstellung ersichtlich ist.

Es erkrankten im Jahre:	1905	1906	1907	1908	1909	1910
an Diphtherie	582	578	652	766	1007	524
„ Scharlach	736	405	371	517	468	464
„ yphus	113	99	97	152	128	193

Da diese Krankheiten durch den Schulbesuch leicht weiterverbreitet werden können und aus diesem Grunde besondere Vorschriften erlassen sind, um das zu verhüten, muß ich zum weiteren Verständnis mit einigen Worten auf das Wesen der Krankheiten eingehen, damit den Verhütungsvorschriften eine Grundlage gegeben wird, die auf den neuesten wissenschaftlichen Forschungen beruht.

Die Diphtherie besteht in einer örtlichen Erkrankung der Halsorgane (Mandeln oder Kehlkopf [Croup]). Durch die Wucherungen der Diphtheriebazillen, welche auf den Mandeln als grauweiße bis graugrüne Belege sichtbar werden, scheiden sich in dem erkrankten Körper Giftstoffe (Toxine) ab, welche durch frühzeitige Einspritzung des Behringschen Heilserums unschädlich gemacht werden können. Lebensfähige Bazillen können sich auch nach Abheilung der Krankheit noch wochenlang im Speichel der Genesenen vorfinden. Sie können sich auch im Rachenschleim der gesunden Hausgenossen befinden (Bazillenträger), und von hier können neue Krankheitsfälle ausgehen. Die Bazillen werden vom Kranken durch Rachenschleim, Gurgelwasser, Eß- und Trinkgeschirr und Taschentücher verbreitet.

Es ist demnach nötig, daß der Diphtheriekranke streng abgeschlossen wird, damit seine Absonderungen aufgefangen und unschädlich gemacht werden können. Es müssen nicht nur die Erkrankten von der Schule fernbleiben, sondern auch die Gesunden, weil sie Bazillenträger sein könnten. Vor der Wiederzulassung zum Unterricht muß die Desinfektion der Wohnung und der mit dem Kranken in Berührung gekommenen Gegenstände erfolgt sein, und es muß durch

Landesbibliothek Oldenburg

bakteriologische Untersuchung des Rachenschleims nachgewiesen werden, daß in demselben keine Bazillen mehr enthalten sind.

Diesen Forderungen entsprechen unsere Vorschriften vollkommen.

Der Erreger des Scharlachs ist noch nicht erforscht. Wir wissen aber, daß die Krankheit, die gewöhnlich mit einer Halsentzündung beginnt, schon in diesem Vorstadium ansteckt. Wenn dann nach dem Verschwinden des scharlachroten Ausschlags in der dritten Krankheitswoche sich die ganze Haut in großen und kleinen Stückchen abstößt, glaubt man mit Recht, daß mit diesen Gewebsteilen die Krankheit übertragen werden kann. Die unsichtbaren Hautschüppchen können mit jedem Gegenstand aus dem Krankenzimmer fortgetragen werden, so daß nicht nur die Kranken, sondern alle mit ihnen oder ihren Sachen in Berührung gekommenen Personen und Sachen infektionsverdächtig sind. Einmaliges Überstehen des Scharlachs schließt eine Neuerkrankung aus. (Erworbene Immunität.) — Die Keime werden durch sachgemäß ausgeführte Oberflächendesinfektion sicher unschädlich gemacht.

Es müssen also auch hier die gesamten Kinder von der Schule ferngehalten werden. Es darf kein Gegenstand, kein Stück Wäsche, nicht einmal eine Postkarte das Krankenzimmer verlassen, und der Schulbesuch ist erst wieder unbedenklich, wenn nach dem Erlöschen der Krankheit (sechs Wochen) Wohnung und Gebrauchsgegenstände desinfiziert sind. Auch hier sind unsere Vorschriften lückenlos, doch ist die Bekämpfung dieser Krankheit deshalb schwierig, weil ganz leichte Krankheitsfälle oft gar nicht als solche erkannt und nicht isoliert werden. Von diesen können dann wieder schwere Fälle ausgehen.

Den Typhus, früher auch Unterleibstyphus, gastrisches Fieber oder Nervenfieber genannt, müssen wir heute für eine allgemeine Infektion des ganzen Körpers durch die Typhusbazillen halten. Diese gelangen gewöhnlich durch Speisen oder Getränke in die Verdauungsorgane und rufen von dort aus die vielseitigsten Krankheitsbilder hervor. Nachweisbar sind die Typhusbazillen durch Untersuchung des Blutes sowie durch bakteriologische Untersuchung der Abgänge. In letzteren können sie sich nachgewiesenermaßen dauernd oder periodisch Jahrzehnte lang halten, es kommt auch vor, daß sie sich im Stuhlgang Gesunder nachweisen lassen, welche keinen Typhus überstanden haben (Bazillenträger). Zur Verhütung der Übertragung müssen die Kranken abgesondert werden, und die Hauptsache ist die Unschädlichmachung der Abgänge durch fortlaufende Desinfektion während der ganzen Dauer der Krankheit und die bakteriologische Überwachung der Abgänge. Äußerste Vorsicht gebietet sich für das Pflegepersonal, welches sich nur durch peinliche Sauberkeit und Vorsicht bei der Nahrungsaufnahme schützen kann. — Von der Schule sind nicht bloß die typhuskranken Kinder, sondern auch ihre Hausgenossen auszuschließen, und sie können erst wieder zugelassen werden, wenn durch mehrmalige bakteriologische Untersuchung nachgewiesen ist, daß die Abgänge nicht mehr infektiös sind.

Unsere dahingehenden Vorschriften sind zeitgemäß und gehen über das, was in anderen Bundesstaaten vorgeschrieben ist, hinaus.

Landesbibliothek Oldenburg

Die beiden Krankheiten, welche bei uns nicht der Anzeigepflicht unterliegen, die Masern und der Keuchhusten, die aber doch für den Schulbesuch oft sehr störend sind und durchaus nicht für so harmlos gehalten werden sollten, wie man es zu tun gewohnt ist, sind bezüglich ihres Erregers noch nicht erforscht. Wir wissen jedoch, daß sie äußerst leicht übertragbar sind, daß bei beiden Ansteckung möglich ist durch Anhusten oder Niesen eines Kranken und daß bei beiden Krankheiten einmaliges Überstehen vor einer Neuerkrankung schützt.

Übertragung der Krankheit durch Gegenstände oder Personen aus der Umgebung der Kranken spielt bei beiden Krankheiten keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle (bei Masern).

Unsere Gesetzgebung hat sich darauf beschränkt, nur die kranken Kinder vom Schulbesuch fernzuhalten. Wirksamer würde es jedenfalls sein, für einen bestimmten Zeitraum alle Kinder eines Hauses von der Schule auszuschließen, welche die Masern oder den Keuchhusten noch nicht überstanden haben. Da viele von den jetzt zur Schule zugelassenen Kindern später erkranken und in dem in der Schule durchgemachten Vorstadium andere Kinder aus fremden Häusern angesteckt haben, ist die Entstehung großer Epidemien, welche zum Schluß ganzer Schulen führen, garnicht wunderbar.

Im großen und ganzen sind unsere Bekämpfungsmaßnahmen jedoch auf der Höhe der Zeit. Die Bestimmungen über Anzeigepflicht und Desinfektionspflicht sind neueren Datums und die Organisation unseres Desinfektionswesens, welches in jedem Amtsbezirk mindestens einen Dampfdesinfektionsapparat und einen oder zwei geprüfte Desinfektoren vorsieht, wird auch außerhalb des Herzogtums als mustergültig anerkannt. Das Desinfektionswesen hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auch auf dem Lande gut eingebürgert, weil in richtiger Erkenntnis des Wertes der Desinfektion für die Allgemeinheit die Kosten in fast allen Amtsbezirken aus öffentlichen Mitteln bestritten werden. — Welchen Umfang die zur Erkennung der Krankheiten notwendigen mikroskopischen und bakteriologischen Arbeiten angenommen haben, mag man daraus ersehen, daß für dieselben an den bremischen Staat, dessen hygienisches Institut unsere Arbeiten ausführt, jährlich 15 000 Mark bezahlt werden müssen. Da die ganze Summe aus der Staatskasse bezahlt wird, haben sich diese Untersuchungen schnell eingebürgert und kommen dem Wohl der Bevölkerung zugute.

Auch sonst muß anerkannt werden, daß die Regierung für die Gesundheitspflege weitgehend und weitblickend gesorgt hat. — Von den Krankenhäusern des Landes, welche auf alle Amtsbezirke verteilt sind, existieren mehrere durch staatliche Zuschüsse.

Das staatliche Peter Friedrich Ludwig-Hospital ist dadurch in die Lage versetzt, außer dem leitenden Arzt für innere Krankheiten einen Spezialarzt für Chirurgie und einen solchen für Augenkranke anzustellen, es ist auch das einzige Krankenhaus des Landes, in welchem für die dauernde und sofortige Hilfeleistung Assistenzärzte tätig sind. Es ist mit einem modernen Durchleuchtungsapparat versehen. Ein großer Luxus wird in keinem der

Landesbibliothek Oldenburg



Das Peter Friedrich Ludwig-Hospital zu Oldenburg.

Krankenhäuser getrieben, doch genügen fast alle den bescheidenen Ansprüchen an eine zeitgemäße Krankenfürsorge.

Die beiden Lungenheilstätten in Wildeshausen und Neuenkirchen sind mit erheblichen staatlichen Zuschüssen ins Leben gerufen.

Die Idiotenanstalt in Oldenburg steht unter Leitung der großh. Fondskommission und nimmt bildungsfähige und bildungsunfähige Idioten aus dem Herzogtum auf (130 Betten). Ihr ist jüngst bei der Feier ihres 25jährigen Bestehens der Name „Unterrichts- und Erziehungsanstalt Gertrudenheim" verliehen worden.

Das St. Vincenz-Stift in Cloppenburg nimmt nur bildungsfähige Idioten auf.

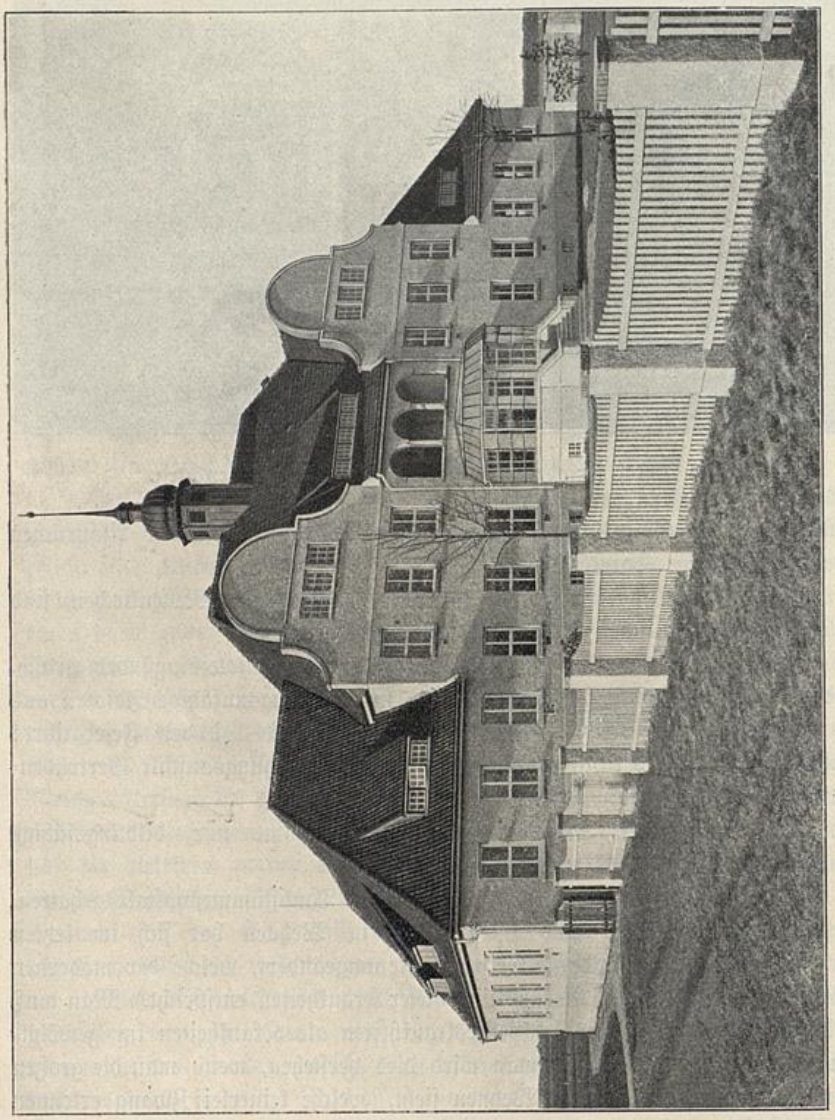
In Wildeshausen wird vom Staat eine Taubstummenanstalt gehalten.

Die staatliche Heil- und Pflegeanstalt in Wehnen hat sich im letzten Jahrzehnt zu einer Anstalt für Geisteskranke umgeändert, welche der modernen Auffassung über Wesen und Behandlung dieser Krankheiten entspricht. Man muß sich daran gewöhnen, auch die Geisteskrankheiten als Krankheiten im gewöhnlichen Sinne aufzufassen, und man wird dies verstehen, wenn man die großen hellen Überwachungsräume in Wehnen sieht, welche keinerlei Zwang erkennen lassen und schon dadurch beruhigend wirken.

Die Pflegeanstalt in Blankenburg zur Unterbringung unheilbarer Kranker ist einfacher ausgestaltet und hat mehr den Charakter einer landwirtschaftlichen Kolonie. Sie ist aber ebenso wie die Anstalt in Wehnen dauernd voll belegt, so daß die Unterbringung von Kranken häufig Schwierigkeiten macht.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Publikum ist leider immer noch die Ansicht verbreitet, daß bei der Behandlung der Geisteskranken die Zwangsjacke und das Einsperren in möglichst dunkle Räume eine große Rolle spielt. Das sind Nachklänge aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In den letzten Jahrzehnten



Aufnahmehaus für weibliche Pfleglinge der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen.

desselben sind Unterbringung und Behandlung dieser Kranken völlig umgestaltet. Das Prinzip der offenen Tür läßt sich für die meisten Abteilungen durchführen, und die im Verlauf einzelner Krankheitsformen auftretenden Erregungszustände werden nicht mehr durch Zwangsmittel, sondern durch Dauerbäder und eventuell mit Beruhigungsmitteln behandelt. Daneben spielt die dauernde

Landesbibliothek Oldenburg

Überwachung solcher Kranken, welche dazu neigen, sich oder andere zu schädigen, eine große Rolle.

Diese moderne Anschauung hat auch in unserer Landesanstalt Wehnen in den letzten 10 Jahren, dank der Einsicht der Regierung und der Landesvertretung, durchgeführt werden können. Der Besucher gewinnt den Eindruck, daß es sich um ein Krankenhaus handelt, und das soll eine Irrenanstalt sein.

Wenn auch die zahlenmäßige Belegung der Anstalt kein sicheres Zeichen für die Zunahme der Geisteskrankheiten ist, so sind doch die Erweiterungen immer nur nach dem Bedürfnis erfolgt, so daß einige Zahlen hierüber erwünscht sein mögen. Nachdem die Anstalt im Jahre 1858 gegründet worden war, schwankte die Krankenziffer von 1862—1885 immer zwischen 70 und 87. Von 1886 blieb sie dauernd über 100, von 1897 an dauernd über 200 und seit 1911 hat die Krankenzahl 300 überstiegen. Die Verteilung der Kranken auf die einzelnen Landesteile zahlenmäßig anzugeben, hat zu wenig Interesse.

Mit einigen Worten möchte ich nun über die Ursachen der Geisteskrankheiten sprechen, soweit sie für unser Land mit in Rechnung gezogen werden müssen. In der allgemeinen Einleitung habe ich bereits erwähnt, daß in größeren Strichen unseres Landes seit Jahrhunderten Inzucht getrieben wird. Durch die Abgeschlossenheit der betreffenden Bezirke veranlaßt, heiraten die Familien immer wieder untereinander und erzeugen dadurch im Laufe der Zeit eine Nachkommenschaft von geringer körperlicher und psychischer Widerstandskraft. Zuweilen sind auch nur familiäre Rücksichten die Veranlassung zu diesen Heiraten im engeren Kreise. Die Folge davon ist, daß die Vererbung der pathologischen Momente (meist vom Vater auf die Tochter und von der Mutter auf den Sohn) sich häuft und daß es dann mit oder ohne äußeren Anlaß zu einem ausgesprochenen Krankheitsbilde kommt. Noch häufiger als in der Irrenanstalt sieht man die mangelhafte Deszendenz solcher Familien als Schwachsinnige oder Idioten in entsprechenden Anstalten und ebenso viele laufen frei umher als Degenerierte und Psychopathen in ewigem Konflikt mit der Außenwelt, ohne die nötige Energie, einen festen Beruf zu ergreifen oder mit Erfolg zu betreiben und häufig genug als Gegenstand gerichtsärztlicher Untersuchung, wenn die Zügellosigkeit des Trieblebens diese Unglücklichen mit dem Strafgesetz in Berührung gebracht hatte.

Eine ähnliche Rolle spielt der Alkohol bei der Entstehung psychopathischer Zustände. Der chronische Alkoholist selbst erkrankt an Delirium tremens, an allen Formen der Geisteskrankheiten und besonders an alkoholischem Schwachsinn. Die geistige Armut der chronischen Trinker fällt jedem leicht auf; sind aber erst die ethischen Rücksichten fortgefallen, leidet das Gehirn an dauernder Blutüberfüllung, die man bei der Sektion in Trübungen der Hirnhäute und Veränderungen der Blutgefäße nachweisen kann, dann gehen die geistigen Funktionen schnell bergab, und man sieht solche Fälle in den Anstalten als ein läppisches Bild der menschlichen Art. Ebenso unheilvoll wie auf den Alkoholiker selbst wirkt der Mißbrauch des Getränks auf die Nachkommenschaft.

Landesbibliothek Oldenburg

Die „Dinerkinder" sind ebenso bekannt, wie der angeborene Schwachsinn und die ungewöhnlichen Bildungen in Säuferfamilien.

Und was wird auf diesem Gebiete wohl gesündigt im Herzogtum Oldenburg! Eine zahlenmäßige Vergleichung des Alkoholkonsums pro Kopf der Bevölkerung würde kein richtiges Bild geben. Das Schlimmste ist die Verwendung des Schnapses in reiner, minderwertigster Form zu Trinkzwecken in größten Mengen. Mir sind doch Deliranten vorgekommen, welche nach Ablauf der Krankheit eingestanden, daß sie täglich 3—4 Weinflaschen voll Schnaps regelmäßig zu sich genommen hätten! Die Folge davon ist denn auch, daß es bei uns kaum noch auffällt, wenn man völlig betrunkene Männer und auch Frauen schon am frühen Morgen, ihrer Glieder nicht mehr mächtig, taumeln oder liegen sieht. Ein trauriges Beispiel für den schnellen Verfall der Alkoholiker lieferten mir die sogenannten Torfbuttjer der Stadt Oldenburg, von welchen ich im Verlauf von 15 Jahren drei Generationen auftauchen und im Delirium oder an Tuberkulose zugrunde gehen sah.

Glücklicherweise hat, wie anderswo im deutschen Lande, so auch bei uns die Gegenbewegung gegen den Alkoholkonsum kraftvoll eingesetzt. Guttemplerlogen haben sich überall gebildet und werden von den Behörden unterstützt. Alkoholmerkblätter werden gelegentlich der Impftermine pflichtmäßig verteilt und sagen den Müttern, was sie vom Alkoholgenuß wissen müssen. In der Stadt Oldenburg wird eine Trinkerfürsorgestelle von einer besonders vorgebildeten Dame, welcher Helferinnen zur Seite stehen, mit großem Erfolg geleitet. Ihre Tätigkeit ist besonders deshalb segensreich, weil sie in die Wohnung der Trinker geht, die familiären und sozialen Verhälnisse aufdeckt und dadurch imstande ist, das Übel an der Wurzel zu fassen. — Aber auch anderswo gelingt es, chronische Trinker in Heilstätten unterzubringen, in welchen ihnen die geschwundene Widerstandsfähigkeit, gegen den Alkohol zu kämpfen, von neuem verschafft wird. Zuschüsse der Landesversicherungsanstalt zu den Kosten solcher Kuren in aussichtsvollen Fällen erleichtern die Unterbringung, die gewöhnlich eine Dauer von 6 Monaten erreicht. Anerkennenswert sind die Bestrebungen großer industrieller Unternehmungen, welche billige Ersatzgetränke ihren Arbeitern zur Verfügung stellen. In großem Umfange hat dies auch die Eisenbahn-Direktion im letzten heißen Sommer durchgeführt, indem sie kohlensaures Wasser und Fruchtbrausen in eigener Fabrik herstellte und an ihre Angestellten weitergab. Auch die Tätigkeit des Vaterländischen Frauenvereins wirkt weitgehend in diesem Sinne, indem sie billiges Mittagessen ohne Trinkgelegenheit in den Volksküchen abgibt und in den Kaffeeschenken billige Getränke anbietet. Die Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke unterstützen diese Bestrebungen. — So wird sich denn allmählich in weitesten Kreisen der Gedanke verbreiten, daß man recht gut ohne Alkohol auskommen kann, und daß die Leistungsfähigkeit der Abstinenten hinter derjenigen der Alkoholkonsumenten keineswegs zurücksteht, sondern sie übertrifft. Soweit ist die Bewegung schon jetzt gefördert, daß der Enthaltsame nicht mehr wie früher verspottet wird, sondern daß man seine Charakterfestigkeit ehrt und anerkennt.

Landesbibliothek Oldenburg

Als weitere Ursachen der Geisteskrankheiten will ich hier die sogenannte Nervosität nicht übergehen, weil auf ihrem Boden leicht ernstere Krankheiten auf psychischem Gebiete entstehen können. Das Wort selbst halte ich für wenig glücklich, aber das, was ich damit zusammenfassen will, wird doch am ehesten darunter verstanden werden.

Nervös zu sein ist heute modern, und man hält es im allgemeinen für ein Vorrecht der wohlhabenden Klassen. Man versteht darunter alle die Zustände von Reizbarkeit, Empfindlichkeit, auch Schlaflosigkeit und häufigem Kopfschmerz. Alle diese Kranken haben das Gefühl der Schwäche und sind davon überzeugt, daß es ihnen unmöglich ist, gegen ihre unangenehmen Empfindungen anzukämpfen. Wir nähern uns also dem Begriff der Widerstandslosigkeit des Nervensystems, der Nervenschwäche oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, der Neurasthenie. Wenn man diejenigen Fälle abrechnet, welche als geerbte Anlage sich im Kampf ums Dasein schnell und sicher entwickeln, sind es meist Zustände nervöser Erschöpfung, welche die Überanstrengung auf fast allen Gebieten der geistigen und körperlichen Arbeit mit sich bringt. Das unruhige Hasten unserer Zeit, zum Teil bedingt durch die technischen Errungenschaften im Verkehrswesen, reibt die Nerven auf und läßt ihnen keine Zeit, sich für neue Arbeit zu erholen; denn die für die Ruhe nur knapp bemessene Zeit wird durch Vergnügungen und sportliche Anstrengungen ausgefüllt, welche nur in den seltensten Fällen ein wirklicher Ausgleich für die Berufsarbeit sind.

Ein jetzt viel gebrauchtes Wortspiel enthält viel Wahres, es heißt: „Raste nie, doch haste nie, dann hast du nie Neurasthenie".

Nach meinen Erfahrungen ist jedoch die Auffassung verkehrt, daß diese funktionellen Neurosen ein Vorrecht der wohlhabenden Klassen sind. Mir sind bei meiner Tätigkeit für die Landesversicherungsanstalt zahllose Fälle schwerster nervöser Erschöpfung und schwerster, teils unheilbarer Hysterie vorgekommen aus den einfachsten Schichten unseres Volkes und in der Zeit vom 16. bis 30. Lebensjahre, in welcher man von Nervosität nicht zu sprechen gewohnt ist.

Wenn man solche Kranken aus unsern industriellen Bezirken (Delmenhorst, Rüstringen, Nordenham) kommen sieht, wird man neben den ererbten Ursachen den übermäßigen Verbrauch an Nervenkraft durch reichliche Vergnügungssucht dafür verantwortlich machen können. Wenn man aber aus ländlichen Verhältnissen bei einfachster Beschäftigung im Freien ebensoviel nervös erkranken sieht, dann müssen andere Ursachen mitwirken.

Man hat früher nicht daran gedacht, daß die Zentralisation der Nahrungsmittelversorgung in den Sammelmolkereien und Eierverkaufsgenossenschaften eine systematische Unterernährung des Volkes zur Folge haben könnte. Dem ist aber so. Die hochwertigen Nahrungsmittel, welche sonst dem Körper Eiweiß und Fett in leicht aufnahmefähiger Form zuführten, gehen in Gestalt der Vollmilch, der Butter und Eier in die Verkehrszentren, und der Landmann bekommt nur die Magermilch zurück, welche er auch nur für das Vieh verwendet. Er bekommt dafür allerdings Goldstücke in die Hand, die früher in den verkehrsarmen Strichen unseres Landes dem einfachen Mann

Landesbibliothek Oldenburg

nur vereinzelt bekannt waren. Wenn er nun gelernt hätte, hierfür seine Mahlzeiten reicher zu gestalten, könnte von einer Unterernährung nicht die Rede sein. Aber das Geld, welches eine Dienstmagd in die Hand bekommt, wird in einem Fahrrad, in Putz und Vergnügungen angelegt, und der Hausvater gibt seinen Kindern, wie ich es bei öffentlichen Impfterminen häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, bares Geld mit, welches aber nicht in Nahrungsmitteln angelegt wird, sondern den Kindern aus den überall aufgestellten Automaten schlechte Schokolade und Zigaretten verschafft oder höchstens zum Ankauf einer gefärbten Brause verwendet wird, welche dem Körper nur etwas Flüssigkeit zuführt.

Man ist auf diese systematische Unterernährung längst aufmerksam geworden, da sie ebenso die Disposition zu Erschöpfungszuständen schafft, wie sie auch die allgemeine Wehrkraft in ländlichen Bezirken herabsetzt und die Aufnahmefähigkeit für die Tuberkelbazillen begünstigt.

Prof. Dr. Jacob, welcher die hygienischen Mißstände in dem uns benachbarten preußischen Kreise Hümling an Ort und Stelle aufgedeckt hat, widmet dieser Frage ein besonderes Kapitel seines Berichts.

Wenn nun all diesen ungünstigen Momenten für die Volksgesundheit nichts entgegenarbeitete, dann müßte es für die Zukunft unseres Landes schlecht bestellt sein. Glücklicherweise ist aber auf allen Gebieten eine allgemeine und energische Gegenbewegung im Gange. Man kann wohl sagen, daß die letzten Jahrzehnte für die Förderung gesundheitlicher Gedanken beim Einzelnen und bei den Behörden besonders fruchtbar gewesen sind.

Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich den Anfang dieser Bestrebungen auf den 17. November 1881 lege, an welchem Tage Kaiser Wilhelm I. durch seine Allerhöchste Botschaft den Weg wies, wie durch gesetzliche Maßnahmen die große Masse des Volkes künftig bei Krankheit, Unfall und Invalidität einen Rückhalt bekommen solle, der sie vor der äußersten Not und der Armenfürsorge zu bewahren imstande sein sollte. Wenn auch der Ausbau der drei großen Gesetze der Förderung der Volksgesundheit im ganzen Deutschen Reiche gleichmäßig zugute kam, so können ihre Wirkungen doch hier nicht ganz übergangen werden. Schon der Umstand, daß bereits vor zehn Jahren 31 000 erwerbsfähige Arbeiter des Herzogtums Mitglieder einer Krankenkasse waren, läßt einen Schluß in dem Sinne zu, daß die Möglichkeit einer ärztlichen Versorgung hierdurch wesentlich günstiger geworden ist. Den Luxus eines Arztes leistete sich der Arbeiter früher nur ungern, und auf dem Lande wurde ärztliche Hilfe noch viel weniger herangezogen.

Seit 1909 sind im Deutschen Reiche 13,4 Millionen Menschen gegen Krankheit versichert. Durch die im Jahre 1911 erweiterte und veränderte Reichsversicherungsordnung wird noch eine bedeutende Vermehrung der Versicherten eintreten. Die Bestimmungen über Invaliden- und Hinterbliebenen-Versicherung sind bereits am 1. Januar 1912 in Kraft getreten, die Versicherungspflicht wird auf die landwirtschaftlichen Arbeiter, das Gesinde, die Hausgewerbetreibenden und die unständigen Arbeiter am 1. Januar 1914

Landesbibliothek Oldenburg

ausgedehnt werden und das Angestellten-Versicherungsgesetz begann seine Tätigkeit am 1. Januar 1913, indem es Angestellte in leitender Stellung, Betriebsbeamte, Bureauangestellte, Handlungsgehilfen, Gehilfen in Apotheken, Bühnen- und Orchestermitglieder, Lehrer und Erzieher sowie die Kapitäne und Offiziere deutscher Fahrzeuge einer Versicherungspflicht unterstellt, soweit ihr Arbeitsverdienst 5000 Mark im Jahre nicht übersteigt. Man schätzt die Zahl der Versicherten dann auf 20 Millionen.

An das im Jahre 1883 veröffentlichte Krankenversicherungsgesetz schloß sich 1884 bis 1887 das Unfallversicherungsgesetz und 1899 das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz an, welche beide von ganz weittragender Bedeutung waren für die Gesundheit und Wohlfahrt unseres Volkes. Ein schwerer Unfall des Ernährers konnte früher eine Familie dauernd an den Bettelstab bringen, und die Invalidität und das Alter brachten stets Einschränkung und Not mit sich. — Das ist in gewisser Weise gemildert durch diese Gesetze. — Ich möchte nicht verschweigen, daß diese weitgehende Fürsorge auch ihre Schattenseiten hat. Weiter Kreise hat sich eine Sorglosigkeit bemächtigt, in dem Gefühl, daß doch für sie gesorgt würde. Daneben haben die reichen Mittel der Versicherungskassen bei vielen unberechtigte Begehrungsvorstellungen erweckt, und die Simulation von Krankheit, die Übertreibung bei den Unfallfolgen sind Momente, welche die Durchführung der Gesetze für den begutachtenden Arzt wesentlich erschweren. — Der Genuß einer Unfallrente und der Besitz einer Invalidenrente sind für viele etwas so Begehrenswertes geworden, daß der Kampf um den Besitz krankhafte Zustände hervorruft. Die Rentenhysterie ist lediglich ein Produkt dieser sozialen Gesetze. Besonders auffällig ist diese Neigung bei uns im Münsterlande, wo das bare Geld noch mehr geschätzt wird als in den Industriegegenden und in der Marsch.

Wenn auch die Tätigkeit der Krankenkassen und Unfallberufsgenossenschaften ziemlich eng begrenzt ist und über die Fürsorge für den Einzelnen kaum hinausgehen kann, so ist doch die Auslegung des Invalidenversicherungsgesetzes so weitherzig, daß die reichen Mittel der sozialen Hygiene in weiterem Sinne zu Gute kommen können. Der Bau unserer Krankenhäuser, der beiden Heilstätten für Behandlung der Lungentuberkulose, der Bau gesunder Wohnungen, die Durchführung teurer Heilverfahren, z. B. bei Lupus (Gesichtstuberkulose) bei Alkoholentziehungskuren, die Beschaffung notwendiger künstlicher Gebisse und dergl. mehr, wird durch die Mittel der Versicherungsanstalt durchgeführt oder durch Zuschüsse ermöglicht. So hat sich die Durchführung der drei großen Gesetze, welche 1911 in der Reichsversicherungsordnung zusammengefaßt und erweitert sind, auch bei uns äußerst segensreich gestaltet, und es steht zu erwarten, daß die Erweiterungen und Neuerungen, von denen die Hinterbliebenen-Versicherung schon am 1. Januar 1912 in Kraft getreten ist, gleich fördernd auf das Volkswohl einwirken werden. — Daß die Stellung der Ärzte zu dem neuen Gesetz eine sehr geteilte ist, da ihre Wünsche für die Durchführung desselben in ungenügender Weise berücksichtigt sind, mag nur nebenbei erwähnt werden.

Landesbibliothek Oldenburg

Die dreißig Jahre, in welchen diese sozialen Gesetze durchgeführt wurden, haben auch andere Kreise dazu veranlaßt, soziale Hygiene zu treiben. Private Vereine und größere Verbände, wie die vaterländischen Frauenvereine, nehmen sich des Hilflosen an, indem sie ihn billig ernähren, ihn kleiden, für rationelle Säuglingsernährung sorgen, Kaffeeschenken und Schulküchen betreiben. Auch die Tätigkeit der Naturheilvereine will ich nicht unerwähnt lassen, da sie in dankenswerter Weise zur Anlage von Badegelegenheiten und Luftbädern anregen und die besonders bei uns so notwendige Abhärtung auf ihre Fahne schreiben. Sie würden noch viel mehr Sympathien haben, wenn sie nicht mit einem gewissen Fanatismus auch die naturgemäße und arzneilose Behandlung predigten und damit ihren Mitgliedern durch Versäumen rechtzeitiger ärztlicher Hilfe großen Schaden zufügten. Schließlich stehen dem Arzt doch auch nur die Mittel zur Verfügung, welche ihm die Natur geschenkt hat; nur mit ihnen will er die Natur unterstützen, um einer Krankheit Herr werden zu können.

In dieselben drei Jahrzehnte fallen die enormen Fortschritte, welche die Hygiene auf wissenschaftlichem Gebiete gemacht hat, und ihre ebenso schnelle Nutzanwendung beruhte auf der Erkenntnis der Behörden, daß eine vorsichtig angewandte Hygiene die beste Kapitalanlage sei. So entstand zunächst die tadellose Tiefbrunnenwasserleitung in Oldenburg, an welche sich ein gut durchgeführtes Kanalisationsprojekt anschloß. Die zunächst vorsichtig in die Hunte geleiteten Abwässer (unter Ausschluß der Fäkalien) wurden bezüglich ihrer Einwirkung auf den Vorfluter dauernd untersucht. Das Ergebnis dieser sehr umfangreichen chemisch bakteriologischen und biologischen Untersuchungen, welche mehrere Jahre durchgeführt wurden, war in mehrfacher Beziehung interessant. Die Untersuchungen über Selbstreinigung der Flüsse waren von Pettenkofer und seinen Schülern an der Isar angestellt. Man hielt sie in der Hauptsache für eine mechanische und glaubte, daß schnellfließende Wasser den besten Reinigungseffekt erzielten. Hiernach wäre die Aussicht für die Hunte recht ungünstig gewesen, da die Ebbe die Wassermengen zweimal am Tage zurückfließen läßt und dadurch den Abfluß sehr verlangsamt. Das Ergebnis der Untersuchungen war nun aber auffallend günstig. Schon nach 5 km Entfernung von dem Einlaß der Abwässer in die Hunte war eine erhebliche Verschlechterung des Wassers chemisch nicht mehr nachweislich. Dieses auffallend günstige Ergebnis war nur verständlich, wenn man, wie die neueren Forschungen tatsächlich ergeben haben, annimmt, daß die Reinigung der Flüsse eine biologische ist, also durch tierische und pflanzliche Kleinlebewesen vor sich geht, welche wiederum den größeren Lebewesen zur Nahrung dienen. Dieser biologische Reinigungsvorgang wird durch Ebbe und Flut nur begünstigt. — Es sind denn auch nach Abschluß der Untersuchungen die Fäkalien in die Hunte geleitet, ohne den Vorfluter merklich zu verschlechtern.

In diese Zeit fällt auch die Schlachthausanlage in der Stadt Oldenburg. Gesundheitlich sind solche Anlagen von großer Wichtigkeit, weil die eiweißreichen Schlachtabwässer für alle Bakterien ein günstiger Nährboden sind und

Landesbibliothek Oldenburg

ihre Entfernung aus den Wasserrinnen der Stadt, in welchen sie sich schnell und leicht zersetzen, dringend erwünscht ist.

Die Wasserversorgung Rüstringens und Wilhelmshavens geschieht durch zwei Tiefbrunnenanlagen aus dem Jeverlande, wo in der Nähe von Heidmühle viel und gutes Wasser zu finden war.

Wesentlich ungünstiger arbeitet die im Jahre 1897 von der großherzoglichen Eisenbahndirektion angelegte und im Laufe der Jahre wesentlich vergrößerte Filteranlage in Atens bei Nordenham. Es wird dort das Süßwasser des Stadländer Kanals, welcher von Rodenkirchen aus Weserwasser bis in die nördlichsten Teile Butjadingens führt, gesammelt und auf Sandfiltern gereinigt. Der Filterprozeß wird durch die vielen Tonteilchen (Schlick), welche das Wasser enthält, sehr erschwert. In den letzten Jahren arbeitet das Werk durch Bau großer Filter zufriedenstellend.

Neueren Datums ist die Wasserversorgungsanlage Delmenhorsts, welche auch aus Tiefbrunnen gespeist wird und ebenso wie die Fetköter'sche Leitung, die einen Teil Jevers mit gutem Trinkwasser versorgt, als einwandfrei zu bezeichnen ist.

Allen Wässern unseres Landes, welche durch Brunnen aus dem Boden gefördert werden, ist ein größerer Eisengehalt eigentümlich, der ziemlich umständliche Reinigungsarbeiten nötig macht. Ebenso haben unsere Grundwässer einen sehr geringen Härtegrad und neigen deshalb dazu, Blei aufzulösen. Für Wasserleitungen sollten deshalb unverzinkte Bleirohre wegen der Gefahr der Bleivergiftung nicht verwendet werden.

Kanalisationsanlagen sind außer in Oldenburg in Rüstringen, Nordenham, Delmenhorst, Wildeshausen, Löningen und Essen teilweise vollendet, teilweise geplant.

Auf gesetzgeberischem Gebiete ist der Zeitraum der letzten 30 Jahre für das Gesundheitswesen von derselben hohen Bedeutung.

Unser Gesetz über die Unterbringung von Geisteskranken, Idioten, Taubstummen und Blinden ist allerdings etwas älter. Es ist am 15. April 1873 erlassen, hebt die Fürsorge für diese Hilflosen aus den Aufgaben der Armenverwaltungen heraus und macht sie zu Aufgaben der Amtsverbände.

Unsere Gesetze über die Behandlung meldepflichtiger Krankheiten (24. August 1904), über die Desinfektionspflicht (12. März 1906) und die Dienstanweisung für die Desinfektoren (12. August 1906) stammen alle aus dem letzten Jahrzehnt, ebenso wie der Vertrag mit dem bremischen Staat (1. April 1906), welcher den Anschluß des Herzogtums an das hygienische Institut in Bremen festsetzt, nach welchem auf Staatskosten alle mikroskopischen und bakteriologischen Untersuchungen dort ausgeführt werden können, welche zur Erkennung von Krankheiten von den Ärzten oder Behörden des Herzogtums für notwendig gehalten werden.

Zur Verhütung der Übertragung von Krankheitskeimen innerhalb der Krankenhäuser schreibt die ministerielle Bekanntmachung vom 18. November 1902 Absonderung solcher Kranken vor, und eine ähnliche Verfügung vom 12. April 1904 will der Ansteckungsgefahr bei Tuberkulose vorbeugen.

Landesbibliothek Oldenburg

Am 13. November 1907 sind Maßregeln gegen die Übertragung ansteckender Krankheiten durch die Schulen getroffen worden; eine Bekanntmachung des Staatsministeriums vom 5. November 1906 bestimmt, daß Personen mit solchen und mit ekelerregenden Krankheiten in Bäckereien und Konditoreien nicht beschäftigt werden dürfen.

Nach einer ministeriellen Verfügung vom 16. Januar 1909 sollen die großherzoglichen Ämter darauf hinwirken, daß Leichenträger, die im Gewerbe des Nahrungs- und Genußmittelverkehrs beschäftigt sind, von dieser Tätigkeit ausgeschlossen werden sollen, und eine solche Verfügung vom 7. Mai 1908 besagt, daß Verbandsmaterial in Krankenhäusern nicht wieder verwandt werden darf, sondern verbrannt werden muß.

Schließlich hat am 10. September 1910 die Stadt Oldenburg einen Desinfektor beauftragt, beim Beginn einer meldepflichtigen Krankheit das Pflegepersonal und den Haushaltungsvorstand darüber aufzuklären, wie im Verlauf einer solchen Krankheit die Bakterien in den Absonderungen der Kranken sachgemäß unschädlich gemacht werden können (Fortlaufende Desinfektion).

Ein Gesetz von großer Wichtigkeit hat der Landtag im Dezember 1910 angenommen, und die Regierung hat es am 28. April 1911 veröffentlicht, nämlich das Gesetz über die Krüppelfürsorge. Es bestimmt, daß die Unterbringung von Krüppeln zum Zwecke ihrer orthopädisch-chirurgischen Behandlung sowie zum Zwecke der Ausbildung und Erziehung nicht zu den Leistungen der Armenbehörde gehört, sondern Aufgabe der Amtsverbände ist. Bis zur Gründung eines eigenen Krüppelheims werden solche Kinder bereits seit 1908 in Oldenburg im Elisabeth-Kinderkrankenhause spezialärztlich behandelt und in bescheidenen Grenzen auch unterrichtet. — In der gesetzlichen Regelung der Krüppelfürsorge ist damit das Herzogtum allen anderen Bundesstaaten vorausgegangen.

Wir haben also gesehen, daß von allen Seiten auch bei uns, ebenso wie im großen Deutschen Reiche viel geschieht, um die gesundheitlichen Verhältnisse unserer Bevölkerung zu heben. Das ganze Zeitalter, in welchem wir leben, hat viel Sinn für diese Frage, es verlangt nach Aufklärung und ebenso nach Maßnahmen zur Hebung der Volksgesundheit.

Wir sind damit in der Lage, die anfangs mitgeteilten ungünstigen Momente zu mildern, zum Teil völlig auszugleichen, wie z. B. die systematische Inzucht, von welcher bei der gewaltigen Hebung des Verkehrs im ganzen Lande bald nicht mehr die Rede sein wird. Auch die so notwendige Abhärtung des Einzelnen wird Fortschritte machen, zumal uns auf der dem Lande vorgelagerten Insel Wangeroog eine Gelegenheit gegeben ist, die Heilwirkung der See für Abhärtung und Anregung des Stoffwechsels noch mehr nutzbar zu machen als bisher. Hunderte von Kindern erfahren schon jetzt jährlich die Wohltaten eines solchen Aufenthalts. Außerdem haben wir an der Festlandsküste in Jeverland und Butjadingen sowie am Jadebusen eine Reihe von Seebädern älteren und jüngeren Entstehungsdatums, welche weniger anspruchsvollen Badegästen dieselben gesundheitlichen Vorteile bieten, wie der

Landesbibliothek Oldenburg

Aufenthalt auf der Insel selbst. Ich erwähne nur Horumersiel, Hooksiel, Kniphausersiel, Dangast, Tossens und Fedderwardersiel.

Es wird allerdings nicht ausbleiben, daß neue Aufgaben für uns auftauchen werden. Die an der Weser gewaltig wachsende Industrie ist der Aufmerksamkeit der Gewerbeaufsichtsbehörde nicht entgangen.

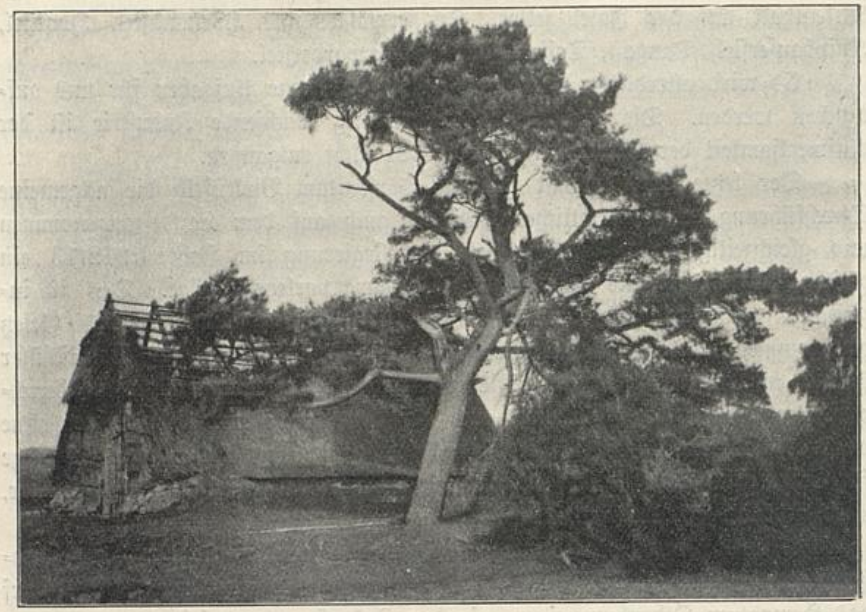
Der letzte Landtag hat für das Fürstentum Birkenfeld die allgemeine Durchführung der schulärztlichen Tätigkeit auch auf dem Lande angenommen und gleichzeitig einen Antrag, daß die Regierung im Jahre 1912/13 ein gleiches Gesetz für das Herzogtum Oldenburg vorlegen möge. Das ist inzwischen geschehen, und Anfang März 1913 hat der Landtag das Gesetz angenommen, welches die Gemeinden verpflichtet, jährlich alle Volksschüler ärztlich untersuchen zu lassen. Die weittragende Bedeutung allgemein durchgeführter schulärztlicher Tätigkeit auch auf dem Lande wird dem Lehrer ohne weiteres klar sein. Daß sie die Tuberkulosebekämpfung fördert, die Fürsorge für Schwachsinnige und Krüppel rechtzeitiger eintreten lassen wird, als bisher, wird nebenbei erreicht werden.

Wenn in demselben Sinne wie in den letzten 30 Jahren der gesundheitlichen Förderung Verständnis und Interesse entgegengebracht wird, darf das Herzogtum Oldenburg einer gesunden Zukunft entgegensehen.

Literatur.

1. Jahresberichte des Landesarztes und der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen.
2. Halbjahresberichte der Amtsärzte.
3. Statistisches Material des großh. statistischen Landesamts.
4. Das Deutsche Reich in gesundheitlicher und demographischer Beziehung. Festschrift, Verlag von Puttkammer u. Mühlbrecht, Berlin 1907.
5. Die Tuberkulose und die hygienischen Mißstände auf dem Lande. Prof. Dr. P. Jacob. Berlin, Heymanns Verlag 1911.
6. Die Tuberkulose-Sterblichkeit im Herzogtum Oldenburg in den Jahren 1901—1910. Med.-Rat Dr. Wulff, ärztl. Mitteilungen 1911, Nr. 8.
7. Ärztl. Rechtsbuch, Abt. Oldenburg. Vom Verf., 1909, Gebrüder Lüdeking, Hamburg.
8. Entwickelung der Krüppelfürsorge im Herzogtum Oldenburg, vom Verf., Zeitschr. für Krüppelfürsorge. Bd. IV, Heft 1.
9. Die Seuchenbekämpfung im Herzogtum Oldenburg außerhalb des Reichsseuchengesetzes, vom Verf. 1911. Littmann.
10. Fortlaufende Desinfektion. Vom Verf., Zeitschrift für Medizinalbeamte, Heft 6, 1911.
11. Führer durch die Reichsversicherungsordnung, Geh. Reg.-R. Düttmann, 1911, Verl. von Stephan Geibel, Altenburg.
12. Bericht über die Malariaepidemie 1907 in Wilhelmshaven u. Umgebung, Prof. Mühlens. Gustav Fischer, Jena.
13. Bericht über die Malariabekämpfung 1908—1909 in Wilhelmshaven und Umgebung, Prof. Mühlens, ebenda.
14. Geschichte des Wechselfiebers im Herzogtum Oldenburg, Dr. M. Roth. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenb., Band XV.

Landesbibliothek Oldenburg



Schafstall aus der Ahlhorner Heide.
Aufnahme von Maler Kaufhold in Dötlingen.

Wie unser Volk wohnt und baut.

Von Baurat **Rauchheld.**

Wer das Kartenmaterial der Vermessungsämter zu lesen versteht, dem wird es nicht entgehen, daß die Grundstücksverteilung und die Besiedelung innerhalb des Oldenburger Landes eine wesentlich verschiedene ist, und der aufmerksame Beobachter wird bald einen Zusammenhang zwischen dieser Besiedelung und der Bodenformation feststellen können. Auf der Geest finden wir neben Einzelhöfen Dorflagen, um welche herum streifenartig aufgeteilte Grundstückflächen gelagert sind (Gewanndörfer), in der reinen Marsch finden wir eine Einteilung in größere Blöcke oder Kämpe mit Einzelhöfen und dort, wo Marsch und Moor oder Marsch und Geest zusammenstoßen, eine Reihenbesiedelung.

Die ältesten Ansiedelungen, welche weit vor die Eindeichung hinaufreichen, sind wahrscheinlich am Rande der Geest entstanden. Für das in der Marsch weidende Vieh wurden Dammaufwürfe (Warfen, Wurten) zum Schutze gegen die aufsteigende Flut angelegt. Das Vieh fand auf diesen Warfen gleichzeitig Trinkwasser (Regenwasser) in Gruben. Schließlich gewöhnte man sich, auf diesen Warfen zu wohnen.*) Auch diese Wurtsiedelungen reichen schon in sehr alte Zeiten zurück, wie die Siedelungen in Blexen und Tossens, welche auf mächtigen Wurten angelegt worden sind, beweisen. Die Reihen-

*) s. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, II. S. 36.

Landesbibliothek Oldenburg

besiedelung der Marschen konnte erst nach erfolgter Eindeichung des Landes erfolgen, ist demnach als eine jüngere Siedelungsform anzusehen.

Dem Bauer liegt es ferne, einmal angelegte Grenzen zu verändern, weil jede Veränderung auf Jahre hinaus Unbequemlichkeiten und Aufwendungen mit sich bringt. Es läßt sich daher voraussetzen, daß die eigentümlichen Grundzüge der ersten Anlage wenigstens in gewissen Spuren nicht verschwinden konnten und an bestimmten Merkmalen noch aufzufinden und zu beurteilen sind. In den Hauptlinien der heutigen Ortslagen und Grundstücksverteilung innerhalb der Dorfschaften besitzen wir hinreichend sichere Anhaltspunkte für deren ursprünglichen Charakter. Nur in denjenigen Gemeinden, deren Grundbesitz verkoppelt ist, finden wir die Spuren der ersten Anlage nicht mehr wieder. Hier geben uns die auf den Vermessungsämtern aufbewahrten älteren Handrisse den erwünschten Aufschluß. — „In der Tat wandeln wir in jedem Dorfe gewissermaßen in den Ruinen der Vorzeit und zwar in Ruinen, die an Alter die romantischen Trümmer der mittelalterlichen Burgen und Stadtmauern weit hinter sich lassen. Bei jedem Schritt, überall in Hof und Feld, können wir Spuren der ältesten Anlage begegnen, und das Kartenbild der Besitzungen ist eine eigenartige Schrift, die uns Ideen und Zwecke der Begründer wie in Hieroglyphen übermittelt.“ *)

Mit der Besiedelung hängt eng zusammen der Hausbau. Auf diesem Gebiete ist das Oldenburger Land für den Forscher besonders anziehend, weil sich auf diesem Boden zwei Völkerstämme, Sachsen und Friesen, begegnen.**) So verschieden der Charakter und die Stammesgewohnheiten beider Völker sind, so verschieden sind auch die Hausformen. Man hat wohl versucht, das friesische Haus als eine Abart des sächsischen Hauses hinzustellen und einen innigen Zusammenhang zwischen beiden Hausbauten nachzuweisen; die Unterschiede zwischen beiden Bauweisen sind jedoch so groß, daß das friesische Haus als ein selbständiger Haustypus hingestellt werden muß. Beiden Haustypen ist nur gemeinsam, daß beide „Einbauten“ sind.

W. Peßler gibt in seinem Werke: „Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung“ die Grenzlinie zwischen dem niedersächsischen und friesischen Hause an. Sie läuft von Westen nach Osten für Nordwestdeutschland folgendermaßen:

„Links der Ems im Bourtanger Moor, Wesuwe, Haren, Altenberge, Rütenbrock; auf dem östlichen Ufer der Ems Lohe, Lahre, Oberlangen, Neusustrum, Sustrum, Walchum, Neudersum. Rechts der Ems kommen in Betracht Tinnen, Lathen, Melstrup, Fresenburg, Ahlen, Dörpen, Wippingen, Neu-Dörpen, Dewermühlen und Haar. Im Hümling: Wahn, Werpeloh, Spahn, Harrenstätte, Lorup, Börger, Neu-Börger, Breddenberg, Neu-Arenberg, Börgerwald, Esterwegen, Börgermoor, Bockhorst. Vom Kreise Leer ostwärts folgt die Typenscheide der oldenburgischen Landesgrenze über die großen

*) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, I. S. 28 f.

**) Eine größere Arbeit von A Rauchheld über das friesische und sächsische Haus in Oldenburg und Ostfriesland ist in Vorbereitung. Die beigefügten Abbildungen sind zum großen Teile dieser Arbeit entnommen.

Landesbibliothek Oldenburg

Moore. Die Bewohner des bekannten Saterlandes sprechen jetzt noch, wie ehedem, ihre altertümliche friesische Mundart, haben trotzdem aber von jeher sächsische Bauweise geübt, die erst in letzter Zeit der friesischen zu weichen beginnt. Mit Barßel, Lohe, Harkebrügge verläßt der Grenzsaum des Sachsenstiles das Amt Friesoythe und durchzieht jenseits der Aue das Amt Westerstede. In den Grenzorten dringt das Friesenhaus schon ein, so in Bokel, Hengstforde, Apen, Nordloh, Godensholt, weniger in Westerloyfeld, Lindern, Mansie, Halstrup, Linswege, Halsbeck, Eggeloge und Moorburg. Im Amte Varel sind Grenzdörfer Astederfeld, Neuenburg, Bohlenbergerfeld, Bohlenberge, Zetel, Driefel, Ellens, Blauhand. Bei Sande hört mit der schmalsten Stelle Oldenburgs und dem Ems-Jade-Kanal das Sachsenhaus auf." Die von Peßler bisher angegebene Grenzlinie ist im großen und ganzen noch heute richtig. Butjadingen, welches Peßler zum geschlossenen sächsischen Typengebiet rechnet, ist jedoch schon so stark mit friesischen Bauten besetzt, daß die Grenzlinie richtig gestellt werden muß. Dieselbe verläuft jenseits des Jadebusens von Seefeld über Esensham nach Kleinensiel. Jenseits der Weser in Landwührden ist rein sächsisches Gebiet.

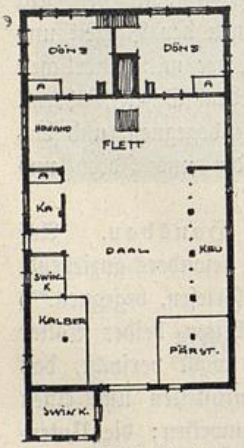


Abb. 1. Grundriß eines niedersächsischen Bauernhauses in Driefel (Grenzgebiet). 1 : 400.

Als Grenze des rein sächsischen Typus ist innerhalb des Großherzogtums Oldenburg folgende Linie festzustellen: Friesoythe, Edewecht, Westerscheps, Rostrup, Elmendorf, Helle, Gristede, Wiefelstede, Rastede, Loy, Großenmeer, Oldenbrok, Hammelwarden. Der Raum zwischen beiden Grenzlinien ist Mischgebiet mit alleiniger Ausnahme der Strecke Oldenbrok, Strückhausen, Frieschenmoor, Schweiburg, Schwei, Schweieraußendeich, Reitland, welche noch in überwiegendem Maße den sächsischen Haustyp bewahrt hat.

Wenden wir uns zunächst dem niedersächsischen Bauernhause zu, wie wir es südlich und südöstlich dieser Grenzlinie in unserem Lande finden. Als Beispiel möge der Grundriß eines in dem Grenzdorfe Driefel, unweit Zetel, stehenden niedersächsischen Hauses, aus dem 17. Jahrhundert stammend, dienen. (Siehe Abb. 1). Durch das Einfahrtstor (grode busch dör, grode vör dör, grode dör, netten dör, vördörn, langendör) (siehe Abb. 2) betritt man die Diele (daal, däl, dalle), zu deren beiden Seiten die Viehställe angeordnet sind. Im Hintergrunde der Diele befindet sich das „Flett" mit der Herdstelle noch heute, der ständige Aufenthaltsraum der Bewohner des Hauses. An der einen Außenwand des „flett" liegt der „unnerslag" und an der anderen Seite der „waschurt", die „wask", die „waskamer". Hinter dem „flett" schließen sich die Wohn- und Schlafräume, die „dörns, dönßen, staewen, stuw" an. Ursprünglich waren beim sächsischen Hause diese hinteren Wohnräume nicht vorhanden. Noch heute gibt es einige, allerdings nur sehr wenige, kleine Katen im Oldenburger Lande, in denen Mensch und Vieh in

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 2. **Niedersächsisches Bauernhaus aus Driefel (17. Jahrhundert).**
Aufnahme von Rauchheld.

einem einzigen Raume wohnen. Der viel gebrauchte Raum am Feuerherd, das „flett", hat häufig einen mit kleinen Kieselsteinen und Backsteinen gepflasterten Fußboden, der nicht selten recht schöne Muster zeigt. In den niedrigen Außenwänden des „flett" sitzen breite Fenstergruppen und die seitlichen Ausgangstüren: „siedeldör, tjegendör, sietendören, siedeldör, bäckedör."

Für das Äußere des niedersächsischen Hauses ist das weit herunterreichende, alles schützende Dach, welches im Norden des Herzogtums mit Reit, im Süden mit Stroh gedeckt ist, bezeichnend. Noch heute wird dies Dach von allen Landwirten als bestes Dach geschätzt, weil die Räume im Winter warm und im Sommer kühl sind. Der Giebel ist meist abgewalmt, in der Weise, daß oberhalb der Einfahrtstür das Dach schützend überhängt. (Siehe Abb. 3) Der Walm der beiden Giebel (ham, knick, kipp) geht steil in die Höhe und verläuft unter dem Heidebock, welcher sich als dicker Wulst über den ganzen First des Daches hinzieht. An dieser höchsten Stelle des Walmes unter dem Firste finden wir häufig die interessantesten Ausbildungen. Häufig nur ein in Reit und Heide eingedecktes Loch, welches dem Rauche des schornsteinlosen Hauses Abzug gewähren oder aber den Eulen gastfreien Einschlupf verschaffen soll (roklock, uhlenlock, uhlengat), häufig ein Giebeldreieck mit mannigfachem Zierat versehen (siehe Abb. 4), meist geschmückt mit einer durch den First ragenden Holzsäule oder im südlichen Münsterland zuweilen auch mit aus Brettern geschnittenen Pferdeköpfen. (Siehe Abb. 5).

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 3. **Niedersächsischer Bauernhof in Sage bei Großenkneten.**
Aufnahme von Anna Feilner, Oldenburg.

Die Außenwände des niedersächsischen Bauernhauses ruhen auf großen Granitfindlingen. Sie waren ursprünglich wohl durchweg aus Eichenfachwerk mit ausgestakten Lehmfachwerken errichtet, wie wir diese Häuser noch jetzt in Mengen auf der Geest finden, später wurden die Fache mit Ziegelsteinen, oft mit sehr schöner Musterung, ausgemauert und im Norden, vor allen Dingen in den Grenzgebieten, vollständig durch Mauerwerk ersetzt. Je weiter wir nach Süden gehen, eine um so reichere Ausbildung des Fachwerkes finden wir vor: die Vorder- und Hintergiebel sind oft mehrfach übereinander ausgekragt und mit reichem bildnerischen Schmuck versehen. In der Dammer Gegend ist der Walm seltener zu finden.

Im Innern des Hauses fesseln uns noch manche Einzelheiten: die in die Stubenwände eingebauten Alkoven, Wandschränke, Truhen und Schränke mit reichen Schnitzereien, der ganze Hausrat an Zinn und bemaltem Geschirr, an Stühlen und Tischen. Der Rauch zieht von der Herdstelle durch das ganze Haus. Über der Feuerstelle hängt unterhalb der Balkendecke ein merkwürdiges Gebilde, dessen Einzelheiten an die Formen aus altgermanischer Zeit erinnern, der Schlitten (släen, sleen, sleide, rokfank, rahm, rahmen), welcher etwaige Funken abfangen soll. Von diesem Schlitten hängt der Kesselhaken herab (kädelhaken, kätelhaken, setelhake, füerhaal); im Münsterlande ist der Kessel auch wohl an einem an der Stubenwand befestigten und beweglichen Balken (wennebohm) aufgehängt. „Der weite Raum der Einfahrt ist gleichsam ein bedeckter Marktplatz, um welchen herum Menschen und Vieh ihre besonderen Plätze angewiesen sind; er versammelt die Jugend nicht nur zu angestrengter Arbeit, sondern

Landesbibliothek Oldenburg

auch zu heiterem Tanz und Gelage". (Siehe Abb. 6.) (J. Knutzen, Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen.) Unser Landsmann Professor Bernhard Winter hat uns eine ganze Reihe von Bildern geschaffen, welche uns einen Einblick in das häusliche Leben der Bauern gewähren. (Siehe das Bild „Niedersächsischer Bauerntanz".)



Abb. 4. **Niedersächsisches Bauernhaus aus Wüsting.**

Die Futtervorräte liegen im sächsischen Hause oberhalb der Diele auf den starken eichenen Balken des von eichenen Ständern getragenen Baues (up'n balken). Langt der Platz nicht, um die Frucht unterzubringen, so wird wohl eine Nebenscheune (schün, schür, schüeren) gebaut, die in den Moormarschen meist seitlich von der Haupteinfahrt zum Hofe liegt. (Siehe Abb. 7.)

Leider verschwindet dieses schöne Sachsenhaus im Oldenburger Lande immer mehr und muß nach und nach dem friesischen Hause weichen. Bezeichnend für das Vordringen des letzteren ist eine Mitteilung, die H. Heddewig „Der Berg des Butjadinger Bauernhauses" (Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg XVII 1909) macht, daß noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts Butjadingen fast rein den sächsischen Typus gezeigt habe. Einzeln finden wir das Friesenhaus schon mitten in rein sächsischem Typengebiet.

Das friesische Haus ist ebenso wie das sächsische Haus ein Einbau und zwar ebenfalls ein Ständerbau. Während jedoch im sächsischen Hause das Hauptkennzeichen die Mittellängsdiele ist, ist dieser mittlere Raum aus Nützlichkeitsgründen ganz für die Futtervorräte bestimmt. Der Viehstall ist ganz auf eine Längsseite gerückt, die andere Seite nimmt die Diele ein, die jetzt aber nicht mehr als Aufenthaltsraum, sondern nur als Einfahrt und Arbeitsstätte dient. (Siehe Abb. 8.) Die Wohnräume liegen ganz getrennt vom

Landesbibliothek Oldenburg

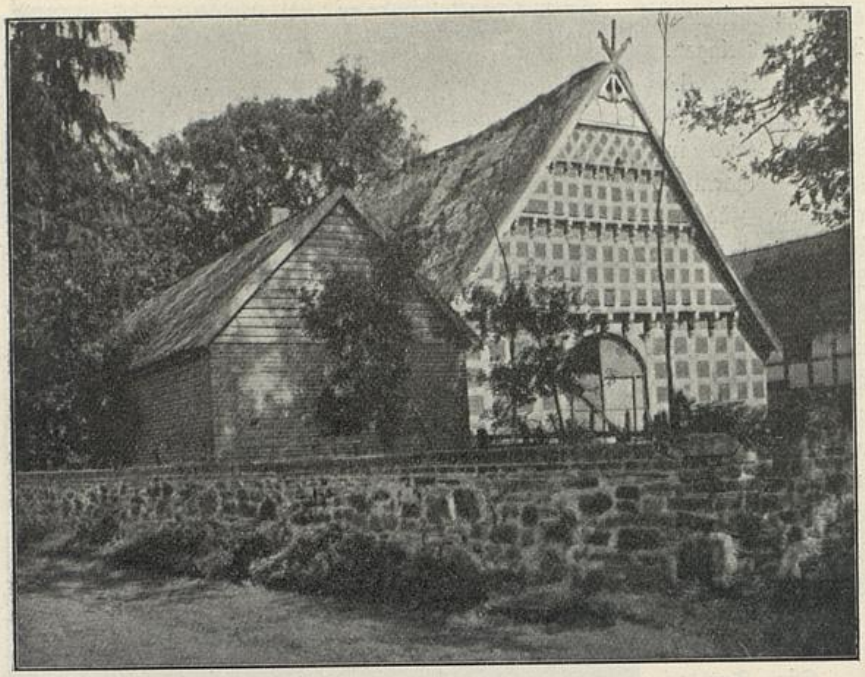


Abb. 5. **Niedersächsisches Bauernhaus aus Damme.**
Aufnahme von Herm. Chr. Büsing, Oldenburg.

eigentlichen Stall- und Scheunenraum an einem Ende des Gebäudes. So grundverschieden, wie die Grundrißaufteilung des friesischen und sächsischen Hauses ist, so grundverschieden ist auch die Konstruktion des Bauwerkes. Unter Vermeidung jedes Balkenwerkes schafft sich der Friese einen möglichst freien Raum, in welchem er die Frucht unterbringen kann (kack, gulf). Zum Teil waren die Bewohner der Marschen zu dieser wenig Holz erfordernden Bauart durch die Holzarmut der Niederung gezwungen, zum Teil waren die wirtschaftlichen Vorteile, welche diese Bauart mit sich brachte, bestimmend, indem durch die große Ausnutzung des Raumes Nebengebäude überflüssig und gleichzeitig Arbeitsersparnisse in hohem Maßstabe erzielt wurden. Die Zerrissenheit der Anlage brachte jedoch den großen Nachteil der Unübersichtlichkeit. Auch die Art der Viehaufstellung ist bei den Friesen eine andere, als bei den Sachsen; während auf der sächsischen Diele das Vieh mit den Köpfen zur Diele hin steht, ist es im friesischen Stalle mit den Köpfen zu den Längswänden gestellt, so daß man beim Betreten des Mittelganges das Vieh von rückwärts sieht. Auch für diese Einrichtung werden wieder wirtschaftliche Gründe maßgebend gewesen sein, weil der Dünger schneller aus dem Stalle zu entfernen war. Auffallend ist nur, daß sämtliche friesische Bauten im Butjadingerlande die sächsische Viehaufstellung: „Kopf zum Mittelgang" übernommen haben.

Auf Schönheit der Durchbildung im einzelnen haben die Friesen nicht viel Gewicht gelegt. Breit gelagert, gleichsam vor dem Winde sich duckend,

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 6. **Diele eines niedersächsischen Bauernhauses aus Driefel (17. Jahrhundert.)**
Aufnahme von Rauchheld.

liegen die Bauten in der großen Ebene. (Siehe Abb. 9, Abb. 10.) Oberhalb des Vordergiebels mit der seitlichen Einfahrt (burser dor, busder dör) findet sich stets der meist tief heruntergehende Walm (wulfdack), der in ältesten Zeiten in der Spitze noch ein Giebeldreieck oder eine Öffnung zeigte (katgewel). Das niedriger angebaute Wohnhaus enthielt die Küche (köken) und einige angebaute Wohn- und Schlafräume (stuw, piesel) mit eingebauten Alkoven (alcoben, alcaben, durk). Als Entschädigung für die schlichte Ausbildung des Hauses sind die Stuben oft mit reizvollen Schnitzereien versehen und mit mannigfachem Hausrat ausgestattet. Wohnhaus und Scheune sind durch einen Gang, von dem aus Seitentüren ins Freie führen, getrennt.

Auch die Ortsbilder spiegeln denselben Eindruck wieder, wie die Einzelhäuser: im Sachsenlande malerische, reizvoll gebildete Ecken und Winkel (siehe Abb. 11), im Friesenlande nüchtern aneinandergereihte oft niedrige Häuschen (Siehe Abb. 12).

Im Sachsengebiet sind noch nachzutragen die malerischen Schafställe der Heide. (Siehe Kopfleiste.) Nur noch wenige Stücke sind im Lande zu finden, da mit der Aufgabe der Schafzucht und der fortschreitenden Kultivierung der Heide auch diese einzig schönen Bauten verschwinden. Auf niedrigem Feldsteinsockel erhebt sich das strohgedeckte Dach, welches den Schafen Schutz gegen die Unbilden der Witterung bietet. Auch die Einfriedigungen der

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 7. **Sächsischer Bauernhof aus der Wesermarsch.**
Aufnahme von Feilner & Mohaupt, Oldenburg.

Bauernhöfe der Geest sind der Beachtung wert: oft als breite Erdwälle, häufig aber auch als Steinwälle errichtet, bilden sie eine unverrückbare Grenze und schließen das weidende Vieh sicher ein.

Wahrlich, unser Oldenburger Bauernhaus ist wohl der Beachtung wert; wir haben in unseren Bauernhäusern Kulturdenkmäler von solch großer Bedeutung, daß wir sie behüten sollten gegen rohe Eingriffe oder willkürliche Zerstörung. Wenn wir das Land und die Dörfer durchwandern, erfreuen diese Bauernhäuser uns durch die Ruhe und Gelassenheit, mit welcher sie in der Landschaft liegen und der sie sich so harmonisch eingliedern. Wir machen es uns kaum klar, daß der Zauber, den diese Bauten auf uns ausüben, in der Einfachheit und Natürlichkeit beruht, mit der sie errichtet sind. Die niedrigen Seitenwände, das hohe schützende Stroh- oder Reitdach mit dem charakteristischen First, breite niedrige weißgestrichene Fenster, deren Erscheinung durch die grünen Klappläden noch an Breite gewinnt, all diese Einzelheiten tragen dazu bei, uns diese alten Bauten so traulich zu machen.

Umso wunderbarer ist es, daß die Gemeinden sich nicht rühren, wenn Unverstand diese ruhige Schönheit antastet oder gar wohl vernichtet, wenn mitten in einem Dorfe unter den malerischen Bauerngehöften ein Neubau mit unruhigen Formen, grellen Farben ohne Einklang mit der Umgebung errichtet wird. Wie ein frecher Geselle steht solch ein Neubau in seiner ehrwürdigen Umgebung. Das neue Verunstaltungsgesetz, welches den Gemeinden Gelegenheit geben könnte, gegen jede Beeinträchtigung des Orts-, Straßen- oder Landschaftsbildes Vorkehrungen zu treffen, findet im Oldenburger Lande seitens der Gemeinden unerklärlicher Weise keine Anwendung.

„Da hört man oft die Phrase: ja, zum Wohnen mag das neue Haus aber doch das bequemere sein. Ein solches Wort beweist vollkommene Verständnislosigkeit für die Bedeutung unserer Fragen. Man kann nicht gerechter-

Landesbibliothek Oldenburg

weise ein verschmutztes und verwahrlostes Haus mit einem eben fertig gewordenen, noch sauberen vergleichen und daraus schließen wollen, die neue Bauweise sei besser; denn es handelt sich hier doch nicht um eine Frage des baulichen Zustandes, sondern um eine Frage der Bauformen, also um eine Stilfrage. Tatsächlich sind die neuen Häuser, ganz abgesehen von ihrer jämmerlichen Außenseite, selten so gut für die Wohnzwecke durchgebildet, als die besseren alten Häuser. In Wahrheit hat es noch nie ungemütlichere, weniger proportionierte Zimmer gegeben, als in diesen Erzeugnissen des Mietskasernenstils. Und die Vorteile der modernen Technik und Hygiene, wie z. B. Kanalisation, Wasserleitung, elektrische Beleuchtung haben ja mit der Erscheinung unserer häßlichen Neubauten nichts zu tun. Vielmehr treten sie einfach hinzu. Sie könnten ebenso gut zu einem Hause, das die vortreffliche Gestaltung jener alten Bauten besitzt, hinzutreten". Diese Worte sind der vortrefflichen Schrift von Paul Schultze-Naumburg, „Die Entstellung unseres Landes", entnommen, einer Schrift, die jeder, der zu bauen beabsichtigt, vorher lesen sollte.*)

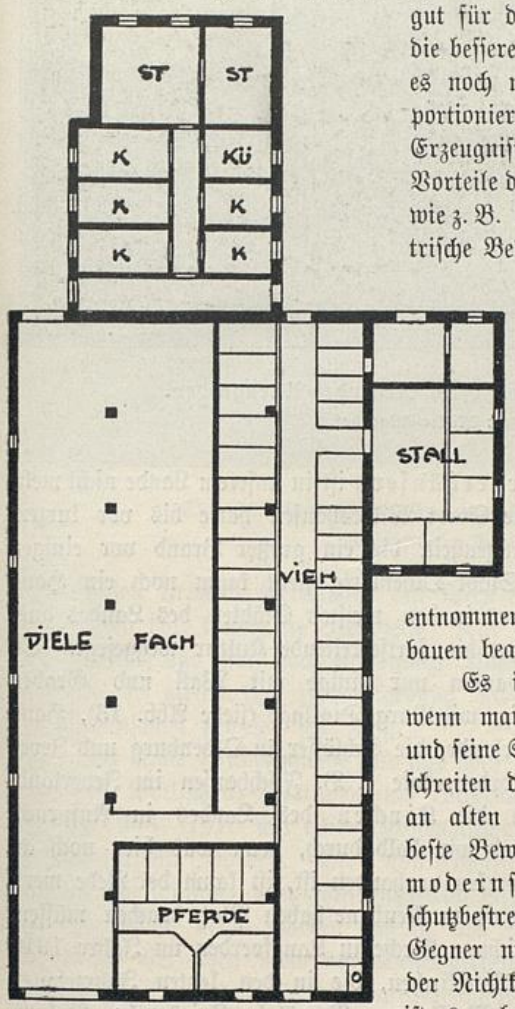


Abb. 8. **Friesisches Bauernhaus in Neuender-Altengroden.**
Besitzer: Müller-Allinenhof, 1 : 400.

Es ist eine durchaus irrige Ansicht, wenn man glaubt, daß der „Heimatschutz und seine Schutztruppe" sich gegen das Fortschreiten der Kultur sträubte und einseitig an alten Bauformen kleben bliebe. Der beste Beweis ist der, daß gerade unsere modernsten Baukünstler die Heimatschutzbestrebungen unterstützen und die Gegner nur im Lager der „Nichtkönner, der Nichtkünstler" zu finden sind. Diesen ist es unbequem, die alten Geleise zu verlassen, meist auch unmöglich, die Forderungen des Heimatschutzes zu erfüllen. Man kann nicht von jedem Handwerker verlangen, daß er selbständige künstlerische Leistungen vollbringt; wer dies nicht vermag, der soll sich aber nicht überheben und nicht den Versuch machen, selbst zu erfinden. Er sei so vernünftig und baue in den Formen heimatlicher Bauweise, dann wird er Bauten schaffen, die immer anständig aussehen werden.

*) Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Meiningen (Assessor Fritz Koch).

Landesbibliothek Oldenburg

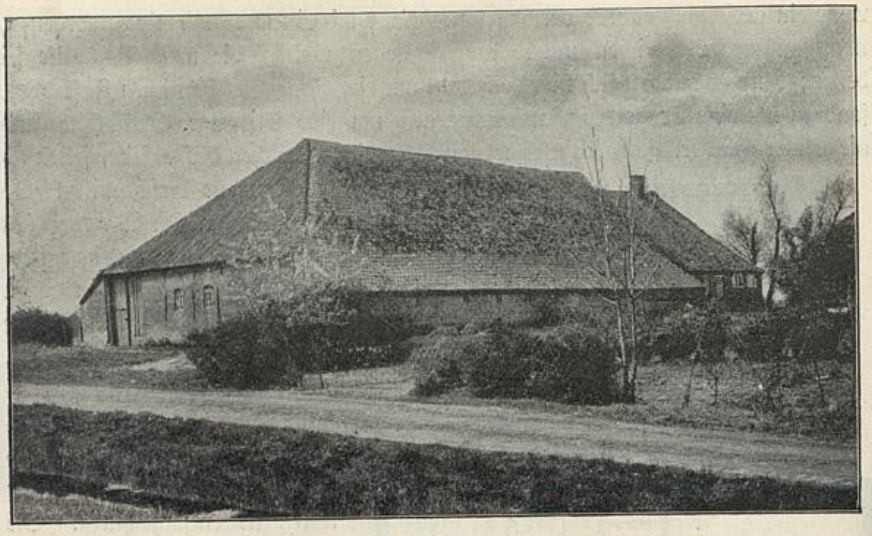


Abb. 9. **Friesischer Hof in Neuender-Altengroden.**
Besitzer: Müller-Alinenhof.

Von älteren städtischen Bürgerhäusern ist in unserem Lande nicht mehr viel übrig geblieben. Die kleine Stadt Wildeshausen hatte bis vor kurzem noch manche Zeugen alter Vergangenheit, die ein großer Brand vor einigen Jahren verzehrt hat. In der Stadt Oldenburg steht kaum noch ein Haus aus alter Zeit, und ebenso sieht es in den meisten Städten des Landes aus. Was der Brand verschont hat, hat die fortschreitende Kultur weggefegt. So bleiben denn von den Profanbauten nur einige mit Wall und Graben umgebene feste Herrensitze übrig, wie Burg Dinklage (siehe Abb. 13), Haus Füchtel, Haus Welpe im Münsterlande, die Schlösser in Oldenburg und Jever und einige Häuptlingssitze im Norden, wie z. B. Fischhausen im Jeverland.

Großes Interesse nehmen die Kirchen des Landes in Anspruch. Durch den Süden des Landes sind wir bald durch, denn was hier noch an bemerkenswerten kirchlichen Bauwerken vorhanden ist, ist kaum der Rede wert. Als eine der letzten Kirchen, die einem Neubaue haben Platz machen müssen, ist die aus Granitfindlingen errichtete Kirche in Langfoerden im Jahre 1910 gefallen. Es waren prächtige Dorfkirchen, die in den letzten Jahrzehnten abgebrochen worden sind, wie in Mollbergen, Ramsloh, Friesoythe, Bakum, Goldenstedt, Neuenkirchen, Damme und Vestrup; andere Kirchen sind schon in früherer Zeit frommem Eifer zum Opfer gefallen. Die Kirchen in Altenoythe und in Oythe werden jetzt wohl die einzigen Granitkirchen des Münsterlandes sein, welche uns noch erhalten sind. Hoffentlich werden uns wenigstens diese letzten Reste einer alten Kultur erhalten.

Von der früheren reichen Ausstattung dieser Kirchen gab uns die abgebrochene Dammer Kirche die beste Vorstellung. Aber genau so, wie es die Bauern mit ihrem von ihren Vätern ererbten Hausrat gemacht haben, haben

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 10. **Friesischer Hof in Wüppels (Wohnteil).**
Aufnahme von Rauchheld.

es auch viele kirchliche Gemeinden mit ihren Ausstattungsstücken gemacht: Wer am meisten bot, konnte sie erhandeln. Nur die Taufsteine hat man geschont; das Münsterland hat noch eine ganze Anzahl aus romanischer Zeit, welche alle eine so gleichartige Formengebung haben, daß der Ursprung derselben ein gemeinsamer gewesen sein muß.

Im Amte Wildeshausen sind uns noch eine Anzahl alter Kirchen erhalten geblieben, Dötlingen, Huntlosen und Wildeshausen. Letztere Kirche ist in den Jahren 1908—1910 mit einem Kostenaufwande von ungefähr 147 000 Mark wiederhergestellt worden. Die Wiederherstellung ist abweichend von dem Schema puritanischer oder wissenschaftlich historischer Richtung in rein künstlerischem Sinne gelöst worden und ist als solche zu den ersten von Erfolg begleiteten Versuchen moderner Denkmalspflege in Deutschland zu rechnen. Nicht minder wertvoll für die Kulturgeschichte des Landes ist die kleine reizvoll unter alten Bäumen versteckte Kirche in Huntlosen, welche Abb. 14 wiedergiebt. Beide Bauten sind Backsteinbauten des 13. Jahrhunderts. Näheres über vorstehende Bauwerke ist in den Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogtums Oldenburg zu finden, sowie in der Arbeit von A. Former „Die Wiederherstellung von Bauten im 19. Jahrhundert".

Von den Kirchen des Amtes Oldenburg sind wohl die in Rastede und in Wiefelstede (siehe Abb. 15) die bemerkenswertesten, besonders die letztere, nur wenig bekannt, verdient ganz besondere Beachtung als alte wohlgefügte Granitkirche. Mit den Kirchen des Ammerlandes haben beide den frei neben der

Landesbibliothek Oldenburg

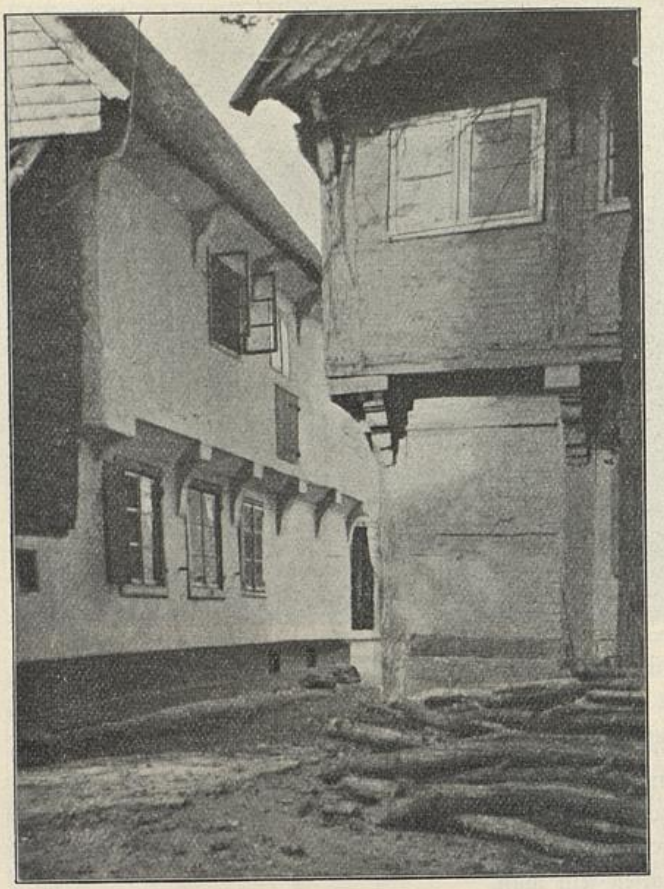


Abb. 11. **Malerische Häusergruppe aus Dinklage (sächsische Bauart).**

Aufnahme von Rauchheld.

Kirche errichteten Glockenturm gemeinsam, wie wir solche in Apen, Edewecht, Westerstede und Zwischenahn finden. Alle diese Kirchen sind kleine einschiffige Dorfkirchen mit zum Teil köstlicher, wohl erhaltener Ausstattung. In Apen und Rastede stoßen wir zum ersten Male auf Arbeiten eines bedeutenden Bildhauers des 17. Jahrhunderts: Ludwig Münstermann. Die Kanzeln der beiden Dorfkirchen stammen von seiner Hand, reich geschnitzte Arbeiten mit meisterhaft ausgeführtem figürlichen und ornamentalen Schmuck. Die Kirche in Rastede gewinnt noch besondere Bedeutung, weil sie die einzige Kirche ist, welche unter dem Chore eine vom Innenraum zugängige Krypta hat; in ihr ist der Grabstein des Grafen Moritz aufgestellt.

Unter den Kirchen des Amtes Varel zieht uns die Kirche in Varel am meisten an, nicht sowohl wegen der äußeren Erscheinung, als durch ihre überaus reiche Ausstattung mit Werken des Meisters Ludwig Münstermann. Schon in Rastede sind wir ihm begegnet, so daß es sich wohl lohnt, seinen Spuren nachzugehen. Nach einer Inschrift an der Kanzel in Rastede ist er hier im Jahre 1612 gewesen. Auf welche Weise er hierher gekommen ist, steht nicht fest. Nicht ausgeschlossen ist es, daß er durch die in der Stadt Oldenburg zu der Zeit herrschende große Bautätigkeit am Schloßbau Anton Günthers (1607—1615) mit anderen Bildhauern von auswärts zugezogen war. Er stammte nach einer Inschrift in der Kirche in Hohenkirchen aus

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 12. **Hafen in Hooksiel (friesische Bauart).**

Hamburg. Von Rastede ist er weiter nach Varel gewandert und hat hier längere Zeit lohnende Beschäftigung gefunden. Er hat hier den Auftrag erhalten, die ganze Kirche neu auszustatten, Kanzel, Altar, Taufstein und Emporen sind von ihm hier errichtet. Nach einer Inschrift an der Kanzel war er hier von 1614—1618.

Einen ebenso lohnenden Auftrag hat er für Hohenkirchen erhalten. Der reich bewegte Altar, die üppige Kanzel und der Taufsteindeckel stammen von seiner Hand (1620—28). Zu gleicher Zeit schaffte er seine wertvollen Arbeiten in Rodenkirchen (1620—31): Altar und Kanzel (siehe Abb. 16). Die Aufträge häuften sich jetzt für Münstermann, der einen großen Ruf als Künstler bekommen haben mußte, sehr, denn wir finden von ihm Arbeiten in Schwei, Golzwarden (1633), Eckwarden (1632), Tossens (1632) und Langwarden (1633) sowie Abbehausen (undatiert). 1636 finden wir noch eine Arbeit von ihm in Holle, ebenso stammt noch die Kanzel in Blexen (1638—41) von ihm, sowie die nicht datierte Kanzel in Altenesch. Es hat ihm nicht widerstrebt, für diese Kanzel eine Figur, die er schon am Vareler Altar angebracht hatte, zu wiederholen. Die Arbeiten in der Kirche zu Berne (1640, 1658) haben im Aufbau solch' große Verwandtschaft mit Münstermannschen Arbeiten, daß dieselben mit Sicherheit seinen Söhnen und Schülern zugeschrieben werden können. Die von Münstermann geschaffenen Arbeiten sind so bedeutend, daß sie wie kostbare Kleinodien gehütet werden müssen.

Unter den Kirchen zur Weser hin finden wir zum Teil recht stattliche Bauwerke. Schon Ganderkesee hat eine dreischiffige Hallenkirche, ebenso Bardewisch und Berne. Der Einfluß Bremens ist hier unverkennbar. Wenn auch

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 13. **Burg Dinklage.**
Aufnahme von Rauchheld.

die Kirche in Schönemoor nicht zu diesen stattlichen Bauten gehört, so muß sie doch als ganz besonders schönes und eigenartiges Bauwerk (siehe Abb. 17) erwähnt werden.

Zwei Kirchen Butjadingens müssen besonders erwähnt werden, die alte Kirche in Blexen und die in Langwarden. Beide Kirchen sind aus dem im hohen Norden selten vorkommenden rheinischen Tuffstein erbaut, der sich sonst nur noch bei der Kirche in Schortens (Jeverland) findet.

Gemeinsam für eine ganze Reihe von Marschkirchen sind die gedrungenen, dem Westgiebel oft vorgelagerten, zuweilen auch freistehenden Glockentürme. Hohe, spitze Türme, wie wir sie infolge des bremischen Einflusses an der Weser in Blexen, Berne, Ganderkesee finden, sind in der Marsch sonst nicht bekannt.

Eine Ausnahmestellung nimmt die Ruine des ehemaligen Cisterzienserklosters in Hude ein. Wir sind ganz überrascht, an dieser abseits gelegenen Stelle ein köstliches Beispiel edelster Backsteinarchitektur zu finden, welches so sehr an die Backsteinbauten der Mark Brandenburg erinnert, daß wir einen Zusammenhang mit den märkischen Bauten wohl annehmen dürfen. Aus den noch erhaltenen Resten können wir mit ziemlicher Sicherheit eine dreischiffige Kreuzkirche mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen und dem für die Bauten der Cisterzienser Mönche charakteristischen geradlinigen Chorschluß feststellen. (Näheres Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg Bd. 4.) Überaus fein gegliederte Profile, besonders an den Rippen der Gewölbe und

Landesbibliothek Oldenburg

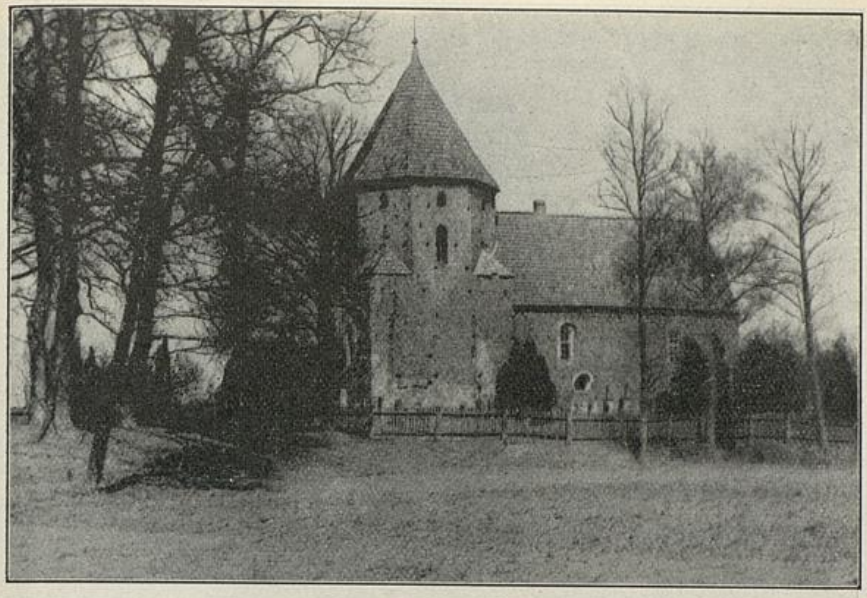


Abb. 14. **Kirche in Huntlosen.**
Aufnahme von Kaiserl. Reichsbankbuchhalter Stockmar in Bremen.

den Fensterlaibungen, bewundernswert modellierte Kapitäle und Konsolen machen das architektonisch reich aufgelöste Bauwerk besonders beachtenswert. In der noch heute gut erhaltenen Pfarrkirche in Hude haben wir manche Anhaltspunkte, die uns die Rekonstruktion der Klosterkirche erleichtern.

Die kirchlichen Bauten des Jeverlandes haben fast durchweg den Zug monumentaler Einfachheit und Größe gemeinsam. Man staunt, wenn man vor diesen aus festgefügten Granitquadern in einfachsten Formen errichteten Bauwerken steht. Die hochgelegenen Fenster, die Spuren einstiger Umwallung des Kirchhofes und die noch erkennbaren Vertiefungen der Türnischen, welche die Balken, durch welche die Kirchentüren verrammelt wurden, aufnahmen, deuten darauf hin, daß wir hier Festungskirchen vor uns haben, die den Bauern in Zeiten ernster Gefahr sicheren Schutz boten. (Die Butjadinger Kirchen waren genau so eingerichtet.)

Waddewarden, Sillenstede, Sengwarden (siehe Abb. 18), Tettens, Hohenkirchen gehören zu den größten der Jeverländischen Kirchen. Sie liegen sämtlich auf hohen Wurten. Der gedrungene abseits der Kirche stehende Glockenturm ist eine Besonderheit dieser trotzigen friesischen Bauten.

Betreten wir das Innere dieser Kirchen, so staunen wir über die Eigenart der Ausstattung. Reich geziertes Kastengestühl, farbig bemalte Emporen, in naiv bäuerlichen Formen gebildete Kanzeln und Altäre, aus romanischer und gotischer Zeit stammende Taufsteine und mit Hausmarken bedeckte Grabplatten, in der Ecke ein reich gestickter Klingelbeutel und noch viele andere Ausstattungsgegenstände fesseln unseren Blick. Auf den Kirchhöfen fällt uns die Mannigfaltigkeit der Grabsteine auf, deren Inschriften und Hausmarken ein noch dankenswertes Feld für neue Forschung abgeben. Leider ist der Zauber

Landesbibliothek Oldenburg



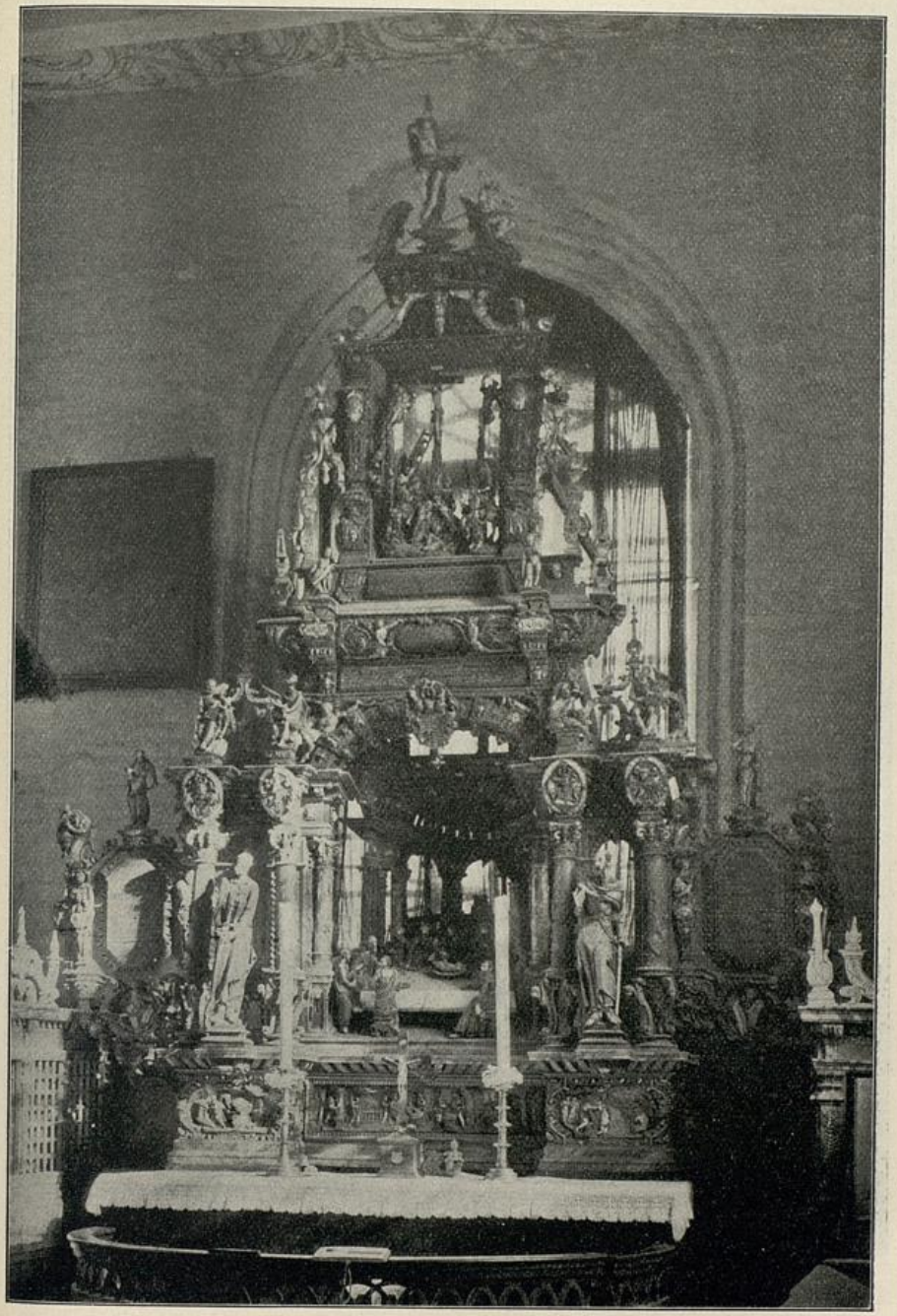
Abb. 15. **Kirche in Wiefelstede.**
Aufnahme von L. Fischbeck, Oldenburg.

dieser Friedhöfe durch die jammervollen Grabsteine unserer Zeit, welche geschäftskundige Unternehmer in den Handel gebracht haben, fast vernichtet. Eine Veredelung unserer Friedhofskunst tut bitter Not.

Die meisten der jeverländischen Kirchen haben jetzt eine flache Holzdecke. Wie Spuren in Sengwarden, Wiarden und Waddewarden beweisen, waren diese Kirchen früher gewölbt. Die Kirchen in Sande, Pakens und Fedderwarden sind noch heute gewölbt. Der wenig tragfähige Kleiboden der Marsch gab aber unter der Last der schweren Kirche nach, besonders, wenn ein heißer Sommer den Boden vollkommen austrocknete und rissig machte. So können wir uns nicht wundern, wenn viele Kirchenwände mit eisernen Ankern dicht bedeckt sind, wenn manche Kirchen keine Gewölbe mehr haben und andere von Anfang an gleich Holzdecken erhalten haben. Wie verheerend eine solche Trockenheit selbst auf alte Bauwerke in der Marsch einwirken kann, haben wir im Sommer 1911 erleben können, in welchem viele ältere Bauwerke starke Risse erhielten. Der Chor der Kirche in Middoge ist aus diesem Grunde im Jahre 1912 abgetragen und jetzt neu erbaut worden.

Weil notgedrungen manche Kirchen auf die schöne Wirkung eines Gewölbes verzichten mußten, suchte man Ersatz dadurch, daß die Holzbalkendecken eine reiche farbige Behandlung erhielten. Die Decke der Kirche in Sengwarden, welche 1904 erneuert werden mußte, hat eine Bemalung nach dem Vorbilde

Landesbibliothek Oldenburg



Aus: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg.

Abb. 16. **Altar in Rodenkirchen.**
(Ludwig Münstermann.)

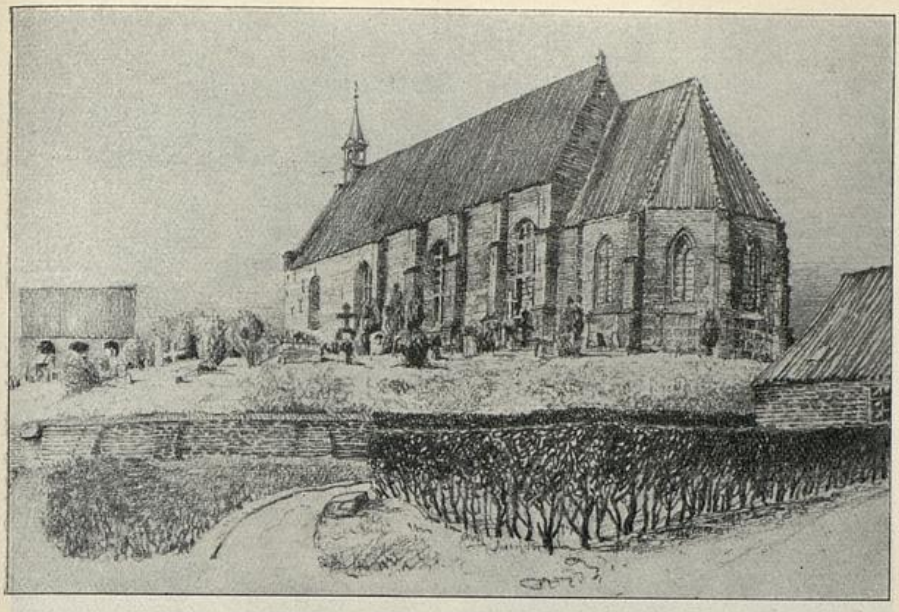
Landesbibliothek Oldenburg



Aus: Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg.

Abb. 17. **Kirche in Schönemoor.**

Landesbibliothek Oldenburg



Aus: Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg.

Abb. 18. **Kirche in Sengwarden.** (Auf hoher Wurt gelegen.)

der alten Decke erhalten. Die letzte noch ganz unberührte Decke haben wir in der Kirche in Tettens vor uns*); alle übrigen Balkendecken haben im Laufe der Jahre ihre einstige reiche Bemalung verloren und hierdurch wesentlich an Raumstimmung eingebüßt. Neuende hat erst vor kurzer Zeit durch den Maler G. K. Rohde in Bremen eine reiche Decke erhalten, und auch Oldorf und Abbehausen wollen folgen.

Die Stadt Jever kann stolz darauf sein, 2 Baudenkmäler zu besitzen, welche weit in der Welt bekannt sind: die Renaissancedecke im Schlosse und das Edo-Wimmeken Denkmal (siehe Abb. 19) im Chor der Stadtkirche in Jever. Beide Arbeiten stammen aus dem 16. Jahrhundert. Sie haben schon manchen Künstler und Kunstgelehrten zu eifrigen Studien und Forschungen veranlaßt und werden ihre Anziehungskraft auch nicht verlieren. Auch das Rathaus in Jever ist ein köstliches Überbleibsel des 17. Jahrhunderts. Daß in der Stadt Jever im 18. Jahrhundert eine leider nur für kurze Zeit blühende Porzellanfabrik bestanden hat, soll hier wenigstens erwähnt werden.

Wenn wir diesen reichen Schatz heimischer Baukunst und heimischen Kunstgewerbes überschauen, so müssen wir bedauernd manche Lücke feststellen. Im Norden des Herzogtums haben Brände unter den Bauernhäusern so gewütet, daß wir kaum Bauten finden, die älter sind als 100 Jahre, allenfalls

*) Bedauerlicherweise ist diese Decke im Jahre 1912 trotz des Denkmalschutzgesetzes zu einem Drittel entfernt und durch neue Dielen ersetzt worden, welche der Einfachheit halber mit grauer Farbe gestrichen wurden. Auch das 20. Jahrhundert ist von Barbarei noch nicht frei.

Landesbibliothek Oldenburg

Abb. 19.
Das Edo Wimmeken-Denkmal in der Kirche zu Jever.



Aus:
Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg

einige im Jeverlande. Nur auf der Geest finden sich Bauernhöfe, die ein hohes Alter aufweisen können. Der Geestbauer war auch nicht so leicht bereit, die alten Bauten durch neue zu ersetzen wie der Marschbauer, weil er nicht das Geld zum Bauen hatte. Ganz betrüblich aber sieht es mit den Erzeugnissen heimischen Kunstgewerbes aus; es ist kaum noch ein gutes Stück im Lande zu finden. Will man oldenburgischen Hausrat studieren, so muß man in die Museen gehen, deren Leiter zeitig genug den bedeutenden Wert des oldenburgischen Kunstgewerbes erkannt haben.

Ist es doch noch vor ganz kurzer Zeit vorgekommen, daß eine Kirchengemeinde des Südens ein wertvolles Chorgestühl an ein süddeutsches Museum, ein bedeutendes Altargerät aus frühgotischer Zeit an ein norddeutsches Museum verkauft hat. Darf man dann den Händlern einen Vorwurf machen, wenn sie ganze Waggonladungen oldenburgischen bäuerlichen Hausgerätes ausführen? Warum soll der Händler nicht verdienen, wenn selbst Kirchengemeinden ihr Geschäft machen?! Wie unverständig auf diesem Gebiete vorgegangen wird, zeigt ein Fall, der sich erst jetzt (1913) ereignet hat. In Cloppenburg wird ein Haus niedergerissen, in welchem eine reich bemalte Tapete seit Erbauung des Hauses gesessen hat. Die Tapete wird einem kunstliebenden Herrn aus der Gegend für 100 Mark angeboten. Gekauft wird sie von einem Händler für 300 Mark, und die Denkmalschutzbehörde muß den hohen Preis von 600 Mark bezahlen, damit dies Stück oldenburgischen Kunstgewerbefleißes dem Lande erhalten bleibt.

Der oldenburgische Landtag hat zum Glück eingesehen, daß es die höchste Zeit war, Gesetze einzuführen, die dem Schutze der Landschaft, des Orts- und Straßenbildes sowie dem Schutze unserer Natur- und Baudenkmäler dienen. Man hat nicht gewartet, bis erst die übrigen Bundesstaaten mit der Einführung derartiger Gesetzgebung vorgingen, sondern hat auf Anregung aus dem Landtage heraus 2 Gesetze geschaffen, die von solch großer Bedeutung sind, daß ihr Wortlaut weiteste Verbreitung verdient, um so mehr, da noch heute, trotzdem diese Gesetzgebung erlassen ist, Verstöße gröbster Art vorkommen.

Gesetz für das Großherzogtum Oldenburg gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden.

Oldenburg, den 11. Januar 1910.

§ 1.

Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten, baulichen Änderungen und Einfriedigungen ist zu versagen, wenn dadurch Straßen oder Plätze der Ortschaft oder das Ortsbild gröblich verunstaltet werden würden.

§ 2.

Durch Gemeindestatut kann für bestimmte Straßen und Plätze von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung vorgeschrieben werden, daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen zu versagen ist, wenn dadurch die Eigenart

Landesbibliothek Oldenburg

des Orts- oder Straßenbildes beeinträchtigt werden würde. Ferner kann durch Gemeindestatut vorgeschrieben werden, daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung baulicher Änderungen an einzelnen Bauwerken von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung und zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen in der Umgebung solcher Bauwerke zu versagen ist, wenn ihre Eigenart oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde.

Wenn die Bauausführung nach dem Bauentwurfe dem Gepräge der Umgebung der Baustelle im wesentlichen entsprechen würde und die Kosten der trotzdem auf Grund des Gemeindestatuts geforderten Änderungen in keinem angemessenen Verhältnisse zu den dem Bauherrn zur Last fallenden Kosten der Bauausführung stehen würden, so ist von der Anwendung des Gemeindestatuts abzusehen.

§ 3.

Der Gemeindevorstand ist befugt, Reklamezeichen aller Art sowie sonstige Aufschriften, Anschläge, Abbildungen, Bemalungen, Schaukästen und dergleichen innerhalb des Gemeindebezirks zu verbieten, wenn sie geeignet sind, Straßen, Plätze oder einzelne Bauwerke, das Ortsbild oder das Landschaftsbild zu verunstalten.

Der Gemeindevorstand kann ferner das dauernde Ablagern von alten Gebrauchsgegenständen und von Materialabfällen an Stellen, an denen hierdurch das Straßen-, das Orts- oder das Landschaftsbild gröblich verunstaltet werden würde, verbieten oder verfügen, daß die Ablagerung durch eine geeignete Umfriedigung den Blicken der Öffentlichkeit entzogen wird.

§ 4.

Durch Gemeindestatut können für die Bebauung bestimmter Flächen wie Landhausviertel, Badeorte, sowie für Bauten an einzelnen Straßen besondere über das sonst baupolizeilich zulässige Maß hinausgehende Anforderungen gestellt werden.

§ 5.

Der Beschlußfassung über das Gemeindestatut hat in den Fällen der §§ 2 und 4 eine Anhörung Sachverständiger vorauszugehen.

§ 6.

Sofern in dem auf Grund des § 2 erlassenen Gemeindestatut keine anderen Bestimmungen getroffen werden, sind vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung Sachverständige zu hören.

§ 7.

Das Ministerium des Innern im Herzogtum Oldenburg, die Regierungen in den Fürstentümern Lübeck und Birkenfeld sind befugt,

1. zur Verhinderung der Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden die Anbringung solcher Reklamezeichen aller Art, sowie sonstige Aufschriften, Anschläge, Abbildungen, Bemalungen, Schaukästen und dergleichen die das Landschaftsbild verunzieren, außerhalb der Städte und geschlossenen Orte zu verbieten und zwar auch für einzelne Gemeinden oder Teile derselben,
2. für landschaftlich hervorragende Bezirke vorzuschreiben, daß zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen außerhalb von Städten und geschlossenen Orten eine Genehmigung einzuholen ist, die versagt werden kann, wenn das Landschaftsbild gröblich verunstaltet werden würde, und dies durch die Wahl eines anderen Bauplatzes oder eine andere Baugestaltung oder die Verwendung anderen Baumaterials vermieden werden kann.

Vor Versagung der Genehmigung sind Sachverständige und der Gemeindevorstand zu hören. Die zur Ausführung dieser Vorschriften erforderlichen näheren Bestimmungen werden im Herzogtum Oldenburg vom Ministerium des Innern, in den Fürstentümern Lübeck und Birkenfeld von den Regierungen nach den für landespolizeiliche Anordnungen maßgebenden Vorschriften erlassen.

Landesbibliothek Oldenburg

Trotzdem das „Verunstaltungsgesetz", wie dasselbe kurz benannt wird, schon seit dem 7. Januar 1910 in Kraft getreten ist, hat bis heute noch keine einzige Gemeinde des Herzogtums Oldenburg ein Gemeindestatut erhalten! Diese Tatsache ist so auffallend, daß sie besonders erwähnt werden muß. Wenn irgend ein Gesetz mit einem Schlage ins Wasser zu vergleichen ist, so ist es das oldenburgische Verunstaltungsgesetz, weil die Gemeinden sich geradezu sträuben, die Eigenart ihrer Heimat gegen brutale Eingriffe zu schützen. Das Gesetz bezweckt nur die Abwehr einer „gröblichen" Verunstaltung; die Furcht vor demselben ist also unbegründet.

Das zweite Gesetz, das Denkmalschutzgesetz, wird hoffentlich von besserem Erfolge gekrönt sein, als das mindestens ebenso wichtige Verunstaltungsgesetz, weil die Handhabung desselben von der Regierung geleitet wird. — Es ist im Wortlaut abgedruckt im „Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg", XX. 1912. Oldenburg, Gerh. Stalling.

Das Denkmalschutzgesetz ist mit dem 1. Juni 1911 in Kraft getreten; es ist jedoch noch so wenig bekannt, daß Übertretungen desselben gar nicht überraschen.

Literatur.

1. Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin 1895.
2. J. Knutzen, Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen. Breslau 1867.
3. F. Swart, Zur friesischen Agrargeschichte, Leipzig 1910.
4. Aug. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882.
5. Franz Poppe, Zwischen Ems und Weser.
6. O. Tenge, Der Jeversche Deichband.
7. W. Lindner, Das niedersächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland. E. Geibel, Hannover.
8. Willi Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.
9. Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. Dresden 1901—1905.
10. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg.
11. Karl Schäfer, Das niedersächsische Bauernhaus und seine Zukunft. Mitteilungen des Gewerbemuseums zu Bremen, XIX. 1904.
11. Ammerländischer Bote, Illustrierter Volkskalender. E. Ries, Westerstede.
12. L. Strackerjan, Von Oldenburger Land und Leuten.
13. Allmers, Marschenbuch. Schultzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.
14. Lasius, Das friesische Bauernhaus.
15. Theodor Siebs, Das Saterland, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1893.
16. Bernh. Winter, Das niedersächsische Bauernhaus. Niedersachsen, X. 1905.
17. Herm. Meyer, Das Saterland, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, III. 1893.
18. J. Broering, Das Saterland. G. Stalling, Oldenburg.
19. Hans am Ende, Das feuersichere Strohdach. Zu beziehen vom Verschönerungsverein Worpswede.
20. W. Lüpker, Ostfriesische Volkskunde. W. Schwalbe, Emden.
21. L. Niemann, Vom Ammerlande ins Saterland, Niedersachsen, X. 1905.
22. H. Heddewig, Der Berg des Butjadinger Bauernhauses, Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, 17.

Landesbibliothek Oldenburg

23. G. Jansen, Das Bauernhaus im Herzogtum Oldenburg. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, 17.
24. W. Ramsauer, Zur Geschichte der Bauernhöfe im Ammerland, Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, 4.
25. Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein Hannover.
26. K. Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg.
27. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. G. Stalling, Oldenburg.
28. A. Former, Die Wiederherstellung von Bauten im 19. Jahrhundert. A. Neff, Stuttgart-Eßlingen, (behandelt die Wiederherstellung der Kirche in Wildeshausen).

Zeitschriften.

29. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.
30. Archiv für Anthropologie. München.
31. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin.
32. Die Denkmalpflege.
33. Der Globus.
34 Niedersachsen.
35. Die Heimat.
36. Flugschriften des Bundes Heimatschutz.
37. Jahresberichte des Vereins für niedersächsisches Volkstum in Bremen.

Heimatschutz.

38. Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten. Callwey, München.
39. E. Rudorff, Heimatschutz, München 1904.
40. H. Sohnrey, Die Kunst auf dem Lande, Velhagen & Klasing, Bielefeld.
41. H. Muthesius, Landhaus im Garten, F. Bruckmann, München.
42. A. Lichtwark, Park- und Gartenstudien. Bruno Cassirer, Berlin 1909.



Landesbibliothek Oldenburg



Unsere alte Volkstracht.

Von Professor **Bernhard Winter.**

Seine Kleidung, die in unserm Klima zu des Lebens Notdurft gehört, gebrauchte der Mensch von jeher gern zur Hebung seines Ansehens. Der Wetteifer des einen, es dem andern, besonders dem „Vornehmeren", darin gleich zu tun, begünstigte die Mode und ihre Auswüchse.

In unsrer Zeit hat sich die geschäftsmäßige Gewinnsucht immer mehr in großem Maßstabe der Mode bemächtigt. Sie hat in ihrem Dienst als erstes Machtmittel die bebilderten Modenzeitungen, dann die Modellpersonen zur Beeinflussung der Massen. Die Massen aber, das Heer der Durchschnittsmenschen, haben sich nur allzurasch an ihre Bevormundung durch kundige Geschäftsleute gewöhnt und sind, ob sie es als würdig empfinden oder nicht, Sklaven einer schematischen Mode geworden. Dieser ist der einzelne unterworfen, der in der Allgemeinheit sich betätigen und etwas erreichen will. Dadurch wird er wiederum ein Förderer der allgemeinen Mode, die ihm oft ohne viel Mühe erlaubt zu scheinen, was er seinen Verhältnissen nach gar nicht ist, um daraus Vorteil zu ziehen. Das ist eine der vielen unedlen Begleiterscheinungen der Mode unsrer Zeit. Zu ihnen gehört vor allem ihr fortwährender, zappelnder Wechsel. Sie kennt keine stetige fortbildende Entwicklung. Flatterhaft, formverzehrend, aufdringlich, artet die schematische Mode immer von neuem zur Spottgeburt aus, trotz aller Einsprache der Schönheit, der Gesundheit und der Vernunft. Sie hindert die einzelnen gewerblichen Stände in der Ausbildung praktischer und angemessener Arbeitskleidung und schädigt damit in gewisser Weise zugleich das Ansehen der körperlichen Arbeit. Ein Produkt der Großstädte, in denen sich die Menschen zusammenballen, wirft sie rastlos ihre Ausgeburten auf das Land und verdrängt dort unter dem Scheine der Billigkeit mit ihren minderwertigen Erzeugnissen die gediegene und haltbare, wenn auch teurere Volkstracht.

Ohne zu erröten, brüstet sich eine verkehrte und halbe Bildung, auch der Landbevölkerung, damit, alteingewurzelte Sitten bei der ersten Gelegenheit

Landesbibliothek Oldenburg



wegzuwerfen. In unserm Heimatlande genügten wenige Geschlechter, und ein uraltes heimisches Gewerbe war bis auf wenige Reste abgetan. Die Gewinnung von Flachs, Hanf und Wolle wurde mehr und mehr aufgegeben und damit auch der blühende Hausfleiß, der unserm Lande von jeher, in guten und schlechten Zeiten, ein Segen war. Rost und Wurm zerfraßen die Geräte, und die Webestellen (Webstuhl) wanderten ins Feuer.

Mit seiner Tracht verlor aber unser Volk einen Teil seiner Wahrzeichen. Das ist deshalb bedenklich, weil himmelweit höher als Wohlstand und künstliche Bildung der reine, feste und stetige Charakter des Volksschlages steht, dessen Erhaltung solcher Wahrzeichen bedarf. Daher ist es eine Ehrenpflicht der Heimatkunde, festzustellen, welcher Art die angestammte Volkstracht war, und was sie für uns bedeuten sollte, obgleich sie nur noch in geringen Resten vorhanden ist.

Die Volkstracht wird gern abgefertigt als eine Art heruntergekommener modischer Tracht, die Jahrzehnte und mehr nachhinkte. Das ist scheinbar richtig, wenn der Blick nur an Äußerlichkeiten hängen bleibt, die angenommen, abgestoßen, wieder durch modische ersetzt wurden und so fort. Das Wesen der Volkstracht aber gleicht dem des Bauernhauses. Auch dieses wechselte seine Schmuckformen in verschiedenen Zeitfolgen, ohne seinen Charakter zu ändern. So war auch die rechte Volkstracht stets der vollendete Ausdruck der Forderungen, die das Land mit seinen Unterschieden, der Volksschlag nach seinem Temperament, nach Stand und Beruf und endlich der Geist der Zeit an die Kleidung stellen.





Statt der Massenbeeinflussung durch die schematische, heimatlose Mode in sich überstürzender Aufeinanderfolge, kennt in landschaftlich abgegrenzten Gegenden die Volkstracht eine gleichmäßige, selbständige Entwicklung, weil sie „hausgemacht" ist. Gerade dadurch entsteht eine wundervolle, breite Mannigfaltigkeit der Tracht nach verschiedenen Orten und Gegenden, die nach stillschweigenden Gesetzen abgestuft und stetig ist.



Diese Stetigkeit und Mannigfaltigkeit der Volkstracht ist jedenfalls sittlich und materiell für unser Volk wertvoller als der übertriebene Wechsel der Mode, die ihre Erzeugnisse in Stoff und Schnitt den Massen bequem, fertig,



Landesbibliothek Oldenburg



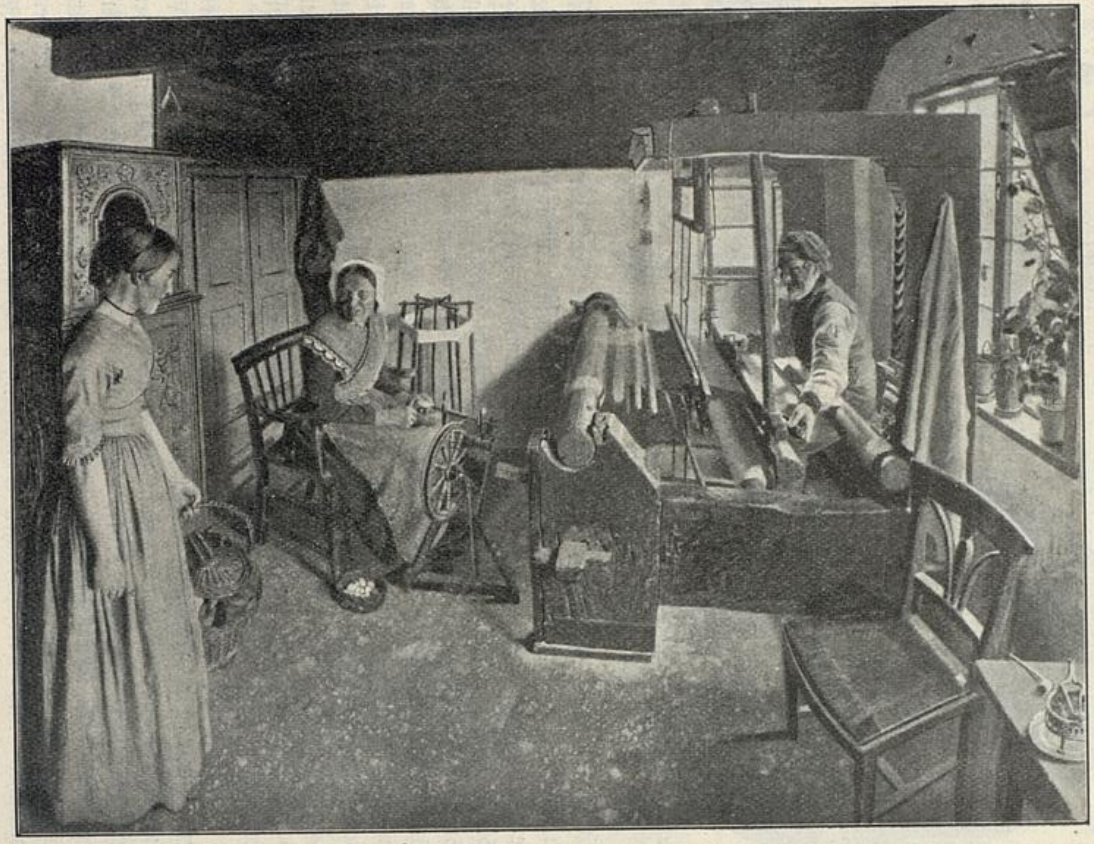


käuflich vorwirft. Seitdem unser Volk nicht mehr die Herstellung seiner Kleidung in Händen hat, sondern von den Machern der Mode abhängig ist, hat es viel verloren: Geld, dauernde Arbeit, Eigenart und das befriedigende Gefühl des Stolzes auf die selbstgefertigte Arbeit. Auch in früheren Zeiten kamen einige Stoffe von außen ins Land, wie meist aus den Niederlanden das Laken (Tuch) für den Ehrenrock und das Ehrenkleid. Auch früher wurde wie jetzt und immer und überall wohl einmal über den Stand hinaus Luxus getrieben. Aber stets waren wieder Mächte am Werk, ihn einzudämmen. Bald waren es schlechte Zeiten und die Not, bald waren es Einflüsse der kirchlichen und weltlichen Behörden. Aber die Grundlage der Volkstracht hielt sich getreu, solange selbst gewonnene Stoffe nach alt eingewurzeltem Gebrauch verwandt wurden.

Der äußerlich glänzende, aber innerlich verfahrene, verderbte und überdies dem deutschen Volke ganz wesensfremde Absolutismus eines Ludwig XIV. wurde leider das Vorbild auch sehr vieler deutschen Regierungen. Der geschorene, zuckende Volkskörper, der sich von den unerhört schweren Folgen des 30jährigen Krieges in Jahrhunderten nicht erholen konnte, wurde, statt sich einer allmählichen Gesundung hingeben zu können, wieder von schweren politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen durchschüttert, der letzten i. J. 1848. Dabei wurde mit dem Schlechten häufig auch das Gute auf den Haufen geworfen, und der größte Tiefstand der Gewerbe, der sich in ihrer Stillosigkeit ausspricht, wurde am Ende eingeleitet durch die Zulassung der schrankenlosen Gewerbefreiheit, die jeder Art von Spekulation freie Hand ließ. Diese besorgte das Weitere, und unser uralter blühender Hausfleiß war zu Grunde gerichtet. Der Landbewohner betätigte sich nicht mehr in der Gewinnung und Bearbeitung von Flachs, Hanf und Wolle, er verlernte das Spinnen, das Weben und das Hausmachen seiner Kleidung. Ein Teil seiner Kräfte wurde lahmgelegt; seine Geschicklichkeit und sein Tätigkeitstrieb gingen zurück. Mangel an dauernder Beschäftigung förderte die Abwanderung, und

Landesbibliothek Oldenburg

Ehemalige Webstube in Nordermoor



Gemälde von B. Winter

Landesbibliothek Oldenburg

zugleich verloren die mit der Arbeit zusammenhängenden alten Volksfeste und Sitten viel von ihrer wohltätigen Bedeutung. So wurden für Männer und Jünglinge Zeit und Versuchung größer, im Kruge (Wirtshaus) zusammenzusitzen, womit der Alkohol seine großen Verwüstungen auch an dem gesunden Körper des eigentlichen Volkes auszuüben begann, die dessen sonst mächtige Spannkraft mehr und mehr lähmten. Dabei verfiel der Segen der wechselvollen gesunden bäuerlichen und gewerblichen Tätigkeit der Geringschätzung, und in den Gewerben trat dafür eine auf die Spitze getriebene Arbeitsteilung ein, die den einzelnen Arbeiter einseitig und stumpf machte, denn die Triebfeder der Arbeit wurde ihr Sold, das Geld, das doch nur ein Verkehrsmittel ist. Das sind Folgen einer neuen Ordnung, die instinktiv von einem Teil unserer Eltern und Voreltern sehr mißtrauisch aufgenommen wurde, wie wenn die Mutter zu des Kindes Unart sagt: „Wat hest du wedder Nees vor!" Sie hielten es noch mit der alten Tracht, deren Segen auch die Heimatkunde zu schätzen weiß.

Die Stoffe. Im Oldenburgischen wurde früher bei fast allen Bauernhäusern, wo sich das Land nur dazu eignete, ein Stück mit Flachs bebaut, dessen Same das jetzt meist durch Surrogate ersetzte und besonders für den Anstrich wertvolle Leinöl lieferte. Bis zum fertigen Gewebe, dem Stolz der Hausfrau, gab es eine Fülle von Arbeit, wie repen (Abstreifen der Samenknoten über den eisernen Kamm), boten (in Bündel binden), rotten (rösten), spretten (zum Trocknen ausbreiten), troiten (bleuen, mit der Troite schlagen), dorschen (dreschen) der „Kette", braken (brechen), slepen (durch die Schlepbrake, Schleifbreche, ziehen), ribben (auf dem ledernen Ribblappen mit dem Ribbeisen reinigen), hekeln (hecheln), spinnen, weben und bleken (bleichen). Diese Arbeit verteilte sich nach hergebrachter Ordnung zwischen alle andern Arbeiten des Jahres. Von Martini bis Fastnacht wurde der gehechelte Flachs über den feinfühligen Finger zu feinem und feinstem gleichmäßigen Garn versponnen, wie es keine moderne Maschine besser vermag. Die Hede (Werg), der Abfall beim Hecheln, lieferte gröberes Garn. Ähnlich wurde der Hanf behandelt, wo er versponnen wurde. In den Marschen wurde er zu Dichtgoodstoffen (friesisch: kot, Gewebe), verwandt. In den meisten Gegenden war bei uns fast in jedem Hause eine Webstube in der Siedeldönz (Seitenstube, Dönze ist gleich dem hochdeutschen Dirnitz, Frauenstube), und es ist hervorzuheben, daß die Verbreitung der Hausweberei in unserm Lande nur von wenigen Gegenden Deutschlands übertroffen wurde, obgleich die Weberzunft*) es zeitweilig durchgesetzt hatte, daß auf dem Lande im Bannkreise von 3 Meilen um die Stadt nur für die Hausgenossen und die Nachbarn gewebt werden durfte. Die Kunstweberei hatte die Zunft inne. Das häusliche Weben war meist Frauenarbeit, wie auch das Webestell oft ein Stück der Aussteuer war. Es gehörte noch dazu der Scherrahmen und das Spinnrad, sowie Haspel (Garnwinde zum Messen) und Kröntje (Gestell zum Garnabwickeln, von hochd. Krone). Diese Geräte mußten richtig gekannt und behandelt werden. Das aber lernte schon die Jugend im Hause spielend. Neben dem Flachs- und Hanfspinnen

*) Corp. const. Oldbg.

Landesbibliothek Oldenburg



Der Flachs blüht.

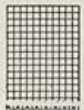


Rotten und Spretten des Flachses.

Landesbibliothek Oldenburg

ging das Wollspinnen einher. Die Gerätschaften dazu waren Wollkratzer, Spinnrad, Haspel und Kröntje. Auch Knechte spannen in manchen Gegenden. Auf Woll- und Flachsmärkten wurde der Überschuß an Rohstoffen und Gespinsten zu Gelde gemacht oder nach Bedarf der verschiedenen Gegenden ausgetauscht.

Für die Kleidung wurden gewebt: Linnen, Wullaken, Dichtgood, Fünfschaft oder Dullaken (Doppellaken, hochd. Beiderwand) und Halbleinen.

Schergarn oder Kette:		Einschlag:	
Flachs		Flachs — Leinen	Likdraht (Geradedraht)
Flachs oder Hanf ...		Wolle — Wollaken	
Flachs, auch Hanf ..		Baumwolle— Halbleinen	
Flachs oder Hanf ...		Wolle — wollen Dichtgood	Schrägweberei
Flachs oder Hanf ...		Baumwolle — baumwollen Dichtgood	

In einzelnen Gegenden gab es kleine Besonderheiten der Stoffweberei. Linnen wurde verschieden fein hergestellt und je nach Feinheit verwandt zu Hemden, Schürzen, Tüchern, Hauben und andern Kleidungsstücken. Eine volle Leinenkiste war ein wertvoller Besitz und das stolzeste Stück der Aussteuer.

Wullaken war ein allgemein getragener Kleiderstoff, besonders für Frauen und Kinder, der sich durch große gesundheitliche und praktische Vorzüge auszeichnete. Weil er Flachs oder auch Hanf und Wolle vereinigte, war er für Luft und Hautausdünstung durchlässig, ließ dagegen den Regen ablaufen. Wullaken wurde im Sommer bei Hitze und im Winter bei Kälte getragen. Da es dabei außerordentlich haltbar war, so war es eine unvergleichliche Arbeitskleidung.

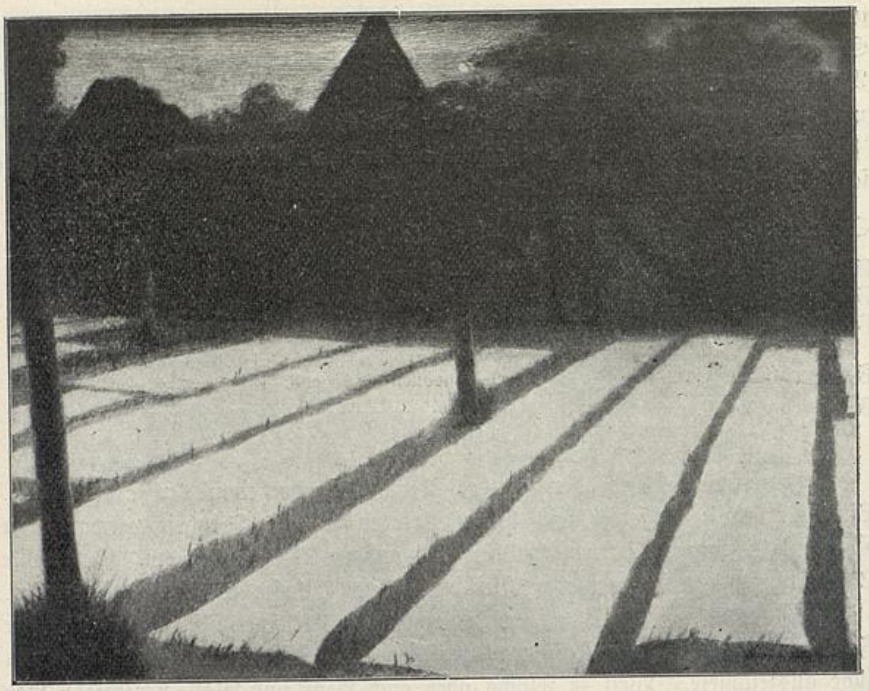
Beim wollnen Fünfschaft, Dichtgood oder auch Dullaken genannt, dem stärkern Stoffe für Wams und Boxe (hochd. Bruch-Kniehose) der Männer und Jungen, ist das Gleiche zu bemerken: durchlässig für die Luft, ließ es den Regen ablaufen. Von Staub und Schmutz ließ es sich leicht reinigen und war dabei geradezu unverwüstlich.

Je nach der Stärke des gesponnenen Fadens ließen sich leichtere und schwerere Stoffe herstellen.

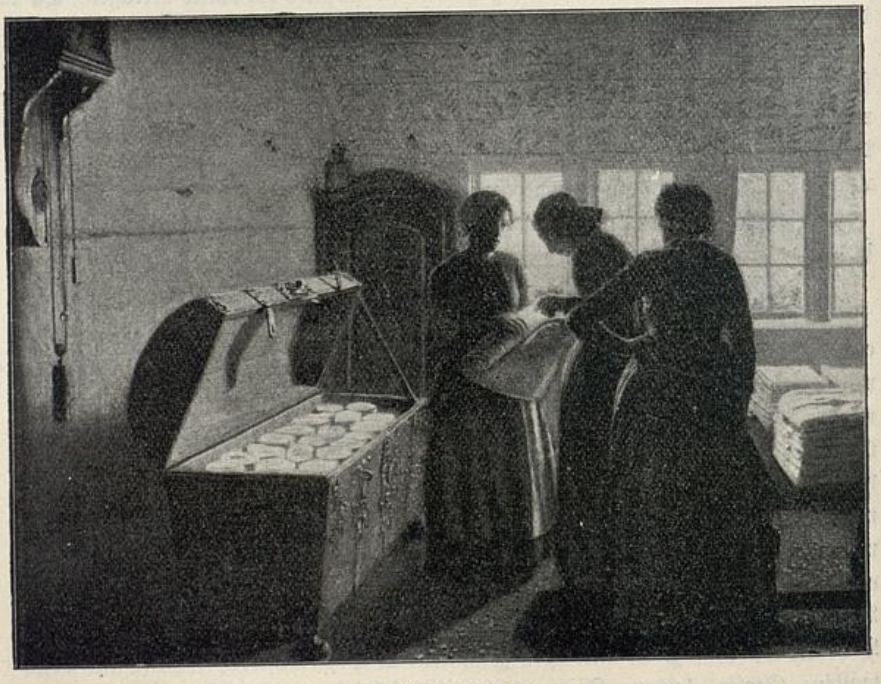
Halbleinenes und baumwollenes Dichtgood waren billigere Ersatzstoffe.

In einzelnen Gegenden der Geest erhielt sich lange der Gebrauch, mit eisenhaltiger Erde aus Wassertümpeln (ammerländisch Brispot) oder Gräben und mit bunten Säften, Krapp, Werde (hochd. Waid) usw. zu färben, was man geschickt verstand. Die Färberei mit dem unübertroffenen echten Indigo kam bei uns nach der französischen Zeit mehr und mehr auf, und seitdem ließen sich auch auf dem Lande zünftige Färber nieder. Alte Stoffe zeigen uns noch, wie erstaunlich haltbar und schön sie färbten und druckten. Meistens wurden die Gespinste dunkelblau, grün oder braun, seltener schwarz oder rot usw. gefärbt, im Münsterlande schwarz, blau, grün, violet, braun, selten rot. Vielfach wurde die flächsene Kette ungefärbt gelassen, besonders bei Halbleinen. Bedruckt wurden, z. T. mit alten geschnittenen Druckmustern, leinene und baumwollene Stoffe, leinene Timpentücher (Zipfeltuch) und Schürzen mit Borten,

Landesbibliothek Oldenburg



Die Bleiche.



Der Leinenkoffer.

Landesbibliothek Oldenburg

Tücher für Männer als Sack- oder Brottücher (Fodersack), zum Tragen von allerlei Habseligkeiten, auch z. B. von Essen nach dem Lande.

In unserm Lande wurden je nach der Gegend verschiedene Gewebe hergestellt:

im Jeverlande: Linnen, Wullaken, Fünfschaft aus hausgesponnenem Garn von Dorfwebern (in der jeverschen Marsch kein Flachsbau, aber Schafzucht für die Haushaltung);

in Butjadingen: Linnen, Wullaken, Fünfschaft, letzteres vielfach mit hanfener Kette aus hausgesponnenem Garn. Die Farben waren blau, grün und braun. Kein Flachsbau, statt dessen Hanfbau; Flachsmarkt in Rodenkirchen;

im Amte Brake: Linnen, Wullaken, Dichtgood mit hanfener Kette; kein Flachsbau, dagegen Hanfbau. Überall Hausweberei, Flachsmarkt in Ovelgönne;

im Amte Elsfleth: Linnen, Wullaken, Dichtgood, Halblinnen; in Moorriem gab es Dorfweber; im Stedingerlande war viel Schafzucht, dort hatte jedes Haus seinen Webstuhl; Spinnen und Weben hörten aber in den 70er Jahren gänzlich auf;

im Amte Varel: Linnen, Wullaken, Dichtgood; Hausweberei; die Zeteler Weberei entwickelte sich zu einer bemerkenswerten Versandindustrie, indem sie Hausierer, die sog. Zeteler, ausschickte;

auf dem Ammerlande: Linnen, Wullaken, Fünfschaft, Halblinnen, vom Dorfweber hergestellt, wenig Hausweberei; Flachsbau und Schafzucht; überall Hausspinnen;

in den Ämtern Delmenhorst und Wildeshausen bis Wardenburg: Linnen, Wullaken; Fünfschaft; früher wurde in allen Haushaltungen gewebt, heute noch in einigen, mehr in den Gegenden nach der Landesgrenze zu;

im oldenburgischen Münsterlande begünstigten die sog. Gemeinheiten die Schafzucht, und es wurde überall Flachs gebaut. Im Amte Cloppenburg war Strumpfstrickerei Hausindustrie, deren Erzeugnisse nach Holland und Bremen gingen. Die häuslichen Gespinste wurden von Dorfwebern gewebt. In Bokel, Cappeln, an der Grenze der hohen Geest, wurde neben der Hausweberei gestrickt, während in Dinklage, Lohne und Vechta die Hausweberei vorherrschte; rein Leinen war Haupterzeugnis, daneben Wollaken für Wollenbüxen und Wollenwändken.

Die Frauenkleidung. Die Herstellung der Frauenkleider im Hause wurde für das ganze Jahr in einem Zuge für sämtliche Hausgenossen abgetan. Die Nachbarfrauen halfen sich dabei gegenseitig, oder eine Dorfnäherin kam ins Haus. Der hergebrachte Schnitt, der den selbstgefertigten Stoffen wie angemessen war, veränderte sich kaum, und jeder Ort hatte seine kleinen Besonderheiten ausgebildet und hielt mit Stolz darauf. Die Stände, ob ledig, ob Frau oder Witwe, sogar ob wieder heiratslustig (Saterland), bezeichnete die Tracht deutlich.



Aus dem selbstgewebten Leinen wurden Hemden genäht, die auf der Haut getragen wurden. Sie wurden am Halse mit einer eigenartigen Herzspange geschlossen. Die Ärmel waren sehr kurz. Oben an den Bruststücken zeigten die Frauenhemde vielfach Namen oder schwarze Kreuzstichstickereien, die Bömken. Das Foorhemd (Futterhemd) war ein wollenes

Landesbibliothek Oldenburg



Unterwams, an das der Rock angeknöpft wurde. Ein oder mehrere wollene, auch gestrickte Unterröcke, sogar Wattenröcke, je nach Jahreszeit oder Bedarf, waren für die alte Frauentracht, die nach Fülle strebte, sehr charakteristisch.

Der Wollakenrock (mstrl. Wändken) war oben gekraust, sehr oft mit weißen und roten Längsstreifen verziert oder aus schmalen verschiedenfarbigen Keilen zusammengenäht, oder es lief auch ein fingerbreiter roter Streifen handbreit über der unteren Kante herum. Als Festkleid wurde der Rock wohl mit Blumen bestickt oder vom Färber mit kleinen weißen, gelbgrünen und roten Mustern bedruckt. Die Knäp, Wämschen oder Kamsol (hochd. Mieder) waren anliegend und mit einem Schoß versehen, der bald länger, bald kürzer getragen wurde. Die Knäp der Mütter hatte einen Brustlatz, der beim Stillen an der Schulter abgeknöpft wurde. Knäp und Rock waren ähnlich wie jetzt: Bluse und Rock nicht zusammenhängend. Im Stedingerlande trugen die Binderinnen bei der Ernte statt der ersteren einen leinenen Erntekittel mit langen Mauen (Ärmeln). Das Timpentuch, das, um die Schulter gelegt, hinten im Timpen (Zipfel) herunterhing und vorn mit einer Nadel festgesteckt oder geknotet wurde, war oft aus bedrucktem Leinen, meist aber aus Wolle; die Grundfarbe war vielfach schwarz, die Borte, besonders der Timpen, bunt bestickt oder bedruckt. Mit bunten Blumen bestickte Seidentücher kamen wohl von auswärts; außerdem lieferte die fremde Industrie auch bunte gewebte und bedruckte seidene und wollene Tücher, die sich von den hausgemachten unterschieden.

Schuden (Schutz) hießen die sackleinenen Schürzen für die grobe Arbeit. Die gewöhnlichen Schürzen waren von Blauleinen, vom Färber mit Mustern und Borten bedruckt; sie wurden mit dem Glättstein





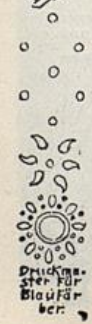






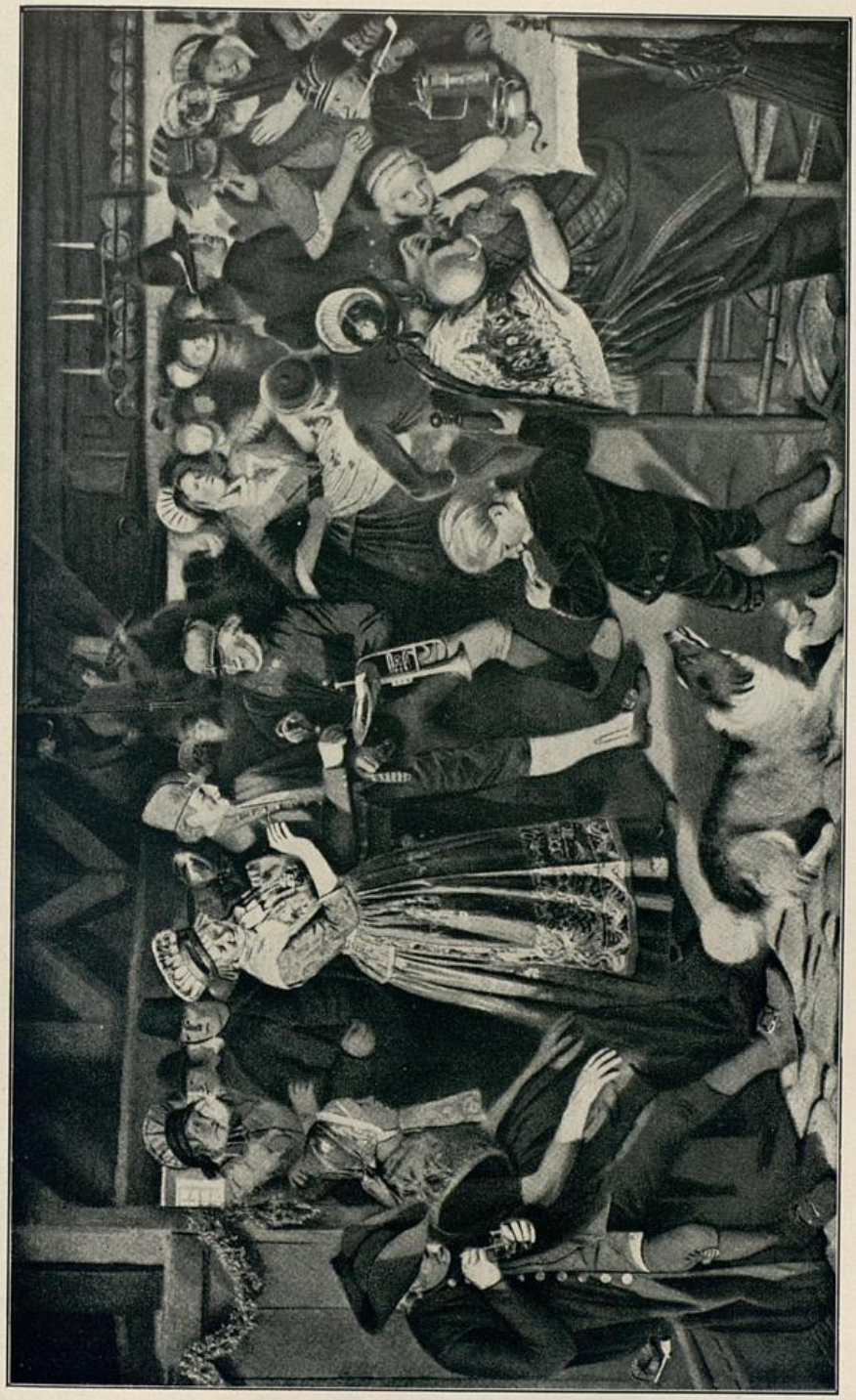








Landesbibliothek Oldenburg



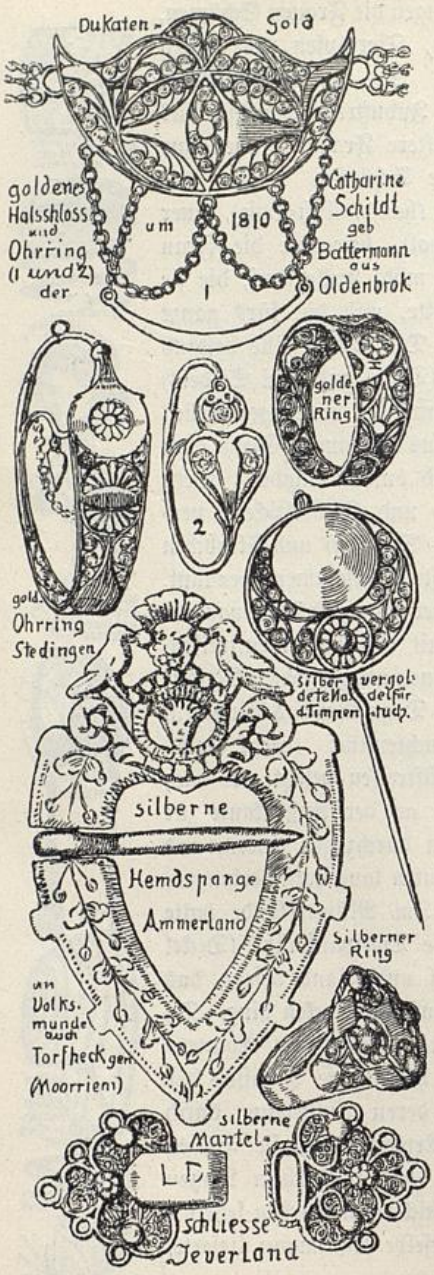
Bauerntanz in alter Zeit. Von Prof. Bernh. Winter.

Landesbibliothek Oldenburg

geplättet. An Festtagen trugen die Frauen Schürzen, die mit Borten, Blumen, Tierköpfen von ihnen eigenhändig bestickt waren. Sie wurden schließlich durch bunte und billige Industrieerzeugnisse aus Baumwolle verdrängt. Ältere Frauen trugen zur Kirche später schwarzseidene Schürzen.

In einem bunten Äsch (hochd. Asch-Dose), einer Holzschachtel aus Tannenholz, bewahrte die Frau die Hüllen (Mütze; vergl. mhd. Hulle) auf, die sie zur Aussteuer erhalten hatte, und die fürs ganze Leben ausreichen mußten. Die Staatshülle bestand meistens aus drei Stücken (Deckel und zwei Siedels) und hieß Dreipantmütze (pant, ein viereckiges Stück, frz. panneau). Sie war aus Sammet, Seide oder Brokat mit Goldborten und bunten Bändern besetzt und oft mit reicher Gold- und Silberstickerei verziert. Hülle mit Stremel (Streifen) und Flebbchen (Mundband) wurden fast stets zusammen genannt. Der Stremel, der Rest einer Linnenmütze, war ein steifer geriffelter Strich mit einem Spitzenstreifen, der am Außenrande durch einen umsponnenen Metallfaden flach gehalten wurde. Dazu kam das Bindchen, ebenfalls ein älteres Trachtenstück (vergl. mhd. Gebende); es war mit Tüllstreifen besetzt, die nach altem Muster verziert und an der Außenkante zur Festigung mit Pferdehaaren durchzogen waren, und wurde mit Bändern, die hinten lang herunterhingen, um die Stirn gebunden. Im Münsterlande hatte man ebenso reich gestickt die Tweipantmütze (Deckel und Streifen), mit Stremel und Band besetzt, das hinten in einem Gewinde auf dem Nacken hing. Da die Kunst der Stickerei stets in deutschen Nonnenklöstern gepflegt wurde, so hatten die Insassen der münsterschen Klöster nach deren Aufhebung durch Napoleon dadurch einen Erwerb, daß sie Hüllen stickten, die der Kaufmann mit reichlichem Nutzen vertrieb. Die glänzenden Stickereien wurden sehr oft durch Bandzutaten, die derselbe Kaufmann lieferte, erdrückt.

Je nach Farbe und Ausstattung gab es Hüllen für Kirchgang, Hochzeit, Trauer und Halbtrauer. In Wardenburg und andern Orten wurden selbstgefertigte Bandkappen getragen. Daneben gab es selbstgemachte weiße Leinenmützen mit doppeltem



oder mehrfachem, gerüffeltem Strich (in jedem Hause war ein „Ruffelisen"). Bei Kälte wurden wollene Kopftücher, selbstgestrickte wollene Mützen und von der Dorfnäherin gemachte Nebelkappen getragen, die, als sie mehr und mehr vom Kaufmann geliefert wurden, in geschmackloser Überladenheit ausarteten.

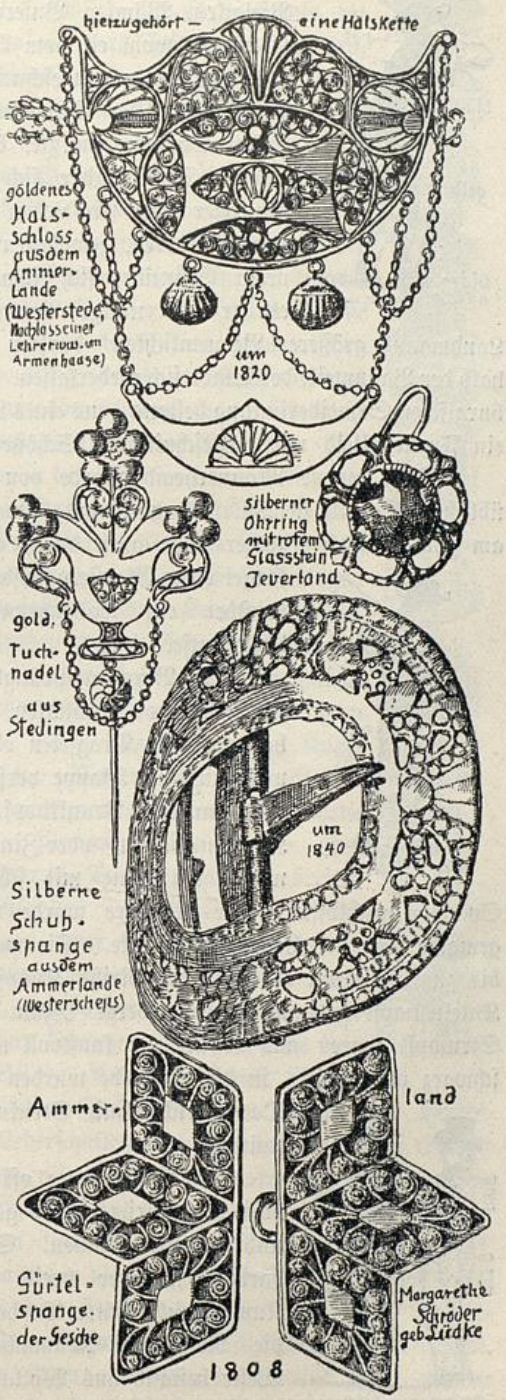
Zur Kirche trugen Frauen ihr Ehrenkleid aus wertvollem schwarzen Laken oder Wand, das ein Stück der Aussteuer war und von Mutter auf Tochter vererbt wurde. Sie trugen dazu Abendmahlstücher aus feinstem Leinen, das mit kunstvoller Weißstickerei versehen war. Gegen Wind und Wetter waren wollene Umschlagetücher in Gebrauch mit eingewebten Borten und Blumen. An ihre Stelle traten seit den sechziger Jahren vielfach sog. türkische Schals. Für Wagenfahrten gab es Regenmäntel mit übereinander genähten Kragen. Im Jeverlande, in der Wesermarsch und im Münsterlande sind vor der Zeit der Umschlagetücher einfache Regenmäntel mit silbernen Schließen nachweisbar.

Der Frauenschmuck. Der bei uns übliche Schmuck war zum großen Teil Filigranarbeit von reizvoller Wirkung und dabei haltbar. Bei uns erreichte diese Handarbeit, bei der Platten und gewundene Kordeldrähte in vielen Möglichkeiten der Form zusammengelötet werden, ihren eigenen Stil, der mit dem ostfriesischen zusammenhing. Bemerkenswert ist das gänzliche Fehlen von Perlen und Edelsteinen im Schmuck des Volkes, dagegen wurden viel Bernsteinketten getragen. (1736 verbot der König von Dänemark „wegen übermäßiger Kleiderpracht das Tragen von jeglichem Gold und Silber an den Kleidern; desgl. brochierte Seide und farbig geblümte Stoffe außer den chinesischen, die mit eigenen Schiffen hergebracht wurden. Es sollten von außen eingeführt werden keine goldenen noch silbernen Gollonen, Etoffen, Bänder, Palatinen. Alle nicht im Lande verfertigten Spitzen sind zu

Landesbibliothek Oldenburg

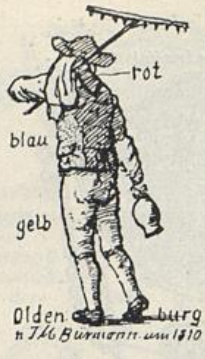
tragen untersagt, ebenso Diamanten, Perlen, Juwelen und Edelsteine, weder zu Hofe noch in der Stadt.)" Darunter fielen nicht: „gegossenes oder massiv gearbeitetes Silber und Gold; Taufzeug und Brautschmuck, ebenso durfte Leinenzeug nach gebräuchlicher Weise ausgeschmückt werden; Agath, Perlmutter, Korallen, Elendsklauen und Bernstein von allerlei Arbeit, schwarze Perlen und Ohrgehänge, Petschierringe, Brasseleten, Ringe und Knöpfe mit Porträts".

Filigranarbeit waren Halsschloß mit Ketten, Gürtelschloß, Mantelschließe, Ohrringe, Fingerringe. (Statt der Trauringe wurden Trostücke (Treupfennige), meistens Fünfguldenstücke, ausgetauscht). Durchbrochen oder massiv waren Hemdspangen und Schuhspangen von Silber. Auf Märkten hatten regelmäßig Goldschmiede ihren Stand. Der alte stilvolle Schmuck ist der Mode besonders seit den fünfziger Jahren zum Opfer gefallen; er wurde ausgetauscht gegen mehr oder minder wertlose Stillosigkeiten, eingeschmolzen oder ging als „antik" in alle Winde.



Die Männerkleidung. Auch die Männerkleidung wurde im Hause hergestellt. Dazu kam der Dorfschneider eines Tages schon am frühen Morgen um 4 Uhr mit seinen Gesellen angezogen. Dann wurde für alle Hausgenossen die Kleidung

Landesbibliothek Oldenburg

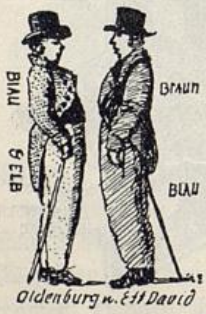


gemacht, die für das Jahr nötig war, Boxen, Westen, Piejacken, Wämser, Buseruntjen für Männer und Jungen. Es wurde wohl ein vom Vater geerbter Lakenrock verändert oder auch einer neugeschneidert als des Meisters besonderes Kunststück. Der Schneider, der nach Innungsgesetz drei Jahre wandern mußte, brachte es gewöhnlich zu einem eigenen Schnitt, der sich dem Herkommen anpaßte; den behielt er dann sein Leben lang bei, und die Leute, die seine Kunden waren, gewöhnten sich an den Schnitt, so daß ein neuer Schneider sich ihm erst etwas anbequemen mußte, ehe er das nötige Vertrauen gefunden hatte. „Zu des Landmanns größerer Bequemlichkeit" durften Dorfschneider früher auch innerhalb der Bannmeile der Stadt sich niederlassen. Das Meisterstück der alten oldenburgischen Schneiderinnung bestand „aus eines Mannes Kleid nebst einem Mantel, ein Frauenskleid mit eingeschnittenen Schößen wie auch ein Schnürbrüstgen."

Das leinene Männerhemd wurde von den Frauen nach einem landesüblichen Schnitt genäht. Es hatte lange weite Mauen (Ärmel) und wurde am Halse durch Bänder oder auch durch einen silbernen Doppelknopf mit Kugel oder Glasstein zusammengehalten. Bei Kälte wurde darüber ein wollengewebtes Foorhemd getragen, die Buseruntje.



Die Boxe, ursprünglich aus Bocksleder, später aber aus Dichtgood, Wollaken, Manchester usw., war eine Kniehose, die mit Dragselen oder Riemen gehalten wurde. Sie war mit einer Klappe versehen, über die ein großer silberner oder zinnerner Prunkknopf hinwegsah. Meistens war sie mit Knochen-, Horn- oder Zinnknöpfen besetzt; oft war sie seitwärts am Knie mit schönen messingenen oder silbernen Spangen geschlossen. Die Reitboxe wurde vom Schneider aus Sämischleder gemacht, das der Lohgerber lieferte. Sie war an der Seite von den Taschen bis zum Knie mit einer dichten Reihe Knöpfe verziert. Die Hosen, wie die Knieströmpfe genannt wurden, (vergl. „Zum drögen Hasen", d. h. zum trocknen Strumpf) waren aus Wolle, oft kunstvoll mit Zwickeln gestrickt, meist blau, schwarz oder weiß; in dieser Farbe wurden sie vielfach an Festen getragen. Das Stricken mit Stricknadeln nannte man breiden oder knütten.



Die Weste hatte oft schwarz oder weiß mit rotgrün oder blau karierte oder gestreifte oder auch schlicht gefärbte und bedruckte Mauen. Sie war bis zum Halse geschlossen, darüber fiel der breite umgeklappte Hemdkragen. Ein Kummherut (später Vorhemd) war modische Zutat (Vergl. die Redensart „Kummherut un kin Hemd an"). Die Weste bestand aus Wollaken, oft mit roten Längsstreifen, oder aus Laken (Tuch); erst in späterer Zeit aus allerlei

Landesbibliothek Oldenburg

















bunten Stoffen der Industrie. Das Rückenstück war Leinen und hatte keine Schnalle. Die Westenknöpfe, die auch an den Taschen saßen, waren besponnen, knöchern, zinnern, bei vielen Wohlhabenden auch silbern, dann etwa haselnußgroß, und saßen in zwei Reihen dicht an dicht.

Die alte Piejacke (Pie oder Pee, ein rauhaariger Wollstoff, vergl. gotisch paida, der Mantel), auch Wams oder Kamisol, aus Dichtgood, Wollaken oder aus Leinen, mit kurzen Schößen wurde in der spätern Mode abgelöst durch den Spenser, der keine Schöße hatte. Die Schöße hatten in unsern germanischen Rechtsgebräuchen Bedeutung, vergl. im Sachsenspiegel schôte, d. h. Eigentumsübertragung unter Übergabe einer Erdscholle in den Rockschoß des Käufers. Für den Kirchgang hatte man den Ehrenrock aus Laken von schwarzer und blauer, selten brauner und violetter Farbe, dessen übersponnene oder silberne, verzierte Knöpfe dicht an dicht in einer Reihe saßen, auch an den Aufschlägen der Ärmel und Taschen saßen Knöpfe. Keinen Ehrenrock zu besitzen, war ein Zeichen großer Armut des Hauses. Zum Ehrenrock trug man den hohen Hut aus Hasenhaarfilz, der das Zeichen des freien Mannes und zum Grüßen nicht geeignet war. Die gewöhnliche Kopfbedeckung, besonders im Winter, war die gestrickte blaubunte oder schwarzbunte wollene, später baumwollene Hülle, Knechte trugen sie weiß. Die Hasen- oder Fuchspelzmütze und später die Tuchmütze mit dem breiten ledernen Schirm machte der Dorfschneider. In der Stadt waren die Kappen- oder Mützenmacher zünftig.



Die niedrigen Schuhe waren aus Leder, wurden mit dünnen Riemen zugebunden oder waren mit messingener oder silberner Spange geschlossen, nicht nur zum Schein besetzt. Bei der Arbeit in Haus, Garten und Feld wurden Holschen (Holzschuhe) aus Erlen- oder Birkenholz getragen. Mit Lederschäften versehen, wurden sie zu Stävelholschen (Stiefelholzschuhen). Die Holschen waren warm und wasserdicht. Schoster (Schuhmacher) und Holschenmaker verfertigten früher jährlich in den Häusern ihrer Kunden deren Bedarf an Schuhwerk.

Beim Ausgang hatte der Bauer gewöhnlich seinen langen Kluvstock oder Patstock in der Hand und auch wohl seine Tabakspfeife, die wegen der Feuersgefahr einen meist silbernen Deckel hatte.

Schmuckstücke der Männerkleidung waren eine kleine goldene Hutspange, der Hemdenknopf, Knöpfe an Weste und Rock, Knie-

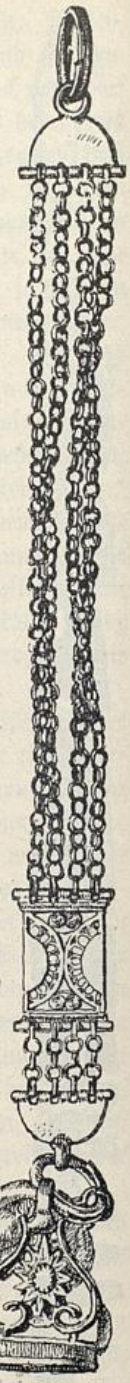
Landesbibliothek Oldenburg



spangen, Uhr mit Petschaft. Als „gesund für die Augen" wurde vielfach ein dünner goldener Ring im Ohr getragen.

Die Kindertracht glich der Tracht der Erwachsenen ohne die Schmuckzeichen. Die Kleinen trugen die Peen, genannt nach dem meist rot oder blau gefärbten ungeschorenen Wollstoff, daher hieß es: „Kinner in Peen, könt de ok freen?"

Die Betrachtung unsrer Volkstracht sagt uns, daß sie nicht außer Zusammenhang zu bringen ist mit dem Selbstgewinnen und Selbstbereiten der Stoffe; ferner lehrt sie, daß unsre Volkstracht eine uralte Tracht überliefert, die sich zu allen Zeiten, in unserm Landstrich sowohl gesundheitlich, als praktisch für die Arbeit bewährt hat und durch ihre Gediegenheit sittlich wirkt. Die Volkstracht trägt die anerkannten Merkmale harmonischer Schönheit an sich und läßt sich stoffecht schmücken. Ihre Herstellung gab früher dem Landvolk eine Menge gesunder Arbeit in zweckmäßiger Arbeitsteilung. Wegen ihrer Haltbarkeit und Stetigkeit war die an sich teurere Volkstracht billiger als die modische Kleidung. Mit der Volkstracht verfiel auch die Gewinnung von Flachs, Hanf und Wolle im eigenen Lande, und das Geld für die Kleidung wandert nun ins Ausland. Das Deutsche Reich führt z. B. für 52,06 Millionen Mark Flachs aus Rußland ein.



Die 1850 beginnende und in einem Menschenalter vollendete Vernichtung des uralten Bestandes von eigenen Rohstoffen für die Volkskleidung ist nicht als Zeichen einer gesunden Entwicklung anzusehen. Wie, wenn in schwierigen

Landesbibliothek Oldenburg

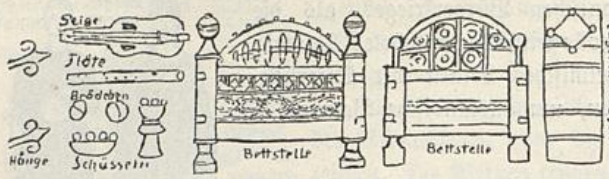
Zeitläuften das Ausland versagte? Wie war es doch zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges, als die Einführung der Baumwolle zeitweilig aufhörte? Damals konnte noch schönes heimisches Leinen mit Ölfarbenmustern bedruckt werden, um ausländische Baumwollstoffe vorzutäuschen.



Anmerkung: Bei den nordischen Völkern und in England geben vielfach vornehme Kreise aus ästhetischem Wohlgefallen den kostbareren handgesponnenen, gefärbten und gewebten Stoffen den Vorzug vor den „langweiligeren" Maschinengeweben, die sie von jenen auf den ersten Blick unterscheiden. So trägt man neuerdings in England eine Art von selbstgewebten Seidenlaken — leinen Schergarn und seidene Kette, verschieden gefärbt, z. B. Schergarn braun und Kette grau — mit schönem Faltenwurf und prächtigem Schimmer der Schattentöne. Auch in Deutschland beginnt hie und da der alte Landwebstuhl sich in verbesserter Form zu verbreiten zur Herstellung von Geweben, die von der Mode unabhängig sind.



Landesbibliothek Oldenburg



Aus dem Sachsenspiegel von 1336.

Der Schmuck des Hauses.

Von Professor **Bernhard Winter.**

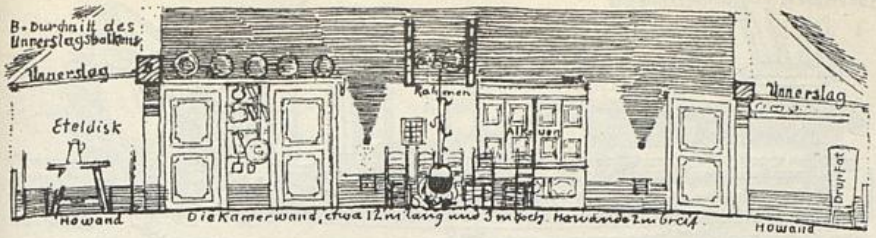
Der Schmuck und die Zierde des alten niederdeutschen Bauernhauses ist, neben seinen Bewohnern in ihrer trefflich dazu stimmenden Tracht, die Anordnung seines mannigfaltigen, notwendigen und nutzbaren Hausrats. An diesem Hause erkennt die Heimatkunde zugleich am ursprünglichsten die Eigenart unsres Volksschlages, da es auch das Haus des Ackerbürgers unsrer Flecken war und die Häuser innerhalb der Mauer unsrer Städte aus der selben Wurzel gewachsen sind, solange ihre Formen nicht von auswärtigem Stilgut überwuchert wurden.

Wie dieses Haus mit seinem Fachmaß im Laufe der Jahrhunderte, ja Jahrtausende, seine eigene Bauweise beibehalten hat und von mächtigen Stilströmungen nur äußerlich berührt worden ist, so blieben sich auch die zum Hause gehörigen Alkoven*), Türen, Kisten, Schappen (Schrank), Richtebänke (Anrichte), Tische usw. im wesentlichen gleich. Sie hatten ihren stets gleichen Zweck, ihre eigene durch das Fachwerkmaß des Hauses beeinflußte Größe und erhielten für ihren fest bestimmten Platz ihre herkömmliche Gestalt. In ähnlicher Weise richtete sich

*) Durch Vermittelung des Holländischen aus span. alcoba, Schlafgemach, dieses vom arab. al qobba, Gewölbe.



Landesbibliothek Oldenburg

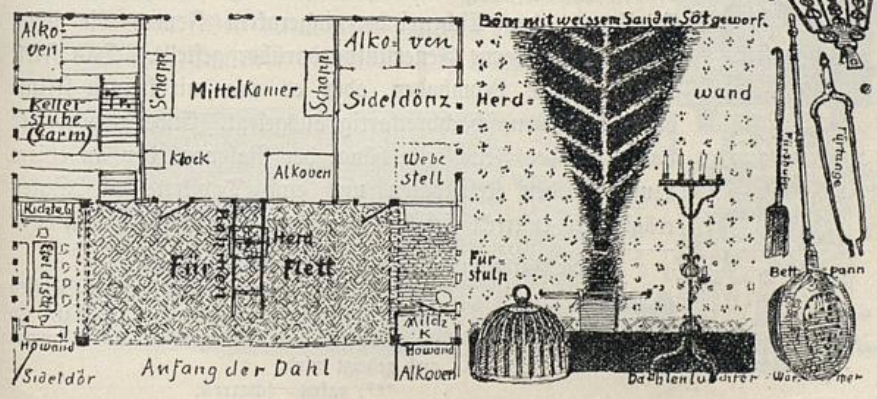


auch die Form des übrigen Hausrats nach seiner durch lange Überlieferung erprobten Verwendbarkeit.

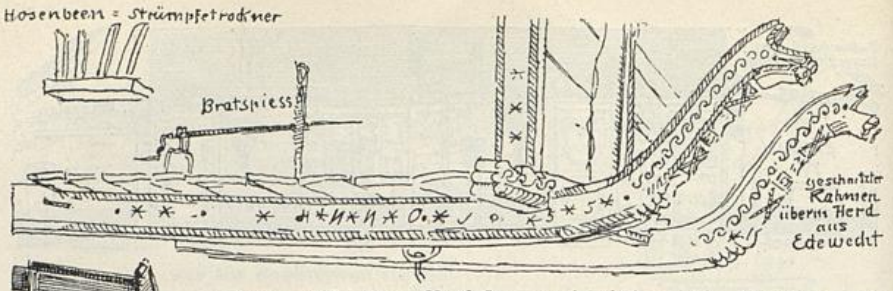
Es gibt noch einige alte Häuser auf dem Ammerlande, die unter einem hohen Reitdach nur einen Raum umschließen. Dessen hinterer Teil (baben) ist der Aufenthalt der Bewohner, und der vordere (nedden) ist die Dahl mit den Viehställen zu beiden Seiten. Mitten vor der hohen hintern Wand, der Kamerwand oder Herdwand, liegt im Flett (Fläche) die Feuerstelle, und zu beiden Seiten sind, 2 Fach breit und 4 Fach lang, die Howände (eig. Höckwand, so in der Wesermarsch) auch Hôk (münsterl.) oder nach deren untergeschlagener Decke auch Unterschlag genannt. In bequemer Weise konnte durch eine Tür der Herdwand nahe bei der Feuerstelle der Torf erreicht werden, der unter dem weit ausgebogenen Hamm sorgfältig aufgeschichtet war und den Raum zugleich gegen Kälte schützte. Denkt man sich das Dach dieses Hauses nach hinten verlängert und darunter das Kamerfach an die Herdwand angefügt, so hat man das richtige niedersächsische Bauernhaus. Durch eine der zwei oder drei Dönzen*) oder Kamern führte wohl in alten Häusern ein Gang nach dem Torf unter dem Hamm. Bei alten Leuten auf dem Ammerlande und in Moorriem ist der Ausdruck Gangkamer noch jetzt geläufig. Außer dieser gab es eine Mittelkamer, in der in den Marschgegenden



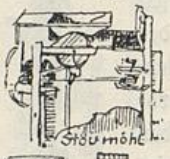
*) Dönze, hochd. Dirnitz, d. i. Frauenstube.

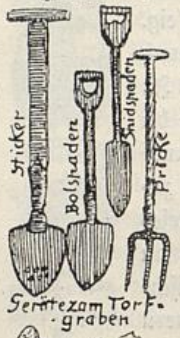


Landesbibliothek Oldenburg















ursprünglich der Backofen nachweisbar ist, daneben die Webstube in Häusern, wo gewebt wurde.

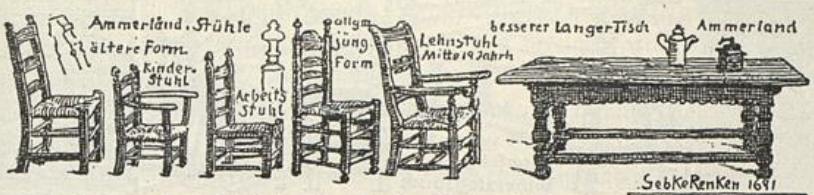
Der Wohnraum. Diese Ausführungen bestätigen, was uns schon der erste Blick sagt, nämlich, daß der Raum bei der Feuerstelle, das Feuerflett, der ursprüngliche Wohnraum des niederdeutschen Hauses ist. Hier hat die Anordnung des Hausrats weihevolle Harmonie bewahrt und entwickelt. (Diesem niedersächsischen Raume entspricht bei den Friesen die große Küche.) Die Herdwand ist oft mit holländischen Steentjes oder Estern (Fliesen) sorgfältig besetzt, wird aber auch weiß oder aschfarben angestrichen und rot und blau gesprenkelt, indem man mit einem in Farbe*) eingetunkten Besen (Böner) an einen Stiel klopft, oder farbig bedruckt mit Mustern, die man in eine Rübe schneidet; der Fuß der Wand wird mit Kienruß schwarz gestrichen. Die Herdwand zu dem sog. Kamerfach durchbrechen zwei oder drei Türen, die Schotten zu einem Alkoven in der Mittelkamer, sowie zwei kleine eiserne Türen zu den Bötöfen**) und deren Rauchlöcher. Mitten vor der Wand, etwa drei Fuß von ihr entfernt, liegt die Feuerstelle, ursprünglich ein wenig vertieft und mit Flinten und Grausteinen viereckig ausgelegt und mit dem Rakloch***) versehen, später etwas erhöht und durch Rotsteine oder einen eisernen Radreifen umgrenzt. Abends wurde zum Schutze des mit Torfsoden oder Eichenrinde eingerakten Feuers die schön geschmiedete eiserne Feuerstülpe darüber gestellt. Das Flett war entweder Lehmboden, oder es war mit kleinen Flint- oder Rotsteinen schachbrettartig ausgelegt. Etwa zwei Meter hoch über der Feuerstelle hängt der Rahmen, der an einem Querholz den Kesselhaken und eine Topfkette mit Haken trägt. Er erstreckt sich 7—10 Fuß von der Wand nach vorn

*) Die Farbe wurde stets mit Buttermilch angerührt.

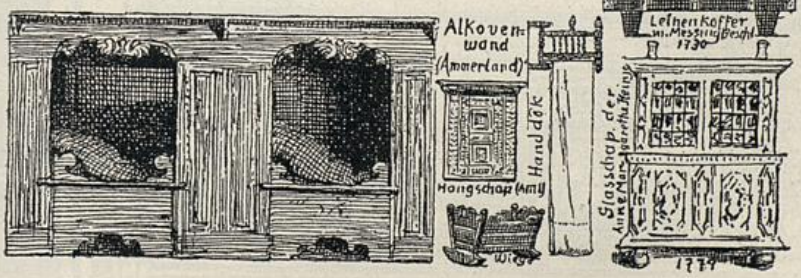
**) Böten, Feuer anzünden; der Bötofen oder Beileger wird von außen geheizt, im Gegensatze zu dem Windofen, der vom Zimmer aus geheizt wird.

***) raken = scharren.

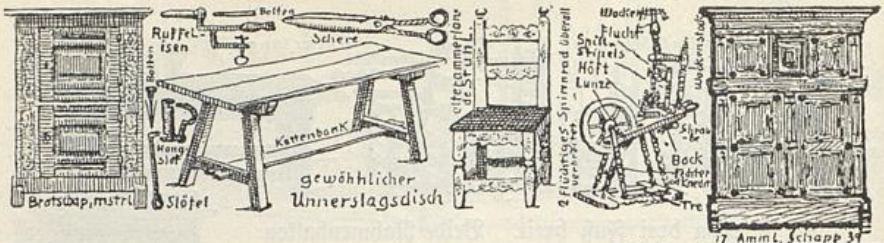
Landesbibliothek Oldenburg



und ist etwa drei Fuß breit. Beide Rahmenbalken enden vorn in Pferdeköpfen auf gebogenen Hälsen, die mit allerlei Wülsten und auch stets mit einem Kreuz × verziert sind, als wenn unter ihnen sich Glaube und Biglowe (Bei- oder Aberglaube) friedlich vertragen sollten. Am Rahmen zerteilt sich der aufsteigende Rauch, der ihn und den ganzen Raum mit schimmerndem Sôt (Glanzruß) überzogen hat. Der Rauch zog meistens durch die Außentüren und das Eulenloch im Dachgiebel rasch und leicht hinaus und wurde nur an nebligen Tagen lästig. Aber er hielt das Haus trocken und schützte das eingeschlachtete Fleisch, Würste und Schinken, die unter dem Balken seitlich vom Rahmen am Wiemen hingen, vor dem Verderben. War über der Feuerstelle ein Schornstein eingebaut, so war die Räucherei im Rauchfang, der an seinem Außenrande ein Bortengeländer für Zinngerät trug. Mit dieser Anlage, die sich besonders in den fünfziger Jahren durchsetzte, war meist ein Windfang verbunden, eine Scherwand mit Doppeltür und Fenstern, die das Flett von der Dahl trennte. Über den stets mit ihrer herkömmlichen Zierleiste versehenen Borten zur Seite des Rahmens waren mit weißem Sand, der im Sot haften blieb, Muster in geraden Strichen geworfen. Von den Borten glänzten auf schwarzem Grunde Zinnteller herunter, auch hingen wohl an

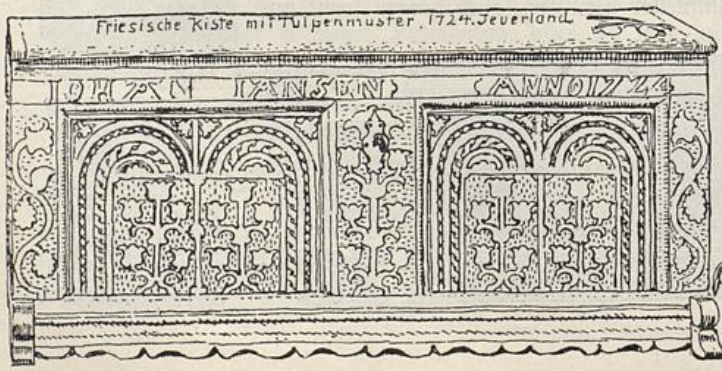


Landesbibliothek Oldenburg



Haken Zinnkannen und Schalen daran herab. Der Kesselhaken wurde Eidhaken genannt, wenn er oben in drei Enden auslief. Ein stummes Anfassen des Eidhakens war früher eine symbolische Bekräftigung des Wortes bei Verträgen, so im Ammerland. Am Kesselhaken hing der eiserne Etelpot mit dem hölzernen Sleef (Kochlöffel), darin wurde die Rörkost*) (Relk. mstrl.) gekocht. Oder es hing über dem Feuer der kupferne Wasserkessel, der innen verzinnt war. Die „kole Fust" diente zum Abstellen der heißen Töpfe vom Feuer. Ein eiserner Dreifuß, ein Pfannenhalter, ein oft schön geschmiedeter Bratrost, auch wohl ein Bratspieß, vervollständigten die Kochgeräte. An der Kamerwand fehlte nicht die alte Bettpfanne mit dem verzierten Messingdeckel. Dahinein wurden ausgebrannte Kohlen gelegt, um bei Kälte vorm Zubettgehn die Betten damit zu wärmen. Die Stühle, deren Sitze aus Stroh (Bandseel) oder Binsen selbstgeflochten wurden und die an der Herdwand oder um den Herd herumstanden, zeigen verschiedene Ausgestaltungen, deren ältere die Zeichen des Selbstgemachten tragen. Diese älteren Stühle wurden später überall verdrängt durch die gradlehnigen Stühle aus gedrechselten Rundstäben. Es waren auch Armlehnstühle für die Alten, Kinderstühle und halbhohe Arbeitstühle dabei.

*) Rörkost ist aus Speck oder Fleisch und Gemüse zusammengekochte Speise.



Landesbibliothek Oldenburg

In der einen Howand fanden die gemeinsamen Mahlzeiten der Hausgenossen statt. An dem langen Eteldisk vor dem breitgestreckten, bleiverglasten Fenster hatte dann jeder Hausgenosse seinen ihm nach der Sitte zukommenden Platz. An der einen Seite stand die Richtebank: sie bestand immer aus einem halbhohen Unterbau mit zwei Türen und einem Aufbau mit Teller- und Löffelborten, dessen Bekrönung an beiden Seiten durch einen eigenartig gedrehten Stiepel (Säule) gestützt wird. Neben dieser Form gibt es noch eine mehr brotschappartige, deren unterer Teil höher ist, ohne Stiepel mit weniger Borten. Diese waren mit Zinngerät geschmückt. Beim Unterschlagständer hängt das geschnitzte und mit Inschrift versehene Salzfaß. Am Unterschlagsbalken, münsterl. Stickbalk genannt, hingen an Haken Krüge und Schalen, auch wohl die Wage. Er ist oft der schwerste Balken des Hauses und leicht nach oben gekrümmt; denn da er vier Fach überbrückt, hat er zur Hälfte die Last eines Balkens und des dazu gehörigen Dachanteils zu tragen. In der Wesermarsch ist er oft mit großen kerbgeschnitzten Kreuzblumen und Sternen geschmückt; auf einem seiner Bänder stehen Namen und Jahreszahl.

Die andere Howand war in der Regel Waschplatz und nebenan eine Milchkammer, an die sich Alkoven für das Gesinde schlossen, vor denen dessen Kisten standen. An den Wänden oder unter dem Oberboden steckte allerlei Kleingerät. Hier stand die Wasserbank mit den Wassereimern oder ein Tropffaß und die Waschbalje; hier hing in einem Rollhalter am Ständer das lange grobleinene Handtuch, dessen Enden bei der wöchentlichen Erneuerung zusammengeheftet wurden. Dabei stand ein hölzernes Waschbecken. Das Wasser rann durch das kleine „Gatenloch" (Gate = Rinne) in der Wand nach draußen, wo es eine Gate nach einem Graben führte. Jenseits der zweiten Siedeldör waren oft noch zwei Fach von den Viehställen durch größere Höhe unterschieden und für häusliche Arbeiten abgetrennt.

Das war die Umgebung des Herdfeuers mit ihrem wundersamen Wechsel von Licht und Dunkel. Von hier aus übersahen die Frauen, die unsre Mütter waren, das ganze Hauswesen, sie blickten zu beiden Seiten durch die Unterschlagsfenster und vorn durch die offene Haustür. Niemand meldet, was sie Tag für Tag für das Hauswesen taten: Milch-, Butter-, Käse-, Flachsbereitung, Weben, Kochen, Backen, Gartenarbeit, und dazu waren sie noch unermüdlich, dem Hause ein schmuckes Aussehen zu geben. Auch der Hausrat schien teilzunehmen an der Poesie des Herdfeuers, wenn bei emsiger Tätigkeit, Spinnen, Tauspinnen, Korbflechten, Schnitzen, Breiden, uralte Geschichten weitergegeben wurden, die in wortkarger gedrungener Tiefe und oft mit treffendem Humor jede Seite des Menschenlebens berührten. Verlacht und vergessen wurden sie später von einem Geschlecht, das mit einer Halbbildung groß tat. Wo sind die stillen, erhebenden Sonntage, da alles Gerät rings umher uns so blank und sauber anlachte, daß auch das Herz den Staub des Alltags abschüttelte!

Die Kamern. Das Kamerfach hinter der Herdwand war in kleineren Häusern in zwei, in größeren in drei Räume eingeteilt, den Garmen (Vorratsraum, später Kellerstube), die Mittelkamer und die Siedeldönz (Seitenstube).

Landesbibliothek Oldenburg

In der Siedeldönz stand der Webstuhl mit Zubehör; er war oft mit Schnitzerei verziert, und seine Bekrönung zeigte Namen und Jahreszahl. Ein kleinerer bildgegossener Bötofen sorgte, wenn nötig, für behagliche Wärme. Er wurde mit Stroh, Bohnenstroh, Sprickeln (Reiser), Torf usw. von der Howandseite aus geheizt, indem eine eiserne Tür, die an einer Eisenstange lief, beiseite geschoben wurde. Der Rauch zog durch das Rauchloch darüber ab, indem er die Howand nach oben zu in einem Dreieck schwärzte. Dieses wurde mit einer Baumfigur oder einem Muster geschmückt, die mit weißem Sande in geraden Strichen angeworfen wurden. Schapp, Hangschapp, Kiste, Tisch, Stühle vervollständigten die Einrichtung der Siedeldönz. Auf Borten lagerten Gespinste, und aus Weiden geflochtene Armkörbe hingen vom Oberboden (Decke) herab.

Die Mittelkamer, in der in alter Zeit der Backofen stand, war in der Regel durch einen Bötofen heizbar. Man hatte aber auch frühzeitig Windöfen, die von der Stube aus geheizt wurden. Die älteste Form des Ofens, der gemauerte, der zum Schmuck auch mit grün glasierten holländischen Kacheln bekleidet wurde, hielt sich neben dem gußeisernen noch lange Zeit. Ein Alkoven, der zuweilen ein Prunkstück war, lag in der Mittelkamer nach der Dahlseite, damit der Bauer gleich zur Stelle sein konnte, wenn dort „was los war", nämlich ein Stück Vieh sich losgerissen hatte. Andere Alkoven waren seitwärts in einer durchgehenden Tafelwand eingebaut und womöglich mit zwischeneingefügtem Schrank und Glasschränkchen und der Borte schön zusammen angeordnet. An der anderen Wand hatten wohl eine Stand- oder Hangklock und ein Schapp ihren Platz. Die erhaltenen ältesten Spiegel waren klein und zeigen Barockformen. Von der Decke hing ein Leuchterhaken mit Leuchtern. Klapptische und Stühle, an den Wänden gereiht, machten die Kamer voll. In eigenartiger Weise wurde an Sonn- und Festtagen das Bett aufgetürmt. Als im 19. Jahrhundert die Alkoven für ungesund erklärt und in die Häuser mehr geschlossene Räume und Kammern eingebaut wurden, wurde die Mittelkamer nach und nach zur besten Stube, auch Saal (sogar Salon) genannt, und erhielt großstädtische Möbel, „Comptoirschrank" oder Pult, Glasschrank oder Prahlhans, Sekretär, Kommode, Spiegel mit Spiegelschränkchen, Vertikow, Sofa, Polsterstühle, Sessel usw. Anfangs waren diese noch gediegen, z. B. aus Mahagoni oder eingelegt, so daß man sie jetzt sammelt, später aber überschwemmte billiger Fabrikschund in allen möglichen Imitationen das ganze Land. So entstand das bis auf unsre Tage gekommene Erbübel der schlecht gelüfteten „besten" Stube, an deren Wänden Öldrucke in vergoldeten Rahmen hängen.

War der Garm zur Kellerstube geworden, so war deren Fußboden etwas erhöht und die Klappe der Kellerluke hatte einige Stufen. Meistens war in der Kellerstube ein Alkoven für die Großmagd eingebaut, und von ihr führte eine Treppe zum Kamerbön (=boden).

Der Bön usw. Dieser breite Raum war oft durch eine verklehmte, d. h. mit Lehm verstrichene Torfwand vom sog. Balken (Boden über der Diele) getrennt, weil dort die Vorräte von Heu und Stroh „aufgestakt"

Landesbibliothek Oldenburg

waren. Auf den Bön wurden die schweren Kornsäcke getragen und dort das Korn einstweilen in großen selbstgemachten Strohhüben geborgen oder auf den reinlich gehaltenen Boden geschüttet. Hier fand man Scheffel und Schaufel und allerlei Geräte, die weniger gebraucht wurden, Bienen-, Fischereigeräte, Hanf- und Flachskisten, unter den Oken (innere Dachwinkel) alte Postillen, Eisenkram usw. In einem ordentlichen Hause herrschte aber auch auf dem Bön peinliche Sauberkeit.

Der Balken über der Dahl war „baben" im Hause mit Eichenbohlen belegt, die oberhalb der Feuerstelle über 4 Fach oder 2 Balken hinweg zuweilen noch eine handhohe Lehmschüttung trugen; nach „nedden" wurde der Balkenbelag immer geringer und endete schließlich in allerlei naturgewachsenen Sleeten (Knüppel); was aber gut aussah, weil der Belag in bestimmter Ordnung hingelegt war. Die oft langen Bänder (Streben) der Ständer und Balken zeigen manchmal ein einfaches Profil, das mächtig wirkt.

An den Pferdeställen bei der Haustür sind die Pfosten meistens profiliert, die Mäkler (obere Querbalken) sind wie Pferderücken gebogen aus sülwassen (selbst- d. h. naturgewachsenem) Holz. Der Düssel (Mittelpfosten) der senkrecht und wagerecht in 3 oder 4 Teile geteilten gepflockten*) Haustür war manchmal reich geschnitzt, und am Balken darüber ist ein Spruch, Namen und Jahreszahl zu sehen.

Die Nebengebäude, wie Spieker, Backhus, Schür oder Schün (Scheune) oder auch Werkstatt, erhielten keinen nennenswerten Schmuck, aber ihre Schönheit ist, daß sie zweckmäßig gebaut und wie aus der Natur herausgewachsen sind. Der Spieker enthielt die Back- und Braugeräte, und in der Scheune wurden die schweren landwirtschaftlichen Geräte, wie Ackerwagen, Pflüge, Eggen usw. geborgen.

Der Hausrat. Den beweglichen Hausrat eines Bauernhauses beleuchte folgende Aufzählung, die nicht über den Durchschnitt hinausgeht: ein eichenes verschließbares Kleerschapp (Kleiderschrank) mit 2 Türen und ein Schapp mit 4 Türen, ein Linnenschapp mit 2 Türen und Uttog oder mstrl. Trekke (Schiebkasten), eine Richtebank (mstrl. Anrichte, jeverl. Buddelei, d. h. Flaschenschrank)**), ein eisen- oder messingbeschlagener Koffer, mehrere lange und halblange geschnitzte oder gekröpfte Kisten, eine große geschnitzte Bett- oder Kornkiste, ein Hangschapp (Wandschrank), Spegel, Husklock, eichenes Hangsoltfatt, ein langer eichener Eteldisch (Eßtisch, der im Unterschlage steht), 2 größere Klappdische, ein Klappdisch an der Kamerwand, Borten für allerlei Geräte wie auch Hauspostille, Bibel und Kalender, Garenbank (Gartenbank), Kluwstöcke, einige Dutzend Stöhle mit selbstgeflochtenem Sitz, 6 Stohlküssen, Schreib- und Federlade, Pipenbort, Wage mit hölzernen Schalen nebst Pfundstücken, Flinte, Rasiermesser, Tabakskasten, Fürstövken (Kohlenbecken), Kieke (Fußwärmer, Kasten mit Kohlenbecken), Bettpann (Bettwärmer), Hasenbeen (hölzernes Gestell zum Trocknen der Strümpfe), zinnerner oder irdener Nachtpot, Musfallen;

*) Pflocken — Holznägel mit herausragenden schön abgekanteten Kopfenden.

**) Anrichte und Buddelei hatten einen Schubkasten für Mehl.

Landesbibliothek Oldenburg



Ketelhaken (Kesselhaken), eiserner großer Etelpot (Kochtopf), kupferne, innen verzinnte Waterketel, Hangisen, Kolefust (kalte Faust zum Abheben heißer Töpfe), eiserner Rost, Dreefot, Pannkokenpann, Fürstulpe, Fürschupp, Fürtange, messingener Schümer (Schäumer) und Rive (Reibe), Trechter, Koffeebrenner, Koffeemöhle, Koffeekann, Melkgüte (guß), Kokenisen (Waffeleisen), zinnern Soltfatt, Päperdöse, Sempkanne, hölzerne und zinnerne Teller, zinnerne Fatten (Gefäße mit Rand) und Kummen (flachrundliches Gefäß), zinnerne Schalen für kalte Schale (mit Sirup versüßtes Bier oder Buttermilch mit eingeschnittenem Brot), hölzerne und zinnerne runde Etlöpel (Eßlöffel mit geradem Stiel), Holzkummen, Mörser, Grapen (Töpfe aus Bronze), Spölkummen (Trinkschalen), Botterschale (das Wort Butter stammt aus dem Griechischen, unser altes noch im Feverland gebräuchliches Wort dafür heißt Anke, Ankſmer), hölzerne Botterdösen, irdene Botterpötte, Beerkröse (Kros = Kanne, ein Maß), Ölkruken (Krüge), Bartmannskrug (Tonkrug mit einem bärtigen Gesicht verziert), Barkemeyer (Trinkkanne aus Birkenholz), Waterkröse (Krüge), Flaschen, Gläser, Druppfatt (Filtrierfaß), Wateremmer mit messingener Kell auf der Waterbank, messingener oder irdener Dörslag (Durchschlag), Hackmeß, Hackblock, Stöter, Wursthorn, eisen- oder messingbeschlagene Melkemmer und Juck (Joch zum Tragen), Sev (Sieb), Dutzende von hölzernen Melkbaljen und irdenen Melksetten, Botterkarn (Faß zum Buttern), Holzküben (Fässer mit weiterem Boden), irdene Botterpötte, Kalverstappen (hölzernes Gefäß mit einer zum Griff verlängerten Daube), Käseheck (viereckiges Sieb), Käsepresse und -büdel;

Borten, eiserner Dahlenluchter (Dielenleuchter), messingene Luchter, 3 zinnerne Luchter, 2 Krüsel

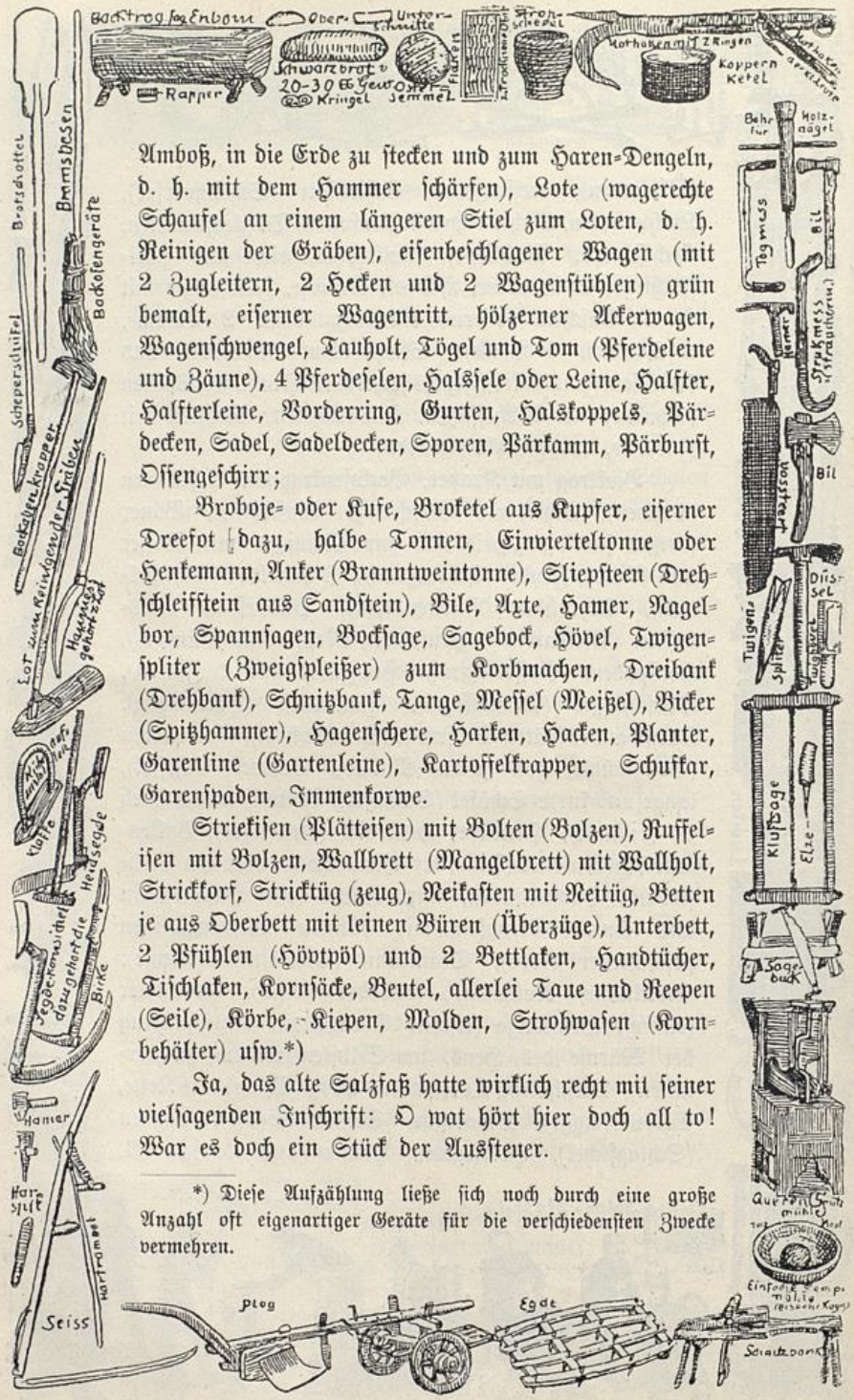
Landesbibliothek Oldenburg



(Öllampen), messingenes Schienfatt (Scheinwerfer), Luchterhaken, Luchten oder Schienfatten, Talglechtformen, Lechtscheere, Wullkiepe, Wullkratzer, ein- und zweiflüchtige Spinnräder, Haspel, Kröntje, Flachsrepe mit 2—3 Bäschen (eiserne Kämme), dazu 2 Bäume, 3 Troiten, 6 Braken, Sleepbraken, Ribbleder und Ribbisen, Flasheekel (Flachshechel) mit Stuhl, 48 Spillen (Spulen) mit 2 Aufsätzen, Scherrahmen, Webstell mit Zubehör, wo gewoben wurde;

Backtrog mit Kratzer, Backofenkrapper, Schlünnen (Lappen), Schieber. Waschtrog, Waschbalje, Böner (kurzer stielloser Heidbesen zum Reinigen mit Wasser und Sand), Feudel (Scheuertuch), Schotteldok (Schüsseltuch), Schrubber (Bürstenbesen), Heidbessen, Riesbessen, (Birkenreis-), Heuforken, Meßforken, (Dünger-), Heuspaden, Gaffel (große Holzgabel mit 2 Zinken), Dorschflogel (Dreschflegel), Hackelskist (Häckselladе), Kornwanne, später Stöfmöhl (Staubmühle), Gortqueren (Grützmühle, got. quern, Mühle), Schepel (Scheffel), lange und kurze Schüfel (Schaufel), Brennisen (um Vieh zu zeichnen), Heukiepe, Heukroike (Heubahre), Balkenleiter, Hillenleiter (Hille, der offene Raum über den Viehställen), Hühnerhüben, mstrl. Knipp (eine Hübe ist ein aus einem Strohseil mit dünnen Weidenzweigen geflochtener Korb), Dranktunn (Schweinetränktonne), Stallluchte, Nothaken, Notledder (leiter), Notemmer (eimer), Heustange (eiserne Stange zur Untersuchung der Wärme des Heus, um Selbstentzündung zu verhüten), Meßhaken, Torfspaden, Plog (Pflug) mit Kette, Egden (Egge), Mooregde, Seißen (Sense), Segden (Schlagsichel), Heidsegden, Hamer und Harspit (kl.

Landesbibliothek Oldenburg



Amboß, in die Erde zu stecken und zum Haren=Dengeln, d. h. mit dem Hammer schärfen), Lote (wagerechte Schaufel an einem längeren Stiel zum Loten, d. h. Reinigen der Gräben), eisenbeschlagener Wagen (mit 2 Zugleitern, 2 Hecken und 2 Wagenstühlen) grün bemalt, eiserner Wagentritt, hölzerner Ackerwagen, Wagenschwengel, Tauholt, Tögel und Tom (Pferdeleine und Zäune), 4 Pferdefelen, Halssele oder Leine, Halfter, Halfterleine, Vorderring, Gurten, Halskoppels, Pärdecken, Sadel, Sadeldecken, Sporen, Pärkamm, Pärburst, Ossengeschirr;

Broboje= oder Kufe, Broketel aus Kupfer, eiserner Dreefot dazu, halbe Tonnen, Einvierteltonne oder Henkemann, Anker (Branntweintonne), Sliepsteen (Drehschleifstein aus Sandstein), Bile, Axte, Hamer, Nagelbor, Spannsagen, Bocksage, Sagebock, Hövel, Twigenspliter (Zweigspleißer) zum Korbmachen, Dreibank (Drehbank), Schnitzbank, Tange, Messel (Meißel), Bicker (Spitzhammer), Hagenschere, Harken, Hacken, Planter, Garenline (Gartenleine), Kartoffelkrapper, Schufkar, Garenspaden, Immenkorwe.

Striekisen (Plätteisen) mit Bolten (Bolzen), Ruffelisen mit Bolzen, Wallbrett (Mangelbrett) mit Wallholt, Strickkorf, Stricktüg (zeug), Neikasten mit Neitüg, Betten je aus Oberbett mit leinen Büren (Überzüge), Unterbett, 2 Pfühlen (Hövtpöl) und 2 Bettlaken, Handtücher, Tischlaken, Kornsäcke, Beutel, allerlei Taue und Reepen (Seile), Körbe, Kiepen, Molden, Strohwasen (Kornbehälter) usw.*)

Ja, das alte Salzfaß hatte wirklich recht mit seiner vielsagenden Inschrift: O wat hört hier doch all to! War es doch ein Stück der Aussteuer.

*) Diese Aufzählung ließe sich noch durch eine große Anzahl oft eigenartiger Geräte für die verschiedensten Zwecke vermehren.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Herstellung des Hausrats. Was von diesem Hausrat der Bauer und sein Volk*) machen konnten, machten sie selber. Nach alter Sitte weigerte auch der Nachbar seine Beihilfe nicht. Außerdem gab es auf dem Lande verstreut Zimmerleute, Kistenmacher, Stellmacher, Küper, Schmiede und Schneider, die meistens im Hause des Bauern aus eigengelieferten Rohstoffen und Zutaten die gewünschten Dinge machten. Bevorrechtete Gilden und Innungen rissen innerhalb der Bannmeile der Stadt die Herstellung von einem Teile des Hausrats an sich, wobei sie durch Gesetze die sog. Bönhasen und Pfuscher auf das heftigste verfolgten. Nur Grobschmiede und Dorfschneider durften sich dort „zu des Landmanns Bequemlichkeit" niederlassen. Die Innungen (Einungen) hatten in ihrer Frühzeit segensreich gewirkt, waren aber nachher jahrhundertelang eine wahre Landplage.

Der Bauer, der unter der gesetzlichen Aufsicht des aus seiner Mitte gewählten Bauervogtes die schöne Eiche beim Hause und in den Gemeinheiten auch als Fruchtbaum für seine Schweine pflegte, hatte in seinem Holthof eine Sägekuhle oder die hohen Sägeböcke, zu denen die Hebelade gehörte; dort fielen die Bretter auch zu seiner Dodenkiste (Sarg) als Notholt. Der Balken seines Hauses war der gegebene Lager- und Trockenplatz für die oft mächtigen Dielen. Die daraus gefertigten Kisten und Kasten fügten sich streng den Bedürfnissen des Hauses ein. Nur äußerlich nahmen sie romanische, gotische oder Zierformen der Renaissance, des Barock, des Empire usw. an, je nach der Zeit.

Um in Ehren vor seiner Sippe zu bestehn und zu glänzen, gab der Bauer seinen Töchtern eine nach dem Herkommen geregelte gute Aussteuer mit, und in manchen Gegenden wurde auf die Kisten oder Richtebänke und Schappen Brautname und Jahreszahl geschnitzt. Das verstand der Kistenmacher oder Schnitger. Er nagelte mit hölzernen Pflöcken und leimte mit Quark, einer unzerstörbaren Mischung von Käse und Kalk. Nach den Gebräuchen seiner Gilde hatte er als Geselle drei Jahre wandern müssen und war von ihr nach vielen Schwierigkeiten als Meister anerkannt worden. Der Sohn oder Nachfolger eines Kistenmachers arbeitete in dessen Weise weiter, und so ist es verständlich, daß sich in manchen Gegenden uralte Zierformen so lange erhalten konnten, wie es die Jahreszahlen oft ausweisen. Auf diese Weise gewannen die Schmuckformen in verschiedenen Gegenden verschiedenen Ausdruck, und gleichsam nur wie Gäste, die kommen und gehen, paßten sich die Zierformen eines Zeitstils dem Hausrat an, wenn sie überhaupt Eingang fanden.

Besondere Prachtstücke kamen aus den Kunstwerkstätten reicher Nachbarstädte, und dortige Meister der Kunst machten für Dorfkirchen reiche, figurengeschnitzte Altäre und Prunkstücke für Herren und Fürsten. Von diesen mögen einzelne Stücke in Bauernhäuser geraten sein, als der hier zu Lande ansässige Adel in unserm Volke aufging, jedoch ist kein Zweifel, daß auch die Bauern sich haben Prunkstücke anfertigen lassen, wenn sich Gelegenheit dazu bot; sie liebten dann besonders geschnitzte Darstellungen aus der heiligen Schrift.

*) Das Volk (us Volk) waren alle arbeitenden Hausgenossen.

Landesbibliothek Oldenburg

Zum Hausrat lieferte der Schmied die Beschläge und Schlösser, die oft Kunstwerke waren. Er schmiedete den kunstvollen Dahlenleuchter mit allerlei Gehänge, den Krüsel, die Feuerstülpe, Äxte, Beile, Sensen, Forken, Nägel, Wagenbeschläge usw. Jedes Stück erhielt durch die Handarbeit seinen besonderen Ausdruck.

Messermacher, Zinngießer, Rotgießer, Kupferschmiede, Blickensläger (Klempner), Glaser und Maler hatten unter dem Einfluß der Gilden ihre einfachen Formen einander angepaßt. Die heimische Töpferei lieferte nur einfache Gegenstände, weil die Güte der hiesigen Tonerde für bessere Waren nicht genügt; diese kamen von auswärts.

Die Jahrmärkte boten Gelegenheit, den einheimischen Hausrat durch nicht ganz zu entbehrende fremde Erzeugnisse, Tuche, irdenes Geschirr, Krüge, Gläser usw., zu vervollständigen. Das geschah aber wegen Geldmangels nur in bescheidenem Maße.

Besonders nach dem Erlöschen der uralten Hausbereitung der Kleiderstoffe und unter der Einflüsterung der Mode, der alte Hausrat wäre „nu nich mehr na de Tid", fielen die stolzen eichenen Kisten, Richtebänke, Schappen usw. zu Spottpreisen in die Hände von Sammlern und Althändlern und wurden nach allen Richtungen verstreut; sie gingen viel nach England und Amerika, wo man nach Entfernung der Inschriftleiste ihre wirkliche Herkunft nicht wissen wird.

Der Garten. Der Garten war durch Graften, Gräben, Wälle oder Zäune abgegrenzt und wurde eingeteilt in den Bomhoff (vor allem auf der Geest mit Eichen bepflanzt, vor dem Hause liegend), den Appelgaren, den Kruthoff für Heilkräuter (wenig bei den Friesen gepflegt) und Blumen, den Hoff für Gemüse und endlich die meist durch einen Ligusterzaun geschützte Plantenstä (Saatbeet). Zur Einfriedigung des Gartens und zur Abtrennung einzelner Teile dienten Weißdorn-, Hage- oder Hainbuchen- und Ligusterhagen (letztere mehr in der Marsch); mit Buchsbaum (in der Marsch), Immergrün, weißgekalkten Steinen, Muscheln usw. faßte man Beete, an den Hauptwegen die Randbeete (Rabatten), ein. Die Gartenwege waren geradlinig, selten war einer halbkreisförmig angelegt.

Hohe Bäume schützten einzeln liegende Häuser gegen Stürme, vor allem aber auch gegen Blitzgefahr. Bei welchem Gehöft ist nicht eine hohe Eiche oder Esche vom Blitz getroffen oder gar zersplittert, der sonst leicht das Haus getroffen hätte? Das wird in den Satzungen der Feuerversicherungen, die sicherlich mit zur Verschandelung vieler deutscher Gegenden beigetragen haben, vielfach aber auch selbst von den Bewohnern, ebenso zum eigenen Schaden wie zum Schaden der Schönheit der Landschaft, übersehen.

Das Erbteil. Die Anordnung eines gediegenen nutzbaren Hausrates, nicht sein rasch wechselnder Zierat, ist also der wertvollste Schmuck des Hauses, das unsere Väter ihrer Zeit gemäß und zweckmäßig bauten, und das aus diesem Grunde in allen Teilen Niederdeutschlands sich so auffallend gleich oder ähnlich erhalten konnte. Diese Anordnung hat ihren Takt und ihre Harmonie gefunden: im Gleichmaß des Fachwerks, in der Einheit von Stoff, Größe und Gestalt des Hausrats (vergl. die grundsätzliche Einheit der handbereiteten Stoffe und des herkömmlichen Schnittes der Tracht), der ebensowohl den Ausdruck des wackeren

Landesbibliothek Oldenburg

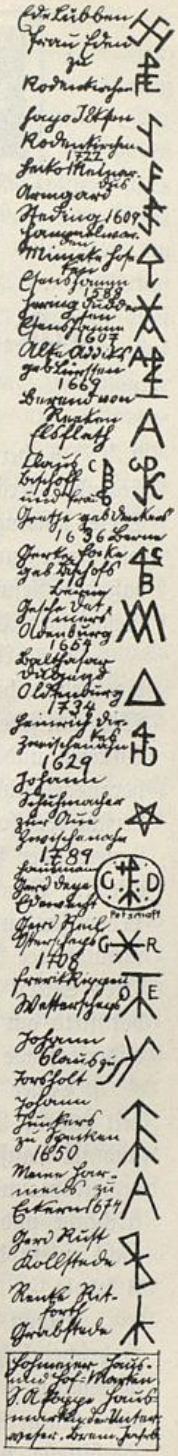


Zugreifens als den der Würde zeigte, in der ureinfachen Einteilung des Hauses, und im Zusammenleben seiner Bewohner, worin von altersher innerhalb des Hauses die soziale Frage gelöst war.

Auf dieses einzigartige ureigene Erbteil unsres Volkes hinzuweisen, hat die Heimatkunde die dringende Aufgabe, damit wir wieder den Wert der breiten natürlichen Grundlage unsrer selbstgewachsenen Volkskultur verstehen und deren Zusammenhang mit einem neuen Stil erkennen, dem ebenfalls vom deutschen Geiste erdachten Stoff-, Nutz- und Sachstil, der wohl zieratlos, aber nicht formlos ist. Sein Ziel ist Einheit der Anordnung, der Größe und Gestalt (Format), der Räume und ihres Hausrats und die Einheit der Stoffe. Er hat so die Frage mit lösen zu helfen, wie die menschliche Gesellschaft sich mit einander verträgt.

Die Hausmarke. Hausmarken findet man wohl an alten Häusern, an Kisten und Gerätschaften (Besitzmarken), auf alten Grabsteinen, an Kanzeln und auf Gedächtnistafeln (Gedächtnismarken), ferner, zur Unterschrift verwandt, auf alten Urkunden, auf Petschaften und Siegeln (Willensmarken), sowie an Kirchenstühlen und auf Grenzsteinen usw. (Gerechtsamkeitsmarken). Auch der Geselle erhielt wohl seine Marke oder seinen Stempel, wenn er als Meister in die Innung aufgenommen wurde, um damit nun seine Handwerkserzeugnisse bezeichnen zu können.

Die Marken waren fast immer leicht anzubringen, denn sie bestanden meistens nur aus einem geraden Grundstrich mit davon ausgehenden verschieden gerichteten Seitenstrichen. Abzweigende Familienglieder fügten der Stammmarke ein Beizeichen hinzu. Bei allen germanischen Kulturvölkern kommen schon seit den ältesten Zeiten Hausmarken vor. Sie sind jedoch mit der Einbürgerung der Schreibkunst fast ganz abgekommen, es sei denn, daß hier und da noch heute wohl ein Bauer seine Gänse und Enten, wenn er sie im Sommer laufen läßt, an den Schwimmhäuten mit seiner Marke versieht, um sie als sein Eigentum zu bezeichnen.



Landesbibliothek Oldenburg



Feste, Sitten und Gebräuche unserer Heimat.

Von Professor **Bernhard Winter.**

In der Feierstimmung empfinden wir, wie die bei der Arbeit brach liegenden Kräfte und Triebe sich lebendig spielend an die Oberfläche unsrer Seele schwingen, bis Ruhe ihre Flügel darüber breitet. Wenn nun Tätigkeit, Feiern und Ruhe in naturwidrigem Verhältnis stehen, so zeigt die Erfahrung, daß die Gesundheit und Spannkraft des einzelnen und infolgedessen auch der Gesamtheit dadurch dauernd beeinträchtigt werden.

Aus Arbeit, Feiern und Ruhe wachsen die Sitten des einzelnen und die Gebräuche der Gesellschaften und Sippen, der Völker und Rassen heraus. Wie nun jedem in seiner Rasse ausgeglichenen Volke seine besondern körperlichen Anlagen und Eigenschaften angeboren sind, so sind auch die aus seiner Natur herausgewachsenen und für die Selbsterhaltung wichtigen Sitten und Gebräuche verschieden, so daß überall, wo rassenungleiche Völker zusammentreffen, eine langsamere oder schnellere Verderbnis der ungleichen Sitten und Gebräuche eintritt, wie im Brackwasser am Meer das Süß- und Salzwasser gegenseitig ihre Lebewesen zum Absterben bringen. Das ist jedoch am wenigsten bei Völkern unentarteter Rasse zu erwarten. Bei ihnen wird die Eindeichung und Pflege ihrer Sitten und Gebräuche durch einen gesunden Rasseninstinkt vorgenommen, der stets am Werk ist auszugleichen, annehmbare Einflüsse zu verarbeiten oder widerstehende abzustoßen.

Daher befaßt sich die Heimatkunde besonders im Hinblick auf die Gesundheit unsres Volkes mit der Kenntnis seiner Sitten und Gebräuche. Diese sind im Laufe der Zeiten aus einer Urgrundlage entstanden, die langsam beeinflußt und verändert wurde durch andere Völker, eine andere Religion, kirchliche und weltliche Behörden, wirtschaftliche und politische Zustände und nicht zuletzt durch die ungeheure Ausbreitung eines betäubenden Giftes, des Alkohols.

Schon vor der Annahme des Christentums war in den Germanenländern, wahrscheinlich von andern Völkern übernommen, die Einrichtung der Woche vorhanden. Die Kirche übernahm nicht nur diese, sondern es blieben auch alte Naturfeste, wie Sommer- und Wintersonnenwend-, Frühlings- und Herbstfeste, wenn auch nur zum Teil mit altem Namen, unter ihrem Schutz

Landesbibliothek Oldenburg

bis auf den heutigen Tag bestehn. Urkundlich überlieferte Gebräuche, die von der Kirche bekämpft wurden, waren: Gefangene den Göttern darzubringen, Kindesaussetzungen, Leichenverbrennung, Bestattung in Grabhügeln, Genuß von Pferdefleisch, Opferung und Gelöbnisse an Quellen und in Hainen. Der letztere Gebrauch ist auch für uns noch verständlich; denn auch für uns gehen von bewegten Wassern und rauschenden Bäumen unleugbar feierliche Stimmungen aus. Ein Teil der alten Gebräuche wurde im sog. Beiglauben vom Volke noch lange zähe festgehalten, und ihre Reste treiben bis in unsre Zeit ein heimliches Wesen. Auch gegenüber den Werkzeugen seiner weltlichen Behörden mußte unser Volk althergebrachte Sitten und Gebräuche wahren, und es hielt um so mehr daran fest, als es von einer politischen und wirtschaftlichen Not in die andere fiel. Als das für Fürsten und Herren scheinbar zweckmäßige kaiserlich römische Recht, das einer fremden, absterbenden Herren- und Sklavenkultur entstammt, nach und nach das Übergewicht erhielt, fielen ihm viele alte Rechtsgebräuche zum Opfer, und der gelehrte, seinem Volk entfremdete Jurist ist als deren Henker mitschuldig an vielen unsäglichen Leiden unsres Volkes, u. a. der Folter.

Für das Verhalten unsres Volkes in bezug auf seine Sitten und Gebräuche bilden die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen des letzten Jahrhunderts und deren Nachwirkungen einen Prüfstein, wobei auch der mittelbare Einfluß des jüdischen Volkes, besonders in Handels- und Verkehrssitten, Reklame und dergl., erwähnt werden muß. Dieses hat dadurch einen großen wirtschaftlichen Vorsprung erreicht, daß es einen festen volklichen Zusammenhalt hat, indem es sich seit alten Zeiten rassenrein erhält, und daß es sich zugleich hütet vor der Betäubung durch den Alkohol, der auf die Gesundheit der Sitten und Gebräuche der Germanen den unheilvollsten Einfluß hat.

Alkoholische Getränke galten unsern Vorfahren als eine geheimnisvolle Kraft, als den Göttern geweiht. Sie galten dann als „Gottesgabe", und Trinker nennen noch heute den Branntwein „Klar Gotts Woort." Das wahre Wesen des Alkohols*) erkannt zu haben, gehört zu den Großtaten der neueren Wissenschaft, nämlich daß er zu der Klasse der sog. Betäuber gehört wie Äther und Chloroform, die den ganzen Körper durchdringen und Störungen im innersten Leben, im Protoplasma der Zelle verursachen. Daß der Alkohol unsre Sitten und Gebräuche beeinflussen muß, wird dadurch klar, daß er zuerst die Urteilskraft herabsetzt, dann die Beherrschung der Gliedmaßen hemmt und endlich die Reflexe lähmt. Doch noch mehr: er verunstaltet den Menschen bereits im Keim. Schwachsinnige, Krüppel, Epileptische nennt unser Volk Rauschkinder, d. h. in der Alkoholbetäubung erzeugte. Schon mäßiges Gewohnheitstrinken schädigt dauernd. Durch die Trinksitten wird die Arbeit zur Beschwerde, die Feier fratzenhaft, stumpf und roh und die Ruhe

*) Dr. Matti Helenius, Helsingfors, Die Alkoholfrage; Jena, Gustav Fischer 1905.
Professor Dr. Gustav Gaule, Zürich, Über den Alkoholgenuß vom Standpunkte der Physiologie.
Dr. E. Overton, Zürich, Studien über die Narkose; Jena 1901.

Landesbibliothek Oldenburg

zu ihrem Gegenteil, zum Kampf des Körpers gegen das Gift. Doch nun besitzt unser Volk durch diese Erkenntnis die Handhabe, aus sich heraus die Gesundung seiner Sitten und Gebräuche durch Ablehnung des Alkohols zu ermöglichen.

Trotz aller angedeuteten Einflüsse besitzen wir in dem Erbteil an Sitten und Gebräuchen unserer Vorfahren ein unschätzbares Gut. Halten wir es fest!

Die ursprünglich groß angelegte Ordnung unsrer angestammten Lebensart erkennen wir am reinsten in der Lebensweise und bodenständigen Kultur des Bauern, wie sie uns in Resten bis auf den heutigen Tag überliefert ist.

Der Tag wurde bis Mitte des vorigen Jahrhunderts morgens um vier Uhr, auch im Winter, begonnen. Bedächtig wurde die Arbeit verrichtet, und diese Bedachtsamkeit gab die Spannkraft für gelegentliche außerordentliche Leistungen. Die scheinbare Langsamkeit wurde mehr als ausgeglichen durch Stetigkeit. Im Sommer außer der Ernte gab es mittags zwei Stunden Ruhe. Abends um acht Uhr wurde allgemein Feierabend geboten, dann wurden nur noch notwendige Arbeiten wie Melken und Abfüttern still getan. Der Körper war müde, und die Seele suchte sich zu befreien vom Tage. Am Sommerabend saß man dann wohl draußen auf der Bank, der Blick schweifte in weite Fernen am Abendhimmel, Geräusche der Natur, ferne Töne (Harmonikaspiel), alte ergreifende Volksmelodien, drangen an das Ohr. Am Winterabend hielt man am Herd dann Zwiesprache mit dem lebendigen Urelement der Flamme und der ruhenden Dunkelheit des Raumes. In der Seele tauchten wundersame Geschichten auf — der eine gab sie den andern weiter. Das Auge wurde müde, die Hausklock schlug neun Schläge, und man ging zur Ruhe. Durch diese ihre natürliche Lebensweise erhielten sich unsre Vorfahren ein großes Erbe an Kraft und gesunden Nerven; wir aber verbrauchen und vergeuden es durch ein Leben wider die Natur.

Das harmonische Zusammenleben aller Hausgenossen verschiedenen Geschlechts und Alters wurde zunächst durch die Bauart des niedersächsischen und friesischen Hauses erhalten, dann aber besonders durch den Gebrauch, gemeinsam zu essen. Da die Hausgenossen alle dem gleichen Volksschlag angehörten und von gleicher Bildung waren, so war dies gemeinsame Leben sowohl für die Familie wie für die „Diensten" von unschätzbarem erziehlichen Werte.

Unterm Unterschlage in der Howand stand der lange Tisch (Eteldisch). Er war vordem oft mit flachen Höhlungen versehen, einer größeren in der Mitte, worein das dickeingekochte Essen (ut den Etelpot) geschüttet wurde, und kleineren am Rande für die Tischgenossen (Wüstenland, Wildeshausen). Oder es stand mitten auf dem Tisch das holten Fatt (Kumme) mit dem Essen, und jeder hatte seinen Holzlöffel und seinen Holzteller für Speck und Fleisch. Das hölzerne Geschirr ward nach und nach durch zinnernes ersetzt, und dieses wieder wich dem billigen weißen Steingut. Auf den Kartoffeln thront wohl die kleine Spölkumm mit Stipp oder Stippels (Sauce), worein jeder seine Kartoffeln stippte (tunkte). Jeder Hausgenosse hatte seinen ihm nach Rang und Überlieferung gebührenden Platz, der „grote Knecht" z. B. dem Herrn gegenüber

Landesbibliothek Oldenburg



Bi't Für. Von Prof. Bernh. Winter.

Landesbibliothek Oldenburg

am andern Ende des Tisches, und ihm lag das Brotschneiden ob. Das Essen wurde vom Hausvater mit einem Tischsegen begonnen und beschlossen, und beim Essen wurde auf Sitte und Benehmen sehr gehalten.

Es gab am Tage durchweg drei Mahlzeiten. Wie man im alten Bauernhause lebte, werden folgende Angaben beleuchten:

Im Münsterlande um 1845: um vier Uhr wurde aufgestanden. Um sieben Uhr wurde gegessen: Buttermilch, in der fein geschrotenes Roggenmehl gekocht war (Brei oder Möschen), Pfannkuchen mit Brot, sog. Pumpernickel, der 30—40 Pfund schwer gebacken wurde. Um zwölf Uhr gab es Rehlkost (Gemüse mit Kartoffeln), Tokost (Speck und Fleisch), Freitags, also am Fasttage, Pfannkuchen, Gemüse und Reis, kein Vesper. Um acht Uhr gab es aufgewärmtes Essen oder Möschen; dann war Feierabend, und um neun Uhr ging man zu Bett.

Auf dem Ammerlande und ähnlich auf der Delmenhorster Geest um 1850: Um vier Uhr wurde aufgestanden, um sechs Uhr „wat drunken": Roggen-, Gersten- oder Zichorienkaffee (Zichorjenwater), dazu Schwarzbrot und Butter, Eier in der Pfanne oder beim Schlachten Blut- oder Grützwurst. Um neun Uhr war Imbstied, dann gab es Kaffee, Brot, Butter und vom 1. Mai bis 1. November Käse. Um zwölf Uhr gab es Röhrkost, Erbsen oder Bohnen oder sonstiges Gemüse „ut den groten Pot", „däftig" gekocht. Um vier Uhr war Vesper, Butterbrot und Kaffee; um acht Uhr gab es aufgewärmtes Essen; dann war Feierabend, und um neun Uhr ging es zu Bett.

In der Marsch (Jeverland, Butjadingen, Amt Varel) um 1855: Man stand um 4 Uhr auf; im Jeverland*) gab es um 6 Uhr nur Kaffee (aus geröstetem Roggen, Gerste oder Zichorie), in Butjadingen statt dessen einen Schluck Branntwein; um 7 Uhr gab es durchweg Karnmelkschillgassen (geschälte Gerste in Buttermilch gekocht) oder Karnmelkswarmbeer (Brot in Buttermilch gekocht; der Name deutet darauf hin, daß früher Brot in Bier gekocht worden ist), Brot mit Butter oder Schmalz; im Jeverlande gab es zum „Teinührtje" Kaffee um 10 Uhr, um 12 Uhr ein sehr fettes Mittagessen mit viel Speck, das man „verkakt" (dickeingekocht) liebte, um 2 Uhr Kaffee, um 4—5 Uhr zum Vesper Kaffee, Brot mit Butter und Käse. Zu Abend aß man um 8 Uhr Bottermelkenbree, Brot mit Butter; dann war Feierabend, und um 9 Uhr ging es zu Bett.

Im Stedingerlande um 1865: im Sommer wurde um $^1/_2$5 und im Winter um 5$^1/_4$ Uhr aufgestanden; um $^1/_2$8 Uhr gab es Süßmilch mit Hafergrütze oder Melkendusend (in kochende Milch läßt man Pfannkuchenteig hineintropfen), weichen Heckkäse und Brot. Um 12 Uhr war Mittagsessen „ut den groten Pot", kräftig eingekocht; um 4 Uhr aß man zum Vesper Butter, Brot, Käse, Käsebutter (eine dünne Lage Butter über Käse) oder Übriggebliebenes, Speck und Fleisch. Zu Abend gab es um $^1/_2$8 Uhr aufgewärmtes Essen, Brot und Bratkartoffeln; dann war Feierabend. Man fing

*) In vielen Häusern gab es als Getränk selbstgebrautes Bier, und jeder mußte sich damit versorgen.

Landesbibliothek Oldenburg

um diese Zeit an, länger aufzubleiben, da sich in den sechziger Jahren die Petroleumlampe einzubürgern begann.

Der alte Zusammenhalt der Hausgenossen wurde besonders seit 1870 mehr und mehr aufgelöst, und der einzelne wurde anspruchsvoller. Im Schoße des Hauses fing die soziale Frage an. Die Söhne der Wohlhabenden kamen aus der Stadtschule mit dem „Schein" und die Töchter aus der Pension „gebildet", fremd und dünkelhaft in die ehrwürdige alte Kultur zurück. Die Männer fanden sich nun nicht nur abends, sondern oft schon vormittags zum Frühschoppen und zum Politisieren im Kruge ein, wie man die sich besonders von 1850 an beständig mehrenden Wirtschaften*) nach den alten für Verkehrszwecke gedachten Erbkrügen nannte. Der regelmäßige Wirtshausbesuch war für Lebensweise, Geist und Körper auch der Nachkommen und damit der Rasse tief verderblich. Zugleich fing das „Volk" an, sich abends länger herumzutreiben, was seitdem immer schlimmer geworden ist. Dazu kam die Einflüsterung einer neuen Zeit, die eine vorher nicht gekannte Verderbnis alter guter Sitten brachte und viele Opfer forderte.

Im Wechsel der Woche, je nach Gunst oder Ungunst des Wetters, müssen Mann und Frau jederzeit bereit sein und die richtige Arbeit wissen. Der „Frolü" (Frauensleute) Platz war vor allem im Hause. „Moder harr den Husholgen (Haushalt) togange to holen", sie fütterte die „Uptocht" (Kälber), „fleete" (machte) die Butter, flickte, strickte und sorgte, daß die Kinder ihr „Recht kriegten". Diese kamen Sonnabend abend in die Waschbalje. Von Martini bis Fasten spannen die Mägde oder Haustöchter je ihre 12 Stück, zu je 10 Bind, zu je 120 Draht oder Faden, zum Sonnabend fertig, denn es war Sitte, daß am Sonnabendabend nicht gesponnen wurde. Währenddem mußte eine von ihnen täglich dreimal die Kühe melken, karnen und Schweine füttern. Darin wechselten sie wochenweise ab. Dagegen besorgten die Mannsleute das Füttern und „supen laten" (Tränken) der Rinder und Perde, solange diese auf dem Stall waren. Abends spannen sie Taue, Sele, Reepen, machten Halfter, banden Besen oder flochten Körbe, Mollen, Stühle, auch wohl einmal eine neue Korbwiege. Am Sonnabend wurde, je nachdem Zeit dazu übrig war, und mehr noch in der Marsch als auf der Geest, im Hause geputzt, gescheuert, geschrubbt, geschummelt, gefegt und im Garten geharkt;

*) Im Tagebuche des Hausmanns Bernh. Winter zu Neuenbrok steht unter 1869 Nov. 1. „Überall im Herzogtum soll ein großer Andrang sich kundgeben, um Concessionen zu Schenkwirtschaften zu erhalten, die jetzt, nachdem die Bedürfnisfrage nicht mehr untersucht wird, fast so gut wie freigegeben sind. Man meint damit einen leichten und bequemen Erwerb begründen zu können." Jetzt gibt es von Neuenbrok bis Eckfleth auf ca. 100 Bauern- und Köterhäuser 7 Schenkwirtschaften. An einer Wegstrecke im Herzogtum, an der reichlich 100 Häuser stehen, kann ein Ortskundiger 28 Männer und einige Frauen aufzählen, die seit 1865 an Alkoholismus gestorben sind, abgesehen von den unendlichen geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Schäden, die Branntwein und Bier in diesen Häusern verursacht haben. Dabei sitzt hier ein ursprünglich kerngesunder, vortrefflicher Menschenschlag. Besonders auf dem Ammerlande und im Münsterlande gibt es aber Gegenden, die fast noch schlimmer von der Alkoholkrankheit heimgesucht sind.

Landesbibliothek Oldenburg

es wurden die Dahl, der Stall, die Gropen gesäubert, es wurde gemistet, Vieh und Pferde geputzt, vorm Hause gefegt und in der Scheune Ordnung geschafft.

Am Sonntagmorgen bekam jeder Hausgenosse einen großen Zwieback oder ein paar Schnitten Roggenstuten. Eigentliche Arbeit wurde außer der notwendigen am Sonntag nicht getan. Es wurde nur gemolken und gefüttert, in den Stuben, auf dem Flett oder in der Küche oft kunstvoll Sand gestreut oder Grün und Blumen aus dem Garten geholt, Jung und Alt zog besseres Zeug an. Das beste trug man jedoch zur Kirche und legte es gleich danach wieder in die Kiste oder hängte es ins Schapp. Es wird zur Kirche „eingeläutet", und mindestens einer aus jedem Hause muß hin. Kirche und Predigt bringen ein breiteres Gemeinsamkeitsgefühl unter Gemeindegenossen, und ans Ohr klingen ewig seltsame und ewig vertraute Worte. Auch erfährt man in der Kirche Bekanntmachungen der Behörden. Doch im Hause liest Vader oder Moder den beim Feuer versammelten Hausgenossen aus der Postille vor. Die Sonntagsfeier ist ein Ausruhen von der Woche Treiben, oft ein Überwinden von Last und Sorge, ein Sichsammeln. Es ist, als wenn auch das Haus, das Spiel der Kinder, ja die Tiere ihren Sonntag kennen. Sonntags flickten die Deerns den Jungs das Zeug, und diese flochten ihnen dafür Nähkörbe aus Weiden oder strickten ihnen Strümpfe. Sonntag abends, doch auch schon Sonnabend abends, saß in vielen Gegenden das ganze Haus beim Herdfeuer oder in der warmen Stube und sang alte Lieder und Gesänge, die man als vertraut empfand, oder es wurde vorgelesen. Auch ward am Sonntag wohl irgend eine harmlose Schelmerei verübt, denn Hinnerk oder Alke hatten „de Knäp in'n Nacken".

Für unser Volk ist die Erhaltung und Gestaltung der Sonntagsfeier stets zugleich eine der besten hygienischen Einrichtungen gewesen.*)

„Ik wunsch jo ok en fröhlichs Neejahr!" so hieß der Neujahrsgruß. Jedes Jahr kamen dieselben Wünscher mit Neujahrsbriefen, in denen Gesundheit, Glück und Segen gewünscht wurde, und erhielten dafür ein Trinkgeld oder wohl „wat van't Slachten". Waren die Briefe nicht adressiert, so wurden sie zu anderweitiger Verwendung wieder zurückgegeben. Auf Jan Hedemanns Briefe stand Neujahr 1850: Ich wünsche dem Herrn einen vergoldeten Tisch, / Auf alle vier Ecken einen gebratenen Fisch, / In der Mitte ein großes Glas Wein, / Das soll dem Herrn sein Ruhetrunk sein. / Ich wünsch der Frau eine goldene Kron, / Im künftigen Jahr einen kleinen Sohn. / Ich wünsch der Tochter ein goldenes Lamm, / Im künftigen Jahr einen Bräutigam. / Ich wünsch den Alten einen vergoldeten Wagen / Womit sie können zum Himmel neinfahren.

Bis Fasten wurde mit dem Flegel Korn gedroschen. Das Dreschen begann mit aller Mannschaft schon in der Nacht bei Licht. Haustöchter und Mägde droschen mit. Stets wurde im Takt gedroschen. Wenn die Drescher

*) Vordem in der dänischen Zeit waren zeitweilig alle Spazier- oder Lustgänge, alle Trinkgelage und Gastereien, Hochzeiten und „Leichfeiern" gesetzlich verboten. (Corp. const. Oldbg.)

Landesbibliothek Oldenburg

mit ihren Lagen früher als nötig fertig waren, warfen sie wohl bleierne Knöpfe an die Wand und spielten Tick, wobei es vorkam, daß am Ende einer alle Knöpfe von seiner Boxe verspielt hatte. Bei gutem Wetter wurden Gräben, Grüppen, Wälle, Einfriedigungen, Baum und Busch nachgesehen; Holz wurde gesägt und gehackt. Für manche Arbeiten gab es Merktage, so z. B. wurden am Gründonnerstage auf dem Ammerlande die Zweige auf den Wällen heruntergebogen und festgesteckt.

Bei Kahlfrost, festem Eis und klarem Wetter war das überschwemmte Land vorzüglich zum Schlittschuhlaufen geeignet. Die „Strietschoh" mit den langen Schnäbeln hießen Brennermoorer (Breinermoor, Ort in Ostfrl.); mit ihnen sauste man auf der weiten glatten Fläche rasch dahin. Auf dem Ammerlande usw. nannte man das Laufen mit den kürzeren, rundschnäbligen „Schöfels" schöfeln. Flotte Spiele wurden auf dem Eise veranstaltet; es wurde die Eiskugel (mit Blei durchgossene Kugel) geworfen und danach um die Wette gelaufen. War Schnee gefallen, so gingen Jung und Alt hinaus und schmissen sich mit Schneebällen oder machten einen Schneekerl. Beliebt war bei der Jugend die Glitschbahn, man „glirschte". Auch wurde wohl der Schlitten angespannt, das Gleiche taten die Nachbarn, und mit Geklingel fuhr der Zug die verschneite Straße entlang — ein fröhliches Leben.

Besonders bemerkenswert ist das Klotschießen (Klot, eig. Kloß) bei den Friesen. Bei eingetretenem Kahlfrost verabreden zwei Ortschaften ein Wettwerfen, wozu je die zwei oder drei besten Werfer ausgesucht werden. Das wird dann zu einer Art Volksfest, und es handelt sich dabei um die Ehre. Sicher hat es mit dem Ursprung dieses Festes nichts zu tun, wenn der oft hohe Wettpreis in Branntwein, Grog, Punsch, Wein oder Sekt vertrunken wird, denn diese Spirituosen sind erst später verbreitet worden. Die Klöte  (bleidurchgossene Holzkugeln) sind von beiden Parteien vorher sorgsam geprüft und abgewogen. Auf einer 7 m langen Strohmatte, die am Ende etwas höher gelegt ist, nimmt der Scheeter (Werfer) seinen immer schneller werdenden Anlauf und „flüchtet" den Klot „fleu herut" oder „flank herut", indem er bei dessen Herumwirbeln selber hoch vorwärts fliegt und, um nicht zu stürzen, von den „Möters" aufgefangen werden muß. Die Bahnweiser mit ihren langen Kluvstöcken haben zuvor die Richtung angegeben. Es ist der Schuß (Wurf) in einem flachen Bogen so zu flüchten, daß die Kugel wieder aufschnellt und möglichst weit fortrollt. Die besten „Scheeters" flüchten bis zu 80 Schritt. Gräben, Bulten und andere Hindernisse wollen in geschickter Berechnung überwunden werden. Wo der am weitesten geworfene Klot einer Partei liegen bleibt, wird ihre Matte für den nächsten Wurf wieder hingelegt. Mit Spannung und lebhaften Zurufen wird jeder Schuß begleitet, besonders von den „Inholers", den Wettenden. Der gute Werfer wird gerühmt und gefeiert und der matte gescholten und verspottet. Die Wurfbahnen gehen oft mehrere Stunden weit über Land und, die „Mitlöpers" (=läufer) haben sich für den

Landesbibliothek Oldenburg

Weg etwas zu essen und zu trinken mitgenommen. Die „Käkler" sorgen für die nötigen Wortgefechte zwischen beiden Parteien.

Fasten kam mit den üblichen Umzügen. „Faßlam, Faßlam (Fastelabend) is anfangen. / Moder, hei ji okn Mettwuß hangen? / Vader, krieg is de Gaffel her! / Mettwuß, dat is min Begehr. / Hei ji nin Henn, swart of witt, / de mi ok noch'n Ei to gift (eig. sch . . .)? / En is niks, twe is wat, / dre, denn gah ik minen Pad." Mit diesem oder ähnlichem Riemelrei (Reimreihe) zogen Gesellen und Knechte, einige als Frauensleute verkleidet, an diesem Tage von Haus zu Haus, einer mit einem Korb für Eier, ein anderer mit einer Gaffel für Würste. Von den Geschenken wurde ein Teil verspeist, und den andern erhielt der Wirt für die Zeche. (Im Amte Varel, in der Marsch, Ammerl. usw.). Auch zogen Knechte in Frauenkleidern und Mägde in Mannestracht nach den Nachbarhäusern, wo man sie bewirtete (Amt Brake, Delmenhorster Geest usw.). Im Münsterlande dauerten die Umzüge drei Tage. Mit festlichem Gepränge wurde dann der „Karneval geholt", damit nach allen Häusern gezogen und am Schluß „begraben". An diesen Tagen sollte niemand als der Frohsinn es zu sagen haben. Leider hat der Alkohol den Frohsinn und die fröhlichen Fastenumzüge verdorben. In Zwischenbrücken bei Wildeshausen ist am Fastelnachmittage noch ein Fest für Kinder, wo sie gemeinsam bewirtet werden.

Überall zu Fastnacht gibt es Heetwichs (Heißewecken), kleine runde Semmel mit Rosinen und Korinthen.

Zu Petristuhlfeier hatten im Stedingerlande die Hausleute einer Bauerschaft abwechselnd in einem ihrer Häuser eine Zusammenkunft, um unter sich abzurechnen, und nachher gab's ein gemeinschaftliches Essen.

Am 1. April war das Aprilschünnen eine allgemeine Sitte (April, April, stäk de Näs' in de Eierschill!).

Anfang April wurde der Garten umgegraben, Kartoffeln und Erbsen gepflanzt und Flachs gesät.

Mehrere Wochen vor Ostern begann überall die Jugend schon zum Osterfeuer zu sammeln und zog mit Schiebkarren und Handwagen von Haus zu Haus, indem sie ihren Spruch anstimmte: „Wi sammelt wat to't Osterfür, de olen Teertunn' sund so dür" usw., und wohl hinzufügte: „Ostern, Ostern kummt heran, het jo Dochter noch kien Mann? Ik weet en goden Timmermann, de sin Brot verdeenen kann." Sie erhielten Stroh oder Sträucher oder vom Krämer wohl eine Teertonne. Der Mittelbaum mußte oft gestohlen werden, aber der Bestohlene drückte stets ein Auge zu. Am Gründonnerstag aß man Kohl oder wenigstens grüne Erbsen. (Es sollte siebenerlei junges Grünkraut mit hineingekocht werden als Schutz gegen Krankheiten.) Am stillen Freitag war es an vielen Orten Sitte, alles blanke Geschirr, das tags vorher geputzt war, an diesem Tage in einem Korbe zu belassen. Karfreitag wurde in protestantischen Gegenden ganz still gefeiert. Im Jeverlande wurde schon abends vor Ostern das Osterfeuer gebrannt, und an beiden Festtagen erhielt jeder morgens satt Eier; ebenso im Münsterlande. Es wurde dort mit an Stiele gesteckten Strohbesen (Flasken) gefackelt, bevor das Osterfeuer angezündet wurde; die

Landesbibliothek Oldenburg

nötige Anzahl Paskeier (Ostereier) gaben dem Manne Stärke (he mot noch'n paar Paskeier mehr hebben). In der Marsch, auf der Delmenhorster Geest usw. spielte Jung und Alt an den Ostertagen Schlagball. Im übrigen findet am ersten Ostertage um 5 Uhr das Eier- und Semmelessen statt. Es wurden dazu für etwa 6—8 Tage große runde Weizenbrote (Semmel) mit oder ohne Korinthen und Rosinen gebacken, oft von den Bauern gemeinschaftlich mit den kleinen Leuten. Bei Dunkelwerden wandert alles nach dem Lande, wo das Osterfeuer, oft unter Beihilfe von Männern, kunstgerecht auf Stützen um den Mittelbaum aufgeschichtet ist. Oben darauf hängt die oft noch mit Brennstoffen gefüllte Teertonne. In der Nähe hat den ganzen Tag die Wache ein „Smullfür" (smullen d. h. langsam und mit Rauch brennen) unterhalten. Mit Strohfackeln „Blösen" (Delmh. Geest) wird gefackelt und das Feuer dann an der Windseite angezündet. Stumm sehen die Umstehenden, wie die Flamme frißt, sich ausbreitet und bald gen Himmel lodert — ein feierlicher Anblick. Und überall in nah und fern flammt es auf. Der Winter wird verbrannt, und der Frühling steigt aus der Asche. Die Jungen springen durch die letzten Flammen über den glimmenden Aschenhaufen.

Vom 10. Mai bis 20. Juni rechnete man auf eine Art Stillstand in der Arbeit. Vorher waren Weizen und Feldbohnen gesät und für die Sommersaat gepflügt, gedüngt, geeggt. Jetzt mußte noch gegätet werden. Es wurde gelotet (Gräben gereinigt) und das Lotels (Schlamm und Pflanzen aus den Gräben) oft für den Meßfaal (Düngerhaufen) verwandt oder dafür einige hundert Fuder Plaggen gesteckt.

Um diese Zeit spannte man den grüngestrichenen Leiterwagen an, um entfernt wohnende Verwandte einmal im Jahr zu besuchen.

Zu Pfingsten wurden die Häuser mit Maien besteckt; wo es keine Birken gab, wurde über der Haustür ein Buchsbaumkranz mit Pfingstrosen angebracht. Im Münsterlande, auf der Delmenhorster Geest und im Amt Wildeshausen mußte jedes Mädchen am Pfingstmorgen vor seinem Fenster einen Maibaum finden; erhielt es statt dessen einen Strohkerl, so war das schimpflich. Auf dem Ammerlande und in der Wesermarsch erhielt der Langschläfer einen Brennesselkranz; auch hier wurde wohl Mädchen ein Strohkerl auf den Sotschwengel (Sot, Ziehbrunnen) in einen Baum oder auf das Heck gesetzt, durch das sie zum Melken gehen mußten. Im Stedingerland gehörte der Maibaum vor Liebchens Tür. War mit der großen Hausleiter ein Strohkerl oben auf das Dach gebracht, so bewogen wohl Tränen eine mitleidige Seele, ihn so schnell wie möglich herunterzuholen. Im Jeverlande suchte man sich in aller Frühe gegenseitig durch einen Blumenstrauß zu wecken, und der Langschläfer



Landesbibliothek Oldenburg

hieß Loilapp (loi = faul). Auf der Delmenhorster Geest und im Amt Wildeshausen warf man dem Langschläfer einen Maibaum aufs Bett und nannte ihn Pingsvoß. Im Jeverlande und Butjadingen war der Maibaum ein hoher Tannenpfahl, an dessen oberem Ende an Lattenkreuzen Buchsbaumkränze mit Pfingstrosen und Bändern prangten. Manchmal war er Bauerschaftsbesitz und wurde gern von Insassen anderer Bauerschaften zu rauben gesucht. Das junge Mannsvolk blieb in der Pfingstnacht draußen und trieb allerlei Schabernack, vertauschte Hecke (Tore in Einfriedigungen), stellte Ackerwagen an der Haustür hoch oder brachte sie stückweise auf das Dach und setzte sie dort oben wieder zusammen usw.

Ende Mai und Anfang Juni waren die Gartenfrüchte gepflanzt. Dann war bis Johannis Heuernte.

Bei der Roggenernte (um Mitte August) wurde „tokakt" (Festessen gekocht). Der Neuling wurde gehögt, d. h. hochgeworfen, und mußte für diese Ehre eine Flasche Branntwein mit Sirup ausgeben. Nachmittags gab es Bierkaltschale. Auf dem Ammerlande wurde beim letzten Roggenfuder gesungen und tralart, in der Marsch ein Strauch oder ein an einen Stock gebundenes Tuch auf den letzten Wagen gesteckt und dieser mit Gesang nach Hause begleitet. Im Münsterlande und auf der Delmenhorster Geest wurde der letzte Hocken, der Peterbult, mit einem herausgezogenen Garbenknoten oder einem Strauch bezeichnet und dabei gefeiert und gesungen (eine Erinnerung an das Ernteopfer für Wodan). Im Jeverlande und sonst in der Marsch war auf dem Felde bei der Rapsernte ein Festessen. Die Hausmutter wurde mit dem Rapssegel bedeckt oder im Lehnstuhl gehögt und mußte dafür ein Trinkgeld ausgeben. Weil das alte leichte Hausbier in dem damals in großen Fässern beschafften billigen Branntwein einen Wettbewerber erhalten hatte, entstand durch den Alkohol viel Unheil; denn man war gewohnt, das Vertilgen großer Mengen als Zeichen von Kraft anzusehen, nahm die Heimtücke des Giftes bis heute noch als Spaß und glaubte an keine Gefahr.

Im heißen Sommer wurde zwischendurch der Flachs weiter bearbeitet. Kam Besuch während des Flachsbrakens, so wurden ihm mit Flachs die Füße gewischt, oder er wurde am Arm gebunden, und die Störung kostete ihn ein. Trinkgeld. Ende August war Haferernte, von Mitte September bis Anfang Oktober Kartoffelernte. Dann gab es abends gestampfte Kartoffeln oder Pellkartoffeln mit Speck und Zwiebelstippels. Gleich nach der Ernte*) wurde gefalgt (d. h. gebrochen), nach 8 Tagen geeggt, Mist gefahren (früher oft von den Nachbarn gemeinschaftlich), gepflügt, und von Michaelis an wurde Roggen gesät. Hafer und Flachs wurden zu Gelde


VECHTA 1852, n. e. Zeichn. v. A. H. Wilking z. Langförden

*) Bei den alten Germanen war mit der Erntefeier das Jahr beendet, und es begann ein andrer Winter, d. h. ein andres Jahr.

Landesbibliothek Oldenburg

gemacht; denn Martini war Zahltag, Hebungstag der Heuergelder. Nach Martini begann die Winterarbeit in Haus, Busch und Feld. Abends brannte im Hause wieder Licht. Um Martini zogen früher die Kinder singend vor die Häuser und baten um Äpfel und dergleichen. Von St. Thomas bis Lichtmeß soll man die Eichen beschneiden. Gegen Weihnachten (saterl. Middewinter) ritt auf weißem Pferde Knecht Ruppert herum, erschien mit einem Sack in den Häusern und fragte: „Sünd de Kinner ok artig, könt se ok bäen?" Hatten sie gebetet, verteilte er Christgod, d. h. Kuchen in Gestalt von allerlei Tieren, Menschen und Gegenständen, und Nüsse, zuweilen auch eine Rute. Im Friesischen geht der Sünnerklas am Nikolaustage herum. In einigen münsterländischen Gegenden ziehen am Abend vor St. Niklas vermummte Kinder von Haus zu Haus, Gaben zu sammeln.

Am Weihnachtstage ging früher alles zur Kirche; dann gab es mittags Büdelgort (Beutelgrütze). Abends (Dickbuksabend) gab es in Milch gekochten dicken Reis mit Rullken (Röllchen, Rindfleisch, Fett und Reis in Pansen, meist in Buttermilch gelegt und gepreßt, in Scheiben gebraten) oder Kaffee und satt Rosinenstuten mit Butter (Wesermarsch). Die Kinder stellten abends geputzte Schuhe oder Teller aus und fanden am andern Morgen Nüsse, Kuchen und kleine nützliche Geschenke darin. Das war eine Freude! Christkindchen war mit seinem Knecht Ruppert vorbeigekommen, und oft waren die Hufspuren seines Pferdes in Schnee und Erde noch zu sehen; das fürsorglich hingelegte Brot hatte das Pferd gefressen. In den Zwölften (zwölf Nächten) oder wenigstens von Weihnachten bis Neujahr durfte sich kein Rad drehen (Wesermarich, Ammerland), oder es heulten das nächste Jahr Hunde im Hause, die tags als Steine auf dem Flett lagen (Moorriem).

Altjahrsabend gab es Milchreissuppe oder Rosinenstuten oder Milch mit Zwieback oder Rullken. Danach erhielt jeder ein Glas Grog von Rum, dazu aß man Krullkuchen, Bambeitjes und runde Kuchen. Die Mädchen verkleideten sich abends als Männer, hatten ein Tuch vorm Gesicht, einen Korb im Arm und gingen so in Nachbarhäuser, wo sie eine Wurst erhielten, wenn sie erkannt waren (Wesermarsch und andere Gegenden). Oder eine Schar Jungvolk zog von Haus zu Haus und sang: „Das Jahr ist hingeschwunden." (Ammerland, Moorriem). Im Münsterlande gab es gebratene Mettwurst und nachher runde Kuchen, d. h. Waffeln; dort wurden Briefe, worin den Hausleuten Glück, den jungen Leuten Braut und Bräutigam gewünscht wurden, dem Nachbar an die Tür gesteckt und mit einem Steinwurf angemeldet. In der Gegend von Lastrup, Lindern und Löningen steckte der Brief in der Wepelrut*), einer Art kleinen Christbaums. Die Bringer wurden ergriffen und bewirtet. Die Wepelrut (wepe = Schößling) wurde an den heiligen drei Königen mit der Tunscheer**) (Zaunschere) erwidert. Im ganzen Lande war das Neujahrsschießen Sitte.

*) Die Weperrot oder Wepelrut (Hagedornrut) ist ein Hagedornstrauch, neuerdings auch wohl ein Fichten- oder Wacholderzweig, geschmückt mit bunten Bändern, Äpfeln und Neujahrskuchen.

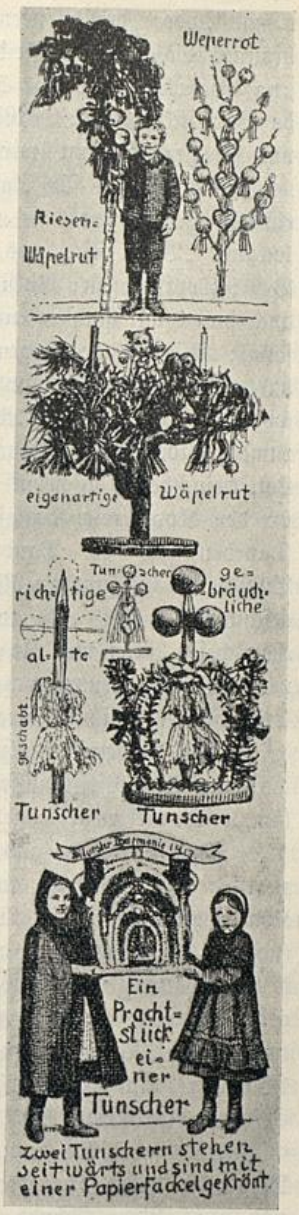
**) Die Tunscheer besteht aus einem Fußboden, worauf ein Stock von Tannen- oder

Landesbibliothek Oldenburg

Der Neujahrswunsch ist eingetroffen: die Wöchnerin liegt im Alkoven; die uralte Familienwiege, von Eichenholz geschnitzt, die ausgeliehen war, ist wieder hergebracht. Es kommen Nachbarfrauen, die Hebamme sitzt platt auf dem Fußboden, hat dem Litjen (Kleinen, d. h. Säugling) das Hemdchen, das wollene Brusthemdchen mit den langen Ärmelchen, das Kleidchen (Pee) nebst Luren und Säckchen für das untere Ende des Wickelkindes angezogen und die Bänder gewickelt. Sie bindet ihm noch rasch das Knüddeldok (Knüpftuch) um das Hälschen, setzt ihm die Ulk (wollenes, gestricktes Mützchen) auf und reicht das Kindchen zum Bewundern herum. Dafür erhält sie Geldgeschenke. Dann gibt sie das Köpken (kleine Schüssel aus Silber oder Zinn) mit Branntwein und Rosinen herum, und jede der Frauen nimmt sich einen Löffel voll heraus (Jeverland und in der Marsch bis 1850).

Im allgemeinen hielt man es für gesund, die Kinder „rug und roh", in Sonne, Wind und Wetter aufwachsen zu lassen. In den ersten Jahren war die Klöterdose das Hauptspielzeug. Diese und anderes altüberliefertes Spielzeug wurde von dem Hausvolk gemacht, und von ihm lernten die Kinder es nach und nach selber machen: Flitzbogen, Fleutepiepen und Schnarrpiepen aus abgeklopfter Weidenrinde, Waterschoite (Spritze), Ballerbuß, Scharmpiepe, Rummelpot, Hänschen spring up, Bukstahfast, Brummkösel, Suglapp, Snurrad, überhäkelte oder Zeugbälle zum Fangen.

Beim Knickerspiel wurde entweder getickt oder in den Pot gespielt. Das Fangen mit Bällen wurde nach allen erdenklichen Möglichkeiten frei oder an der Wand ausgeführt. Manches Mädchen konnte mit fünf Bällen zugleich fangen. Ballspiele waren: Stadt und Land oder Schlagball oder Klitzholt und Staht (Steht). Andere Spiele waren: Holland — Seeland; Hol up de Brug — hal dal de Brug[1]; „Dre mal, dre mal dör de Bank, is de Bank ok noch so lang, hundert dusend Elen lang"; Hinkepinke; Blindekuh (es brennt); „Du, Perpotje, verwahr mi den Perpotje, dat mi de Voß nich halt, un dat mi de Pot nich anbrennt", — „Moder, Moder, de Voß de



[1] Weidenholz steht, an dem lockenartige Fäden abgeschabt sind, so daß er sich unten bauschig ausbreitet. Oben sind daran Äpfel gesteckt. Über den Stock wölben sich ein kleinerer und ein größerer Bogen.

Landesbibliothek Oldenburg

kummt", oder „de Pot brennt an"; „Wer sitzt in diesem Turm darin, ein wacker braunes Mägdelein"; Heidock; „De lacht, de spreckt, en Pand verbreckt" — „na litje Moder, wat is ähre Arbeit?"; „Hupsasa int Singeland, dar nimmt de Bur sick'n Fro"; „Wir kommen aus dem Morgenland, die Sonne hat uns schwarz gebrannt, wir sehen aus wie Mohren und haben schwarze Ohren." — „Was seid ihr für Spitzbuben?" — „Wir sind keine Spitzbuben, sondern ehrliche Handwerker!" — „So zeigt euer Handwerk!"; Knäuelwickeln; Potlockum; „Vogel flieg aus, komm bald wieder nach Haus"; Van Bom to Bom; Topfschlagen; Bukstahfast; „Wir sind in eurem Garten gewesen, wohl auch du — wir sind in eurem Garten gewesen, schöner als wie du". (Reihensang); Alle Gänse fliegen usw.; „War wahnt Fro Holle?" — De wahnt haben mi usw.; „Fro wull nan Markte gan, rumdideldideldum, / Mann wull wol mit ehr gan, rumdideldideldumdumdum, / Fro van den Markte kem, rumdideldideldum, / Mann, wovel hest du spun'n, hejuchhe / drevittel aver en Lot, hejuchhe, / do nehm de Fro den Wockenstock / un haut den Mann wol up den Kop" (ein Kringspiel); „So so seit de Bur sin Hawer all ut." Daneben gab es Bandspiele, Tauspringen, Stelzengehen, Reifenlaufen, Bum-bam. Es wurden Rätsel aufgegeben und Spuk-, Schelmen- und Lügengeschichten erzählt. Es konnte auch vorkommen, daß am Abend das ganze Hauswesen, jung und alt, auf dem Flett ein Spiel mit Spruch oder Singsang veranstaltete; deutet doch manches der Kinderspiele darauf hin, daß sie von Erwachsenen zu ihnen herabgekommen waren.

Doch der Kindheit Spiel und Tanz — ihr Teil! Es kam die Schulzeit, wo es am ersten Tage Pfeffernüsse gab, doch nachher nie wieder; wer in eine andre Klasse kam, wurde vielerwärts „gehänselt", d. h. er erhielt vom ältern Jahrgang Prügel.

Auch im Hause gab es gelegentlich für die Kinder schon leichte Arbeiten zu tun; diese bereiteten auf die ernsteren Pflichten vor, die ihrer nach der Konfirmation warteten. Waren sie im Hause überflüssig, so bestäeten sie sich (nahmen eine Stelle an) als kleiner Knecht oder kleine Magd und waren dann den gleichalterigen Hausssöhnen und -töchtern in allem gleichgestellt. Die hergebrachte Sitte regelte ihre nunmehrige Tätigkeit, und sobald sie großer Knecht und große Magd waren, änderten sich mit der neuen Stellung auch ihre Pflichten. Um 1850 erhielt der kleine Knecht 4 Taler Gold und ein paar Schuhe; die kleine Magd statt der Schuhe zwei Hemde; der große Knecht 6 Pistolen = 33 Taler, ein Paar Stiefel und zwei Paar Schuhe; die große Magd 15 Taler, drei Hemde oder zwölf Ellen*) Leinen, ein wolllaken Kleid und zwei Paar Schuhe (Amt Brake); an einigen Orten erhielt das „Volk" auch wohl ein Stück Land für eigenen Flachs und Kartoffeln.

Vordem wurde nach dem Grundbesitz Steuer bezahlt. Der Grunderbe wurde so weit bevorzugt, daß die abgehenden Kinder zusammen mit der Mutter mit einem Zwanzigstel der Hinterlassenschaft abgefunden wurden, abgesehen von den nicht mitgerechneten Brautschätzen. In der Marsch war der jüngste, auf der Geest der älteste Sohn der Grunderbe. Es kam leichter vor,

*) Zwölf Ellen nannte man ein Smiet.

Landesbibliothek Oldenburg

daß der jüngere Bruder beim älteren, als daß der ältere Bruder beim jüngeren im Hause blieb. Das waren dann die sog. „olen Jungs". Manche wurden Köter, Heuerleute, Handwerker, oder es gelang ihnen, „in'ne Burenstä intofreen". Da die Sippe unter allen Umständen von alters her hoch gehalten wurde, so heiratete der Bauer ebenso oft eine Magd als eine Haustochter, die ja auch nicht mehr Vermögen hatte, als eine Magd, und die Magd war ja eine Haustochter, die bei fremden Leuten Zuflucht gesucht hatte. Magd bedeutet eben Jungfrau, eine noch nicht verheiratete Frau.

Das uns jetzt so hart erscheinende Festhalten unsrer Vorfahren an ihrem Erbrecht hatte große Bedeutung für unser Volkstum. Solange sein Erbrecht bestand, war das niederdeutsche Volk nicht genötigt, die Kinderzahl zu beschränken. So ergossen sich vom Boden Niedersachsens ungezählte Kolonisten nach England, dem ostelbischen Lande und nach Amerika, und die Niedersachsen und die Friesen eroberten die Welt. Die Einfamilienhöfe der Heimat (in der Marsch im Durchschnitt annähernd 50 Jück = 25 ha groß) aber blieben von Jahrhundert zu Jahrhundert unverkleinert und Sitze echter Bauern.

Das nachgelassene Gut von Brüdern und Schwestern, die auf dem Erbe gestorben waren, blieb von alters her bei dem Erbe und Hause. Das Haus durfte nicht von „schap, ketelhake, surtroch und surketel" entblößt werden, weder bei der Aussteuer abziehender Söhne und Töchter, noch bei der Erbteilung. Herwede und Frouwengewede (Rüstung des Mannes und Aussteuer der Frau) wurde bei den Freien von den nächsten Verwandten geerbt (Ganderkesee 1710). Die Sucht, zu große Brautschätze auszusetzen, wurde bekämpft, weil sie die Höfe zu Grunde richtete.

„Se sund beide ut'n god Slag, dat schall wol god gan!" hieß es bei einer Verlobung oder Vertroung. Nachdem der junge Mann sich von den Eltern der Braut das Jawort geholt hatte, wurde sie im Beisein der nächsten Verwandten im Bräutigamshause (als Besicht, münsterl.) abgehalten. Während man bei Kaffee und eigengebackenem Kuchen saß, kam der Großknecht herein, um der jungen Braut die Schuhe zu putzen; dafür gab sie ihm ein Trinkgeld (Delmenh. Geest). Statt der Ringe wurden bis vor einem Menschenalter Trostucke, schön geprägte Fünfguldenstücke, ausgetauscht. In sechs Wochen war die Hochzeit, und die Aussteuer, „der unsträfliche Brautwagen", mußte bis dahin bereit sein. Sie bestand durchschnittlich aus zwei vollständigen Betten, vier neuen Kleidern, einem Dutzend Mützen im Esch, drei Paar Schuhen, 24 Paar Strümpfen, einem eisenbeschlagenen Leinenkoffer, 48 Ellen Leinen, Spinnrad, Haspel, einem Kleerschapp, einem Faß Bier, zwei Seiten Speck (um 1850 in der Marsch). Je nach Stand und Vermögen wurde auch mehr mitgegeben, z. B. Pferde und Kühe. Die Aussteuer wurde auf einem mit Blumen und Grün bekränzten und mit roten und weißen Schleifen gezierten Ackerwagen tags vor der Hochzeit ins Hochzeitshaus gebracht, auch die Braut. Zuvor hatte der Hochzeitsbitter meistens hoch zu Roß die „Häuser" der Nachbarn, Verwandten und Freunde geladen, indem er seinen Spruch sagte, wenn

Landesbibliothek Oldenburg

er zu Fuß kam, etwa: „Ik kam hierher geschridden und nich geridden, hätte ich ein Pferd gehabt, so wäre ich hierher geridden, nu is min Perd awer lendenlahm, nu möt ik to fote gan. Ik bin hierhergesandt von den Brägam J. S. und sine Brut J. H., un ji mochten so god wesen un spräken ähr Fredag 'n bäten to in ähre Hochtid. Den schölt ji ok hebben Piepen un Tobak, en goden Plaz to danzen un gode Musikanten. Un de nich brukt for Geld un Scho to sorgen, kann danzen bet an'n lechten Morgen. Noch ens hew ik to seggen: De jungen Deerns mochten sik höden vor Huken un Winkeln, denn Huken un Winkeln sind vergänglich, und nachher werden die Mädchen kränklich." In jedem Hause wurde er bewirtet. Hatte ihm die Braut schon beim Fortreiten eine Blume an den Hut gesteckt, so schmückten ihm in allen Häusern die Deerns Hut und Rock mit Blumen und bunten Bändern, so daß er oft einen wundervollen Anblick bot.

Am Polterabend, wenn die Braut schon da war, wurden allerlei Töpfe an der Haustür zu Scherben geworfen; das sollte Glück bringen.

Der Hochzeitstag war in alter Zeit an einem Freitag, später auch an einem Dienstag, im Münsterlande statt des Freitags (Fasttag) an einem Donnerstage, auch im Jeverlande an einem Donnerstage. Auf dem Wege zur Kirche wurde das Brautpaar wohl geschattet (ihm der Weg mit einem Band gesperrt), dann löste es sich durch ein Trinkgeld. Es war vielerwärts Sitte, daß sich der Hochzeitszug um die Kirche bewegte. Wenn nicht schon tags vorher, wurde nach der Rückkehr aus der Kirche der jungen Frau Salz und Brot gereicht. Von der Schwiegermutter oder einer älteren Nachbarin wurde sie vor den Gästen dreimal um den Herd geführt und ihr das Sinnbild ihrer neuen Würde, der „holten Sleef" (der große hölzerne Kochlöffel) überreicht. Das Haus war festlich geschmückt; unterm Balken hing die Brautkrone, die am Hochzeitsschluß dem nächsten Brautpaar hingebracht wurde. Auf den Hillen prangten Spinnrad, Haspel und andere Aussteuerstücke, die alle genau besichtigt wurden. Die Braut trug in früherer Zeit die für 1 Taler bei der Küsters- oder Pastorenfrau geliehene Brautkrone aus künstlichen Blumen, Gold- und Silberflitter, Glasperlen usw., die der Kirche gehörte. Später wurden allgemein Kränze getragen. Bei sträflichem Lebenswandel wurde der Brautkranz nicht geduldet. Ein hochzeitliches Ehrenamt hatten der „Brutknecht" und die „Brutmagd", Bistaners (Beistände) genannt. Nach dem Essen wurde auf der von Tischen und Bänken geräumten Dahl getanzt: Zweitritt, Dreitritt, Viertritt, Hopsa, Schottischer, Walzer, Polscher, Siebensprung, Rheinländer, Redowa, Schottschquadrille usw. Wo keine Musik war, wurde auf dem Kamm geblasen und mit Topfstülpen der Takt dazu geschlagen. Am Schluß der Hochzeit nahmen die Frauen die junge Frau in ihre Reihe, indem sie ihr das Zeichen der Frau, die Haube, aufsetzten. Während aber die jungen Mädchen sie in ihrer Mitte zu behalten suchten, entstand ein scherzhafter Streit, in dem schließlich die Frauen siegten. In einigen Marschgegenden setzten die Jungs der Braut eine Haube und die Deerns dem Bräutigam die Nachtmütze auf. Im Stedingerlande dauerte die Hochzeit zwei Tage. Butter, Kuchen, Milch, Schinken,

Landesbibliothek Oldenburg

Hausrat wurden von den Nachbarn gebracht, und am zweiten Tage wurde noch in Nachbarhäusern gefeiert. Auf dem Ammerlande war früher die „Höge" (Hochzeit) im Hause des Bräutigams und die Fortsetzung tags darauf im Hause der Brauteltern. Später dauerte sie durchweg nur einen Tag; am zweiten Tage wurde nur noch etwas nachgefeiert, wenn die Nachbarn ihre geliehenen Gerätschaften wiederholten. Im Münsterlande dauerte die „Höwe" einen Tag, jedoch in der Gegend von Damme und Sage drei Tage, und es wurden etwa 100—150 Menschen geladen. Am Tage vorher war „Gabebringsabend"; dann wurde von den Nachbarn alles Nötige gebracht: 5—6 Pfund oft höchst kunstvoll aufgemachte Butter, zwei Hühner, ein Schinken, ein halber Schweinskopf usw. Für die Köchin und Aufwartung ging bei den Gästen ein Teller mit Salz herum, in das jeder ein Trinkgeld steckte. Es gab aber auch stille Hochzeiten, wozu am andern Tage die Gäste kamen.

Die Geburt eines Kindes wurde angesagt, und die Magd erhielt dafür überall Trinkgeld. Dann brachten die Nachbarn einen Korinthenstuten. Der Säugling wurde stets von der Mutter genährt. Nach dem Wochenbette machte die Frau keinen Ausgang, ehe sie nicht ihren Kirchgang gehalten hatte.

Zur Kindtaufe wurden nur die nächsten Angehörigen und Nachbarn, der Pastor und der Küster geladen zu Kaffee und Butterkuchen, Glühwein und einfachem Abendbrot.

War jemand gestorben, so wurde die Uhr still gestellt, der Spiegel verhängt und allen, die dem Toten näher standen, angesagt, nach alter Sitte auch dem Vieh, den Bienen und den Bäumen. Dem Toten werden die Augen zugedrückt, er wird möglichst bald gewaschen, wo nötig rasiert. (Wer das getan hatte, erhielt das Messer.) Den Nachbarn wurde früher zur Leichenwache besonders angesagt. Das Totenhemd war ein Gegenstand der Aussteuer. Unsre Väter hielten auf ein anständiges Begräbnis, daß sie nicht „so inkleit" würden, und die Überlebenden ließen es an nichts fehlen; denn sie fürchteten die Macht des Toten, wo sie es nicht aus Ehrfurcht und Liebe taten. Am Begräbnistage war der offene Sarg auf dem Totenlaken, das zum Hause gehörte, auf der mit Sand bestreuten Dahl vorn aufgestellt, und jeder Leidtragende tat im Vorbeigehen ein stilles Gebet. Jetzt ist der Sarg meistens geschlossen, und die drei Totenlichter stehen darauf; doch vor dem „Afdank" wird er noch einmal geöffnet: „De den Doon noch enmal sehn wull, de mochte herkamen." Die Träger bekamen eine Zitrone und wurden besonders bewirtet; in Stedingen, Moorriem und vielen andern Gegenden erhielten sie Branntwein, Grog oder Wein und wurden oft betrunken. Ledige wurden von ledigen Trägern, denen eine Blume an den Rock gesteckt war, zu Grabe getragen. Beim „Afdank" sang der Küster mit einigen Schulknaben in der Nähe des Sarges, nachher wieder am Grabe, wofür sie Bewirtung und Geldgeschenke erhielten. Der Leichenzug folgte dem hergebrachten Totenwege. Wurde gefahren, so war der Wagen mit vier Pferden bespannt, und zwei Mann saßen auf dem Wagen, während der Fuhrmann nebenher ging. In einigen Orten mußte im Frühjahr der Sarg wegen Überschwemmungen wochenlang auf

Landesbibliothek Oldenburg

der Hille stehen bleiben; manchmal mußte er an einen Bindelbaum gebunden werden, damit ihn die Träger über die schlechten Wege und die Stege zum Kirchhof tragen konnten. Früher nannte man die Leichenfeier auch wohl Tröstelbier. Dann erhielt jeder Leidtragende die bekannte Zinnschale mit durch einen Löffel Sirup gesüßtem obergärigen Hausbier, worein Stuten geschnitten war. Auch gab es vorher noch Kaffee. Die nächsten Verwandten erhielten in der Stube Kaffee, Butterbrot und Zwieback. Jetzt wird fast durchweg Kaffee und Butterkuchen gereicht. Schweigend und würdig saßen die Leidtragenden an ihren Tischen, auf denen Tabakschalen, Fidibusbecher und brennende Lichter standen, und rauchten die ihnen gereichten langen weißen Tonpfeifen. Vielerwärts brachte der Alkohol, den man den Toten zu Ehren trank, die Geister aus dem Gleichgewicht, und die Feier ward zur Grimasse. In den Kirchen hängte man Totenkränze auf, wozu die Köter einen halben, die Bauern einen ganzen Taler bezahlten.

Es wird von den alten Germanen gemeldet, daß sie die Zeit ihrer Versammlungen für Opferungen u. dergl. nach dem Wechsel des Mondes bestimmten, dessen geheimnisvolles Licht ihrer Heimkehr leuchtete. Lange noch waren bei unsern Vätern folgende Monatsfeiern üblich: Gastmahle am Weihnachtsabend, Fastnachts-, Märzbiere, Osterfeuer (vordem Fest der Erwachsenen), Mai-, Pfingst-, Heu-, Flachs-, Immen-, Schaf-, Mist-, Spinnbiere. Diese Feste gab es innerhalb der Bauerschaft.

Beim Bauerbier herrschte Friede. Gefährliche Waffen, wie Meste, Poke, Biele, Barden, blieben draußen, um Mord und Totschlag zu verhüten. Die Hand- und Kluvstöcke durfte niemand vertauschen oder wegnehmen. Das Bier galt als „Gabe Gottes" (Harmenhausen 1707); wer mehr davon vergoß, als er mit dem Fuße bedecken konnte, wurde auf der Stelle abgestraft. Ging ein neuer Hauswirt zum dritten Mal zum Bauerstuhl, dann gab er den Bauerammer (Eimer Bier); einen kleineren gaben auch die Köter und Häuslinge. Würfel und Kartenspiel, Fluchen und Lärmen waren verboten. Niemand durfte sich auf den Geschworenenstuhl, noch auf eines andern Schoß setzen. Es sollte still und ehrbar hergehen, wenn „zur Ergötzung und Überlegung ernster Sachen" eine halbe Tonne aufgelegt wurde. Um 9 Uhr war Schluß. (Strückhausen 1750). Spätestens wenn die Krugglocke läutete, mußten sich alle entfernen. Einer der Geschworenen aber mußte bis zuletzt bleiben.

Die Heimatkunde besitzt nun in den Urkunden der bäuerlichen Genossenschaften einen höchst wertvollen Spiegel unsrer angestammten Eigenart. Das sind die vorhandenen 76 Bauernrollen*) unsrer alten Bauernstühle, die von Herzog Friedrich August (1773—1785) in der Urschrift eingefordert wurden, um die Grundlage zu Neuordnungen zu geben, die aber, durch politische Ereignisse gehindert, nicht ausgeführt wurden.

Das Bauerrecht einte alle Genossen, Bauern, Köter und Brinksitzer, Hausleute und Heuerleute, stufte sie aber auch nach ihrem ungleichen Anteil an der gemeinen Mark ab. Die Bauernrollen (aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert) waren mehr äußerlich voneinander verschieden. Bauerwerk waren:

*) Rüthning. Oldbg. Geschichte II.

Landesbibliothek Oldenburg

Deiche und Siele, Wasserzüge, Brücken, Stege, Wege, Flur- und Ackergrenzen, Heidedeiche, Einfriedigungen, Hagen, Zäune, Wälle. Die Geschworenen (Bauerrichter, Swaren, Buerswaren, Stuhlrichter, Ratleute genannt) sollen sich bei Not und Gefahr versammeln („as de wind weihet, de Hane kreihet und en Ogenblick in dat ander fleihet." (Oldenbrok 1614). Bei Wassersgefahr standen sie unter den Deich- und Sielgeschworenen. Auch Köter waren Bauergeschworene. Der Bauerbote war der Verkündiger. Jede Bauerschaft hatte ihren Bauernstuhl für sich, wo das Bauerngericht abgehalten wurde. Dort gab es noch keinen Unterschied zwischen frei und unfrei. Zur Bauerversammlung mußte jeder bei Brüche erscheinen, der „eigenen Rauch" hatte; auch Frauen erhielten hier und da Zutritt. War die Frau im Kindbette, so wurde der Mann 6 Wochen von allen gemeinen Kirchspiel- und Bauerwerken befreit, bis auf nötige Geldsachen. Jeder mußte vor dem Glockenschlag erscheinen (Rodenkirchen 1712). Der Bauermeister klopfte mit dem Stock auf den Tisch und gebot Ruhe; den Stock durfte niemand bei Strafe von 12 Groten anrühren. Ohne Wissen und Willen des Vorsitzenden durfte niemand einem andern ins Wort fallen oder „Fürsprach" sein. Jeder mußte über das Bauerrecht Bescheid wissen (Oldenbrok 1614). War beim Wechsel der Bauergeschworenen der Bauerbrief verlesen und die Bauerlade übergeben, so wurde gefragt, ob noch jemand eine Klage anbringen wolle. Wollte jemand die Brüche oder was er sonst dem Bauerbrief nach schuldig war, nicht in Güte abtragen, so wurde nach alter Gewohnheit der Bauerzug auf ihn getan: Die Hausleute wurden sämtlich auf den Bauerstuhl von den Bauergeschworenen zusammen gekündigt, zogen in eigener Person auf den Hof des Widerspenstigen und halfen die Pfändung verrichten.

Diebstahl war unter Strafe gestellt; desgleichen, wenn jemand in Abwesenheit des Wirtes und der Wirtin den Kindern oder dem Gesinde durch „Tolkerei" (Überredung) etwas abzuzwacken suchte. Den Dieb traf Bauerschaftsbann (Loy oder Barghorn), oder ihm wurde das Haus niedergerissen (Hammelwarden). „Ist etwas verloren, und gesteht niemand, daß er es gefunden hat, so halten sie zwei Finger auf und schwören, wünschen auch dabei, daß der, so es habe, kein Gedeihen oder Segen haben solle". Das nannten sie „verrecken". (Dalsper).

Die Bauerschaft leitete ihre Genossen anfangs ohne kirchliche Mittel; das wurde anders, als die Glaubwürdigkeit eines Zeugen vor dem Landgericht danach bemessen wurde, ob er regelmäßig zur Kirche ging oder das heilige Abendmahl nahm. In Krankheit, Not und Tod stand einer dem andern bei; da hatte der Nachbar Pflichten. Dem Toten sollte aus jedem Hause einer folgen, auch wohl die Frau, und für die Bestattung armer Leute lieferte die Bauerschaft die „Notholzdielen". Aus der nächsten Nachbarschaft wurde zur Leichenwache aufgeboten. Der Kirchhof, „allwo unsere seligen Verstorbenen ruhen", wurde allenthalben in Ehren gehalten.

Die Bauerschaft veranstaltete Bullen- und Eberkörungen. Totes Vieh mußte rasch begraben werden. Elster-, Krähen- und Rabennester durfte

Landesbibliothek Oldenburg

niemand auf seiner Bau dulden. Schweine mußten geringt werden, damit sie das Land nicht aufwühlten. Dienstboten sollte man einander nicht abspenstig machen und gute Nachbarschaft halten. Man sollte mit Feuer vorsichtig sein. Wer in der Abendzeit vor den Fenstern „lusterte" (horchte), sollte eine gute Tracht Schläge erhalten und 1/2 Tonne Bier*) geben (Ellwürden 1670). Bei den Häusern durfte man nicht „mit geladenen Bussen" schießen. Verleumdungen und Schimpfreden wurden bestraft. Jedes Kirchspiel sorgte für seine eigenen Armen.

Die Bauern stritten mit der größten Zähigkeit für ihre uralte Selbstverwaltung der Gemeinden durch Bauergeschworene, besonders gegen die von der Regierung schlecht besoldeten Vögte und Untervögte, die eine einträgliche Beamtenherrschaft erstrebten, was ihnen in den Dorfschaften des Kirchspiels Westerstede gelungen war.

Die Stadtgemeinde ist entstanden aus einer Landgemeinde, und ihre Eingesessenen waren von Anfang an frei, mit dem Recht der Einung. (Die Hörigen der Stadt Oldenburg gehörten zur Hofgemeinde, die neben der Stadtgemeinde bestand. Sie waren an der Mühlenstraße und auf den Dämmen angesiedelt). Durch den Einfluß der Behörden wurde die Einung nach und nach zum Zunftzwang. Dieser begünstigte schließlich die Selbstsucht der Genossen, erschwerte den Wettbewerb und führte zur Verknöcherung und zum Niedergange des Handwerks. Bezeichnend für die Sitte und Zucht der Innungen sind die Bestimmungen für Amtskost der aus 18 Personen bestehenden Kramergesellschaft am Johannistage: „Dazu soll ein jeder, er komme oder nicht, dem andern gleich gelten und geben; den Senioren gebührlich Gehorsam leisten, alten Haß nicht erwecken, Zank und Mutwillen, fluchen, schwören und gotteslästerliche Worte vermeiden; das Getränk mutwilligerweise nicht verschütten; keine Gäste ohne Bewilligung der Senioren einnötigen oder mitbringen, sondern sich allenthalben sittsam, bescheidentlich und ehrbarlich verhalten, usw." „Wenn Manns- und Frauens-Personen aus dem Amte (Schmiedezunft) nach Gottes Willen verstorben, so sollen die sämtlichen Amts-Verwandten an Manns- und Frauenspersonen auf den Glockenschlag in ihren besten Kleidern in dem Trauerhause erscheinen, darin sie von den Werkmeistern vertaget sind, und die Verstorbenen christlich bis ans Grab begleiten, und den Betrübten bis vor ihre Haustür beiwohnen, bey Brüche einer Tonne Bier." Diese Beispiele mögen genügen, um den ursprünglich guten Geist der Innungen zu kennzeichnen. Man wird aber auch gewahr, welche Bedeutung die Trinksitten und der Aberglaube an die Kraft des Bieres erlangten, so daß die Zusammenkünfte immer mehr zu Saufgelagen wurden. Die Arbeitszeit war bis ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts von 5 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, dabei gab es um 7 Uhr Kaffee und Butterbrot, um 12 Uhr Mittagessen, um 2 Uhr Kaffee und

*) Die Trunksucht mußte besonders in Zeiten der Verwilderung überhand nehmen, da in den Bauerschaften und Innungen immer zunächst mit Bier bestraft wurde. Sie wurde also einesteils obrigkeitlich gefördert, anderenteils freilich auch heftig, besonders durch die Kirche bekämpft, konnte aber nicht an der Wurzel gefaßt werden, was jetzt möglich ist.

Landesbibliothek Oldenburg

um 7 Uhr Butterbrot. Dann mußten die Lehrlinge oft noch Besorgungen für den Meister machen. Am Sonntag vormittags war Gewerbeschule. Vom Ausgelernten wurde eine Probearbeit verlangt. Ein Malerlehrling z. B. (1858) ließ sich vom Tischler einen runden Tisch machen, maserte ihn „nußbaum", verzierte ihn mit Gold, malte in der Mitte der Tischplatte einen Rosenstrauß und lackierte ihn dann. Nachdem dieser Tisch von den Innungsmeistern als gut abgenommen war, wurde er nach eingeholter Erlaubnis des Stadtmagistrats verlost. Indem auch der Hof für 5 Taler Lose kaufte, brachte die Verlosung 10 Taler. Mit diesem Gelde rüstete sich der junge Geselle aus und ging auf die Wanderschaft, wo dem Arglosen nur zu bald ein Teil seiner Barschaft abgeschwindelt wurde.

Die Gesellen hatten von 8 Uhr an Feierabend, der vielfach mit Begrüßung und Bewirtung fremder Handwerksburschen in der Herberge zugebracht wurde. Um 10 Uhr mußte bei Strafe alles zu Bett sein.

Als ein Beispiel dafür, was von den Innungen als Meisterstück vorgeschrieben war, diene, daß der Buchbinder in und vor der Stadt Oldenburg anzufertigen hatte: „eine Weymarsche Bibel in Schweinsleder, rot auf dem Schnitt mit gegossenen Danziger Art Clausuren. Eine gute Hauspostill in Quart in violett-blau Leder, auf dem Schnitt und Leder ganz verguld. Ein Buch in Oktav mit Kupfern im französischen Band; ein gutes Buch in Folio in holländischem weiß Pergament, in 14 Tagen zu verfertigen." Bei Besichtigung des Meisterstücks und bei offener Lade sollte „Gesoff und unnötiges Traktiern" verboten sein. Beim endgiltigen Eintritt in das Handwerksamt mußte eine Abgabe (von Fremden die doppelte) sowie eine „Amtskost" gegeben werden.

Es gab früher keine Tanzböden für öffentliche Vergnügungen. Das junge Volk tanzte um so vergnügter, wenn etwa lustige Hochzeit in einem bürgerlichen Hause mit großer Hausflur abgehalten wurde, wo man auf Steinen und Fluren tanzte wie jetzt auf Parkett. An Staat und Kleiderpracht dachte man nicht. Die Kleidung war selbstgesponnen und selbstgemacht und vermied jede Geschmacksverirrung. Man kannte keine Kaufmannsläden: Krämer und Ellenhändler hatten auf ihrer Diele eine Tonenbank (tonen = vorzeigen) und hinter dieser Borten mit ihren Waren. Vorm Hause hatten sie eine Trommel mit einem Streifen roten und blauen Fries bezogen. Die Häuser hatten Namen z. B. drei Sterne, Anker usw. Es hingen Wappenschilder herunter, die, an ihren eisernen Stangen sich bewegend, bei schlechtem Wetter oft ein greuliches Getöse machten. Die Dachziegel lagen fast alle in Strohdocken. Die Fenster waren Schiebefenster, so daß man mit krummem Rücken den Kopf durchstecken konnte, wenn die untere Hälfte hinaufgeschoben war. Am Feierabend im Sommer saß man zur Seite der Haustür auf den gemauerten Bänken, die man Beischlag nannte. Handwerker und kleine Bürger hatten vor dem Tore wenigstens einen Garten und konnten 1—2 Schweine fett machen. Hatte die Frau ihr Hauswesen besorgt, so ging sie zum Garten, woher sie abends das Gemüse für den nächsten Tag und Futter für die Schweine mitbrachte. Frühmorgens ging der Hirte durch die Straße, blies

Landesbibliothek Oldenburg

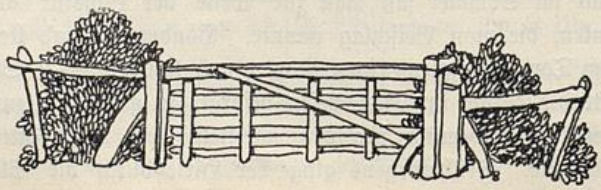
auf seinem Horn, daß man es durch die ganze Stadt hören konnte; dann ließ jeder, der eine hatte, seine Kuh aus, die auf dem Bürgerfelde geweidet wurde; abends um 7 Uhr kamen sie wieder zurück. Pfingsten wurde die beste Kuh mit einem Blumenkranz bewunden, bekam eine Krone auf den Kopf und einen Blumenstrauß mit rotem Bande auf den Schwanz. Bemerkenswert ist die Sitte der gemeinsamen Schlittenfahrten. Dazu wurde vom Magistrat besonders angesagt, daß jeder seine Straße fegen sollte. Die Bewohner des inneren Damms und der Mühlenstraße, in alter Zeit Hörige, waren verpflichtet, der Reihe nach jeden Morgen einen Mann in das Schloß zu schicken, den Bratspieß zu drehen. Sie hießen daher Bratendreher. Nach 9 Uhr war die Straße leer.

Die Schiffer, die „stark an Leib und Seele" sein mußten, hielten vor der Ausfahrt früher gemeinsame Gottesdienste ab, um den göttlichen Beistand für die Reise und ihre Gefahren zu bitten. Nach der Reise waren Dankesspenden für die Armen Sitte. Im Stedingerlande und anderwärts ließen sie bis auf den heutigen Tag für sich beim Gottesdienste beten, wofür sie bezahlten. Auf den Schiffen herrschte scharfe Ordnung und stetes Bereitsein, und wenn sich der Schiffsjunge nicht fügen wollte, schmeckte er die „Schiffsmettwurst", das Tauende.

Wenn für einen Hausbau mit Hilfe der Nachbarn Rammpfähle eingeschlagen wurden, die die Grundbalken, die Legeden, trugen, so ging die Arbeit im Takt von statten. Einer gebot singend: „Hal up den Pluck!" usw. Wer in einen Neubau als Fremder hineinging, ihn zu besehen, wurde von den Zimmerleuten mit der Lotleine gefangen und mußte sich durch ein Trinkgeld lösen. Das Richtfest hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Dann wird ein Strauch, eine Krone, oder eine Fahne auf den Sparren gesteckt, zum Schimpf für einen geizigen Bauherrn auch wohl ein stumpfer Besen. Man muß sich diese Sitte entstanden denken in der Zeit, als die Häuser noch mit der Pflichthilfe der Nachbarn gebaut wurden, wobei man gemeinschaftliche Mahlzeiten hielt. Dazu kamen allgemeine Zunftsitten. Es wird mit der Krone, die von Frauen der Nachbarschaft gebunden ist, ein Umgang um das gerichtete Haus gehalten und gemeinsam gesungen: „Nun danket alle Gott", usw. Dann hält der Altgeselle eine Ansprache, in der er dem Bauherrn im neuen Hause Glück und Segen wünscht.

Ein allgemeines Heimats- oder Vaterlandsfest haben wir nicht, wenn es nicht das Sedanfest ist. Bis zu diesem Tage zieht bei uns die Jugend einige Wochen in der Dämmerung mit Papierlaternen singend durch die Straßen.

Unsere Vorfahren haben für ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche zähe gekämpft. Ihr Erbteil gehört jetzt uns. Soll es für uns aber nicht verloren sein, so müssen wir es festhalten, denn es handelt sich dabei um unsre Art.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Volksmedizin im Herzogtum Oldenburg.

Von Medizinalrat **Dr. M. Roth.**

Die Volksmedizin bildet einen nicht unwesentlichen Teil der Kulturgeschichte eines Volkes, spiegeln sich doch in ihr die jeweiligen volkstümlichen Anschauungen über Leben und Sterben, Gesundheit und Krankheit derart wieder, daß aus ihrer Verbreitung und Entwicklung geradezu die Höhe der Kultur eines Landes bestimmt werden kann; denn je zugängiger ein Volk den Wissenschaften gewesen ist, desto eher wird in ihm die Volksmedizin geschwunden sein. Unter Volksmedizin ist hier selbstverständlich nur die Anwendung aller jener Heilmittel in Krankheitsfällen zu verstehen, die jedermann im Haus, Hof und Garten, in Wald und Feld zur Verfügung stehen oder als von alters her bewährte Heilmittel entweder im Hause vorrätig gehalten werden, oder die leicht, und vor allen Dingen für wenig Geld beschafft werden können. Unter vielen andern Gründen, die hier nicht alle aufgeführt werden können, hat vor allen Dingen der mächtige Fortschritt der Naturwissenschaften und besonders der Medizin nicht nur das Vertrauen im Volk auf seine alten Volksmittel gewaltig erschüttert, sondern auch derartig mit ihnen aufgeräumt, daß in unserem engeren Vaterlande heutzutage nur noch kümmerliche Reste von der zu unserer Urväter, ja zu unserer Väter Zeit so reichhaltigen Volksmedizin übrig geblieben sind.

Was nun einst von der Volksmedizin vorhanden war, das ist bereits in vorzüglicher Weise gesammelt worden. In den Jahren 1787—1797 nämlich veröffentlichte der auch durch seine sonstigen Schriften auf andern Gebieten hinreichend bekannte Hofmedikus Geh. Anton Gramberg, der Vater des Dichters A. G. Gramberg, in den „Blättern vermischten Inhalts" eine längere Abhandlung „Über Hauskuren und Hausmittel in hiesigen Gegenden", in der er sie nicht etwa nur einzeln aufzählt, sondern sie auch einer medizinisch-kritischen Betrachtung unterzieht. Etwa 70 Jahre später, 1854, gab dann der als hervorragender Kenner von Land und Leuten unserer Gegend hochgeschätzte Geh. Obermedizinalrat Dr. J. Goldschmidt in Buchform eine Sammlung seiner in der Weser-Zeitung nach und nach veröffentlichten Artikel unter dem Titel „Die Volksmedizin im nordwestlichen Deutschland" heraus, in der er in seiner humorvollen Weise die volkstümlichen Anschauungen über Krankheiten und

Landesbibliothek Oldenburg

deren Heilung durch Hausmittel im Herzogtum Oldenburg zusammenfassend darstellt. Soweit aber die Volksmedizin auf Aberglauben, Zauber, Sympathie usw. beruht, hat dann im Jahre 1867 L. Strackerjan in seinem bekannten Werk „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg", zum Teil wohl auf Goldschmidts Büchlein fußend, alles hierauf Bezügliche zusammengestellt.

Auf Grund dieser Quellen soll hier nun versucht werden, einen kurzen Überblick über die Volksmedizin zu geben, wie sie einst in unserm Ländchen bestand, denn heutzutage, wie bereits oben gesagt, sind nur noch kümmerliche Reste von ihr vorhanden. Soweit sie auf Aberglauben beruht, oder vielmehr beruht hat, wird über sie an anderer Stelle berichtet werden.

Allgemeines. Der oldenburgische Landbewohner war von jeher kein großer Verehrer der ärztlichen Kunst und ist es auch heutzutage noch nicht. „De Gelehrten sünd de Verkehrten", sagt er, und „Nen Minsch in Doktors Hannen und nen Vagel in Kinnerhannen sünd bold old genog wurn". Aber diese Redensarten sind meist nur eine Selbstentschuldigung, daß er in Krankheitsfällen nicht alsbald die Hilfe eines „Doktors" in Anspruch nimmt, denn viel mehr liegt ihm das Geld, das er dafür ausgeben muß, und das ihm keinen materiellen Nutzen bringt, am Herzen. „Dat Bruken und vor'n Dokter liggen" ist mit Kosten verknüpft, und „wer weet, of't överall wat helpen deiht". In schweren, plötzlich hereinbrechenden Krankheitsfällen, wie bei erheblicheren Verletzungen, Knochenbrüchen oder dergl., wird meist die Hilfe des Arztes sofort in Anspruch genommen, ebenso bei Geburten, wenn die Hilfe der „Hebammsche" versagt, in allen übrigen Krankheitsfällen werden jedoch erst alle Heilmethoden der Volksmedizin durchprobiert, ehe der Arzt um Rat gefragt wird. Eine ganze Anzahl Redensarten, wie „vor'n Dod is kien Krut wussen", „de Sykde kummt anflegen, man se kruppt wedder weg", „'t will all sien Tied und Stunn hebben", „de Krankheit mutt utrasen"; „wenn Tied und Stunn daher is, mot wie all daran" usw., scheinen darauf hinzudeuten, daß unsere Landsleute, die mit einem guten Teil Phlegma ausgerüstet sind, sehr geneigt wären, den Verlauf von Krankheiten in Ruhe abzuwarten. Dies ist indes keineswegs der Fall. Zur Heilkraft der Natur haben sie wenig Vertrauen und überlassen ihrem stillen Wirken nichts, weil sie keine Ahnung davon haben, daß ein Übel meist von selbst heilen kann, und weil ihnen die Arbeit zu sehr am Herzen liegt. Es muß schnell besser werden. Es muß biegen oder brechen! Die am stärksten wirkenden Mittel sind die besten. Die Wirkung eines Mittels wird selten oder nie abgewartet; hilft das eine Mittel nicht rasch, so wird in kurzer Zeit ein anderes Mittel nachgeschickt. Ja, selbst wenn sie einen Arzt gebrauchen, nehmen sie neben der vorgeschriebenen Arznei meist noch allerlei Hausmittel, die ihnen von irgend einem Besuch angeraten sind, der gerade dieselbe Krankheit an sich oder den Seinen erlebt haben will. Das zuletzt angewandte Mittel hat im Genesungsfall immer die Heilung bewirkt; stirbt aber der Patient, dann war es eben Gottes Wille; das volkstümliche Heilverfahren, die Volksmedizin, wird nie deshalb angeklagt.

Landesbibliothek Oldenburg

Im engen Zusammenhang mit den volkstümlichen Anschauungen über Krankheiten steht die Hygiene (Gesundheitslehre). Als Ursache der meisten Krankheiten gilt die Erkältung, und aus Furcht vor ihr werden von unseren Landsleuten außer dem Hemd mehrere dicke wollene Unterjacken und von den Frauen Unterröcke getragen, und zwar Winters und Sommers gleichmäßig, ja selbst bei den schwersten Arbeiten in heißer Sommerszeit wird nichts davon ausgezogen. Wird es aber doch einmal getan, und es tritt irgend ein Unwohlsein auf, so ist sicher das Auslassen des Kleidungsstückes schuld daran, und nun wird der etwa schmerzende Körperteil noch besonders mit Watte, „smeerige Lammswull", Katzenfell usw. dick eingewickelt, denn er muß unter allen Umständen „warm verwohrt" werden. So kommt es auch, daß der Oldenburger mehr Gewicht auf seine Unterkleider als auf sein Oberkleid legt und den Fremden verachtet, bei dem das Umgekehrte der Fall ist. Die Redensarten „Von buten bunt, von binnen Strunt", „He hett kien heel Hemd upp'n Liew", „Een Hemd upp de Knaken, dat annre upp'n Staken", drücken die höchste Armut oder das gänzliche Verkommensein eines Menschen aus. Noch schläft auch ein großer Teil unserer Bevölkerung, namentlich auf der Geest, in Alkoven, Bettschränken mit massenhaften Federbetten, in denen ein Städter nahezu ersticken würde, ja selbst im heißen Sommer wird kaum eine leichtere Bedeckung genommen, und gar nicht selten lassen die Frauen nicht einmal im Bett ihre Unterröcke aus. Auch vor der Öffnung der Fenster zur gehörigen Durchlüftung der Zimmer ist unsere Landbevölkerung sehr bange, und noch vielfach finden sich in älteren Häusern Fenster, die nur zum Teil oder überhaupt nicht geöffnet werden können. — Wenn auch das aus dem Holländischen stammende Sprichwort: „Kopp kolt, Föt warm, Achterportje apen, denn brukst nich na de Dokter to loopen" überall im Lande gebräuchlich ist, so wird sich doch, was den Kopf angeht, wenig darnach gerichtet, denn selbst im Zimmer wird die Kopfbedeckung nicht abgelegt, geschweige denn bei der Arbeit im Freien. Bei Kindern freilich wird, besonders wenn geachteter Besuch erscheint, das Abnehmen der Mütze verlangt; scherzhaft wird dann wohl gesagt: „Jung, sett de Mutz af, büst woll bang, dat di de Lüs' verfreert". Namentlich bei Säuglingen wurde es früher für sehr gefährlich gehalten, wenn „de Kull upp'n Kopp fallt"; er wurde deshalb auch stets mit einem Häubchen warm bedeckt gehalten, ja es wurde sogar streng vermieden, den Kopf des Kindes im ersten Lebensjahr zu reinigen, denn „Dreck holt warm", und das zu frühe Reinigen des Kopfes veranlaßt schwere Sprache der Kinder, schlimme Augen usw. — Anschauungen, die übrigens in der Neuzeit, Gott sei Dank, sehr im Schwinden begriffen sind, ganz besonders der häßliche Gedanke der Mütter, daß ein Kind, das „brödt", d. h. Läuse hat, besonders gesund sein müsse, pflegte doch früher die Mutter in ihrer Freude zu sagen: „Jung, hest Lüs, kannst noch mal'n grotet Beest weern".

Die beiden andern Ratschläge des holländischen Sprichworts werden um so sorgfältiger beachtet. Vor kalten und besonders nassen Füßen ist man auf dem Lande sehr bange, und es spielen dort deshalb auch heutzutage noch die

Landesbibliothek Oldenburg

sogenannten Feuerkieken eine große Rolle. Von unsern Landleuten werden daher auch andere Stände, wie Beamte, Handwerker usw. vielfach beneidet, weil sie „all ehr Arbeit in Drögen afkänt".

Nach der wunderbaren Ansicht der Volksmedizin gelten nur fette Speisen, „stäwig Eeten", für wahrhaft nährend und Kräfte gebend, „se staht bi de Ribben". Alle Speisen, die nicht „Smeer" (Fett) enthalten, können wohl den Hunger vorübergehend stillen und den Magen füllen, doch „'t balgt woll, man 't talgt nich"; „man kann der kien Kerl bi bliewen", glaubt der Arbeiter, wenn er nicht täglich ein gehöriges Stück Speck bekommt. „So em gat de Backen, so gat em ook de Hacken" und „Beeter'n Lus in'n Kohl, as ganz kien Fett". Wenn der Oldenburger aber sagt: „Fleesch wat, Brot satt", so dürfte dabei mehr die Sparsamkeit, als die Diätetik eine Rolle spielen. Die Oldenburger halten es zwar mit dem Vielessen, aber langsam muß es vor sich gehen, und man muß dabei sitzen können. Es wird deshalb hier stets mit der größten Bedächtigkeit, ja mit einer Art Andacht gegessen, namentlich auch von den Dienstboten aus dem Lande, zum Erstaunen der Fremden, die das nicht gewohnt sind. Ißt aber etwa einmal ein Kind zu hastig, so ruft ihm die besorgte Mutter alsbald zu: „Eet langsam, leewe söte Jan, du weest nich, wat'm denn laten kann".

Im Plattdeutschen werden die Kinder nicht erzogen, sondern „uptruken", wie das liebe Vieh. Mütter sind deshalb sehr unglücklich, wenn ihre Kinder nicht recht gedeihen, „sick nich recht beetert", sondern mager bleiben, ja zusehends „geringer" oder „minner" werden. Die Mutter gibt deshalb auch gewissenhaft dem Säugling von allem, was sie genießt, etwas ab, da ihm nach der Satzung der Volksmedizin die Milch der Mutter stets gut bekommt, wenn er nur von allem, was die Mutter genießt, seinen Teil erhält. Bricht er den Überfluß wieder aus, so tröstet sich die Mutter leicht, denn „Speekinner, Deehkinner". Schreit ein Kind, dann hat es unzweifelhaft Hunger, „et litt Smacht", und schleunigst wird ihm von der Mutter ein Stück Brot in den Mund gestopft, wenn auch die Ursache des Schreiens eine ganz andere ist. Bei größeren Kindern weiß aber doch die Mutter den Appetit richtig zu schätzen: „Kinneroog is immer gröter as de Mund", und sie mißt ihnen ihr Teil zu, denn „Kinner un Kalwer ehr Deel, denn holt se Buk un Back heel". Auch leidet sie nicht, daß die Kinder von dem übrig gebliebenen Butterbrot die Butter ablecken, denn „wat sick nich satt ett, lickt sick ok nich satt".

Allgemein war und ist z. T. noch in der Landbevölkerung der sonderbare Glaube verbreitet, daß Kinder, die leicht lernen, ebenso leicht sterben. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß schwächliche Kinder naturgemäß sich mehr mit ihren Schularbeiten beschäftigen, als andere kräftigere Kinder, die sich die Zeit mehr mit Spielen vertreiben.

Allgemeine Krankheitslehre. Die etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts in der Medizin gültige Humoralpathologie, nämlich die Lehre, daß die schlecht gemischten Körpersäfte die Ursache der meisten Krankheiten seien, lag auch unserer Volksmedizin zugrunde und bildete den Grundstock ihrer

Landesbibliothek Oldenburg

Heilmethoden. So kennt sie die Erkrankung verschiedener Organe überhaupt nicht, z. B. die des Nervensystems; Nerven sind ihr gleichbedeutend mit Sehnen, als Träger der Kraft. „Dick, fuhlt, watersch, verhitzt Geblöd" usw. ist die einzige Ursache unzähliger Krankheiten, namentlich aller Ausschläge, sie sind die direkte Folge des schlecht gemischten Blutes, „He is ungeew, dat Undägt mot herut", und es wird geradezu als lebensgefährlich angesehen, „wenn de Utslag sick to fro doet", denn dann bleiben die schädlichen Stoffe im Blut. Die Unreinlichkeit, die häufige Quelle vieler Ausschläge, wird als Ursache selten oder nie angeschuldigt und deshalb auch das Waschen und die Anwendung äußerer Mittel möglichst vermieden. Selbst die Erkältung, die in hundert Fällen mindestens neunzigmal als die Ursache aller möglichen Krankheiten angesehen wird, wird nur als äußerer Anstoß betrachtet, die schlecht gemischten Säfte ins Rühren zu bringen. Sehr selten und nur wenn besonders schwere Arbeit in heißer Jahreszeit vorherging, spricht man bei schwerer akuter Krankheit auch wohl von „Verhitzung". Leidet ein Organ hervorstechend, so hat sich die „Verküllung uppen Magen, in't Krüzwark slan" usw.

Bei jedem Unwohlsein und bei jeder schweren Krankheit, bei der der Appetit fehlt, findet sich, mögen die andern Krankheitserscheinungen sein, welche sie wollen, das Leiden, das man mit dem Ausdruck: „'t innen Magen hebben" bezeichnet. Dies Leiden läuft neben der „Verküllung" her und ist sehr oft durch sie veranlaßt. So ist es auch der „kohle Drunk", der die Veranlassung zu allen Erkrankungen der Verdaungsorgane geben soll; denn daß das „leewe Eeten" daran schuld ist, wird nur selten zugegeben. So lange Appetit vorhanden ist, wird an die Schwere einer Krankheit nicht geglaubt, denn „he is ja van Harten gesund, und sin Natur is anners god". Die Abgeschlagenheit und Mattigkeit, die bei akuten Krankheiten ja niemals fehlt, wird stets der Appetitlosigkeit zugeschrieben, denn „Eeten und Drinken holt Liev unn Seel tosamen, beeter as'n isern Band", und „man kann't Leewen doch nicht holen, wenn der nicks herin kummt". Mit der höchsten Besorgnis ist deshalb auch die Umgebung erfüllt, wenn es ihr nicht gelingt, dem Kranken „wat rin to snacken". Ebenso wie die Appetitlosigkeit wird die mangelhafte Verdauung in Krankheitsfällen von unsern Landleuten sehr gefürchtet, denn „wo wat rin kummt, mutt ok wat 'rut". Es wird deshalb mit großer Sorgfalt auf diese Funktion geachtet, und nur wenn der Kranke längere Zeit keine festen Speisen genossen hat, tröstet man sich bei nicht gehöriger Öffnung mit den Worten: „Kummt jo ok nicks herrin". Unser Landmann beobachtet deshalb aufs Sorgfältigste in Krankheitsfällen seine Abgänge und weiß ihre Form und Farbe stets genau zu schildern, „Päpernöte", „Schapskötel", Höhnerdreck" usw.; er hat so viele Ausdrücke dafür, daß man sich dieselben, auch ohne hinzusehen, deutlich vorstellen kann.

Ein plötzlicher Tod ist, auch wenn er bei einer schon bestehenden schweren Krankheit eintritt, stets der Schlagfluß („he hett van Slag kreegen"), wofür die sogenannten Totenflecke, die sich übrigens bei jeder Leiche einstellen, sicher beweisend sein sollen.

Landesbibliothek Oldenburg

Heilmittellehre. Alle Dinge des gewöhnlichen Haushalts, wie Nahrungsmittel, Speck, Kaffee usw., aber auch andere Dinge, wie Tran, Spinngewebe usw. werden als Hausmittel verwandt. Erzeugnisse des Gartens, wie Kamillen, Ellornblumen, oder des Feldes, wie „Rohlegg" (Scharfgarbe), „Muggert" (Beifuß), spielen fast bei jeder Krankheit eine Rolle. „Winruh" (ruta graveolens), Salbei, „Würmken" (artemisia absynth.), „Maräck" (Meerrettig), „Look" (Lauch), Pfefferminze, Rhabarber usw. werden als Heilkräuter in der Blumenecke des Gartens gezogen. Im allgemeinen entnimmt übrigens die Volksmedizin ihre vermeintlich wirksamsten und kräftigsten Mittel dem Tierreiche, so lebende Läuse, Regenwürmer (Ölken), Frösche usw., dann die Exkremente von verschiedenen Tieren und Menschen, die teils innerlich, teils äußerlich angewandt werden, auch wenn sie noch so ekelerregend sind; denn ein Übel muß das andere vertreiben, „Quad mutt Quad verdrieben". Dieser Grundsatz findet auch bei der Medizin Anwendung, denn der Kranke hat nur dann volles Vertrauen zu ihrer Wirkung, wenn sie möglichst schlecht aussieht, riecht und schmeckt; denn „Bitter for den Mund, is for't Hart gesund". Die stark anrüchigen Mittel von Tier und Mensch werden unter etwas wohlklingenderen Namen verborgen, so heißt der Kot von Hunden „witten Enzian", von Schafen „Schapslorbeern" und ein Umschlag von menschlichen Exkrementen „golden Plaster". Auch der Urin wird als Volksmittel verwandt, jedoch muß er von einem geschlechtslosen oder noch geschlechtlich unberührten Individuum sein. Die Volksmedizin hat mehrfach homöopathische Heilprinzipien. Sie will gleiches mit gleichem kurieren, aber auf ihre Art. So empfiehlt sie bei Harnstrenge oder nächtlichem Bettharnen eigenen Urin zu nehmen, bei Menstruationsbeschwerden Saft von roten Beeten und Tee von roten Kleeblüten, beim Biß des Hundes das Auflegen von Hundehaar, womöglich desselben Hundes, der gebissen hat, usw. So ist auch „Hitt mutt Hitt verdrieben" eines ihrer Hauptlehrsätze, und deshalb wird eine verbrannte Hand ans Feuer gehalten. Auch Branntwein ist demzufolge ein Hauptmittel gegen die Folgen der Hitze, und in jedem heißen Sommer fallen diesem unseligen Lehrsatz einige Leute zum Opfer.

Allgemeine Krankheitsbehandlung. Durch Erkältung, die häufigste aller Krankheitsursachen, werden schädliche, krankmachende Stoffe im Blut und Magen zurückbehalten, die heraus müssen, und das wird im Anfang einer jeden Krankheit gründlich besorgt, indem die Kur auf alle Fälle mit „wat to sweeten" eingeleitet wird. Je schlimmer der Kranke fiebert, desto eifriger wird versucht, ihn zum Schwitzen zu bringen. Er wird mit dicken Federbetten über und über bedeckt, und ihm werden in Massen heiße Getränke, wie Kamillentee, Fliedertee, heiße Milch, heißes Bier mit Kandiszucker usw., eingeflößt. Daß der Branntwein (Sluck) dabei nicht vergessen wird, kann sich jeder denken, der weiß, wie viel Schnaps hier zu Lande getrunken wird. Besonders der „Franschen" (Franzbranntwein) und alter Rum gelten als besonders schweißtreibend. Auch als Vorbeugungsmittel, namentlich in den Marschen bei der Malaria, wird der Schnaps vielfach angewandt, besonders

Landesbibliothek Oldenburg

als „Seewörmt", ein Aufguß von Schnaps auf Seewermut. Half in früherer Zeit dann keins aller dieser Schweißmittel, so wurde ein Aufguß von „witten Enzian", „Schapslorbeern" oder gar „Urin van'n Ruhn" dem Kranken eingegeben, der dann wohl rein aus Angst vor dem widrigen, ekelerregenden Zeug zum Schwitzen kam. Das beste Getränk für jeden Fiebernden, gutes kaltes Wasser, wird als „blanket Water", d. h. als Wasser ohne Zusatz, von Gesunden gefürchtet, für Kranke aber als sehr gefährlich betrachtet; ebenso gelten auch kalte Umschläge auf den Kopf oder sonst einen leidenden Körperteil für bedenkliche Mittel.

Neben der „Verkülung" spielt das „innen Magen hebben" eine Hauptrolle, das auf Anhäufung schädlicher Stoffe, diesmal freilich im Magendarmkanal, beruhen soll, die also in erster Linie entfernt werden müssen. Hierzu dienen eine Anzahl Abführmittel, so Glaubersalz, Sennesblätter, Rhabarber, Kremortartari, Aloe schier oder unter Zusatz von allerlei Kräutern auf Branntwein gezogen unter dem Namen „hollandsch Krüden" usw., bei Kindern Manna oder Rhabarbersaft, Brustpulver u. dergl. Daß der kranke Magen vor allen Dingen durch Fasten für einige Tage Ruhe haben muß, kennt der Oldenburger Landmann nicht, immer wieder sucht er dem appetitlosen Kranken etwas beizubringen, bei Kindern namentlich in Form vermeintlicher Delikatessen, wie Klaben, Zuckerzwieback usw. — Das tägliche Getränk unseres Landmannes ist Kaffee, aber mit Zichorien, die dann in Krankheitsfällen weggelassen werden. Im Jeverland vertritt Tee die Stelle des Kaffees, der mit „Kluntje", Kandiszucker, getrunken wird. Wein, der in den Marschen jedem Besuch vorgesetzt wird, gilt als sicherstes Mittel zur Hebung der Kräfte; wenn auch der Arzt wiederholt versichert, gute Milch erfülle diesen Zweck viel besser, er wird damit wenig Glauben finden.

Behandlung einzelner Krankheiten. Eigentliche Chirurgie kennt natürlich die Volksmedizin nicht, desto mehr aber befaßt sie sich mit der Wundbehandlung. Zunächst wird bei jeder Verletzung „wat for'n Schreck" gegeben, in erster Linie Hoffmannstropfen, die meist vorrätig gehalten werden, oder wenn sie fehlen, wenigstens Rum, „Franschen", „Sluck" oder starker Kaffee. Ist ein Glied durch stumpfe Gewalt verstaucht oder verrenkt, „utsett", so wird es zunächst gereckt und gezogen, um die „äwersprungene" Sehne wieder einzurichten; hilft das nicht genügend, dann ist das betreffende Glied sicher „ut'n Lid", und nun wird, auch sogar noch heutzutage, der Kurpfuscher, ein sog. „Knakenbräker", konsultiert, ehe der Arzt in seine Rechte tritt. Schmerzt trotz allen Reckens das Glied weiter und bleibt noch schwach, dann wird es mit Branntwein, Kampfer- oder Ameisenspiritus, Petroleum oder mit Mark aus Schinkenknochen, dem vermeintlichen Sitz der Kraft, eingerieben. — Eine Blutung infolge einer Verletzung macht stets auf den Kranken wie auf seine Umgebung einen höchst beängstigenden Eindruck; es wird deshalb auch dem Arzt stets die Menge des Blutes übertrieben angegeben, wenn es heißt „he hett blött as'n Swien". Auf die blutende Stelle werden in rascher Folge Zündschwamm, Spinnengewebe, Werg, Branntwein, Lehm mit Kuhhaaren, Urin usw. gelegt oder ein

Landesbibliothek Oldenburg

Geldstück mit der Wappenseite darauf gebunden. Bei kleineren Verbrennungen wird die verbrannte Stelle mit verfaulten Äpfeln, Kartoffelschrapsel oder mit Speck verbunden, bei größeren mit brauner Seife dick bestrichen und ans Feuer gehalten, eine grausame Prozedur.

Das Volk kennt keine Entzündung; nach seiner Meinung ist deshalb jede Rötung und Schwellung in der Umgebung einer Wunde die Rose, diese aber nicht etwa die Folge einer Infektion, sondern stets einer Erkältung. Wunden sind deshalb stets warm zu halten und werden infolgedessen mit Watte, Wolle u. dergl. bedeckt, die allerdings die Wunde nicht berühren dürfen. Als Rose erzeugend, rosig, gelten auch verschiedene Speisen, so z. B. das Schweinefleisch. Von der Rose heißt es „nägen Dage steiht se, nägen Dage geiht se", und ihre verschiedenen Stadien werden als für sich bestehende Formen streng unterschieden; besteht Blasenbildung, so ist es „Bellros'", kommt es nicht dazu, ist es „Blattros'". Bei der Rose herrscht, namentlich in früherer Zeit, ständig die Angst „for'n kolen Brant", und sie ist noch nicht geschwunden, wenngleich kaum jemand einen Fall von kaltem Brand gesehen hat.

Direkte Wundheilung kennt das Volk überhaupt nicht, seiner Meinung nach muß jede Wunde durch Eiterung heilen. Sie wird zunächst mit einem „Plünnen" verbunden, der häufig abgenommen wird, um den Heilverlauf zu beobachten; heilt sie zu langsam, dann werden die verschiedensten Salben und Pflaster angewandt, unter anderem „Heel-, Köhl-, Brunsilken (ung. basilicum)-, Ossensluckselw" (ung. oxycroceum); ferner „Hamburger-, Bleewitt-, Kapteins-, Seepen-, breet Mutter-, Ossenkrüzplaster usw. Bildet sich in einer Wunde überreichlich neues Fleisch, „fuhl oder wild Fleesch", so wird sie mit gepulvertem Zucker, Tabaksasche und ähnlichem bestreut. Näßt die Umgebung einer entzündeten Wunde, so ist das „Soltenflät" (Salzfluß), und die Wunde wird nun mit Blättern von Birken, Kohl, „Flop" (Efeu), „Fifaderblatt" (Plantago) oder dergl. bedeckt.

Ein Furunkel heißt „Puh" oder „Puch", ein größerer Abszeß „Swill". „Hull" oder „Bulten" sind umschriebene Geschwülste ohne Rötung der Haut. Eine „Quese" ist eine durch Reibung entstandene Hautblase. Ein „Aekt" ist die mehr oberflächliche Entzündung eines Fingers; sind Sehnen oder Knochen mit ergriffen, so spricht man von einem „Aak" oder „Fiek". Umschriebene Geschwülste sucht man zunächst durch Einreibungen, Salben und dergl. zum „Vertrecken" (Verziehen) zu bringen; gelingt das nicht, so muß Eiterung herbeigeführt werden, und das geschieht durch die verschiedensten Pflaster, wie „Ossenkrüzplaster" usw., dann aber vornehmlich durch das „Pappen", das ist Anwendung von Breiumschlägen aus Leinsamen und Roggenmehl mit Safran, Hafergrütze, alter Butter, gequetschter Zwiebel usw. Schlagen alle diese Mittel fehl, dann kommt warmer Kuhfladen an die Reihe und als letzte Zuflucht „golden Plaster" (Umschlag von menschlichen Exkrementen). Übrigens hat jeder Beruf zum „Därtrecken" sein eignes Mittel, der Schuster Pech, der Bäcker Honigteig, der Tischler Leim, usw., die Hausfrau für sich und ihre Kinder gekautes Butterbrot, der Landwirt Dünger oder alte Wagenschmiere usw.

Landesbibliothek Oldenburg

Will das Geschwür nicht recht aufbrechen, so befürchtet man, es sei noch nicht „rip" (reif), und versucht vielleicht vorsichtig, dem Eiter durch Einstich mittelst einer Knopfnadel Bahn zu schaffen. Das Bündel abgestorbenen Zellgewebes, das sich in einem Geschwür abstößt, heißt „Peddick" (Mark), im Jeverland das „Küken".

In der Geburtshilfe versagt die Volksmedizin gänzlich. Bleibt bei der Wöchnerin (Kramfro) die Milch aus, so erhält sie „Seeschum" (Os sepiae) innerlich, soll aber die Milchabsonderung aufgehoben werden, dann wird Petersilie unter beide Achselhöhlen gebunden und die Brust mit Franzbranntwein eingerieben.

Auch in der Augenheilkunde kennt die Volksmedizin eine Entzündung nicht. Sie bezeichnet jede Augenentzündung mit „Flät uppe Dogen" (Fluß auf den Augen). Tritt der „Flät" heftiger auf, so wird gefürchtet, daß „wat äwern Steern (Pupille) waßt" und dann später „nen Placken" (Fleck) zurückbleibt. Trotz der sonstigen Scheu vor der Anwendung des kalten Wassers wird dieses beim entzündeten Auge mit Vorliebe gebraucht, aber es muß „striekend" (fließend sein, wenn es helfen soll. Außerdem werden geschabte Kartoffeln, „Kartuffelschrappels", oder eingeweichtes Weißbrot, „Daler van Stuten", als Heilmittel verwandt; helfen sie nicht, so kommen andere Mittel an die Reihe, wie Rosenwasser, rote Augensalbe, gelöster Alaun und eine Menge anderer Augenwasser und Salben, namentlich solche mit Zinkoxyd angefertigte. Jede Aufhebung oder stärkere Herabsetzung der Sehkraft wird als Star, „Stär", angesehen, den man sich als eine vor das Auge gezogene graue Haut vorstellt. Als mächtiges Vorbeugungs- und auch Heilmittel für Augenleiden aller Art gelten Ohrringe, namentlich bleierne. Besonders die Schiffer tragen solche mit Vorliebe, gleichzeitig auch als Vorbeugungsmittel gegen Rheumatismus. Das Gerstenkorn heißt „Stiege", weil man glaubt, daß ein solches unbedingt 20 Nachfolger hat. „Eennachtigen Rohm", das ist Rahm, der nur eine Nacht gestanden hat, und „nüchtern Spee", nüchterner Speichel, sind die Hauptmittel. Bei Fremdkörpern im Auge hielt man früher einen Krebsstein an dasselbe, der ihn herausziehen sollte.

Alle Krankheiten, die nach Ansicht des Volkes in der Magengrube, fälschlich „Hartkuhl", Herzgrube genannt, ihren Sitz haben, werden auf das Herz bezogen, wenn sie auch damit nichts zu tun haben, wie z. B. Atemnot, Beklemmung („Benautheit") und besonders auch ein gedrückter Gemütszustand, namentlich infolge von Schreck oder Ärger.

An allen derartigen vermeintlichen Herzbeschwerden wie an unzähligen anderen Krankheitszuständen sind nach Ansicht des Volkes „de Winne", Blähungen, schuld, „de sik upstaut und nich recht na baben oder na nedden (unten) willt". Es kommen dabei denn auch in erster Linie sog. herzstärkende Mittel in Anwendung, die „van Harten slan", wie Wein, starker Kaffee, Schießpulver, besonders aber Branntwein, Hoffmannstropfen, Anissamen als Tee oder mit Schnaps, „Würmken" (Wermutschnaps), bei Kindern namentlich Fenchelwasser, Kamillentee und unzählige andere mehr. Viele äußere Mittel

Landesbibliothek Oldenburg

dienen zu demselben Zweck, wie ein Beutel mit heißem Sand, Hafer- oder Bohnenmehl, ein erwärmter hölzerner Teller, ein Umschlag mit warmem Tran usw. Das sichere Zeichen der Wirkung aller dieser Mittel ist das Aufstoßen, „dat Uppbolken", und geradezu für gefährlich gilt es, eine Blähung zurückzuhalten; so geniert sich auch der wohlerzogene Landmann nicht, seinen Winden freien Lauf zu lassen, und begleitet sie noch mit dem Scherzwort: „Beeter in de wiede Welt as in'n engen Buk".

Auch an Leibschmerzen, „Liefpien", die, wenn sie anfallsweise auftreten, auch Koliken genannt werden, sollen neben den Würmern, „Wurms", vorzugsweise die „Winne" schuld sein. Helfen die dagegen angewandten Mittel nicht alsbald, und tritt in einigen Tagen keine Öffnung ein, so fürchtet man das „Bedichtwesen", schwere Verstopfung, und nun wird mit den stärksten Abführmitteln geradezu gewütet. Neben Fetten, Ölen, Butter, Bittersalzen, Abführpulvern und Pillen aller Art werden die drastischen Purgiermittel, wie „Kumm Kumm" (Gummigutt), „Appelkolquint" (Coloquinthen), Aloe und dergl. angewandt, denn „de Dreck mutt rut". Meist hat auch jede Familie von altersher ihr bevorzugtes Abführmittel, auf das sie schwört, und das auf ein altes Rezept hin immer wieder von neuem aus der Apotheke geholt wird.

Ist das „Bedichtsein" in den Augen des Volkes eine ernste Krankheit, so wird der Durchfall nicht sehr gefürchtet, er müßte denn schon übermäßig werden, oder gar blutig sein. Als Mittel dagegen werden gebraucht: getrocknete „Bickbeern" (Heidelbeeren), „Beschaten Nät" (Muskatnuß) mit Franzbranntwein, Kaneel mit heißem Rotwein und eine Anzahl anderer Mittel.

Die Galle spielt im Volksmund eine große Rolle, namentlich das Ausbrechen von Galle macht einen gefährlichen Eindruck. Alle Erkrankungen der Galle werden für gewöhnlich auf einen Schreck, Ärger usw. zurückgeführt: „em is de Gall in't Blod schaten" oder „em is ne Lus äwer de Lewer loopen". So wurden auch in alten Zeiten als Mittel gegen Gelbsucht lebende Läuse auf Butterbrot genommen. Auch hier werden, um die Galle aus dem Blut zu entfernen, Abführmittel aller Art genommen.

Jede Erkrankung der Atmungsorgane, mochte es ein gewöhnlicher Katarrh oder gar die Schwindsucht sein, wurde früher, sobald Seitenstechen („Stäk in de Siet") damit verbunden war, allgemein als „Plörjes", abgeleitet von Pleuritis = Brustfellentzündung, bezeichnet, und der Begriff der Lungenentzündung, um die es sich doch sehr häufig handelte, war im allgemeinen unbekannt. Als Hauptmittel bei der „Plörjes" galt der Aderlaß, nebenbei wurden dann schweißtreibende Mittel angewandt. Handelte es sich nur um geringere Krankheitserscheinungen, „den Sietstäk", so wurden in erster Linie aufgestaute Winne als Ursache angesehen und die dagegen vermeintlich wirksamen Mittel gebraucht.

Kann ein Brustkranker nicht gut aufhusten, „is he so versliemt, dat de Benautheit (Beklemmung) rein to slimm ward", so muß vor allen Dingen der Schleim, die Ursache alles Übels, beseitigt werden. Zu diesem Zweck werden, da die Volksmedizin an den Zusammenhang von Brusthöhle und

Landesbibliothek Oldenburg

Darmkanal glaubt und sogar einen „Magenhosten" kennt, alle nur denkbaren Abführmittel gebraucht, um „den Sliem na nedden aftoföhren", d. h. durch den Darm zu entleeren. Bei länger dauerndem Husten denkt man doch wohl auch an Schwindsucht, „Tährung", und zwar bei der Verbreitung der Lungentuberkulose in unserm Ländchen sicher mit vollem Recht. Zahllos ist das Heer der sog. Hustenmittel in der Volksmedizin: Scheibenhonig, „Bostkoken" (Lakritzensaft), Zucker, namentlich der schwarzbraune Kandis, Sirup, besonders in Verbindung mit Bier und Fliedersaft als „Jochenbeer", bei trockenem Husten allerlei Öle (Baumöl, Leinöl usw.). Als spezifische Mittel gelten: Sternanis als Tee, mit Bier abgekocht oder mit Honig gemischt, ebenso schwarzer Rettig oder gelbe Wurzeln. Tritt bei vorgeschrittener Schwindsucht, auch wohl kurzweg „de Syk" genannt, bei dem reichlichen Auswurf Abmagerung hinzu, dann werden alle die Mittel angewandt, die der „Tärung" entgegenwirken sollen, in erster Linie alle nur möglichen Fette, wie Lebertran, „Sniggenfett" (Gartenschnecken), Pferdefett, namentlich aber Hundefett und andere mehr.

Halsentzündungen werden, solange der Kranke noch schlucken kann, kaum beachtet. Gegen etwaige Heiserkeit wird Ei mit braunem Zucker eingenommen. Wird das Schlucken aber schwierig, dann werden in rascher Folge zunächst vielerlei schweißtreibende Mittel nach einander angewandt, „nen sweetrigen Strump", Umschlag mit einem gesalzenen Hering oder mit einem petroleumgetränkten Lappen, Pfannkuchen usw. Auch tritt das Gurgeln in seine Rechte mit Salbeitee, Fliedertee mit Honig und Essig, gebranntem Alaun usw. Leichter als bei manchen anderen Krankheiten wird aber doch die Hilfe des Arztes in Anspruch genommen, denn „nen Hals hett man'n enk Lock, un'n Minsch kann't Smachten nich lang utholen".

Unter Gicht wird beinahe jedes Schmerzen der Glieder verstanden, und wenn die ursprüngliche Krankheit auch nichts mit Gicht zu tun hatte, „so hett sick de Jicht darto smeeten", z. B, „uppn Magen", „up de Bost" usw., ja man spricht sogar von „Koppjicht". Bei der Gicht resp. bei dem Rheumatismus werden verschiedene Formen unterschieden, so „fleegen oder loopen Jicht" bei hin und herziehenden Schmerzen, „lamme Jicht", wenn der Kranke lahmt, „lämmerig" ist. Unter „beewern Jicht" wird das Zittern alter Leute verstanden. Da als Grundursache aller Art Gicht die Erkältung angesehen wird, so werden zunächst alle schweißtreibenden Mittel angewandt, dann aber kommen die spezifischen Gichtmittel an die Reihe, wie Lebertran, Terpentinöl, Tee von „Kliwenwuttel" (Klettenwurzel), „Maräckwuttel" (Meerrettig) usw. Am meisten aber hält man von Einreibungen, z. B. mit Franzbranntwein, frischem Kraut vom brennenden Hahnenfuß, „Ilenbläer", „Spitzbläer", usw. Auch Räucherungen mit Bernstein, „Brams" (Spartium scoparium), „Würmken" (Wermut), Wacholder, „Bonenslu" (Bohnenhülse), Heusamen, Harz u. a. m. Nützlich ist ferner das Bedecken des leidenden Teils mit „smeerige Lammswull", besonders von schwarzen Schafen, mit Kaninchen- oder Katzenfell.

Zu der „Jicht" gehört auch der Zahnschmerz. Die Zahl der dagegen angewandten Mittel ist eine Legion. Ich will hier nur einige anführen:

Landesbibliothek Oldenburg

Einreibungen von „Reispottöl“ (Ol. cayeputi) ans Zahnfleisch, von frischen „Ilenbläer“ hinter die Ohren, ein Stück Speck, Zwiebel oder Kautabak in das Ohr (auch bei Ohrenschmerzen), Räuchern der Zähne mit Bilsenkraut usw.

Keine Krankheit, abgesehen von der Pest in früheren Jahrhunderten, hat wohl je in unserm Herzogtum mehr das Interesse seiner Bewohner in Anspruch genommen als das Wechselfieber. Welche Rolle gerade diese Krankheit in unserm Lande, besonders in den Marschen, gespielt hat, zeigen schon ihre vielen Benennungen, wie „Gallenfewer“, „Kollfewer“ oder kurzweg „Koll“, „Butjenter Sükde“ usw., ferner die vielen darauf bezüglichen Sprichwörter, wie „Fröhjohrsfewer mutt utrasen“, „Is kien Water in'n Sloot, geit't de Dokters god“, „Das noch slimmer, as Darten Dags Koll“ und andere mehr. Daß bei dieser so verbreiteten Volkskrankheit neben dem bereits bekannten, jedoch früher recht teuren Chinin eine große Anzahl Volksmittel verwandt wurden, ist leicht erklärlich. Neben der „Verküllung“, die mit schweißtreibenden Mitteln behandelt wurde, wurde auch hier das „in'n Magen hebben“ als Ursache der Krankheit angeschuldigt. Es wurde also die Magenreinigungsmethode angewandt. Kochsalz, trocken eingenommen oder in Gestalt eines nicht ausgewässerten Herings, stand in hohem Ansehen, ferner die bitteren Mittel, als Tee oder als bitterer Schnaps genossen, wie Enzian, „Driblatt“ (trifol. fibrin), „Würmken“ (Seewermut), „Quäkwuttel“ (rad. graminis), „Kortbendick“ (carduus benedictus), „heelen“ (nicht zerstoßenen) Pfeffer mit Franzbranntwein usw. Selbst Sand wurde verschluckt, um den Magen zu reinigen. Schlugen alle diese Mittel fehl, dann wurden die vermeintlich spezifischen Heilmittel zur Anwendung gebracht, so unter andern die Gehörsteinchen der Schellfische, Buchsbaum, „Kedderneddel“ (urtica minor), frisch gepulvert oder als Tee, Aufguß von ungebranntem Kaffee usw. In den Marschen gilt noch heutzutage als Hauptvorbeugungsmittel gegen das Fieber, den Magen stets drei Zoll unter Rotwein zu halten oder ihn wenigstens gegen die „quaje“ Luft mit Franschen, Rum, im Jeverland namentlich mit „Seewörmt“ (einem Aufguß von Schnaps auf Seewermut) zu schützen.

Ähnlich wie die „Verküllung“ und das „in'n Magen hebben“ spielt auch das „verhohlen Geblöd“ in der Volksmedizin eine wichtige Rolle. Fühlt jemand, der „von Harten gesund is“, Abgeschlagenheit in allen Gliedern, dann ist das Blut bei ihm zu dick oder „verhohlen“, namentlich wenn bei Frauen die gewohnte Blutung ausgeblieben ist, „dat Geblöd upslan is“. In alten Zeiten wurden dagegen als Hauptmittel der Aderlaß oder das Schröpfen, „Koppsetten“, angewandt, das meist von hausierenden Leuten, sogenannten Koppsetters, besorgt wurde. Jetzt ist es, Gott sei Dank, mit diesem Unfug vorbei.

Auch Ausschläge aller Art wurden und werden vom Volk als Folgen schlecher Blutmischung betrachtet und demgemäß behandelt. Für Ausschläge gibt es eine große Anzahl volkstümlicher Bezeichnungen, wie „Plakken“, „Stippen“, „Puckchen“(Pöckchen), „Küken“, „Quaddeln“, „Finnen“, „Bladdern“, „Maale“ usw. Jeder borkenbildende Ausschlag wird mit „Seer“ oder „Schorf“, betrifft er den Kopf, mit „Brägenschorf“ bezeichnet. Fehlt die Borkenbildung

Landesbibliothek Oldenburg

bei einem chronischen Ausschlag, so wird er als „Flecht" angesehen und sehr gefürchtet. Neben dem Schröpfen und Aderlassen nahm man früher, um die schlechten Säfte auszutreiben, Schwefel und Schießpulver oder „blodreinigende Drapen", meist Rhabarbertinktur, und „Holttee" (Spec. lignor) ein. Selbst die Krätze, obwohl schon lange als durch eine Einwanderung von Milben in die Haut entstandener Ausschlag bekannt, wurde und wird noch einzeln heutzutage mit inneren Mitteln behandelt.

Bei den mit Ausschlag verbundenen Infektionskrankheiten, wie Masern, Scharlach usw., meist „Friesel" genannt, wurde es namentlich früher als die Hauptaufgabe betrachtet, den Ausschlag nach außen zu treiben, und zwar durch schweißtreibende Mittel aller Art. Zu äußeren Mitteln schreitet man bei allen Ausschlägen erst sehr spät. Bei nässenden Hautleiden sind dies Hexenmehl (sem. lycopodii), Bohnenmehl, rein oder mit Bleiweiß vermischt, ferner alle Oel- und Fettsorten, ungesalzenes Schmalz oder Butter, Tran, Rahm, der nur eine Nacht gestanden hat, ferner „Ilopbläer" (Efeublätter), „Fisaderbläer" (Wegerichblätter) usw. Warzen suchte man in früheren Zeiten besonders durch sympathetische Kuren zu vertreiben.

Bei den Kindern im ersten Lebensjahr pflegten als Hauptursache aller Krankheiten „de Winne" zu gelten und infolge falscher Ernährung und dadurch bedingter mangelhafter Verdauung sicher häufig mit Recht. Von altersher werden dagegen die verschiedensten Mittel gebraucht, wie Fenchelwasser, Mannasaft, Kamillentee, Magnesia, „witt Kinnerpulver", Brustpulver, Rhabarbersaft usw. Auch das Einreiben des Leibes mit Hühnerfett, Lebertran usw. wird fleißig ausgeübt. Werden die Kinder dann erst älter, so spielt das „Tähnen" fast bei allen Krankheiten die Hauptrolle, wenn sie auch mit dem Zahnen nicht das geringste zu tun haben. Ist in der Zeit des Zahndurchbruchs der Speichelfluß, „dat Seewern", vermehrt, stöhnt oder schreit das Kind mehr als gewöhnlich, so muß unter allen Umständen der Durchbruch der Zähne beschleunigt werden. Zu diesem Zweck bindet die besorgte Mutter, auch noch heutzutage, dem zahnenden Kind eine Kette von Glasperlen oder gar eine sog. magnetische Kette um den Hals, ein wahrhaft kindischer Aberglaube, der freilich sicher nicht schadet. Viel schlimmer ist es jedenfalls, den Kindern einen Lutschbeutel (Leinwandlappen mit Zucker), einen alten Säuger oder eine Veilchenwurzel (irid. Florent.) in den Mund zu stecken, wodurch Infektionsstoffe in den Mund gebracht und mittelbar Krankheiten der Mundhöhle, wie Soor und Aphthen („Spro"), erzeugt werden, die nicht selten Magendarmkatarrhe der Kinder im Gefolge haben und so unter Umständen den Tod des Kindes herbeiführen. Um den „Spro" zu vermeiden, wurde früher und sicher manchmal auch noch jetzt den Müttern von den Hebammen empfohlen, den Mund der Neugeborenen mit „Brunrei" (Sauerhonig mit Boraxlösung) oder mit Franzbranntwein auszureiben. Beim Wundwerden wird das Gesäß der kleinen Kinder mit einer Abkochung von Lindenholz abgewaschen; bereits wunde Stellen werden mit Hexenmehl (sem. lycopod.) oder Bleiweißpulver bestreut.

Landesbibliothek Oldenburg

Bei etwas älteren Kindern sind nach Ansicht der Mutter stets „de Wurms", die Eingeweidewürmer, an allen Krankheiten schuld. Sie wird deshalb unter allen Umständen die verschiedenen Wurmmittel anwenden, so „Wurmkrut" (Rainfarn) und „Säwersaat" (Zitwersamen) mit Sirup angemengt, neuerdings besonders „Wurmkooken" (troch. santonin). Alle Wurmmittel müssen aber bei abnehmendem Mond gebraucht werden, wenn sie wirksam sein sollen. Gehen wirklich Würmer ab, so glaubt die Mutter an die sichere Genesung ihres Kindes, denn die eigentlichen Übeltäter sind ja beseitigt, selbst wenn die eigentliche Krankheit ihren weiteren Verlauf nimmt.

Bei den verschiedenen Krankheiten der Kinder und auch wohl der Erwachsenen, die gefährlich werden oder gar tödlich enden, heißt es im Volk: „Et hett sick Tramin oder Tormin darto smeeten" (von „tormina", einer alten medizinischen Bezeichnung für Krämpfe). Man unterscheidet „innerliken Tramin", wenn das Kind ohne Krämpfe schwerer erkrankt oder ohne solche bewußtlos stirbt, und „üterliken Tramin", wenn Krämpfe in die Erscheinung treten. Das Volk gibt sich überhaupt mit einer einzigen Krankheit als Todesursache selten zufrieden; es muß noch etwas hinzugetreten sein, und dazu ist der „innerlike Tramin" als mystische Krankheitserscheinung so recht geeignet. Daß bei einem solch schweren Krankheitszustand unzählige Mittel angewandt werden, ist selbstverständlich, so Tee von „Winruh" (Raute), „Rohlegg" (Schafgarbe), Rum mit Zucker, Schießpulver mit Franzbranntwein, Mehl von Ziegelsteinen usw. Ferner werden aus der Apotheke allerhand Pulver geholt, sog. Traminpulver, deren Zusammensetzung aus Mischungen von allerlei Stoffen aus sämtlichen Naturreichen besteht. Die Volksmedizin hält es auch für sehr gefährlich, ein an „üterliken Tramin" leidendes Kind anzufassen oder gar zu bewegen, da das Glied, das etwa bewegt wird, bei der Genesung lahm bleibe, — ein Vorurteil, begründet in der Erfahrung, daß nach Krämpfen der Kinder sehr häufig Lähmungen zurückbleiben, aber nicht als Folge des Bewegens eines Gliedes, sondern als Folge der Krämpfe.

Auch die Krämpfe der Erwachsenen, die Epilepsie, werden als Tramin oder als „fallende Sykde" usw. bezeichnet. Das Dämonische des Übels hat die sonderbare Auswahl von Volksmitteln in alten Zeiten sicher sehr begünstigt, so Pulver von geröstetem Maulwurf, Mäuseembryonen, Armensünderknochen usw. und vor allem das frische Blut eines hingerichteten Mörders.

So großes kulturhistorisches Interesse auch die Volksmedizin bietet, so dürfen wir ihr Schwinden aus dem Volksleben doch kaum beklagen; denn neben wenigem Guten und Richtigen, das sie gewirkt haben mag, hat sie doch sehr viel Unheil angerichtet, und ihre falschen Grundanschauungen haben eine vernünftige Lebensweise und naturgemäße Krankheitsbehandlung nicht aufkommen lassen.

Landesbibliothek Oldenburg



Oldenburgische Sagen.

Von Seminarlehrer **Emil Pleitner** in Oldenburg.

Entstehung. Gewaltige Steinblöcke finden sich hier und da in den Heiden, hier in der Form eines Tisches, dort in der eines Kellers. Die Wissenschaft kann die Zeit ihrer Aufstellung und die Stammesangehörigkeit derer, die diese Steinblöcke bewegten, nicht einwandfrei feststellen. Das Volk aber weiß sie zu deuten. — Große Sturmfluten haben unserer Küste die heutige Gestalt gegeben. Die dichtende Phantasie des Volkes weiß uns zu sagen, weshalb das Meer in die grüne Marsch brechen konnte. — Begabte Fürsten haben über unser Land regiert. Unsere Geschichtsschreiber haben ihr Leben aufgezeichnet und uns von ihren Verdiensten erzählt. Aber was weite Kreise von ihnen wissen, ist das, was die mündliche Überlieferung bewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht weiter verkündigt, ob es auch der Wirklichkeit nicht entspricht. — Hervorragende Männer haben hier und da als Richter, Geistliche usw. auf weite Kreise bestimmenden Einfluß ausgeübt. Die dichtende Phantasie des Volkes zeichnet ihr Bild, ohne Rücksicht darauf, ob es ähnlich ist oder nicht. — In einzelnen Ortschaften erheben sich merkwürdige Gebäude, seltsam geformte Bäume. Flugs ist der Volksgeist bei der Hand und erzählt davon eine Geschichte. So sind die Sagen entstanden, in denen die Phantasie des Volkes Personen und Ereignisse frei gestaltet. Dazu kommt noch die Umgestaltung des alten Gottesglaubens. — Die Entstehung der Sagen können wir bis in die neuere Zeit beobachten. Ein Beispiel möge das zeigen: Im Jahre 1795 lagen in Schönemoor, einem Kirchdorfe auf der Delmenhorster

Landesbibliothek Oldenburg

Geest, Engländer in Quartier. Sie gehörten dem Truppenkorps an, das sich vor den Franzosen zurückgezogen hatte und auf Bremen marschierte, sich hier einzuschiffen. Ein englischer Major war in der Pastorei einquartiert. Auf dem Wege zwischen Bardewisch und Schönemoor stürzte er mit dem Pferde und verschied bald darauf. Sein Leichenstein mit der englischen Inschrift steht noch jetzt im Garten der Pastorei zu Schönemoor; die Leiche war auf Veranlassung der Mutter des Verunglückten ausgegraben und auf ein Schiff gebracht worden. Dies Schiff ist verschollen. Gewiß ein ungewöhnliches Ereignis für das abgelegene, stille Geestdorf. Der Glaube des Volkes aber läßt Verunglückte wiedergehen. So erzählt denn die Sage von dem gespenstischen Reiter, der um Mitternacht von der Bauerschaft Buschhagen in scharfem Trabe nach Schönemoor reitet. Man sieht ihn nicht, aber man hört das Schnauben des Rosses, das Schnalzen des Reiters, sein Auf- und Absteigen und das Öffnen und Schließen der Schlagbäume.

Einteilung. Nach dem Gegenstande, mit dem sie sich beschäftigen, kann man die Sagen einteilen in solche, die sich auf das Fürstenhaus beziehen, solche, die von geschichtlichen Ereignissen handeln, solche, die von hervorragenden Persönlichkeiten erzählen, in eigentliche Ortssagen und in Sagen, die auf den alten Gottesglauben hinweisen.

Sagen, die sich auf das Fürstenhaus beziehen. Die Zahl der Sagen, die sich auf das Fürstenhaus beziehen, ist nicht gering. Wittekind, den wir in diesem Zusammenhange nennen, wenngleich die Abstammung unseres Fürstenhauses von ihm nicht einwandfrei festgestellt ist, spielt auch in der oldenburgischen Sage eine Rolle. Er soll nach Visbek gekommen sein, um Karl den Großen, der dort lagerte, zu ermorden, unter dem gewaltigen Eindrucke, den der christliche Gottesdienst und die Persönlichkeit des Frankenherrschers auf ihn gemacht hatten, jedoch von seinem Vorhaben abgelassen haben und ein Christ geworden sein. An das Oldenburgische Wappen — zwei rote Balken im goldenen Felde — knüpft sich die bekannte Sage vom Löwenkampfe des Grafen Friedrich, der den Löwen im Kampfe bezwang und so die Unschuld seines Vaters dartat. Ohne Zweifel haben wir es hier mit einer echten Volkssage zu tun. Sie wurde im Anfange des 14. Jahrhunderts in dem Benediktinerkloster zu Rastede aufgezeichnet und späterhin in erweiterter Form in der Chronik Hamelmanns (1599) als Geschichte ausgegeben. Doch nun fanden sich Gegner und Kritiker, und es kam zu einem lebhaften Streite. Graf Anton Günther schätzte die alte Wappensage seines Hauses sehr. Unter seinem Prunkgeschirr befand sich „ein vergüldeter großer Becher, auf welchem die oldenburgische Historia mit dem Löwen in getriebener Arbeit ist". Er ließ den Vorgang, „wie Graf Huno mit dem Löwen gestritten", auf Gläsern anbringen, auf Handschuhe sticken, als Buchzeichen auf die Einbände seiner Bücher drucken und in seinem Jagdhause zu Rastede in sechs großen Bildern die „Historia von Graf Hunon, wie er mit dem Löwen gestritten", darstellen. Eine andere bekannte oldenburgische Sage knüpft sich an das oldenburgische Wunderhorn, ein kostbares Trinkgefäß, das wahrscheinlich zur Zeit Gerds des

Landesbibliothek Oldenburg

Mutigen in Köln angefertigt wurde, aber der Sage nach von einer Zauberjungfrau in den Osenbergen einem Grafen Otto von Oldenburg überreicht sein soll. Wiederum ist es Hamelmanns Chronik in der Bearbeitung von A. Hering, die diese Sage für Geschichte ausgibt. Diese Sage ist übrigens nicht auf oldenburgischem Boden gewachsen; sie stammt wahrscheinlich aus England, wo sie schon in etwas geänderter Form in einem Buche des 13. Jahrhunderts erzählt wird. Auch aus Schweden wird die Sage berichtet, und zwar wird der Vorfall hier in das 15. Jahrhundert verlegt. Aus der langen Reihe der oldenburgischen Grafen ist es namentlich Anton Günther, dessen Bild die Sage zeichnet. Der Graf war der Letzte seines Stammes, er liebte eine prunkvolle Hofhaltung und wußte den Bauer seiner Eigenart entsprechend zu behandeln. So erklärt sich die Vorliebe der dichtenden Volksphantasie gerade für diesen Mann leicht. Die hübsche Geschichte von dem Unwillen seines Vaters, daß Graf auf lateinisch comes (Kohmeß) heiße, während doch Pärmeß viel richtiger gewesen wäre, ist ja ohne Zweifel ein launiger Einfall eines Gelehrten. Die anderen Erzählungen aber von dem kostbaren, aus Kornsäcken gebildeten Stuhl des Bauern, von dem Leibeigenen, der erst seine Triene fragen wollte, ob es wohlgetan sei, den angebotenen Freiheitsbrief für ein Joch Ochsen zu erwerben, sowie andere Geschichten, die ihn im Verkehr mit Bauern zeigen, die noch pfiffiger sind als ihr gräflicher Herr, sind ohne Zweifel echte Volkssagen. Von den Fürsten aus der jetzt regierenden Linie des oldenburgischen Hauses hat die Sage sich namentlich mit Peter Friedrich Ludwig beschäftigt. Er war ein ernster, etwas nüchterner Herr, der aber überall nach dem Rechten sah, Schweres mit seinem Volke ertrug, aber nicht verzagte. Von ihm wird erzählt, daß er am Sonntag morgen hinausging aufs Land und die Bauern in der Schenke in handgreiflicher Weise an sein Verbot, unter der Kirchzeit im Wirtshause Karten zu spielen, erinnerte: Er gab dem nächsten eine Ohrfeige, die dieser, dem Befehl seines Herrn: „Schick fudder!" Folge leistend, an den Nachbar weiter gab, der sie ebenfalls weiter schickte. Nach der französischen Zeit erschien der Herzog, der während der Fremdherrschaft in Rußland geweilt und dort auch seinen Sohn verloren hatte, dem Volke verändert: „Se hefft'n us vertuscht!" sagten die Oldenburger. Entstand in der Stadt ein Brand, so erschien auch der Herzog. Seine Gegenwart winkte anfeuernd auf die Rettungsmannschaft, und so konnte die Sage entstehen, der Herzog könne das Feuer „besprechen".

Sagen, die sich auf hervorragende Persönlichkeiten beziehen. Neben den Fürstlichkeiten sind hochstehende Beamte zu nennen, deren sich die Sage bemächtigt hat, und die sie nach ihrem Tode in einer Gestalt weiterleben läßt, die nichts mit der Geschichte gemein hat. Da sind besonders zu nennen der Etatsrat und Amtmann zu Apen und Westerstede, Alarich von Witken, der schon 1749 eine historisch-politisch-geographische Beschreibung der oldenburgischen Grafschaften verfaßte, und der Bürgermeister von Oldenburg, Friedrich Julius Rottmann. Von Alarich von Witken werden eine ganze Reihe von erdichteten Schandtaten erzählt, die ihn als einen hartherzigen und

Landesbibliothek Oldenburg

grausamen Mann, dazu einen Sonderling schildern. Er mißhandelte seinen Sohn, ließ zwei Knaben um geringfügiger Ursachen willen grausam hinrichten und führte ein liederliches Leben. — Rottmann, geboren 1686 zu Erten bei Rinteln, wurde 1715 Regierungsadvokat in Oldenburg, 1727 Bürgermeister, 1730 Kanzleirat, 1735 Landvogt und später Justizrat und Etatsrat. Er starb 1753. Für seine hervorragende Tüchtigkeit spricht der Umstand, daß er als Gesandter auf den Kreistagen von Aachen (1731 und 1734) tätig war. Er gab eine Reihe von Büchern heraus, die sich zu Lebzeiten des Verfassers großer Beliebtheit erfreuten. Sie sind nicht frei von den Schwächen der Schriften jener Zeit, von übel angebrachter Derbheit und Lüsternheit; aber der kräftige Humor des Verfassers und seine satirische Veranlagung kommen überall zum Durchbruch. Zu nennen sind hier: „Der lustige Jurist", „Der lustige Historienschreiber", „Der lustige Philosophus" und „Der kurieuse Jurist". Er war entschieden von manchen Vorurteilen frei und gewiß eine eigenartige Persönlichkeit. Er scheint indessen das Vertrauen der Oldenburger nicht genossen zu haben, denn die Sage läßt ihn im Wildenloh, der einsam im schweigenden Hochmoore liegt, spuken und zur Strafe für die Sünden seines Lebens die Bähnthalme zählen.

Während so das Volk das Bild hochstehender Männer verzerrt, schmückt es das der Wegelagerer und Räuber nicht selten mit offenbarer Liebe und Bewunderung aus. Dafür ist „Claus Störtebecker" der bekannte „Vitalier" und „Liekendeeler" ein Beweis. Der Turm zu Wangeroog, an der Nordsee auch „Störtebecker sien Torn" genannt, war sein „Kiekut". Von hier aus spähte er nach Schiffen aus. Seine Augen waren so scharf, daß er bis nach England und nach Jütland sehen konnte. Der Turmschlüssel war sehr schwer, und zwei Mann hatten daran zu tragen. Trotzdem fand er Platz in Störtebeckers Tasche.

Sagen, die sich auf geschichtliche Ereignisse beziehen. Große geschichtliche Ereignisse werden nach Ursache und Bedeutung von der Sage nach ihrer Art gewürdigt. Große Sturmfluten haben weite Strecken fruchtbaren Landes hinweggerissen, Häuser zerstört und Tausenden von Menschen ein nasses Grab bereitet. Die Sage weiß von der Fruchtbarkeit des Landes zu berichten, von dem Hochmut und der Gottlosigkeit seiner Bewohner, die statt Sand Weizenmehl streuten, silberne Pflüge und kupferne Siele hatten, sie weiß von den Anzeichen, die das nahe Verderben ankündigten: die Seeweibchen gossen schweigend Wasser auf das Land, ein Aal kam unverletzt aus dem glühenden Backofen gekrochen, ꝛc.

Die weiten Deiche, der „goldene Ring" der Marsch, wissen von mancher Untat zu erzählen: von dem Verräter, der in der Sturmnacht den Deich durchstach und den anstürmenden Fluten den Weg wies, von den unschuldigen Kindlein, die man in dem Deiche vergrub, damit Wind und Wasser ihm nichts anhaben konnten.

Auch von dem blutigen Ringen der Stedinger Bauern in dem Kampfe um ihre Freiheit weiß die Sage zu berichten: die Sage vom Beichtgroschen,

Landesbibliothek Oldenburg

den der habgierige Geistliche der Stedinger Bauernfrau statt der Oblate in den Mund schob, weil er ihm zu gering gewesen war; die Sage von dem Verräter, der während der Schlacht bei Altenesch dem feindlichen Heere den Weg durch das Moor in den Rücken der Stedinger zeigte, und die von dem „echten Priester", der am Tage vor der Entscheidungsschlacht zu den unglücklichen, gebannten Bauern kam und nun alle die kirchlichen Handlungen verrichtete, nach denen die Gebannten sich so lange gesehnt hatten.

Die Reformation, die die Seele des Volkes auf das tiefste bewegte, mußte naturgemäß eine Reihe von Sagen entstehen lassen: Magister Ummius, aus dem Stadlande gebürtig, hatte unter Luther studiert und forderte nun in seiner Heimat die Mönche zu einer öffentlichen Disputation heraus. Die Gräfin befahl ihm, die Stadt zu verlassen. Als er sorgenvoll Feld und Wald durchstreifte, erschien ihm ein Engel und sprach: „Sei stark in dem Herrn; er wird dir beistehen mit seinem Geiste, daß dein Werk fortgehe. So fahre denn fort, und sei unverzagt!" Und er blieb, und die Gräfin wagte nicht, ihn in seiner Tätigkeit zu hindern. Eins der stolzesten Bauwerke des Landes fiel der Reformation zum Opfer: das reiche Kloster Hude. Von ihm weiß die Sage zu erzählen: Die Mauern waren fest, denn der Mörtel war mit Milch bereitet. Die Ursache der Zerstörung des Klosters war ein gelehriger Hengst, den der Abt von einem Bauern aus Mönchhof (Gemeinde Schönemoor) gegen eine Weide, die sogenannte Hengstweide, eingetauscht hatte. Dieser Hengst war so klug, daß der Abt ihn mit einem Bestellzettel am Halse nach Oldenburg schickte, um dort Einkäufe zu machen. Der Bischof von Münster wollte das kluge Tier haben, der Abt wollte es ihm nicht geben, und das Ende war die Zerstörung des Klosters Hude.

Aus der Zeit Anton Günthers ist die Sage zu erwähnen, Tilly sei nur deshalb aus dem Oldenburgischen fortgezogen, weil Anton Günther ihm gesagt habe, Ostfriesland sei zu einer Wüste geworden, und die Kaiserlichen würden dort verhungern. Der eigentliche Grund für den Abzug war neben dem Wunsche, den König von Dänemark nicht zu verletzen, der Umstand, daß die Generalstaaten sich verpflichtet hatten, Mansfeld zum Abmarsch zu bewegen.

Ortssagen. Am größten ist natürlich die Zahl der Ortssagen. Wo ein Ort einen deutungsvollen Namen hat — Wiefelstede, Ganderkesee — gleich ist die Sage bei der Hand und deutet ihn nach ihrer Weise. Ein altes Bild, das einen Mohren darstellt, der einer Jungfrau kniend auf kostbarer Schüssel Perlen reicht, läßt die Sage von der Braut von Fikensholt entstehen, die den Geliebten nur noch als Leiche vorfand. Ein schöner Landsee — etwas Ungewöhnliches im Oldenburger Lande — der Zwischenahner See, ist ein Werk des Teufels, kleinere Seen und Teiche sind an Stelle von Gehöften entstanden, die mit ihren sündhaften Bewohnern versunken sind. Eine Linde, deren unterste Zweige der Gärtner so gezogen hat, daß sie das Dach für eine Sommerkanzel boten, die Kirchhofslinde zu Oldenburg, erzählt von einem Mädchen, das als Zeichen ihrer Unschuld einen Lindenzweig „verkehrt" in die Erde gesteckt hat mit der Versicherung, er werde wachsen.

Landesbibliothek Oldenburg

Wandernde Sagen. Von den Sagen, die im Oldenburger Lande leben, beschränkt sich nur ein sehr geringer Teil auf dies Gebiet. Die große Mehrzahl findet sich in gleicher oder ähnlicher Form auch in anderen Teilen Deutschlands. Man nennt sie wandernde Sagen. Ob sie von einem Stamme zum andern gewandert, ob sie alter germanischer Besitz sind, läßt sich nicht einwandfrei feststellen. Schon die Sagen, die sich auf das Herrscherhaus beziehen, sind zum Teil wandernde. Die Geschichte von der Bekehrung Widukinds bei Visbek wird auch aus Westfalen erzählt, freilich ohne Angabe des Ortes. Die Sage von dem kostbaren Stuhl Anton Günthers wird auch ähnlich von einem ostpreußischen Herzoge berichtet. Die Erziehung der Bauern zur Heiligung des Sonntags, die wir von Herzog Peter gehört haben, wird auch im Braunschweigischen erzählt und dort einem braunschweigischen Fürsten zugeschrieben. Auch die Sagen, die sich an den Untergang ganzer Küstenlandschaften schließen, kehren an den Küsten wieder. Kein Wunder, denn gleiche Verhältnisse müssen gleiche Folgen zeitigen. Dasselbe gilt von zahlreichen Ortssagen. Selbst da, wo man eine Sage oldenburgischen Ursprungs vor sich zu haben glaubt, stößt man auf eine wandernde Sage. Die Ähnlichkeit ist oftmals verblüffend. Von einem Berge bei Damme, dem Mordkuhlenberge, wird erzählt, hier hätten einst Räuber ein Mädchen lange Jahre gefangen gehalten und ihm erst dann einen Kirchgang nach Damme gestattet, als es geschworen habe, zurückzukehren und nichts zu verraten. Das Mädchen hätte dann der Kirchenmauer ihr Leid geklagt, so daß es jeder hätte hören können, und durch hingestreute Erbsen den Weg angezeigt. Eine außerordentliche Ähnlichkeit aber hat mit der oldenburgischen Sage eine solche von der Insel Wollin. Hier heißt die Gegend, in der sie spielt, auch die Mordkuhle. — Auch zur Visbeker Braut gibt es mehr als ein Seitenstück. Derartige Steindenkmäler, wie wir sie in der Visbeker Braut und dem Bräutigam vor uns haben, gibt es bekanntlich an der ganzen Nordseeküste und auch an der Küste des Mittelländischen Meeres. Daß sich daran die gleichen Sagen schließen, ist kein Wunder. Bei Stanton Drew unweit Bristol in England findet sich auch ein Steindenkmal, das aus zahlreichen Steinen besteht, von denen der größte 15 Fuß (ca. 4 m) hoch ist; die Bevölkerung nennt diese Steine the wedding, das heißt die Hochzeit, und erzählt, Braut und Bräutigam wären auf dem Kirchwege wegen eines Vergehens, das nicht besonders genannt wird, in Stein verwandelt. Auch die Sage von der Magd vom Wildenloh, die allein das Haus bewacht und die eindringenden Räuber bis auf einen tötet, ist nicht ursprünglich oldenburgisch. Sie wird z. B. in ähnlicher Form in Amsterdam erzählt.

Sagen, die auf altgermanischen Götterglauben hinweisen, verdienen an dieser Stelle ebenfalls eine nähere Betrachtung, obgleich sie auf den Grenzen zwischen Märchen und Sage stehen. Eine bekannte Sage erzählt, das Seewasser sei deshalb salzig, weil auf seinem Grunde mehrere Mühlen ununterbrochen Salz mahlten und niemand ihnen den Zauberspruch zurufen könne, der sie zum Einstellen ihrer Tätigkeit zwingen würde. Das ist die Umgestaltung des „Mühlenliedes" aus der „Edda". In der Prosaeinleitung des

Landesbibliothek Oldenburg

altnordischen Originals heißt es (in der Übersetzung Wilhelm Jordans): König Frodi ließ in Schweden zwei Mägde kaufen, die sehr groß und stark waren und Menja und Fenja hießen. Dazumal gab es in Dänemark zwei Mühlsteine von solcher Größe, daß niemand stark genug war, sie umzudrehen. Sie hatten die Eigenart, alles zu drehen, was der Müller irgend wollte. Auf dieser Mühle, namens Grotti, befahl nun Frodi den Mägden, Gold, Frieden und Frodis Glück zu mahlen. (Weiter wird erzählt, wie sie dem Frodi ein Kriegsheer mahlten, seinem Gegner aber, der sie ebenfalls in seine Dienste gezwungen hatte, das Verderben brachten, indem sie an Bord seines Schiffes soviel Salz mahlten, daß das Schiff unterging).

Reste des altgermanischen Glaubens stecken auch in den zahlreichen Sagen von den „Unterirdischen" („Unnereerdsken") oder Zwergen. Schon der Umstand, daß alle diese Sagen zu den „wandernden" Sagen gehören, weist darauf hin. Überall kehren dieselben Sagen wieder: Die „Unnereerdsken" bitten eine Frau der Menschen um Hilfe, da eine Frau in Kindesnöten liege. Sie folgt, wird mit Pferdemist bezahlt, den sie fortwirft, der aber, wie sie zu spät bemerkt, Gold gewesen ist. — Wenn die Zwerge fortziehen und an einen Strom kommen, so wecken sie den Fährmann. Der hört beim Übersetzen, wie das Geld des kleinen Volkes klirrend in seinen Hut fällt, er bemerkt, wie das Schiff immer tiefer in das Wasser sinkt, erkennt aber keinen der Kleinen. Überall wird auch erzählt, daß die „Unnereerdsken" oftmals die Kinder der Menschen raubten und eines ihrer eigenen dafür in die Wiege legten. Die Zwergenkinder waren nicht zum Sprechen zu bringen, bis irgend ein wunderbarer Vorgang — Bierbrauen in einer Eierschale, gekochte Schuhsohlen, die statt des Essens auf den Tisch gesetzt wurden ꝛc., ihnen die Zunge löste; der so überlistete Zwerg sprach dann:

Bin ick doch so olt,
As de — — Wold
Un hess in mien Leben
Sowat noch nich sehn!

Die Sagen haben als Zeugnisse der schaffenden Phantasie unseres Volkes und als Künder seiner Eigenart die größte Bedeutung. Sorge jeder dafür, daß sie dem kommenden Geschlecht nicht verloren gehen, und daß sie, wo sie noch nicht allgemein bekannt sind, den weitesten Kreisen zugänglich werden!

Literatur.

1. Freudenthal, August, Aus Niedersachsen. 2 Bände. Bremen 1893 u. 1895.
2. Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1816—18.
3. v. Halem, Geschichte des Herzogtums Oldenburg. 3 Bände. Oldenburg 1791—1796.
4. Jordan, Ein Eddalied. Deutsche Dichtung. Band 5. Dresden 1889.
5. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859.
6. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1841.
7. Lübben, Geschichte der Gemeinde Schönemoor. Oldenburg 1910.
8. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.
9. Pleitner, Aus der dänischen Zeit. (Nachrichten für Stadt Land 1908).
10. Quickborn, (Mitteilungen aus dem) Jahrgang 1911, Hamburg.
11. Sello, Der Löwenkampf Graf Friedrichs von Oldenburg. (Zeitschrift für Kulturgeschichte 1894. Band I. Berlin. Felber).

Landesbibliothek Oldenburg



Volksaberglauben.

Von Seminarlehrer **Emil Pleitner** in Oldenburg.

Begriff. Als Karl der Große den deutschen Nordwesten bezwungen hatte, wurde der alte Glaube gewaltsam unterdrückt. Aber wenn man den Göttern auch nicht mehr opfern durfte, so blieb man ihnen doch im geheimen treu. Auch als das Christentum feste Wurzeln geschlagen hatte, blieb doch noch vieles von dem alten Glauben haften. Der alte Götterglaube war zum Aberglauben geworden, der noch in unsere Zeit hineinragt und außerdem noch aus den Anschauungen der mittelalterlichen Kirche und dem allgemeinen Geister- und Gespensterglauben schöpft.

Reste des altheidnischen Glaubens. Wodan, der in der stürmischen Winternacht mit seinem Gefolge daherzog, wurde zum wilden Jäger, der zur Strafe für seinen Jagdfrevel durch die Wolken zog. Wir finden ihn wieder in dem Weihnachtsmann, der auf seinem Schimmel in der Christzeit von Haus zu Hause zieht und dem die Kinder Brot oder Heu vor die Tür legen. Wir sehen sein schwaches Abbild in dem „Stutenkeerl", einem Weihnachtsgebäck, das in rohen Formen aus „Stutendeeg" das Bild eines Mannes zeigt. Die Zeit der Sonnenwende ist auch uns heilig. „Wer twuschen Wiehnachten un Neejahr de Hecken bekleet, de bekleet naher den Karkhoff". Donars Farbe, der rote Bart, ward dem Volke unter dem Einflusse der Priester zur Farbe des Teufels und zum Zeichen eines schlechten Charakters. So tief wurzelte dieser Aberglaube ein, daß er im Sprichworte als Wahrheit ausgegeben wurde: „Rodet Haar un Ellernholt waßt selten up gode Grunne." Der Göttin Freyja war der Freitag geweiht. Noch heute bevorzugt man in den meisten Landesteilen den Freitag als Hochzeitstag. Das Tier der Freyja war die Katze. Und noch jetzt sagt man zu einer Braut, wenn am Hochzeitstage das Wetter ungünstig ist: „Du hest de Katt nich good fohrt." Die alten Götter sind dem Gedächtnis des Volkes mehr und mehr entschwunden, aber Geister untergeordneter Art, wie Riesen und Zwerge, leben weiter. Dahin gehören auch der „Busekater", der die Kinder abends in das Haus scheucht, die „lange Mettje", die sie vom Rande der Gewässer fern

Landesbibliothek Oldenburg



Bei der Wahrsagerin. Von Prof. Bernh. Winter.

Landesbibliothek Oldenburg

hält, die „Roggenmoder", die das Getreide schützt, usw. Ein Rest altheidnischen Glaubens ist auch das Menschenopfer, das in der Weise dargebracht wurde, daß Menschen — in der Regel kleine Kinder — unter Gebäuden oder in neuen Deichen eingegraben wurden. So erzählt man es von dem Schlosse zu Oldenburg und der Kirche zu Hammelwarden, wo sogar die Ecke gezeigt wird, in die das Kind eingemauert sein soll. Wenn man es in diesen Fällen auch mit Sagen zu tun hat, so wird man an der Tatsache der Menschenopfer nicht zweifeln können, brachten doch sowohl Friesen wie Sachsen ihren Göttern Menschenopfer dar.

Einfluß der mittelalterlichen Kirche. Der Einfluß der mittelalterlichen Kirche zeigt sich namentlich in den Eigenschaften, die man noch heute bestimmten Tagen zuschreibt, und zwar auch innerhalb der protestantischen Kirche, die diese Tage nicht mehr als Festtage feiert. Heiligen drei Könige (6. Januar) ist für die Witterung von Bedeutung: „leggt'n Brugg oder se bräkt eene". Lichtmeß (2. Februar) haben die Tage „eenen Hahnenträ gewunnen". In der Walpurgisnacht (1. Mai) reiten die Hexen zum Blocksberge. Am Medardustage (8. Juni) regnet es. Medardus ist noch heute in katholischen Ländern der Regen- oder Wetterheilige. Nach der Legende hatte er einem Armen ein Pferd von der Herde seines Vaters gegeben. Als er auf dem Heimwege war, überfiel ihn ein heftiger Regen. Er aber blieb trocken. Seinem Vater war dies ein Beweis dafür, daß sein Sohn sich der besonderen Gunst des Himmels erfreute. Johanni (24. Juni) ist noch heute ein geheimnisvoller Tag, an dem mancherlei Zauber wirksam ist, der Michaelistag (29. September) scheidet das Winterhalbjahr von dem Sommerhalbjahr und ist besonders gut, um Roggen zu säen. Allerheiligen (1. November) ist stets ein Tag schlechten Wetters, und kein Schiffer geht an diesem Tage in See. In der Andreasnacht (30. November) kann der junge Mann seine künftige Liebste sehen. Am Nikolaustage (6. Dezember) kommt der heilige Nikolaus, der „Sünnerklas", und spendet den Kindern Süßigkeiten. Am letzten Tage des Jahres aber (Silvester) kann man die Zukunft erforschen. Das geschieht durch Bleigießen, wobei aus den Figuren, die das in kaltes Wasser gegossene flüssige Blei bildet, auf die Zukunft geschlossen wird, oder indem das Anschlagen eines Ringes, der an einem Haar hängt, an ein Glas gedeutet wird.

Mancher Aberglaube knüpft sich auch an die christlichen Feste. In der heiligen Nacht erklingen die Glocken, die bei Sturmfluten mit ihren Kirchen versunken sind. Für das Wetter ist der Christtag bedeutsam. „Gröne Wiehnachten, witte Ostern", „Witte Wiehnachten, gröne Ostern." Am Neujahrstage muß der Hausherr einen blanken Groten in der Tasche und die Hausfrau ein ganzes, unangeschnittenes Brot in der Küche haben. Dann fehlt es im ganzen Jahre weder an Brot noch an Geld. Woher Ostern der Wind weht, daher weht er ein Vierteljahr. Wasser, das am Ostermorgen geschöpft ist, ist heilkräftig.

Allgemeiner Gespenster- und Geisterglaube. Der größte Teil des Aberglaubens aber ergibt sich aus der Neigung aller Völker, an Geister

Landesbibliothek Oldenburg

und Gespenster zu glauben. Da ist zunächst der „Spuk" zu nennen, der einer Begebenheit vorangeht oder ihr nachfolgt und danach Vorspuk oder Nachspuk heißt. Das Stehenbleiben der Uhr deutet den Tod eines entfernten Verwandten an; ein seltsamer Geruch im Hause läßt, je nach seiner Art, auf ein Freudenmahl, auf Ausräuchern eines Krankenzimmers usw. schließen. Der Schiffer, der bald in See muß, hört nachts seinen Namen rufen. Der Tischler weiß am Morgen, daß ein Sarg bestellt wird: er hat es in der Nacht in seiner Werkstatt gar seltsam pochen, sägen und hämmern hören.

Besonders hinzuweisen ist hier auf die sogenannten „Spökenkieker", Leute, die das zweite Gesicht haben. Sie sind sehr zu bedauern; es treibt sie oft nachts hinaus, und sie müssen dann einen Brand, einen Leichenzug, einen Unglücksfall sehen; selten sieht der Spökenkieker etwas Gutes. Wir wissen aus der Zeit der großen Weihnachtsflut von 1717, daß ihre Geschichtsschreiber, meistens Geistliche, der festen Überzeugung waren, die Flut sei voraus gesagt worden. Bekannt ist die Geschichte eines Butjadinger Hausmannes: Cornelius Meiners zu Blexersande hatte im Herbst sein Haus in einer Feuersbrunst verloren und wohnte mit den Seinen in einem Backhause oder Spieker. In der Nacht, als das Wasser hereinbrach, hatte er einen seltsamen Traum: er war mit seiner Frau und den Kindern, zwei ausgenommen, im Himmel. Als er erwachte, schilderte er seiner Frau den Traum; aber schon machte sich das Unwetter durch tobenden Sturm bemerklich. Er weckte alle und flüchtete dann mit den Seinen auf den Boden, hier erzählte er den Traum nochmals und nahm dann Abschied von seiner Familie. Bald darauf stürzte das Haus unter dem Anprall der Wogen zusammen. Alle ertranken, nur ein Sohn und eine Tochter kamen mit dem nackten Leben davon, da es ihnen gelang, ein Stück des Strohdaches zu erfassen, mit dem sie über die Weser trieben, bis ein Rest des zerrissenen Deiches ihnen Rettung bot. Es gibt noch eine Reihe viel seltsamerer Geschichten, die dartun, daß die Weihnachtsflut „auf unterschiedliche Weise vorher angezeiget sei". Wir übergehen sie aber, da es sich nicht um Oldenburger handelt. Der Glaube an „Spökenkieker" ist noch heute weit verbreitet, und man muß gestehen, daß wir es hier mit einem psychologischen Rätsel zu tun haben. Wir teilen hier noch zwei Fälle von Vorspuk mit aus dem ungedruckten handschriftlichen Nachlaß von Ludwig Strackerjan. Einige Jahre vor der französischen Zeit arbeitete ein Maurer, namens Harf, ganz allein in der Kirche zu Bockhorn. Er blickte einmal zufällig nach dem Altar, da sah er weißgekleidete Mädchen um denselben stehen und an beiden Seiten aus der Höhe etwas, als wären es Tücher, herabfallen; auch hörte er einen Knall. Erschrocken lief er zum Pastor Hespe und erzählte diesem das Gesehene. Dieser gebot ihm, gegen jedermann davon zu schweigen und zu erwarten, was danach kommen werde. Als im November 1813 das Land vom französischen Joche befreit war, wurde auch in der Kirche zu Bockhorn ein Dankfest gefeiert. Der Pastor Hespe hielt die Festrede vor dem Altar, um welchen sechs weißgekleidete Mädchen und zwei Männer mit Fahnen zu beiden Seiten sich aufstellten. In dem Augenblicke, wo der Pastor die Rede

Landesbibliothek Oldenburg

schloß, senkten die Männer die Fahnen, und draußen fielen einige Freudenschüsse. Harf hatte alles mit gespannter Aufmerksamkeit angesehen, und als die Feierlichkeit beendet war, rief er aus: „So, nu is et utdahn!" — Der Doktor Oppermann und sein Freund Cordes, beide zu Delmenhorst, gaben sich gegenseitig das Versprechen, daß derjenige von ihnen, der zunächst sterben würde, dem andern, wenn es irgend möglich sei, Nachricht geben wolle, was es mit dem jenseitigen Leben auf sich habe. Cordes wurde krank. Dr. Oppermann lag eines Abends im Bette und lauschte auf den Wind, der in der dicken Linde vor seinem Kammerfenster heulte. Da wurde an das Fenster geklopft, und er hörte seinen Freund rufen: „Oppermann, lat mi rin!" Als er hinaussah, war niemand da, auch hatte außer ihm kein Hausgenosse den Ruf vernommen. Es geschah dies um 11 Uhr, und am andern Morgen kam die Nachricht, daß Cordes um 11 Uhr verstorben sei.

Der Nachspuk besteht in dem Wiederholen von Vorgängen, bei denen schon Verstorbene die Hauptrolle spielen, also in dem Erscheinen von Geistern. Verunglückte, Hingerichtete, Leute, deren letzter Wille nicht erfüllt ist, Personen, die ein Versprechen nicht gehalten haben, und Verbrecher müssen wiedergehen. Der Glaube ist noch jetzt nicht ganz ausgestorben, wurde früher aber auch von Gebildeten geteilt; so finden sich in des General-Superintendenten Allardus Handbuch für die „Prediger der Grafschaft Oldenburg" (2. Aufl. 1719) „Trostgründe für die, so von Gespenstern angefochten werden", die vollständig ernst gemeint sind. Wir geben hier wieder einige Beispiele aus dem handschriftlichen Nachlasse Strackerjans: Eine Frau hatte ihrer Magd versprochen, sie solle nach ihrem Tode eine ihrer leinenen Schürzen haben. Als sie aber gestorben war, wollte die Schwiegertochter, die das Regier im Hause führte, das Vermächtnis nicht herausgeben. Kurz darauf kam der Sohn der Verstorbenen in den Stall, da erblickte er eine Gestalt, die saß an einem Troge und bereitete Futter für die Schweine, wie das die Magd zu tun gehabt hatte, und an eben diesem Troge hatte die Frau der Magd die Schürze versprochen. Der Sohn erkannte in der Erscheinung seine Mutter und eilte zu dem Prediger, der in der Sprache zu reden wußte, in der man mit den Toten reden muß. Der Prediger sprach mit der Erscheinung und erklärte, die Frau sei in Unruhe, weil die Magd die Schürze nicht bekommen habe. Zuerst müsse das Versprechen eingelöst werden. Hernach würde die Erscheinung verschwinden, sobald sie ein ganz weißes Gewand getragen habe. Die Magd erhielt ihre Schürze, und nun wurden auch die Kleider der Erscheinung immer heller, und als dieselben ganz weiß geworden waren, blieb sie ganz fort. — Am 23. Februar 1868 war in Rosenbohms Wirtshause zur Wunderburg Ball des ländlichen Vereins. Kurz nach Mitternacht gingen fünf oder sechs Hausväter, nüchterne und besonnene Männer, vor die Haustür und sahen ins Wetter, da kam Johann Lindemann von Osternburg, wie er sonst jeden Tag, aber freilich bei Tage, zu tun gewohnt war, mit seiner weißbunten Kuh vorbeigezogen, als wollte er sie zum Moor auf die Weide bringen. Der Strick der Kuh schleppte auf der Erde nach. „Go'n Abend,

Landesbibliothek Oldenburg

Jan", rief einer der Männer, „wo wullt du noch so lat hen?" Lindemann wandte sein Gesicht ihnen zu, grinste und sagte bloß: „Hm!" In demselben Augenblicke fiel einem der Männer ein, daß Lindemann ja bereits einige Zeit tot sei, und er rief: „Man du leewe Gott, Jan Lindemann is jo dod!" Nun wandten sich alle Blicke wieder auf die Straße, aber die Erscheinung war verschwunden. Als man am andern Morgen früh den Weg darauf untersuchte, ob auch Spuren von der Kuh zu erblicken seien, war nichts zu finden.

Hexen und Zaubern. Der Teufel spielt im plattdeutschen Sprichworte eine große Rolle, im heutigen Volksglauben aber nicht. Freilich ist der Glaube an Leute, die andere behexen können, die durch ihren bösen Blick oder ihre argen Künste die Kinder und das Vieh krank machen, den Kühen die Milch entziehen, die Butter aus der Milch zaubern 2c., nicht ganz ausgestorben. Welcher Art früher das „Zaubern" war, das zeigen uns die Prozesse alter Zeit. Eine Person hatte Wachsbilder mit Nadeln gestochen und sie dann in ein ostfriesisches Amt (Friedeburg) gebracht, „up dat kein Feind un ungeluck int land scholde komen". Es war zur Zeit des Fräulein Maria von Jever. Eine der Angeklagten hatte nach dem Zeugnis Tidos von Kniphausen diesem versprochen, sie wolle die Feinde blenden, daß sie seine Burg nicht sähen. Von verschiedenen Frauen wissen wir, daß sie „Liebestränke" brauten, um die Gunst Boiungs von Oldersum zu gewinnen, der aus der Geschichte Marias bekannt ist. Sie wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Im Jahre 1568 erlitten zwei „Molkentoversche", also Personen, die durch Zauberei den Kühen die Milch entzogen hatten, dieselbe Strafe. Auch nach dem Tode des Fräuleins Maria, unter oldenburgischer Herrschaft, wurden verschiedentlich Hexen gerichtet. Von Hexenprozessen wissen wir ferner aus Delmenhorst, wo um 1554 eine Hexe verbrannt wurde, und aus der friesischen Wesermarsch, wo unter dem Grafen Anton I. eine Frau verbrannt wurde, die ihr Nachbar eine Hexe gescholten hatte.

Die Kirchenordnung von 1573 klagt, daß die Küster sich häufig mit Schwarzkunst, Wahrsagen, Segensprechen, Teufelsbeschwörungen und Schatzgraben abgeben. Auch schreiben sie das St. Johannes Evangelium und hängen es den Leuten an den Hals für allerlei Krankheit und Zauberei.

Die Protokolle der Kirchenvisitationen belehren uns, daß die Kirche auch später noch oft gegen sogen. „Segensprecher" einschreiten mußte, die allerlei Krankheit bei Menschen und Tieren glaubten bannen zu können.

Wie lange sich auch in gebildeten Kreisen der Glaube an „satanische Zauberkünste" hielt, zeigt eine Eingabe der Pastoren Wolber und Veltmann zu Rodenkirchen an den König von Dänemark aus dem Jahre 1751. Es handelt sich darin um eine „besondere lebendige Fliege von eigener Beschaffenheit", die in einer steinernen mit Fett beschmierten Kruke aufbewahrt wurde und Milchreichtum schaffte. Die beiden Hauptverdächtigten waren kurz vorher verstorben; andernfalls wäre es womöglich noch einmal zu einem Hexenprozeß gekommen.

Landesbibliothek Oldenburg

Wer die Hexen erkennen will, der legt vor seine Tür einen Besen, den können sie nicht überschreiten und müssen ihn zur Seite schieben, wenn sie in das Haus wollen. Um die Kühe vor dem Behextwerden zu schützen, wurde unter anderen folgendes Mittel angewandt, dessen Gebrauch bis in die neuere Zeit verbürgt ist: die Kühe wurden sowohl bei dem Hereinkommen als dem Hinaustreiben dreimal über die Schwelle und zurück getrieben. Dann wurde in eine kleine Höhlung des Hornes „Düwelsdreck" geschüttet. Damit die Milch nicht verhext werde, wurden um die Jocheimer wie um die Butterkarne mehrere Zwirnsfäden geschlungen. Wegen ihrer Feinheit und ihrer Anordnung waren sie nicht zu zählen. Die Hexe aber hatte nur dann Macht über die Eimer und die Butterkarne, wenn sie deren Bänder zählen konnte.

Den Hexen verwandt sind der Werwolf und die Walriderske, die beide in dem Aberglauben der alten Zeit eine Rolle spielen.

Der Werwolf (d. h. Mannwolf) ist ein Mensch, der sich durch Anlegen eines Wolfsgürtels in einen Wolf verwandeln kann. Der Glaube daran ist indogermanisch, findet sich aber auch bei nichtindogermanischen Völkern. Er findet seine Erklärung in den plötzlichen Wutanfällen bei sonst sanftmütigen Menschen, die man heute mit dem „Doppel-Ich" erklärt. Dazu kommt dann noch die Erinnerung an kannibalische Zeiten und an Menschen, die wirklich verwildert sind, z. B. Verbannte, die wohl im Sprichwort als „Wölfe" bezeichnet werden.

Die Walriderske (d. h. Totenreiterinnen). Sie reiten durch die Luft wie die Walküren, finden den Weg durch das Schlüsselloch und plagen die Menschen mit Alpdruck. Werden sie gefangen, so nehmen sie die Gestalt schöner Mädchen an, bleiben im Hause, werden gar glückliche Frauen und Mütter, vorausgesetzt, daß das Schlüsselloch wohl verstopft ist. Wird es wieder frei, so verschwinden sie, gewöhnlich mit dem Rufe: „Wat klingen de Glocken in Engeland."

Durch Zauberei konnte man auch vom Militär befreit werden. Dem Gestellungspflichtigen wurde ohne sein Wissen ein kleines Paket in die Tasche gesteckt oder in das Zeug genäht, das folgende Dinge enthielt: Eine Erbse (Schote) mit sieben Erbsen, eine Bohne mit neun Bohnen, drei heile Körner aus einem Brote, ein ungeborenes Ei, eine Nähnadel, mit der ein Totenhemd genäht war, und einen Kreuz-Halben-Groten. Ein solches Paket, dessen Anwendung noch bis in die neuere Zeit verbürgt ist, erfreute sich großer Wertschätzung und wurde von der einen Familie an die andre verliehen.

In dem Rufe, allerlei geheimen Zauber zu treiben, stehen auch die Freimaurer. Alljährlich muß einer von ihnen sterben, und zwar tritt der Todesfall plötzlich und unerwartet ein. Der Amtmann von B., der eine dienstliche Fahrt nach dem Dorfe G. zu machen hatte, wurde, als der Wagen das Ziel erreicht hatte, tot aufgefunden. Überall wurde erzählt, der Amtmann sei ein Freimaurer, und seine Tage seien gezählt gewesen. Es wird auch erzählt, die Freimaurer müßten ihren Namen mit Blut aufschreiben. Wenn einer von ihnen an der Reihe sei zu sterben, so durchsteche der Obere dessen Namen.

Landesbibliothek Oldenburg

Segen und Unheil bringende Handlungen. Es gibt eine Reihe von Handlungen, die Segen oder Unheil bringen, ohne daß man sie immer erklären könnte. Wenn dem Jäger am Morgen zuerst ein schönes junges Mädchen begegnet, so hat er Glück; ist es ein altes Weib, so hat er Unglück. Wer unwillkürlich in Reimen spricht, dem ist das Glück hold; Scherben bedeuten Glück. Wem eine Katze über den Weg läuft, oder wer auf seinem Wege wieder umkehrt, der hat Unglück. Wird im Hause der Spiegel zerbrochen, so ist das Unheil nahe.

Allgemein ist die Furcht vor der Zahl dreizehn. Wer in einer Gesellschaft von 13 Personen unter dem Spiegel sitzt, muß sterben.

Unter den Wochentagen, die leicht Unheil bringen, sind Montag und Freitag zu nennen. Am Montag darf man nicht reisen, überhaupt nichts Wichtiges unternehmen. Ein Schiffer fährt nur ungern am Freitag aus dem Hafen. „Wir waren Freitags ausgelaufen", erzählte ein Seemann. „In den nächsten Tagen hatten wir schlechtes Wetter; einer unserer Matrosen fiel beim Segelfestmachen von der Rahe und ertrank. Allgemein hieß es: das macht der Freitag!"

Tiere und Pflanzen in ihrer Beziehung zur Geisteswelt. Eine Reihe von Tieren und Pflanzen hat Beziehung zur Geisteswelt. Das Pferd, das vornehmste Tier, das Tier Wodans, ist spukfichtig. Mitunter stutzt es, weil es auf Leichenzüge stößt; wiederholt erscheint es als Gespenst. Die Katze ist oft nichts anderes als eine Hexe. Auf Katzen und Ziegen reiten die Hexen zum Blocksberge. Schlangen und Kröten sind in dem Märchen oft verzauberte Jungfrauen. Der Hund ahnt den Tod des Menschen. Steht er er vor einem Hause und heult, so muß man acht geben, wohin sein Blick gerichtet ist: aus dem Hause kommt die nächste Leiche. Der Storch hat die Aufgabe, die kleinen Kinder zu bringen; er bringt dem Hause Glück, ebenso die Schwalben. Der Kuckuck sagt uns, wieviele Jahre wir noch zu leben haben, desgleichen der Marienkäfer.

Auch Pflanzen haben eine besondere Stellung im Glauben der Völker. Die Eiche, der Baum Donars, steht noch jetzt schützend neben dem Hause des Niedersachsen; der Holunder, in dessen Zweigen die Göttin Holde wohnte, die das Haus und die Familie schützte, lehnt noch heute seine Zweige gegen die Mauern unserer Dorfkirchen und auf das niedere Dach unserer Bauernhäuser. Das „Donnerlook" (Hauslauch) weist schon mit seinem Namen auf seine Beziehung zu Donar und wird noch heute als der Schutz des Daches gepflegt und geschätzt.

(Ein gut Teil Aberglauben steckt endlich in unseren Volksgebräuchen und in der Volksmedizin. Nach der Anlage dieses Buches werden diese Dinge an anderer Stelle abgehandelt.)

Ausblick. Der Aberglaube, wenn man ihn auch mehr und mehr beschneidet, sitzt tief im Herzen unseres Volkes und wird schwerlich jemals ganz schwinden. Alte religiöse Anschauungen und Überzeugungen werden zum Aberglauben. Der Mensch, wenn auch das vollkommenste aller Geschöpfe,

Landesbibliothek Oldenburg

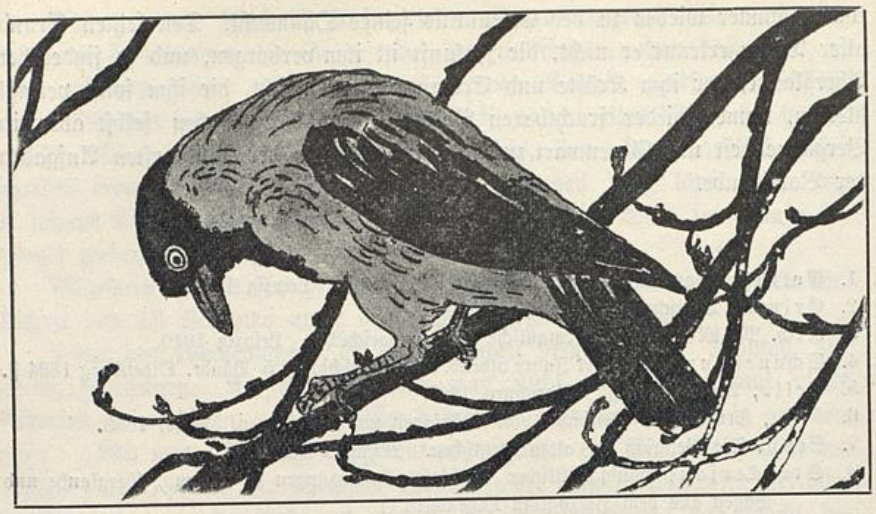
kommt immer wieder zu der Erkenntnis seiner Ohnmacht. Den letzten Grund aller Dinge erkennt er nicht, die Zukunft ist ihm verborgen, und so findet der Aberglaube, der ihm Kräfte und Erkenntnisse verspricht, die ihm sonst versagt bleiben, immer wieder fruchtbaren Boden. Den Aberglauben selbst aber in Vergangenheit und Gegenwart zu betrachten, ist eine der dankbarsten Aufgaben der Volkskunde.

Literatur.

1. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895.
2. Grimm, Deutsche Mythologie. Berlin.
3. Rich. M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte. Leipzig 1910.
4. Schauenburg, Hundert Jahre oldenb. Kirchengeschichte. 5 Bände. Oldenburg 1894 ff.
5. Sello, Alt-Oldenburg. Oldenburg 1903.
6. — , Studien zur Geschichte von Oestringen und Rüstringen. Varel 1898.
7. Sepp, Die Religion der alten Deutschen. München 1890.
8. Strackerjan, Handschriftlicher Nachlaß (Ergänzungen zu seinem „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg.")



Landesbibliothek Oldenburg



Volkstümliche Tier- und Pflanzennamen.

Von Seminarlehrer **Emil Pleitner** in Oldenburg.

Zahl. Gras und Kraut, Baum und Strauch wirken das bunte Kleid der Erde. In der Luft und im Wasser, ja in der Erde herrscht ein reiches und vielgestaltiges Tierleben. Die Wissenschaft hat einem jeden Geschöpfe seinen Namen gegeben. Die Volkssprache hebt aus der großen Zahl der Tiere und Pflanzen nur verhältnismäßig wenige hervor: solche, die ihr durch ihren Nutzen oder Schaden sowie durch das Eigenartige ihrer Erscheinung oder ihrer Lebensweise auffallen.

Art. Die Namen unserer Tiere und Pflanzen sind entweder indogermanisch, gemeingermanisch, westgermanisch, entlehnte Wörter oder eigentlich plattdeutsche Wörter. Sind sie indogermanisch, so finden sie sich — selbstverständlich mit lautlichen Abweichungen — in der Sprache der Ostarier (Perser und Inder) und der Westarier (Griechen und Italiener, Kelten, Germanen, Litauer und Slawen). Sind sie gemeingermanisch, so finden wir sie bei den Ostgermanen (den nordischen Völkern und Goten) und bei den Westgermanen (den Engländern, Niederländern, Niederdeutschen und Hochdeutschen).

Herkunft der entlehnten Wörter. Von den Tieren und Pflanzen, die der Mensch pflegt, weil sie ihm Nutzen bringen, sind viele ursprünglich bei uns nicht heimisch, sondern aus den Nachbargebieten zu uns gekommen. Als unsere Vorfahren mit den Römern in Berührung kamen, lernten sie deren Gartenbau kennen und übernahmen mit den fremden Produkten auch deren Namen. Da das Niederdeutsche an der zweiten Lautverschiebung keinen Anteil hat, so stehen diese entlehnten Wörter der ursprünglichen Form verhältnismäßig recht nahe. Aus dem Lateinischen stammen unter anderen: Plante (lat. planta),

Landesbibliothek Oldenburg

Kohl (lat. caulis), Päper (paiper), Kämel (cuminum), Kruse Menthen (menta), Plumen (prunum), Kastanie (castanea), Bär (pira), Fieg' (figa), Wien (vinum). Auch Tiernamen sind aus dem Lateinischen entlehnt, z. B. Pferd (para veredus), Esel (asinus), Kaninchen (cuniculus), Büffel (bubalus).

Auch aus anderen Sprachen sind Tier- und Pflanzennamen in das Niederdeutsche gekommen, z. B. Kartuffel (ital. tartufo), Tabak (span. tabaco); ferner Tiernamen, wie Stieglitz (aus dem slavisch-czechischen stehleč), Papagei (altfranz. papegai), Karnalljenvagel usw.

Die meisten entlehnten Wörter aber entstammen dem Hochdeutschen. Sie sind leicht verplattdeutscht oder haben ihre hochdeutsche Form behalten. Dahin gehören z. B. die Pflanzennamen Stockrosen, Waldmeister, Veilchen, Sneeglöckchen (Slapblom), Jelängerjeleber; ferner Tiernamen wie Biene, Maikäfer, Krebs, die die alten niederdeutschen Namen (Imme, Eckerbullen, Kräft) vielfach verdrängt haben.

Eigentliche plattdeutsche Namen. Unter den ursprünglich plattdeutschen Namen nennen wir zuerst die Bezeichnungen in der Kindersprache, bei denen eine vortreffliche Lautmalerei zum Ausdruck kommt. Sie beziehen sich wesentlich auf die Tiere. Da heißt es: Wauwau, Pußimau, Hießfalen, Hotthüh, Knuffswien, Bälamm, Meckerzäge, Bukoh, Kluckhenn, Kikerikihahn 2c.

Die Eigenart der Erscheinung kommt zum Ausdruck bei den Pflanzennamen: Botterblom, Dotterblom, Burenschinken (Hirtentäschelkraut), Stickbeeren, Tutenblom (Winde), Wullgras, Strohblom 2c. Ferner bei den Tiernamen Kortjan, Swinegel, Kattekerken, Weepsteert oder Queeksteert (d. h. lebendiger Schwanz. Bezeichnung für die Bachstelze), Gaffeltaug (Ohrwurm) 2c.

Auf die Lebensweise beziehen sich die Tiernamen Miegimke, Ohrenkruper, Schoster und Snieder (Wasserinsekten, die auf der Oberfläche des Wassers sich hin- und herbewegen, wie der Faden in der Hand des Schneiders und des Schusters), Dodenuhr (der tickende Holzkäfer), Grashuppker, Waterjungfer (so genannt nach dem Zierlichen ihrer Erscheinung).

Von den Pflanzennamen kommt hier namentlich „Krup där'n Tun" (Gundermann) in Frage.

Unter den Pflanzennamen sind viele, die zu Tieren in Beziehung gesetzt sind, z. B. Hunnenblom, Zägendistel, Aantenkrut, Kiewitzblom, Swienegras, Vagelbeeren. Diese Bezeichnungen erklären sich vielfach aus dem Standorte der Pflanzen oder aus dem Umstande, daß sie den betreffenden Tieren zur Nahrung dienen.

Die Namen der Pflanzen und Tiere sind in den verschiedenen Landesteilen verschieden. Es ist selbstverständlich, daß das Pflanzen- und Tierleben in den verschiedenen Landschaften (Marsch, Moor, Geest) verschieden ist, und daß jede ihre bezeichnenden Vertreter in der Tier- und Pflanzenwelt hat. In der Marsch kündigt das Gänseblümchen den Beginn der schönen Jahreszeit an. Daher heißt es Maiblom, während die eigentliche Maiblume dieser Landschaft fremd ist. Zur Osterzeit blüht in den Gärten der Marsch die gelbe Narzisse; diese heißt hier kurzweg „Osterblom", während

Landesbibliothek Oldenburg

man auf der Geest die Wahl hat zwischen der Anemone (witte Osterblom) und der Narzisse (gäle Osterblom). Bezeichnend für die Marsch ist auch die „Butjenter Nachtigall" (der grüne Wasserfrosch), der bald Üze, bald Pogg genannt wird. Auf der Geest kann man sich diese doppelte Bezeichnung nicht gestatten, da hier die Kröte (Üz, bei Goldenstedt Hux) ein allbekannter Gast ist, während man es in der Zahl der „Poggen" nicht mit der Marsch aufnehmen kann. Verschieden ist auch die Bezeichnung des Sperlings, den der Marschbewohner „Husfink" nennt, der Geestbewohner aber Lüntje oder Huslüntje (d. h. der kleine Lienhard). Auffallend ist auch die verschiedene Bezeichnung des Stichlings: In der Marsch meistens „Starken", auf der Geest „Stäkelstang".

Durch Haus und Hof und durch die Natur. Die Reichhaltigkeit der Tier- und Pflanzennamen tritt uns am besten entgegen, wenn wir einen Gang durch Haus und Hof und anschließend daran durch die Natur machen. Auf Vollständigkeit will unsere Liste freilich keinen Anspruch machen. Das verbietet schon die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum. Aus demselben Grunde haben wir darauf verzichtet, den plattdeutschen Namen regelmäßig die hochdeutschen beizufügen.

Im und beim Hause. Gleich beim Eintritt begrüßt uns der „Hund". Über uns fliegen die „Swulken" (gemeingerm. mittelniederdeutsch swaleke) ein und aus. „Ilof" (mittelniederdeutsch iwlôf, hochdeutsch „Efeu", von den Holländern bezeichnend klimop genannt) klettert die Wand empor. Unter den „Eeken" wühlen die „leeben Swiene" (gemeingerm.; verwandt ist das lat. swinus vom Schwein), die „Mutte" mit ihren „Farken" (mittel niederdeutsch verken, mittelhochdeutsch verchel, d. i. kleines varch: Schwein). Auf der Diele sind die Stallungen für die „Pär" (Hingst, Fahlen, beide gemeingerm.).

Daran schließen sich die Stallungen für das Vieh (Bullen, Koh, Kalv. Das Wort Kuh ist indogermanisch und ein Beweis für die Viehzucht in der indogermanischen Urzeit). Über der Hille ist der Aufenthaltsort der Hühner (Hahn, Hohn, gemeingerm. Küken). Beim Herde läßt sich zuweilen das eintönige Zirpen der „Trütje" hören, deren Namen sich leicht aus dem eigentümlichen Geräusch, das sie hervorbringt, erklärt. In der Wohnstube hängt ein Bauer mit dem „Karnalljenvogel". Vor dem Fenster stehen Töpfe mit Blumen. Da finden wir „Vijolen" (von dem lateinischen viola), „Kamellen" (lat. camilla), „Primel" (lat. primula), „Granjen" (lat. geranium), „Goldlack" (soll heißen Goldlaken) und andere. Doch wir gehen hinein in den „Kruthoff". Da wachsen Blumen, deren Namen schon die fremde Herkunft verraten: Ros' (lat. rosa), Buxbom (lat. buxus), Salbei (lat. salvia), Levkojen, Narzissen, Bugenjen (lat. Päonia; auch Hahn un Henn nach den 2 oder 3 Fruchtknoten). Im Herbste erfreuen uns hier Aster, Georgin, Rüter to Pär (auch Pär un Wagen), Strohblom ꝛc.

Wir blicken hinauf auf das Dach. Es ist grün von „Moß" (gemeingerm.) Außerdem aber wächst hier der „Donnerlok" oder der Huslok"

Landesbibliothek Oldenburg

(Donarskraut, das das Haus vor dem Gewittergotte schützen soll). An das Dach lehnt sich auch der „Ellhorn", dessen Blüten und Früchte heilkräftig sind und der an die altgermanische Vorzeit erinnert.

Doch wir gehen weiter und kommen in den „Appelhoff". An den Stämmen hängt hier und da ein „Spreenkasten" (das niederdeutsche Spree, niederländisch spreeuw, dringt neuerdings auch in das Hochdeutsche ein). Auf dem Rasen zeigen die aufgeworfenen Erdhaufen, daß hier der „Winnwurp" tätig ist (das Wort ist abzuleiten von dem gotischen vinja = Weide, Wiese, und bedeutet Wiesenwerfer). Eine andere Form, „Mulwurp" (jeverl. Mull) bedeutet „Erde-(Mull-)aufwerfer". Mittelniederdeutsch heißt er auch mul- und mult-worm). Begierig fliegt die „Swatdrossel" hin und her; wir entdecken vielleicht auch ein „Gälgöschen" oder einen „Heister" (Häkster; mittelniederdeutsch auch hegester, abzuleiten von hege, Hecke, Gehölz). Jetzt prüfen wir, was der „Appelhoff" an „Appeln and Bären" (dies ist die allgemeine Bezeichnung für Obst) aufzuweisen hat; da sind „sure Appeln", „söte" und „wiensure", „Winterappeln" oder „Wahrappeln", Kriegerappeln", „Zitronenappeln", „Prinzappeln" u. a. m., ferner „Bärgris", „Honnigbären", „Steenbären", alles Namen, die leicht zu deuten sind). Endlich „Brune Plumen", „Eierplumen", „Prunellen", „Zwetschgen" und anderes Obst. An der Grenze des „Appelhoffs" ziehen sich lange „Rabatten" hin. Hier steht das „Beerenobst" in Fülle: „Stickbeeren", „Johannisbeeren" und „Kakelbeeren" (im Jeverlande rod' un swart' Albeeren).

Nun aber sehen wir uns das Gemüseland an; da sind Kartoffeln (Erdnöt) von allen Sorten (Junkers, Mackerbonum [Magnum bonum], Rosenkatuffeln, Wilshuske, Müsekatuffeln 2c.), ferner „Arwken" (althochdeutsch araweiz; gemeingerm. oder nur ein Lehnwort) „Bohnen", „Wuddeln", „Stäkröben", „Petersilje" (lat. petroselinum), „Ziepel" (lat. caepulla), „Salat" (ital. salata), „Spargel" (lat. asparagus) und wie sie alle heißen.

Hinter dem Garten liegen Feld und Wiese. Auf dem Felde finden wir „dat Koorn" (das Wort ist gemeingermanisch): den Roggen oder „Haber" (Haber ist eigentlich die hochdeutsche Form, die niederdeutsche ist „Hafer"), „Gassen" oder „Weeten" (gemeingerm.); da hat die Feldmus ihre Löcher; hoch über uns fliegen „Lauerken" (mittelniederdeutsch lewerke) und „Kreihen" (nur westgermanisch). Vielleicht hören wir auch den „Kütjeblick" (Wachtel). Würdevoll schreitet durch das Gras der „Obä" (Storch, Adebar, das Wort heißt althochdeutsch odobero, mittelhochdeutsch odebar. Es geht zurück auf Ode, Gut, Glück und bören = tragen und bedeutet Glücksbringer). Zwischen den Garten wächst das „Weet" (Unkraut); da finden wir u. a. „Dann-nettel" und „dowe Nettel" (Bienensaug), die „Quäken" (sogenannt, weil sie so quek-lebendig sind), den „Duwok" (mittelniederdeutsch duwenwocke = Taubenspinnrocken).

Auf der Wiese und am Wege stehen „roden Kleeber" und „witten Kleeber"; ferner „Fiefaderblatt", „Surstengel", „Kiewitzblomen", „Botterblomen", „Säwersaat" (mittelniederdeutsch seduer-sat, (von zeduarium = Zitterwurzel oder Rainfarn), „Diestel" (jeverl. Stiekel), „Zägendiestel", „Swienegras", Rolegg 2c.

Landesbibliothek Oldenburg

Die „Immen" (das Wort bedeutet eigentlich Bienenschwarm) fliegen ab und zu; ebenso die „Bottervagels".

Wir gehen weiter in den Wald. Da stehen „Eeken", „Böken", vielleicht auch „Fuhren" und „Ellern" (sämtlich gemeingerm.), dazwischen „Brummelbären" (von brame = Dornstrauch), auch wohl „Himbären" (Beere der Hindin), „Haßeln" und die immergrüne „Hülse" (Stechpalme). Wir hören den Schrei der „Holtduv" (gemeingerm.), gewahren vielleicht auch einen „Fulpup" (Wiederhopf). Wir sehen das „Kattekerken" von Baum zu Baum hüpfen und finden vielleicht den Bau, den der „Voß" bewohnt. Im Herbste suchen die Kinder hier „Bookeckern" und eigentliche „Eckern" und erfreuen sich an den seltsamen Formen und Farben der „Poggenstöhl". Wir überschreiten den Wall, der das Gehölz einschließt. Da finden wir „Bickbeeren" und „Tütjebeeren"; da wachsen die „Mählbeeren" (Wittdorn), „Slöhbeeren" (gemeingerm., aber nicht einwandfrei zu deuten), da kriecht der „Erdkruper" („Eerdsluker"), da haben die „Miegimken" (Ameise heißt mittelniederdeutsch emeke) eine Kolonie, und durch das Gewirr der Zweige huscht der „Kortjan" (Zaunkönig).

Wenige Schritte noch, und wir stehen am Teich, in den die „Bäk" einmündet. Welch reiches Tierleben entfaltet sich hier! Da stehen das „Reit" (englisch reed) und der hochstämmige „Obastock", da wachsen „Sabels und Bangenetter" und „Lampenputzer". Am Rande stehen „Willgen" oder „Wicheln" (mittelniederdeutsch auch wide), daneben „Scharmenpiepen" (Kälberkropf) und weiter nach der Mitte zu die „gäle Kenke" und die „witte Kenke". „Aanten" (gemeingerm.) schwimmen vorbei, zierliche „Waterjungfern" und die breiter und kräftiger gebauten „Kohsteerts" fliegen ab und zu. Im Wasser selbst beobachten wir die „Watersniggen" (abzuleiten von dem althochdeutschen snahhan = kriechen), freuen uns an den schnellen „Schosters un Sniders", die sich auf dem Wasser rasch hin- und herbewegen, und schauen den Kindern zu, die mit einem „Moddick" (das Wort wird mit Made zusammenhängen. Oft sagt man auch „Öhlke" dafür.) einen „Starken" oder „Stickelstang" (einen Fisch, der sticht; mittelniederdeutsch stekelink) fangen.

Dann gehen wir weiter, und die weite Heide nimmt uns auf. Da finden wir „Bessenheide" und „Doppheide" (nach der Form der Blüten, die einem „Dopp" [Schale] gleichen). Da wachsen der goldig blühende „Brahm" (Besenstrauch), der „Macholler" (mittelniederdeutsch machandelenbom), „Drudenfoot" (Bärlapp), „Krambeeren", da stehen „Barken" und „Föhren" (beide Wörter gemeingerm.), da finden wir an sumpfigen Stellen „Wullgras" („Lukhull", abzuleiten von luken, zupfen), „Rusch" (etwas, das „ruscht" oder rauscht) und den „Bähnthalm" (d. h. Bandhalm, von dem mittelniederdeutschen bent = Band). Vielleicht finden wir auch eine „Snak" (abzuleiten von „Snigge") oder gar die gefährliche „Adder" (hochdeutsch Natter, gemeint ist hier die Kreuzotter).

In Gedanken versetzen wir uns an den Strom, und nachdem wir im Reit und Henje (Meerbinse) nach dem Neste der „Reitmeesch" (Meesch = Meise, der Ursprung des Namens läßt sich nicht deuten) gesucht und den „Tümler"

(Forts. S. 423.)

Landesbibliothek Oldenburg

Tier- und Pflanzennamen in den oldenburgischen Mundarten, sowie im Ostfriesischen, Holländischen, Englischen und Mittelniederdeutschen.

Hochdeutscher Name	Oldenburger Geest	Ammerland	Wildeshauser Geest	Münsterland	Friesische Wehde	Jeverland	Butjadingen
Eichhörnchen	Katteker	Katteker	Kattekerken	Katteikelken	Kattekerken	—	—
Elster	Heister	Heister	Häkster	Ärkster	Heister	Häkster	Heister
Storch	Obär	Obär	Äbär	Stork	Storch	Störk	Äbä
Eidechse	Eerdkruper	Eerdkrüper	Heidefke	Hederken	Erdsluk	Eerdkruper	—
Kreuzotter	Adder	Adder	Adder	Krüzotter	Krüzotter Adder	Ardder	—
Ringelnatter	Snake	Snake	Snake	Snake	Snake	—	—
Kaulquappe	Steertpogg	Steertporg	Piedelpogg	Steertpogg	Steertporg	Steertüz	Piedelpogg
Stichling	Stäkelstang	Stekelstang Gründje	Stäkelstang	Sterkelstang	Stäkelstang	Steckelstark	Stickelstark
Maikäfer	Eckerbull Maikäfer	Maikäfer	Maikäfer	Maikäfer	Maikäfer	Maikäfer	—
Schmetterling	Bottervagel	Bottervagel	Bottervagel	Sommervärgel	Bottervögel	Flinnerk	Bottervagel
Hornisse	Horntj	Hörntje	Höntje	Horntje	Höntje	Höntje	—
Grashüpfer	Heuperd	Grashüppke	Stoppelke	Hapskapel	Grashüpper	Grashüpker	Grashupker
Ameise	Miegemke	Miegimme	Miegemke	Miegemke	Miegölken	Mieghömel	Miegimke
Regenwurm	Öhlk	Öhlk	Ülk	Worm Meik	Öhlk	Dauwürm	Moddick Mottje
Kirsche	Kirsch	Kaßbeeren	Kaßbeer	Kässebeere	Kirske	Karsken	Kirsch
Weide	Werr	Wichel	Wär	Wiehe	Wichel	Wed Wilge	Wilge Wäe

Landesbibliothek Oldenburg

Fortsetzung.

Hochdeuscher Name	Stadland	Moorriem	Delmenhorster Geest	Sagterland	Ostfriesland	Holland	England	1100—1500 Mittelniederdeutsch
Eichhörnchen	Kattekerken	Katteker	Katteke	Kateker	Ekerken	eekhorentje	squirrel	ekerken
Elster	Heister	Heister	Heister	Ackster	Äkster	ekster	magpie	hegester heister
Storch	Ädebä	Obä	Äbär	Storch	Adebar Abar	ooievaar eidelbaar	stork	adebar edebar
Eidechse	—	Erskrup	Erdkruper	Hesschluppe Esschluppe	Häwtask Aftas	egdis	asker	egedisse
Kreuzotter	—	Krüzotter	Krüzotter	Neder	Adder	adder	adder	adder edder
Ringelnatter	—	Snake	Snake	Neder	Snake	ringslang	snake	snake
Kaulquappe	Piedelporken	Steertpogg	Steertpogg	Puteil	Poggensteert	jonge kikvorsch	tadpole	kule
Stichling	Starken	Stickestarken	Stäkelstang	Stickelbolze	Stikelstag	stekelbaars	stickleback tittlebat	stekelink
Maikäfer	—	Maikäfer	Maikäfer	Maikäfer	Eckeltäve Bomtike Brummtike	meikever	cockchafer	meikavel
Schmetterling	Bottervagel	Bottervagel	Botterslege	Flittern	Bottervögel	vlinderkapel	butterfly	bottervogel
Hornisse	Horntje	Hontje	Hontje	Dorn	Hörntje Hördelke	horzel	hornet	hornte hornetse
Grashüpfer	Grashuppker	Grashuppker	Grashupper	Gershupper	Grashüppke Grashüpper	sprinkhaan	grasshopper	sprinkworm
Ameise	Miegimke	Miegimke	Miegimke	Migerke	Migemke	mier	ant emmet	emeke emete
Regenwurm	Moddick	Morrick Öhlk	Mettje	Eize	Dauwürm	worm	earthworm dewworm	meddik moddik maddik
Kirsche	Kirsch	Kirsche	Kasbeere	Sersen	Kasse Karse	kers	cherry	kasbere kersebere
Weide	Wäe Wilge	Wilgen Wä-e	Wär	Wilgen	Wilge Wilgen Weene	wilg wilgenboom	withe willow	wilge wichele

(von dem mittelniederdeutschen „tumelen" sich im Kreise drehen, sich tummeln) beobachtet haben, erzählt uns der Fischer von den Tieren, die er gefangen hat: „Aal" (gemeingerm.), „Häkt" (von mittelniederdeutsch hekelen = hecheln), „Brassen" (engl. brasse), „Maifisch" (der im Mai gefangen wird), „Nägenogen", „Bars" (engl. barse), „Wittoge", „Schnepel" usw.

Dann wandern wir stromabwärts und kommen an das Meer. Über uns fliegen die „Kobe" (Möw, engl. mew), die „Seeswulk" (Kier), „Liewe" (Austernfischer); uns zu Füßen wachsen „Andel" (ein feines Gras), „Zoddik" (Strandastern) und „Seewürmken" (Seewermut).

In dem Angeschwemmten finden wir „Rucheneier", „Sniggenritt", „Kinkhörns" und wohl gar „Barnsteen" (es kommt aus dem Niederdeutschen bernen = brennen). In den „Baljen" finden wir „Butt", „Krabben" (das Wort ist auch in das Hochdeutsche übergegangen und abzuleiten von krabbeln = herumkriechen) und „Granat", sowie „Muscheln" (Schillen = Schalen) aller Art. In der Ferne aber sehen wir den „Seehund" (Rubbe, Hund), der den Kopf vorsichtig aus den Fluten hebt.

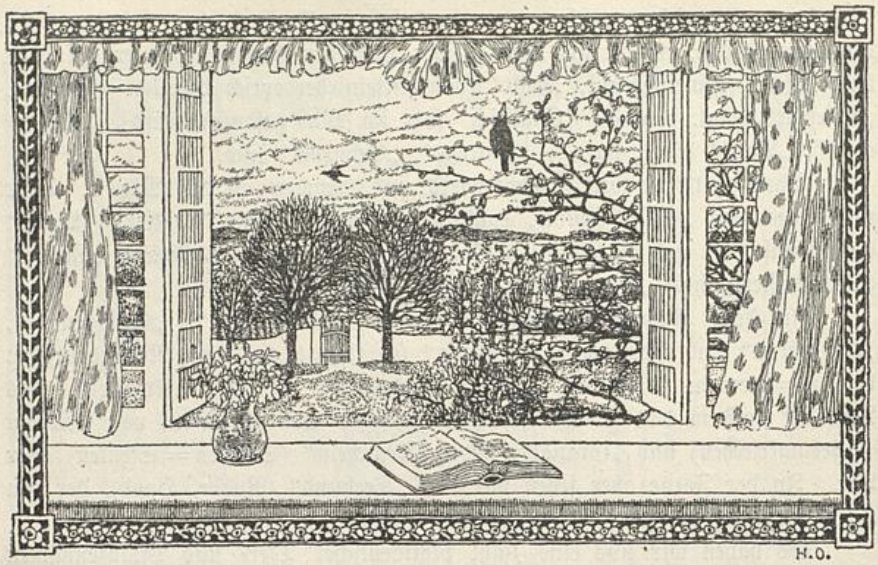
So haben wir uns eine Zahl plattdeutscher Tier- und Pflanzennamen wieder ins Gedächtnis gerufen und erkannt, wie auch in der Namengebung der Tiere und Pflanzen vielfach die Art des heimischen Stammes zum Ausdruck kommt. Möge es die alten Namen festhalten und sie nicht durch hochdeutsche ersetzen.

Zum Schluß (S. 421, 422) folge noch eine Übersicht über die Namen einiger Tiere und Pflanzen in den verschiedenen Mundarten sowie im Holländischen und Englischen. Die Verwandschaft dieser Sprachen wird dabei oft deutlich zum Ausdruck kommen. Bei der Feststellung der mundartlichen Bezeichnungen sind Schüler des Lehrerseminars zu Oldenburg dem Verfasser in dankenswerter Weise behülflich gewesen. Die sagterländischen Namen hat Herr Pfarrer Heuer-Strücklingen beigesteuert.

Literatur.

1. Buchenau, Flora von Bremen und Oldenburg. Bremen.
2. Focke, Die volkstümlichen Pflanzennamen im Gebiete der unteren Weser und Ems. Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen. II. Bd. Bremen 1871.
3. —, Niedersächsische volkstümliche Pflanzennamen. 2. Verzeichnis. Ebenda. Bremen 1878.
4. Grimm, Deutsches Wörterbuch 1854 ff.
5. Häpke, Die volkstümlichen Tiernamen im nordwestlichen Deutschland. Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen. II. Band. Bremen 1871.
6. Huntemann, Die plattdeutschen Namen unserer Kulturgewächse und der wildwachsenden Arten im Oldenburgischen und der Provinz Hannover. (Landwirtschaftsblatt für das Herzogtum Oldenburg 1911.)
7. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
8. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg 1884.
9. Lübben-Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Norden 1888.
10. Rahden, Kruse Menthen. Gedichte in oldenburgischer Mundart. Colmar 1867. (Darin die sprachlichen Anmerkungen des Dichters.)
11. Trentepohl-Hagena, Oldenburgische Flora. Oldenburg 1839.

Landesbibliothek Oldenburg



H.O.

Volkssprache und Volksdichtung.

Von Seminarlehrer **E. Pleitner** in Oldenburg.

I. Volkssprache.

Entstehung des Niederdeutschen. Im 6. und 7. Jahrhundert drang vom Süden Deutschlands aus eine Verschiebung der Laute vor, die man als die zweite Lautverschiebung bezeichnet. Da sich durch diese Verschiebung das Hochdeutsche bildete, so spricht man auch von einer hochdeutschen Lautverschiebung. Sie bezieht sich im wesentlichen auf die Laute p, t, k. Das p wird zu pf oder f, das t zu z oder ss oder s und das k zu ch. Die Sprache, die den alten Lautstand behält, ist die niederdeutsche Sprache. Sie ist also eine ältere Form der deutschen Sprache und nicht etwa ein verderbtes Hochdeutsch.

Friesisch und Niedersächsisch. Die Bewohner des Herzogtums Oldenburg, soweit sie bodenständig sind, gehören teils den Friesen, teils den Sachsen an. Die große Mehrzahl sind Sachsen. Die alten Zwistigkeiten zwischen Friesen und Sachsen haben damit geendigt, daß die adeligen Herren von der „hohen Geest" die fruchtbare Marschniederung erworben haben, teils durch Erbschaft, teils mit dem Schwerte. Die Einwanderung in die grüne Marsch war zu allen Zeiten sehr groß. Einmal lockte der Reichtum des scheinbar unerschöpflichen Bodens, dann aber war bei der früher großen Sterblichkeit in der schlecht entwässerten Marsch eine solche Einwanderung ein Gebot der Notwendigkeit. Wer einmal die Familiennamen unserer heutigen

Landesbibliothek Oldenburg

Marschlandschaften studiert, der findet zahlreiche Namen, die auf Geschlechter der nahen Geest hinweisen. So wurden die Friesen schon früh durch die Sachsen beeinflußt, und so erklärt sich auch der Umstand, daß das Friesische dem Sächsischen wich und als lebendige Sprache verschwunden ist.

Im Jeverlande scheint sich das Friesische noch verhältnismäßig lange gehalten zu haben. Sello führt in einer Fußnote zu seinem Buche „Saterlands ältere Geschichte und Verfassung" dafür zwei Zeugen an: „1613 bekundet ein achtzigjähriger Zeuge, er habe seine Wissenschaft über die Antoniflut (1511) von einer Nachbarin, die friesisch gesprochen. In einem von Ehrentraut abgeschriebenen, aus Jever stammenden, jetzt verlorenen Exemplar der „Jeverschen Prosachronik" heißt es: „1568 starf Minnert, Pastor to Heppens, ein Landmeter, ein wunderlicher Pastor, heft in fresischer Sprake gepredigt."

Wenige kümmerliche Reste des Friesischen, aber schon stark mit plattdeutschen Elementen vermischt, finden sich noch heute im Sagterlande.*)

Altfriesisches. Das Altfriesische verschwindet bereits mit dem 13. Jahrhundert aus der Literatur. Wir haben zwei Handschriften zu nennen, von denen die erste wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert stammt, während die zweite dem Jahre 1327 angehört. Es sind dies Handschriften des Rüstringer Rechtes im Oldenburger Archiv und die zweite wesentlich verkürzte und abweichende Form dieses alten Rechtes in einer Abschrift auf der Bibliothek zu Hannover. Diese beiden Sprachdenkmäler sind die einzigen Quellen für unsere Kenntnis der Mundart unserer Weserfriesen. Wir geben nachstehend eine Probe aus dem „Rüstringer Sendrecht". Nachdem auf die Hilfe hingewiesen ist, die dem bedrängten Papste Leo durch die Friesen ward, heißt es:

Tha dede god use hera ena grota gama, thet wi Frisa thene si wnnon and slogon also felo to dada thera Rumera unriuchta lioda, thetma an Sante Pederes dome thet blod al to tha onclenon wod. —

Man sieht, die Sprache ist außerordentlich klangvoll, namentlich durch ihre klangvollen Endungen, aber für den heutigen Plattdeutschen nicht mehr ohne weiteres zu verstehen.

In der Übersetzung heißt es: da erwies Gott unserem Heere eine große Fürsorge, daß wir Friesen sie dann besiegten und soviele der ungerechten Leute der Rompilger zu Tode schlugen, daß man an Sankt Peters Dom bis an die Enkel im Blute watete.

Altsächsisch. Das heutige Niedersächsisch hat sich aus dem Altsächsischen entwickelt. Um sich einen Begriff zu machen von der Sprache der alten Sachsen, greift man am besten auf den „Heliand" zurück. Diese altsächsische Evangelienharmonie, die Jesus und seine Jünger darstellt, als ob der Herr im alten Sachsenlande gelebt hätte, entstand im neunten Jahrhundert, jedenfalls vor dem Jahre 840. Uber Person und Herkunft des Verfassers fehlen bestimmte Angaben. Nach neueren Forschern, und ihnen schließen wir uns an, ist die Heimat des Dichters in dem nordöstlichen Sachsen, also in der Gegend zwischen Unterweser und Unterelbe zu suchen. Die Mundart, die hier gegenwärtig

*) Davon ist nach dem Plan dieses Buches an anderer Stelle die Rede.

Landesbibliothek Oldenburg

gesprochen wird, unterscheidet sich aber kaum von der oldenburgischen. Man darf also annehmen, daß das Altsächsische, wie es uns im „Heliand" entgegentritt, auch die Sprache war, die in dem alten Oldenburg gesprochen wurde. Als Probe der Sprache des Heliand diene folgender Abschnitt aus der Hochzeit zu Kana:

„werod blîthôda,
waxun thar an luston liudi atsamna, gumon gladmuoda. gengen ambahtman, schenkion mit scalon, druogun skîrana wîn mit orcon endi mit alofaton."

Das heißt in wörtlicher Übersetzung:

„Volk jubelte,
waren dort in Lusten Leute beisammen, Männer frohgemute. Gingen Dienstmannen, Schenken mit Schalen, trugen schieren Wein mit Krügen und mit Kannen."

Vergleicht man damit das heutige Niedersächsische, so findet man nur wenig Gemeinsames. Interessant ist die Ähnlichkeit einzelner Wörter mit englischen Wortbildungen. So werden wir bei „gladmuoda" an glad (froh) und bei alofaton an das englische ale (Bier) erinnert.

Niedergang des Niedersächsischen. Die Reformation entschied den endgültigen Sieg des Hochdeutschen über das Niederdeutsche. Dadurch wurde freilich die Gefahr beseitigt, daß das Bestehen einer hochdeutschen Schriftsprache neben einer niederdeutschen eine Teilung Deutschlands herbeiführte, andererseits aber erlitten die niederdeutschen Stämme einen schweren Verlust, indem der beste Ausdruck ihrer Eigenart und deren treuester Hüter mehr und mehr zur Seite geschoben wurde.

Niederdeutsche Bibel und niederdeutscher Katechismus. Zunächst sah man sich gezwungen, die niedersächsische Sprache noch für den Gottesdienst beizubehalten, und der Gebrauch einer plattdeutschen Bibel und eines niederdeutschen Katechismus wurde notwendig. Die niederdeutschen Bibeln, die zur Zeit der Reformation erschienen, haben nicht den Wert der vorher in Druck gegebenen, unter denen namentlich die Halberstädter von 1522 zu nennen ist. Die Übersetzer waren nunmehr nämlich bestrebt, eine möglichst wörtliche Übertragung der Bibel Luthers zu geben. Es fehlte ihnen die Freiheit der Bewegung, und sie waren außerstande, dem Geiste ihrer Sprache treu zu bleiben. Sie gaben vielen Wörtern nur ein niederdeutsches Gewand und trugen so dazu bei, daß in weiten Kreisen ihrer Leser das Gefühl für die Reinheit und Schönheit der plattdeutschen Sprache abgestumpft wurde. So heißt es in dem Neuen Testamente, das Johannes Bugenhagen 1524 zu Wittenberg bei Hans Lust herausgab, Marcus 16, 1—8: Unde do de Sabbath vorby was, köffden Maria Magdalena unde Maria Jacobi unde Salome speceryn, up dat se qwemen unde salweden en. Unde se qwemen tho dem grawe, an einem Sabbathe seer fra, do de sünne upginck, unde se spreken underandern: Wol woltert uns den steen van des grawes dör? Unde se segen dor hen unde worden enwar, dat de steen afgewoltert was, wente he

Landesbibliothek Oldenburg

was seer groth, unde se gingen hen in dat graff und segen einen jüngelinck tho der rechteren hant sittende, de hadde ein lanck wytt kledt anne, unde se entsetteden sich." ꝛc.

Wenn man damit den Text der Lutherbibel vergleicht, so erkennt man bald, daß hier eine wortgetreue Übertragung vorliegt. Bugenhagen hatte freilich die Absicht, der niederdeutschen Sprache gerecht zu werden. In einer späteren Auflage der ganzen Bibel sagt er in der Vorrede, er habe übersetzt „schier von Worte tho Worte, so vele alse ydt de Art der reynen Spracke hefft lieden mögen." Wer aber „schier von Worte tho Worte" übersetzen will, der verzichtet auf das Maß der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, das kein Übersetzer entbehren kann. Bugenhagen hat die Namen seiner Mitarbeiter verschwiegen, und man kennt sie noch heute nicht. Lange Zeit war man der Ansicht, daß ein Oldenburger, der Pastor Johannes Hodderßen zu Hammelwarden, der eigentliche Übersetzer sei. Diederich von Stade, schwedischer Archivar in den Herzogtümern Bremen und Verden, hatte an einer Fensterscheibe in dem Dorfe Buttel (bei Dedesdorf) folgende Worte gelesen: „Herr Johannes Hodderßen, Pastor in Hammelwarden, hat unter Dr. Martin Luther studiert, die Bibel in die niedersächsische Sprache versetzet und ist anno 1564 am 6. Dezember die Kirche zu Buttel ihm anbefohlen, die er auch durch Vicarien verwaltet." Diese Nachricht erregte im Oldenburger Lande das größte Interesse. Schon in der ersten oldenburgischen Zeitschrift, den „Oldenburgischen Nachrichten" von 1746, erörterte man lebhaft das Für und Wider in dieser Angelegenheit. Der Archivar Schloifer vertrat die Sache Hodderßens. Aber die Behauptung, der Hammelwarder Pastor Hodderßen sei der Übersetzer der Bibel in das Plattdeutsche, wurde von verschiedenen geschichtskundigen oldenburgischen Geistlichen (Siebrant Meyer, Propst und Janssen) lebhaft bestritten, und der so angegriffene Historiker (Schloifer) suchte sie schließlich gar dadurch aufrecht zu erhalten, daß er Hodderßen ein Alter von 104 Jahren zusprach; dem stehen aber die Angaben seines Grabsteins entgegen, der als sein Geburtsjahr 1525 und als sein Todesjahr 1597 festlegt. Daraus ergibt sich, daß er an dem niederdeutschen Testamente von 1524 ebensowenig Anteil haben kann, wie an der vollständigen niederdeutschen Bibel von 1534. Die Gegner Schloifers nahmen den Vater Hodderßens als Übersetzer an, gingen aber von der durch nichts gestützten Voraussetzung aus, daß dieser Pastor in Hammelwarden gewesen sei. Man muß zugestehen, daß die Möglichkeit vorliegt, daß ein anderer Hodderßen Mitarbeiter Bugenhagens gewesen ist. Ein geschichtlicher Beweis läßt sich aber nicht dafür führen. Daß dieser einfache Sachverhalt in der Folgezeit verdunkelt wurde, erklärt sich aus dem großen Einflusse der oldenburgischen Geschichte Gerhard Anton von Halems. Hier wird nämlich behauptet, „daß es höchstwahrscheinlich ein Oldenburger war, der wenigstens den vorzüglichsten Anteil an solcher niederdeutschen Bibelübersetzung hatte." Er fügt dann aber sehr bestimmt hinzu: „Der Pastor Hodderßen, aus Beckum bei Rodenkirchen im Stadlande gebürtig, ist es, dem diese Ehre gebührt, und der durch solche Arbeit, wie sich ein berühmter Gottesgelehrter

Landesbibliothek Oldenburg

ausdrückt, ein gesegnetes Werkzeug in der Hand Gottes wurde." Dieser „berühmte Gottesgelehrte" ist der hamburgische Hauptpastor Goeze, den aber Halem nicht richtig zitiert, indem er den voraufgegangenen Bedingungssatz: „Hat diese Nachricht Grund ꝛc." unterschlägt.

Ebenso ungünstig wie über die niederdeutsche Bibel ist über den niederdeutschen Katechismus zu urteilen, den Graf Johann VII. 1599 bei Warner Berends Erben in Oldenburg herausgab. Auch in diesem Buche (übrigens das erste, das in Oldenburg gedruckt wurde) findet sich die sklavische Abhängigkeit vom Luthertext. So heißt es z. B.:

Dat drüdde Gebodt
Du schalt den Vyrdach hilligen.
Wat is dat?

Wy schölen Godt früchten unde leuen / dat wy de Predigen unde syn Wordt nicht verachten / sundern datsülue hillig holen / gerne hören unde lehren.

Niedersächsisch bleibt nur Umgangssprache. Als der Katechismus in niedersächsischer Sprache erschien, da hatte die alte Stammessprache bereits ihre Bedeutung als Amtssprache eingebüßt. Der Zeitpunkt läßt sich verhältnismäßig genau bezeichnen. Am 9. August 1567 antwortet der Graf von Oldenburg auf eine Beschwerdeschrift der Butjadinger und Stadländer in niedersächsischer Sprache: „Soviel dan den veerden und achten punct belanget, dat up doidschlege und andere apentliche Felle nach dem Aseboeke gerichtet werden mochte, konnen wie uns nicht berichten, dat wi jemals in unsere gedanken genomen — — — von dem itzt gedachten Aseboeke aftotreden ꝛc." Das ist noch Niedersächsisch, hat aber schon leise hochdeutsche Anklänge. Im Ovelgönner Vergleich vom 29. Januar des nächsten Jahres ist alles hochdeutsch: „Und wollen J. Gn. im gleichen die peinlichen gerichte nach kaiserl. malefizrechten halten und auf gelegenheit der Fälle auch darinnen ohne lange gefängliche enthaltung der missetäter furderlich recht ergehen lassen ꝛc."

Der „gemeine Mann" konnte sich nur schwer in die Neuordnung der Dinge finden. Noch aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts finden sich in den gräflichen Kammerrechnungen vereinzelt plattdeutsche Schriftstücke: Carsten Frese, der im Jahre 1624 nach Bremen fuhr, um „Isern und Stahl" zu kaufen, gibt getreulich an, was er „den Donnerdach, den Frydach, den Sonnabend und den Sonndag vertehrt", was er dem Stadtdeener, den Kahrlüden und den Fohrlüden gegeben hat. Anna Sophia, die Schwester Anton Günthers, erhielt noch 1623 eine plattdeutsche Rechnung über „smalen und breden Drill". Noch 1631 wurde in einer Rechnung über Ausgaben gelegentlich der Bewirtung des Junkers Hoedenberg Entschädigung verlangt für Ruchvoder, Hawer, Beer, Mumme, Kost und Slapgeldt. Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß das Niedersächsische erst nach den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts aufhörte, Geschäftssprache zu sein, und daß es erst damals zur Umgangssprache hinabsank.

Plattdeutsch. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kam auch die Bezeichnung „Plattdeutsch" auf, das bald die Wörter „Sassisch" oder „Nedderdütsch"

Landesbibliothek Oldenburg

verdrängte. Man wollte damit nicht die Sprache des platten Landes bezeichnen, sondern die Mundart als platt („butt") hinstellen. In den Dialektgedichten des 18. Jahrhunderts (so bei Hinrich Janßen, dem Butjadinger Bauernpoeten) ist wiederholt von der „plattdütschen Frouw Mooder-Spraake" die Rede. Seitdem wird die niedersächsische Sprache allgemein als das Plattdeutsche bezeichnet.

Mundarten. Das Herzogtum Oldenburg hat im Laufe der Jahrhunderte Landesteile mit der alten Grafschaft vereinigt, die durch natürliche Hindernisse lange oder dauernd von ihr getrennt waren. Das sind das Jeverland und die früher münsterländischen Landesteile, das sogenannte Münsterland. Jeverland war zeitweilig durch den Jadebusen völlig von Oldenburg getrennt und kann sich überhaupt seiner Lage wegen einer starken Beeinflussung durch Ostfriesland nicht entziehen. Das Münsterland ist durch einen breiten Heidegürtel von der alten Grafschaft getrennt. Das Sagterland wieder, das ebenfalls zu den früher münsterschen Landesteilen gehört, war früher durch das umliegende Moor völlig abgeschlossen. So erklärt es sich denn auch, daß Jeverland und Münsterland eine abweichende Mundart haben. Die jeversche Mundart ist durch das Ostfriesische beeinflußt, die münsterländische durch das Westfälische. In den übrigen Teilen des Herzogtums hat die Sprache natürlich mancherlei Schattierungen und ist hinsichtlich ihres Wortreichtums von der verschiedenen Beschäftigung der Bewohner und der Eigenart der Landschaft (des Bodens und der der Tierwelt) abhängig, aber doch verhältnismäßig einheitlich. In den Marschen hat das Niedersächsische das Friesische verdrängt. Das war die natürliche Folge davon, daß die Sachsen die Friesen im Kriege besiegt hatten und zu Friedenszeiten zahlreich in die reiche Marsch, deren Bewohner vielfach am Fieber dahinsiechten, eingewandert waren. Es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen die Mundart der Unterwesermarschen nicht stark von der unserer Geest abweichen kann, wenn sie auch noch friesische Wörter enthält. (Hörn, Bake ꝛc.)

Nun ist die Frage aufzuwerfen: Sind die Unterschiede so groß, daß man von einer besonderen Mundart der Unterweser reden kann? Auffallend ist, daß der Marschbewohner oft den Umlaut meidet, wo ihn der Geestbewohner anwendet. Er sagt vor (statt vör), Frunn (statt Frünn), Plunnen (statt Plünnen).

Ferner ist darauf hinzuweisen, daß in der Marsch manches Zeitwort schwach konjugiert wird, das auf der Geest stark gebraucht wird. So heißt es in der Marsch: Ick sehde, ich fragde; auf der Geest: Ick seeg, ick frog. — Endlich fällt auf, daß in der Marsch vielfach das „sch" im Anlaute vor Konsonanten steht, wo die Geest nur ein „s" den nachfolgenden Konsonanten vorsetzt. Dieser Gebrauch ist übrigens nicht neueren Ursprungs; er findet sich schon bei dem Butjadinger Bauernpoeten Hinrich Janßen. Schon er sagt: „Ick schlaa", „Ick hebb Schwiene", „bet he schwiegen deiht" ꝛc. Diese abweichenden Formen, die übrigens vielfach denen der Geest Platz machen, werden kaum berechtigen, von einem „Unterweser-Platt" zu sprechen. Man tut unseres Erachtens am besten, unter Ausschluß der Sprache des Jeverlandes

Landesbibliothek Oldenburg

und der ehemals münsterschen Landesteile von einer oldenburgischen Mundart zu sprechen. (So verfährt auch Maurmann in seiner Sprachenkarte, während Bremer die Mundart der Unterweser absondert).

Das heutige Plattdeutsch im Oldenburgischen. 1. Der Satzbau. Das heutige Plattdeutsch ist lediglich Umgangssprache. Daraus erklärt sich denn auch, daß der Satzbau überaus einfach ist. Dabei drückt es sich oft sehr umständlich aus und gebraucht mehr Worte als die Schriftsprache, indem es namentlich Worte einschiebt. („De Keerl, de geiht dar denn jo hen." — „Wat deihst du dar herumtostahn?"). Andererseits ist es auch wieder sparsamer. („He is in".) Der Schriftsprache gegenüber ist es außerordentlich anschaulich und kraftvoll. („De kann den Hals nich vullkriegen", „He lett Gott un Vader sorgen". — Stintschäpel für Zylinder, Snuvdok für Taschentuch). Ferner sind zu nennen Übertreibungen: „Ick heww mi de Ogen ut'n Kopp käken". „Ick stah up Nadeln". „Riet die man nich up". „Dat wahrt eene Tied un alle Tied." Endlich Verbindungen, die auf den alten Stabreim hinweisen. („Mit Hut un Haar". „Sien Up- un Dahlsprung". „Sin een un sien all".

2. Der Wortschatz. Die Mundart ist dem Hochdeutschen gegenüber teils reicher, teils ärmer als dieses. Nehmen wir z. B. das Wort „weinen" und suchen wir dafür das plattdeutsche Wort. Da haben wir die Auswahl unter folgenden Worten: „weenen, jaueln, hunschen, hulen, krieten, drinsen, nockern". Andererseits wieder hat das Plattdeutsche für viele hochdeutsche Wörter keinen Ersatz. Wo in der neueren Zeit neue Dinge und Verhältnisse auftauchen, da bezeichnet man den neuen Begriff durch ein hochdeutsches Wort, wenn man nicht ein Fremdwort vorzieht; das Plattdeutsche ist hier nicht mehr schöpferisch und überträgt einfach das hochdeutsche Wort in das Plattdeutsche oder übernimmt es gar unverändert. („Genossen, Radfahrer, Verfassung, Redner 2c."). Andere Wörter werden wieder umschrieben, z. B. „Wat'r nich docht" (das Untaugliche), „De dar wat gegen hewwt" (die Gegner), „Wat em tokummt", (der Lohn), „De dar unnerwegs weeren" (die Reisenden), „De dar snacken deh" (Redner).

Das Plattdeutsche, als eine zurückweichende Sprache, nimmt fortgesetzt Wörter aus dem Hochdeutschen auf; diese verdrängen alte plattdeutsche Wörter und bürgern sich überraschend schnell ein. Als plattdeutsche Wörter, die nur noch selten gebraucht werden oder gar schon ausgestorben sind, nennen wir z. B. kwad (übel), Dögd (Tugend), Dwal (Narr), seder (seither), Vorhöwd Vorderkopf), Runks (Tölpel), Dwalweg (Irrweg), Sachtmod (Sanftmut), Kimme (Horizont), kören (schwatzen), wicken (weissagen), Butenminsch (Ausländer), äschen (fordern), tuddern (festbinden), beswimen (in Ohnmachtfallen), eisch (häßlich), balstürig (frech), Blubber (Wasserblase), buckisch (heimtückisch), dannig (fähig), Flaute (Ohnmacht), Gerack (Bequemlichkeit), gnadderig (verdrießlich), klaterig (elend), knippogen (blinzeln), Lawei (Aufruhr der Arbeiter), muffig (faul, schimmelig), plieren (mit zusammengekniffenen Augen sehen), Pummel (kleines rundes Ding oder Mensch), quienen (kränkelnd hinzehren),

Landesbibliothek Oldenburg

schra (kümmerlich, mager), Seber (Saft), verhackstucken (verhandeln), verleden (vergangen), waanschapen (nicht gebildet, albern, töricht), waterpaß (horizontal), snaaksch (närrisch).

Die oldenburgische Mundart ist, wie das Plattdeutsche überhaupt, mit sehr vielen Fremdwörtern durchsetzt, die in ihrer Mehrzahl dem 17. und 18. Jahrhundert entstammen. Schon bei Hinrich Janßen, also im Anfange des 18. Jahrhunderts, finden wir Fremdwörter, wie ästimeeren, Respekt, lyren (spielen), Hans Stupide, Black 2c. Der Plattdeutsche, der nicht zweisprachig ist, also nicht das Hochdeutsche wie das Plattdeutsche in gleicher Weise beherrscht, empfindet die fremden Ausdrücke nicht als Fremdwörter. Einige sind ihm tatsächlich unentbehrlich. So hat der Plattdeutsche „Kuraje", wo der Hochdeutsche „Mut" zeigt. Das plattdeutsche „Mood" ist bekanntlich etwas anderes („He hett ganz nien Mood", „Ick heww'r nien Mood to".) In anderen Fällen muß er Anleihen beim Hochdeutschen machen, wenn er das Fremdwort entbehren will. Er muß also achten, statt zu „ästimeeren", er muß sich verteidigen statt sich zu „verdeffendeeren," er muß wagen statt zu „riskeeren". Freilich wäre die Entlehnung eines hochdeutschen Wortes vorzuziehen. Dann gibt es wieder zahlreiche andere Ausdrücke, deren sich der Plattdeutsche bedient, trotzdem er vollwertige Wörter dafür hat, z. B. upsternatsch (statt wedderharig), repareeren (statt utbätern), räsonneeren (statt snacken) 2c. Wie sehr sich der Plattdeutsche an dem Klange der fremden Wörter berauscht, das zeigt der Umstand, daß er auch gut plattdeutschen Wörtern oft ein fremdes Gewand anzieht. Wer sich reinigt, der „reineseert" sich, wer etwas in kleine Teile spaltet, der „spilleert", wer etwas weniger (minner) macht, der „minnerseert" es. Fremdartig klingen auch Bezeichnungen, wie „Rackedär" (von racken) für Durcheinander, „Krüderee" für Kräutergemisch. Alle diese Ausdrücke, deren Zahl sich ohne große Mühe vergrößern ließe, sind noch jetzt bei uns lebendig.

3. Von den Konsonanten. Besonders hinzuweisen ist auf die Aussprache der Verbindung von s und p und s und t. Der Hochdeutsche sagt „scht" und schp. Der Plattdeutsche liest auch im Hochdeutschen das, was vor ihm steht, und behält diese Aussprache mit niedersächsischer Zähigkeit bei. Bei der Verbindung des s mit l, m, n, w, p und t ist im Hochdeutschen allgemein das s zum sch geworden, das Plattdeutsche hat den alten Laut beibehalten. In der Wesermarsch dagegen ist, wie schon gesagt, vielfach das sch eingedrungen und zwar nicht erst in neuerer Zeit. Das „f" als Endlaut wird in der Verlängerung zu „w". (Breef—Breewe). Hinzuweisen ist auch darauf, daß ft oft in cht übergeht. So sind sowohl die Ausdrücke Luft wie Lucht gebräuchlich.

4. Bildung der Mehrzahl. Bei der Bildung der Mehrzahl verfährt man oft wie im Hochdeutschen, indem man die Endungen e (Dag—Dage), er (Kalw—Kalwer), en (Minsch—Minschen) oder den Umlaut anwendet (Hus—Hüs'). Dem Plattdeutschen eigen ist aber das „s" für die Bildung des Plural (Deern—Deerns); diese Art der Pluralbildung kam aus dem

Landesbibliothek Oldenburg

Französischen über das Niederländische zu uns und dringt jetzt auch in das Hochdeutsche ein.

5. Die Fälle. Das heutige Plattdeutsch kennt nur einen Nominativ, Dativ und Akkusativ. Den Genitiv umschreibt es (Mien Vader sien Hus). Daß es früher anders war, zeigen einige überlieferte Formen und Wendungen (Kosters Kamp, Allemanns Frund ꝛc.) Dativ und Akkusativ sind in der Form nicht zu unterscheiden. (Hal dat Kind! Giff dat Kind de Melk!) Aber auch hier kann man an alten Sprachresten nachweisen, daß es früher anders war (in'n Felle, up'n Dorpen, in'n Düstern). Alle Präpositionen regieren den Akkusativ.

6. Verkleinerungssilbe: Die Verkleinerungssilbe „ke" und „ken" gilt als eines der allgemeinen Merkmale des Niederdeutschen. Im Oldenburgischen ist sie zu „tje" und „tjen" geworden. (Anntjen, Trientjen, Manntje).

Stellung des Plattdeutschen. Das heutige Niederdeutsch weicht ständig vor dem Hochdeutschen zurück und nimmt fortgesetzt hochdeutsche Worte und Wendungen in sich auf. Dieser Prozeß vollzieht sich in verblüffend schneller Weise. Regierung, Kirche und Schule haben das Hochdeutsche als Amtssprache; für die Gebildeten ist es die Umgangssprache. Kein Wunder, daß der Plattdeutsche glaubt, durch „einen Mund voll Hoch" seine Zugehörigkeit zur „gebildeten" Gesellschaft zu bekunden und seinen Kindern das Fortkommen zu erleichtern, wenn er das Plattdeutsche von ihnen fern hält. Er kann in der Erregung freilich nicht verleugnen, daß es die Sprache seines Herzens ist, er zeigt in der Aussprache des Hochdeutschen seine plattdeutsche Zunge und läßt sich erfreulicherweise die „Bühnenaussprache" nicht aufdrängen; er zeigt in mancherlei Worten und Wendungen seine niederdeutsche Herkunft, und das ist natürlich, denn überall beeinflußt die Mundart die Schriftsprache. Trotzdem zieht er im öffentlichen Leben das Hochdeutsche vor und begegnet der Sprache seiner Väter mit unverdienter Geringschätzung.

Ausblick. Es besteht ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen einem Volke und seiner Sprache. Eine Sprache schafft sich ein Volk und ist der beste Hüter völkischer Eigenart. Geht die niederdeutsche Sprache zugrunde, so wird mit ihr ein gut Teil niederdeutscher Eigenart zu Grabe getragen. Darum ist es die Pflicht jedes Niederdeutschen, nach Kräften über die Reinheit und Schönheit seiner klangvollen und innigen Muttersprache zu wachen und dafür einzutreten, daß sie zum mindesten ihr heutiges Gebiet behält und in den weitesten Kreisen Umgangssprache bleibt.

Literatur.

1. Dunkmann, Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch. Aurich 1911.
2. Grimm, Gebrüder, Deutsches Wörterbuch 1854 ff.
3. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
4. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Straßburg 1899.
5. Lübben u. Schiller, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875—1881.
6. Lübben u. Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Norden 1885—1888.

Landesbibliothek Oldenburg

7. Schauenburg, Hundert Jahre oldenburg. Kirchengeschichte. 5 Bde. Oldenburg 1899 ff.
8. Sello, Studien zur Geschichte von Oestringen und Rüstringen. Varel 1898.
9. — , Saterlands ältere Geschichte. Oldenburg 1896.
10. Strackerjan, Karl, Aus seinem Leben und Wirken. Oldenburg 1905.
11. Wilke, Schriftdeutsch und Volkssprache. Leipzig 1903.

II. Volksdichtung.

a) Volkslieder.

1. Das weltliche Volkslied. Die Sachsen und Friesen gehören nicht zu den sangesfrohen Stämmen Deutschlands. Selten nur ertönt bei der Arbeit ein Lied, und wer es etwa schon morgens anstimmt, der muß die warnenden Worte hören: „De Vagels, de morgens so froh singt, de fangt dags de Katt." Aus der ganzen Eigenart dieser Stämme erklärt sich zur Genüge die Tatsache, daß hier zu keiner Zeit das Volkslied zur Blüte kommen konnte. Natürlich fehlt es nicht, aber es hält den Vergleich mit den Liedern der mittel- und oberdeutschen Stämme nicht aus. Hier sind zunächst die Wiegenlieder zu nennen, die noch immer weiter leben, wenn auch die Wiege dem Kinderwagen hat Platz machen müssen. Sie sind kurz, entbehren aber neben der Innigkeit auch nicht der Poesie. Solche sind z. B.:

Eia, so, so,
Wat russelt in dat Stroh?
Dat sund de lüttjen Müse,
De hebbt jo kiene Schoh
De Schoster, de hett Ledder
Un hett kiene Leesten darto.
Drum möt' de lüttjen Müse
Barfot gahn in't Stroh.

Eia, wi, wi,
Mien Kind, dat slöpt bi mi.
Nä, dat willt wie anners maken,
Mien Kind schall in de Peia slapen.

Slap, Kindken, slap,
Dien Vader hött de Schap.
Dien Moder sitt in'n Rosengaarn
Un will de bunte Buhkoh wahrn.

Simel, sam, simel, sam, suse,
Achter usen Huse
Dar is Jan Peter Kruse
In de moje Marienstrat,
Wo all de lüttjen wackern Deerens gaht.

Wenn die Kinder größer sind und auf dem Schoße sitzen, da läßt man sie tanzen, liebkost sie und spricht dabei alte Reime, z. B.

Lüttje Deeren
Van feeren,
Kann knuppeln,
Kann tweeren,
Kann spinnen un neihen,
Kann Sulverdraht dreihen.

Hopp, hopp, hopp, Havermann,
Teh dat Perd de Sporen an,
Rie darmit na Amsterdam,
Van Amsterdam na Spanjen,
Van Spanjen na Oranjen.
Un as ick na Oranjen kam,
Do sach ick'n grot Wunner an.

Es folgt nun eine Aufzählung der Tiere, die in dem Hause an Stelle der Menschen die Arbeit verrichten.

Landesbibliothek Oldenburg

Plattdeutsche Liebeslieder haben sich nicht erhalten. An ihre Stelle sind hochdeutsche getreten, von denen der Niederdeutsche seltsamerweise die sentimentalen bevorzugt.

Auch die alten Tanzlieder sind untergegangen, oder es sind doch nur geringe Reste davon vorhanden. Beim Siebensprunge, einem altberühmten niedersächsischen Tanze, sang man:

Danzd mi mal de säben Sprünge,
Danzd mi mal de säben Trä.
Meent ji, dat ick se nich danzen kann?
Ick kann danzen as'n Eddelmann.
Heia, hoch up!

Ein Tanzlied aus neuerer Zeit ist:

Kumm, min lüttje moje Deern,
Ick will di den Polka lehrn.
Nä, mien Jung, ick heww all'n Mann,
De mi't Danzen lehren kann.

Viele derartige Lieder sind offenbar zu Grunde gegangen. So findet sich in einem Gedichte des Butjadinger Bauernpoeten Hinrich Janßen aus dem Jahre 1737 („Treuholds unruhige Grillen") der Satz: „Wult du mit na Rumpelskarken? Wult du mit? So kummm! So kumm!" Dies ist offenbar der Rest eines alten plattdeutschen Liedchens, dessen hochdeutsche Form sich bei Simrock findet und dort mit den Worten beginnt: „Willst du mit nach Rummelskirchen?" und mit den Worten schließt: „Willst du mit, so komm!"

Von einem noch älteren Liede haben wir Kenntnis durch den ostfriesischen Geschichtsschreiber Beninga. Er erzählt von dem Anschlage des Grafen Gerd auf die ostfriesische Friedeburg. Graf Gerd war mit einem Gefolge von 40 Mann auf der Burg erschienen. Er gab ihnen das Zeichen zum Angriff, indem er ein altes Lied zu singen begann:

Ruse, Muse,
Malk seh to sinen Huse.

Vielleicht haben wir auch in diesem Reim den letzten Rest eines alten Tanzliedes. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Antwort Syrks, des Herrn der Burg, nur eine Umschreibung der Schlußzeilen des Liedes ist: „Sehet na juwen eegen Huse; dat min is all woll verwahrt."

Beliebt sind Reimereien, deren einzelne Teile kettenartig ineinandergreifen. Höchst wahrscheinlich sind es alte Spiel- und Tanzlieder. Dahin gehört namentlich das bekannte Lied: „Wenn de Pott aber'n Lock hett", das sogar nach zwei verschiedenen Melodien gesungen werden kann, die beide einschmeichelnd und wirksam sind. Das Lied ist ein Gespräch zwischen Heinrich und Liese und beginnt:

„Wenn de Pott aber'n Lock hett,
Leewe Heinrich, leewe Jung?" —
„Stopp et to, mien leewe Lise,
Miene zuckersöte Deern."

Landesbibliothek Oldenburg

Nun äußert Lise ihre Bedenken und fragt, womit das Loch im Topfe verstopft werden solle. Die Antwort lautet: „Mit Stroh, miene leewe Lise." Das Stroh ist zu lang; es soll mit dem Messer abgeschnitten werden. Das Messer ist zu stumpf und soll geschliffen werden. So zieht sich die Kette weiter, bis man wieder bei dem „Pott", der ein „Lock" hat, anlangt und das Lied von vorne beginnt.

Wertvoller als diese sehr beliebte Reimkette sind einige weit verbreitete Lieder, deren dichterischer Wert aber sehr gering ist. Da ist zunächst das bekannte:

As Hänsken in den Schosteen satt
Un flickde side Schoh,
Dar keem so'n wacker Mäken her,
Un keek so nippe to.

Do säh he: „Wenn du freen wullt,
Dann free=e du 'n Papen,
Denn kannste dien Geld mit Singen verdeen',
Un kannst ok lange slapen!"

„Papenfroen, de sund nich god,
De möt' so väle singen.
Väl leewer will ick'n Goldsmidt nehm'
Un drägen golden Ringen." 2c.

Im weiteren Verlaufe der Dichtung werden die Goldsmidtfroen, Wientapperfroen, Sniederfroen und Schipperfroen charakterisiert, bis das Mädchen sich entscheidet:

„Schipperfroen, de sund nich god,
De möt' so väle sorgen,
Väl leewer will ick'n Pracher nehm'
Un slapen bet an den Morgen.

Auch dies Lied ist gemeinniederdeutsch und in allen Teilen des plattdeutschen Sprachgebietes nachzuweisen Selbstverständlich schwankt der Wortlaut. So heißt es in Westfalen:

Jännsken satt in'n Schortsteen
Un flickte sine Schoh.
Dao quam so'n wacker Mäken
Un keek so nippe to.
„Mäken, wust du frien,
Dann frie du nao mi.
Ick hewv'n blanken Daler,
De sall auk sien för di."

Im Westfälischen wird dem Mädchen der Rat gegeben:

Mäken, wenn du frien wut,
Denn frie du den Schaper,
Einen Schaper mag ick nich,
Fingersloitjen kan ick nich.

Weit verbreitet ist auch das Lied „Van usen Pastoren sien Koh", das in derb humoristischer Weise das Ende „van usen Pastoren sien Koh" besingt,

Landesbibliothek Oldenburg

in deren Fleisch, Haut 2c. sich nun Magd, Knecht, Küster, Hund und Katze teilen. Eine im Oldenburgischen weit verbreitete Fassung beginnt:

In Oldenbrok is'n Mallör passeert,
Dar is den Pastoren sien Koh krepeert.
Gestern weer se noch god un woll,
Hüte leeg se dod in'n Stall 2c.

Man darf aber aus diesem Liede, das über die Herkunft „van usen Pastoren sien Koh" anscheinend so vortrefflich unterrichtet ist, nicht etwa den Schluß ziehen, das Lied sei rein oldenburgisch.

Der Wortlaut des Liedes schwankt übrigens sehr. Es werden offenbar oft neue Verse hinzu gedichtet, wodurch das Lied entschieden verliert, da den Verfassern nicht selten das Gefühl für die Reinheit der Sprache abgeht. So heißt es in der oldenburgischen Fassung des Liedes:

Use Koster weer nich eitel,
Koffde sick'n Tabaksbentel
Van usen Pastor sien Koh. —

Endlich sind hier noch die Lieder zu erwähnen, die dazu dienen, bei der Arbeit ein gleichzeitiges Anziehen und Anspannen der Kräfte zu ermöglichen. Es sind die sogenannten Rammerlieder. Die Rammer ziehen an Tauen, die über eine Rolle laufen, einen schweren Block hoch und lassen ihn dann taktmäßig auf einen Pfahl, der in die Erde getrieben werden soll, niederfallen. Der Vormann der Rammer, obgleich das Tau, das er hält, das dickste ist, nimmt an der schweren Arbeit des Tauziehens nicht teil. Er begleitet die Arbeit seiner Genossen mit einem einförmigen Gesange, der dazu dient, ein gleichzeitiges Aufschlagen des Blockes herbeizuführen. Der Wortlaut ist sehr verschieden, da die einzelnen „Sänger" gern etwas Eigenes hinzutun und bei Anspielungen auf örtliche Verhältnisse und Vorkommnisse natürlich ein dankbares Publikum finden. Die Dampframme hat die alte Art des Rammens, wenigstens für größere Arbeiten, inzwischen verdrängt, und die alten Rammerlieder sind verklungen, so daß man nur noch selten jemand findet, der sie kennt. Ein solches Rammerlied beginnt zum Beispiel:

Hoch up un dal,
Riet' alltomal!
Een braver Mann,
Ritt, wat he kann.

In einem anderen wird wiederholt darauf hingewiesen:

Je duller dat he sleiht,
Je bäter dat he geiht.

Soll eine Pause in der Arbeit eintreten, so heißt es:

Hoch up un sett'!

Ohne dichterischen Wert sind auch die Kaspelleeder, die in Reimpaaren von der Eigenart der einzelnen Dorfschaften erzählen wollen. Das Westersteder Kaspelleed beginnt:

Landesbibliothek Oldenburg

Ick weet woll, ick weet woll, wo god wahnen is.
To Hollwege, to Hollwege, wenn't Sommer is.
De Halstruppers, de hewwt de fetten Swien.
De Moorborgers driewt se henin.

Die letzte Strophe lautet:

In Westerstä, da steiht de hoge Torn,
Dar scholl dat ganze Kaspel bi versoorn.

Zur Erläuterung sei bemerkt: Hollwege hat eine schöne Lage; die Wege aber waren früher im Winter kaum zu benutzen. — In Halstrup wurden früher viele Schweine gemästet. Kamen sie in das Gebiet der Moorburger, so wurden die Tiere „geschüttet", d. h. in den sog. großen „Schüttstall" getrieben. — Die letzte Strophe redet offenbar von den großen Unkosten, die die Unterhaltung des stattlichen Kirchturmes verursachte.

Ähnlicher Art ist auch das „Aper Kaspelleed", das übrigens nur halb so lang wie das Westersteder und diesem vermutlich nachgebildet ist. Es beginnt:

De Winkelers, de hewwt dat grode God,
De Klampeners drägt eenen fransken Hot.

2. Das historische Volkslied. Das historische Volkslied verdient eine besondere Erwähnung, obgleich es bis auf einige kümmerliche Reste verklungen ist. Wir wissen aus einer Streitschrift vom Jahre 1670, daß „die alten Ammerländer und Friesen auch von Graf Friedrichs Löwenstreit Lieder gehabt und solche zu ihrer Ergötzung in ihren offenbaren Versammlungen gesungen haben." Alarich Witken von Wittenheim hat uns ein solches Lied vom Löwenkampfe aufgezeichnet. Es ist hochdeutsch, hat aber soviele plattdeutsche Wörter und Wendungen (verbolgen, wreken, gekregen), daß man auf ein plattdeutsches Original schließen darf. Es erwähnt bereits das Kreuz vom Oldenburger Wappen; dies kommt erst in dem Jahre 1475 vor, also ist das Lied nach diesem Jahre entstanden Es beginnt:

Von Freuden woll'n wir mutig sein
Und singen von unserm Landsherrn fein,
Zu Oldenburg ist er geboren,
Wie daß sein Stamm berühmet sehr,
Ihr Geschlecht hat auch gar große Ehr
Und wird niemals gehn verloren.

Es folgt dann die bekannte Sage vom Löwenkampfe, und der Verfasser schließt:

Das haben wir von Ihrentwegen,
Gott sei Lob und Preis! gekregen
Die Freiheit in unserm Lande.

Aus dem Beginn desselben Jahrhunderts stammt das Lied von den Vitalienbrüdern oder Liekendelern Klaus Stortebecker und Godeke Michels, die die Nordsee unsicher machten und unter den friesischen Häuptlingen und

Landesbibliothek Oldenburg

den oldenburgischen Grafen Freunde und Bundesgenossen fanden. Von diesem Liede hört man noch gelegentlich die erste Strophe im Volke:

Stortebecker un Gütje Michel
Rowden beide to glieken Deel
To Water un to Lande,
Bet dat et Gott in'n Himmel verdrot,
Dar wurden so beide to schande.

Von den Kämpfen an der Weser 1407/1408, in die auch Oldenburg verwickelt war, handelt ein Volkslied, das uns das „Denkelbook" der Stadt Bremen überliefert hat, aus der es die bremische Chronik von Rynesberch und Schene übernahm. Der Verfasser steht auf der Seite der Bremer, denn er beginnt: De van Bremen schall man loven, se sint grotes loves wert." Die Dichtung muß aber auch hier erwähnt werden, da sie geschichtlich und sprachlich für Oldenburg von Bedeutung ist. Über Edo Wimeken und Lübbe Sibeths heißt es:

So nu des Jahres, do men schreef
Vertein Hundert und zeven Jahr,
Na godes bord, da reef
Ede und Lubbe mit ehrer Schar
De Vitalier unde Vresen
Tzo Hulpe, wat jer kunden kesen
Und wolden roven uph der Zee
Den Kopmann und tzo Lande.

Den Kampf der Bremer gegen Delmenhorst, das zur Zeit des Grafen Gerd den Handelszügen der Hanseaten lästig wurde, klingt in mehreren Liedern an. Um das Jahr 1475 mußte der Bremer Bürgermeister Daniel Brant ohne Erfolg von dem belagerten Delmenhorst abziehen. Die Delmenhorster sangen damals:

Herr Daniel, de quam to Hus,
He schweg noch stiller als ein Mus,
Ein Wort konde ja nicht sprecken.
„Hesstu Delmenhorst nicht gewunnen
In dissen achtundtwintig Wecken?"

Wertvoller ist das Lied, das die Einnahme der Festung Delmenhorst im Jahre 1481/1482 behandelt. Das Lied ist durch eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert überliefert. Der Verfasser steht wieder auf der Seite Bremens, läßt aber auch der oldenburgischen Besatzung von Delmenhorst alle Ehre angedeihen:

De up Delmenhorst noch weeren,
Deden ganz vaste staen,
Vorwahr se worden geprieset:
Haben se de Borch gespiset,
Se weeren dar nich affgegahn.

Von dem Grafen Gerd dem Mutigen selbst, dessen Persönlichkeit durch und durch volkstümlich und dessen Taten und Schicksale so bewegt waren,

Landesbibliothek Oldenburg

erzählt kein Volkslied. Erst aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts tönt wieder ein Volkslied zu uns herüber. Als Graf Edzard von Ostfriesland einen Streifzug gegen Here Omken von Esens und weiter in das Jeverland und Butjadingen machte, da sangen die Landesknechte:

De Grave von Oldenborch in de Mey
Christoffer von Jever in den Kley,
Here Omken in den Boenen,
Grave Edzard will it juv hierna noch loenen.

In der Folgezeit schweigt das historische Volkslied in unserm Lande. Hat ein Sänger des Volkes sich von einem der wichtigeren Ereignisse, von denen Oldenburg berührt wurde, zu einem Liede begeistern lassen? Wir wissen es nicht; aufgezeichnet ist keins. Nur von einem kurzen Reim aus der französischen Zeit haben wir noch Kunde. Als die Franzosen aus Oldenburg abgezogen waren, da sangen die Kinder:

Eins, zwei, drei,
Mit den Franzosen ist's vorbei,
In Deutschland sind sie fettgemacht,
In Rußland sind sie abgeschlacht,
Eins 2c.

Die alte Stammessprache hatte nicht mehr die Kraft, im Liede der Stimmung jener erregten Tage Ausdruck zu geben.

Literatur.

1. Andree, Braunschweigische Volkskunde. Braunschweig 1896.
2. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg. Oldenburg 1892 ff.
3. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
4. Liliencron, R. v., Die historischen Lieder der Deutschen. Leipzig 1865—69.
5. Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde. Emden 1907.
6. Müllenhoff, Sagen, Märchen, Lieder 2c. Kiel 1845.
7. Simrock, Das deutsche Kinderbuch. Frankfurt a. M.
9. Strackerjan, Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851.
8. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie. Münster 1880.

b) Volksreime.

Arten. Neben den Volksliedern gibt es eine große Zahl von Volkssprüchen, die ebenfalls von der Poesie des Volkes Zeugnis geben. Es sind Ammenreime, Kinderreime, solche, die mit bestimmten Gebräuchen an Festtagen verbunden sind, und alte heilkräftige Sprüche. Die Grenze gegen das Lied ist oft schwer zu ziehen, da man nicht immer weiß, ob man in dem Spruche nicht den Rest eines Liedes vor sich hat.

Ammenreime. Da sind zunächst die Reime zu nennen, die man den Kindern auf dem Schoße vorspricht bezw. vorsingt. Sie sind über ganz

Landesbibliothek Oldenburg

Niederdeutschland verbreitet, und es kann sich hier nur darum handeln, ihre oldenburgische Form festzustellen. Es mögen hier einige folgen, die unmittelbar aus dem Volke geschöpft sind:

Dubbedubbedubb, mien Mann is kamen,
Dubbedubbedubb, wat hett he brochd?
Dubbedubbedubb, een Schipp mit Schellen,
Dubbedubbedubb, wat schall dat gellen?
Dubbedubbedubb, dreedusend Dahler
Dubbedubbedubb, du bist'n Prahler.

Bumbambeier,
Puskatt mag nien Eier.
Wat mag se denn?
Beer in de Kann,
Speck in de Pann,
Dar ward us' Puskatt lecker van.

Hest'n Dahler in de Hand,
Kannst vor kopen Land un Sand,
Hus un Hoff, Perd un Koh
Un'n lüttjet His-His-His dorto.

(Bei der letzten Zeile wird die Hand des Kindes gestreichelt.)

Lütte Finger,
Goldfinger,
Lange Mann,
Potjenlicker,
Lusekniker!

Farken stäken,
Wuß ut maken
In den groden
Kädel kaken,
Quik, Quik!

Fledermus, wo wullt du hen?
Vadder stahn.
Wo schall dien Kind denn heeten?
Maria Margareten.
Wo schall dat Kind denn slapen?
Midden up der Straten.
Wer schall dat Kind denn wegen?
De Muggen un de Fleegen.
Wo keem de ole Rackersmann
Mit siene Pär woll achteran!
Hott jü! Hott jü!

Dü dei dock,
De Krei sitt up de Hock.
De Voß sitt up'n Tunnenwall
Un pluckt de riepen Plumen all.
Ick sä, he schull mi eene gäwen.
He sä: Ick will di'n Steen affgäwen.
Ick sä, den Steen, den wull ick nich,
He sä, de Plum, de schull ick nich,
Dar kreeg ick mienen dicken Stock
Un hau em up den kahlen Kopp.
O weh, o weh, o wat!
Wo sur deiht dat!

Kinderreime. Unter den Kinderreimen sind zunächst zu nennen die Spielreime, z. B. aus dem Spiel, „De Wulf“:

Wi wull'n woll in'n Garen gahn
Un pluck'n Pott vull Kohl,
Wenn de Wulf man nich keem
Un beet mi in dat lunke Been.
O, wat wulln wi lopen
Un all usen Kohl verkopen!
De Klock slog een, he keem noch nich,
De Klock slog twee, he keem noch nich ꝛc.

(Nun wird weiter gezählt, bis der Wolf kommt, der von allen Spielern mit dem Rufe: „He kummt!“ begrüßt wird.)

Landesbibliothek Oldenburg

Ein anderer Reim lautet:

Moder, Moder Beſſenſtähl,
Haut de Kinner gar to väl.
Gar to väl is ungeſund,
Moder is'n Swienehund.

„Moder Beſſenſtähl" ſpielt in dieſem Spiel eine ähnliche Rolle wie der Wolf im vorigen.

Ferner gehören hierher die Abzählreime, deren es eine große Zahl gibt, z. B.:

Eene, meene, mu,
Aff biſt du.

Up'n Karkhoff ſteiht'n Stock,
Hett dar ſtahn un ſteiht dar noch.
(Darauf wird bis 10 gezählt.)

Eene, meene, mink, mank,
Koſter ſchoot'n Drink drank.
Papſt wullt' nadohn,
Schot'n grodet Rebhohn.
Rebhohn flog weg,
Schot'n groden Schipperknecht.
Eene, meene, mu,
Aff biſt du!

Vandag is Sunnaben,
Dar gaht wi na baden,
Dar pingelt de Klocken
In Grotvaders Hocken,
Dar piept de Müſ'
In Grotvaders Hüſ'.

De Kuckuck un de Kiewiet,
De danzden up den Butendiek.
Dar keem ſo'n lüttjen Spreen,
De wull dat Dings anſehn,
Dar keem ſo'n lüttjen Aal,
De bund em an den Pahl.
Dar keem ſo'n lüttje Gos,
De bund em wedder los.
Dor nehm de Kuckuck eenen Steen
Un ſmeet darmit den Spree an't Been.

Edelmann, Bädelmann,
Dokter, Paſtor.
König, Kaiſer,
Fiedelmajor!

(Dabei werden die einzelnen Ährchen des Lolchs [Raygraſes] gezählt.)

Unter den Sprüchen, die einzelnen Gebräuchen anhaften, iſt namentlich der Oſterfeuerſpruch zu nennen. Er lautet in den verſchiedenen Landesteilen verſchieden. Wir teilen hier den Oſterfeuerſpruch mit, der noch heute in den Vorſtadtſtraßen von Oldenburg ertönt. Dem heutigen Geſchlechte iſt er freilich ſchon nicht mehr in allen Teilen verſtändlich, weil darin von dem „Piep-Oß" die Rede iſt. Dieſer Piepoß war urſprünglich ein Junge, den man in einen Sack geſteckt hatte und der nun im Hausflur herumhüpfte und fortwährend rief: „Piepoß will Ei hebben!" Der hartnäckige Kampf, den die Obrigkeit gegen den „ſogenannten Piepochſen" geführt hat, hat ihn verſchwinden laſſen, und nur der Spruch weiß noch von ihm zu reden. Er lautet:

Landesbibliothek Oldenburg

Wi sammelt wat to'n Osterfür,
De olen Teertunn sund so dür.
Willt ji us nich'n paar Groten gäben,
Schält ji de Freude ok mit beleben.
Riem, riem, riem,
Speck unner'n Wiem,
Eier in dat Nest,
Dat is use Best.
Moder lang de Gaffel her,
Lang us eene Met wust her.
Ji hebbt jo Höhner sward un witt,
Eier nehmt wi ok noch mit.

Een is nicks, twee is wat,
Gäwt us dree, denn gah wi usen Padd.
Gäwt us veer, denn gaht wi vandann
Un spräkt de annern Nawers an.
Ostern, Ostern kummt heran,
Hett jo' Dochder noch kien' Mann,
Nehm se'n goden Timmerman,
De sien Brot verdeenen kann.
Ick bin so'n lüttjen Schipperjung,
Ick mutt mien Brot verdeen',
Den ganzen Dag in't Water stahn
Mit miene scheewen Been.

(Diese Worte werden in einförmigem Tone gesprochen. Darauf wird gesungen):

Piepoß leggt Eier in dat Nest.

(Wenn nach dem Aufsagen dieses Spruches niemand erscheint, die gewünschte Gabe zu reichen, so erfolgt die Mahnung):

Lat us nich to lange stahn,
Denn wi möt' noch sudder gahn.

Es ist leicht ersichtlich, daß in diesem Osterspruch mehrere ursprünglich selbständige Reime vereinigt sind. Tatsächlich werden denn auch die einzelnen Bestandteile nicht immer in derselben Reihenfolge aufgesagt, indem einzelne beginnen: Ostern, Ostern kummt heran 2c.

Besonders zu erwähnen sind hier auch die Sprüche, die eine Deutung der Tierstimmen zu geben versuchen. Das Kikeriki des Hahns bedeutet: „Luter rieke Lü!" Die Ente dagegen sagt wegwerfend: „All Prachers!" Zur französischen Zeit wurde der Ruf des Hahnes anders gedeutet. Der erste Hahn sagte: „Mien Herr is Maire!" Der zweite: „Mien Herr is Sekretär!" Darauf folgte dann das Urteil der Ente. Auch der Ruf des Kiebitz wird erklärt:

Kiewitt, wo bliewick?
Unnern Brummelbärbusch,
Dar hüppk ick, dar spring ick,
Dar hebb ick mien Lust!

oder noch kürzer:

Kiewiet, Kiewiet,
Lüttje wacker David.

Das Quaken der Frösche sucht man ebenfalls zu deuten:

Auerken Pogger,
Mak mi'n Paar Schoh,
Ick hebbe kien Lär,
Ick hebbe kien Smär,
Ick hebbe kien Pick.
Aurikkekikikk.

oder:

Nabersche, Nabersche, morgen willt wi backen! —
Morgen back ick ok, morgen back ick ok.

Landesbibliothek Oldenburg

Allbekannt sind ferner die Reime, mit denen Tiere angeredet werden, die dem Kinde besonders nahe stehen. Da ist vor allem der Storch, der die kleinen Kinder bringt. Er wird verschieden angerufen; z. B.:

Obä, oder,
Bring mi 'n lüttjen Broder!
Obä, ester,
Bring mi 'n lüttje Swester.

Obä, lange Bär,
Bring mi'n lüttjen Broder her!

Der Marienkäfer, das „Sonnenküken" wird besonders verehrt. Schon unsern heidnischen Vorfahren war er heilig, und noch heute ist er der Jugend ein Verkünder der Zukunft: er weiß, wie lange das Kind noch leben soll. Es setzt ihn auf die Hand und spricht: „Sunneküken, Sunneküken, wo lang schall ick leben?" und dann beginnt es zu zählen: „Een Jahr, twee Jahr ꝛc.", bis der prophetische Käfer die Flügeldecken hebt und fortfliegt. Die Schnecke, Gerderut genannt, wird angesungen:

Anton, Anton Gerderut,
Stäk dien dree veer Hörner rut.
Wullt du se nich rutstäken,
Will ick dien Hus terbräken.
Ick will't mit'n Steen tweismieten,
Du schast dar all dien Läw un Dag nich weder rutkieken.

Eine besondere Gruppe bilden die Bast-Lösereime, die unsere Kinder sprechen, wenn sie durch Klopfen die Rinde von den Weidenzweigen lösen und sich so „Zappiepen" machen. Die Zahl dieser Reime ist sehr groß. Einer lautet z. B.:

Zapp-Zapp-Piepe,
Up'n Mählendieke
Dar weer is mal'n Mann,
De heet Johann,
De harrn'n Paar rode Stäweln an,
De een, de hörde mi to,
De anner hör den Köster to,
Köster stunn dar Vatter to.
Los, los, los!

Wir schließen hieran noch die Deutung, die man dem Klange des Dreschflegels gegeben hat. Je nachdem, ob zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben oder acht Personen sich am Dreschen beteiligen, heißt es (nach dem „Ammerländer"):

He kummt, he kummt!
Nu man gau, nu man gau!
De Bur de kummt, de Bur de kummt!
Dot all', wat ji könt, dot all', wat ji könt!
Nu geiht't all wat bäter, nu geiht't all wat bäter!
't is all noch nich so richtig, 't is all noch nich so richtig!
Wenn ick d'r nich bünn, denn watt'r nicks van, wenn ick d'r nich bünn, denn watt'r nicks van!

Landesbibliothek Oldenburg

Hochzeitsbitterspruch. Besonders ist ferner zu nennen der Spruch des Hochzeitsbitters, der freilich auch bei dem Geräusch und Lärm der neuen Zeit verklingt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die nachstehende Form die übliche:

Stürt jo'n Hund
Un holt jo'n Mund,
Un wäs't 'n bäten still,
Un lustert, wat ick seggen will.
Hier steiht mien Stock un mien Staff,
Den Hot nehm ick aff.
Das tu ich Euch zu Ehr,
Daß Ihr mich in meiner Rede nich stört.
Hier komm ich hergegangen
Sonder Pferd und sonder Stangen.
Ich komm hierher geschritten,
Hätt ich ein Pferd, so wär' ich geritten.
Nu is mien Perd lendenlahm,
Darum mutt ick to Fote gahn.
Hier bin ich hergesandt
Von — — und seiner Braut — —
aus —.
Diese lassen Euch freundlich bitten,
Am nächsten Freitag zu erscheinen,
Un helpen ähr mit to vertehren
Half Stieg Tunnen Beer,
Dree veer Oxhoft Wien,
Dree veer Anker Brannwien.
Un wat Gott sonst noch bescheert.
Dann sollt ihr auch haben Schaffer und Schenker,
Stöhl un Bänke,
Lucht un Für,
Piepen un Tabak
Un van allen satt.
Auch habe ich noch eine Bitte an die Mädchen,
Daß sie sich hüten vor Huken und Winkeln,
Denn Huken und Winkel sind vergänglich,
Und die Meisschen werden kränklich.
Denn schält ji ok hebben gode Musikanten
Un goden Platz to danzen,
Un wer nich brukt vor Geld und Schoh to sorgen,
Kann danzen bet an'n lechten Morgen. —

Hier und da findet sich eine verkürzte und im einzelnen abgeänderte Form, die aber der mitgeteilten an Wert nicht gleich kommt.

Heilkräftige Sprüche. Endlich haben wir noch Sprüche zu erwähnen, die als heilkräftig galten oder noch gelten. Man rief sie sich selbst zu, oder man ließ sie von Leuten, die die Kunst des „Besprechens" ausübten, hersagen.

Bekannt ist der Reim, mit dem man das „Schlucken" (Snickup) bannt:

Snickup un ick
Gungen aber't Steg,
Snickup fullt rin,
Un ick gung weg.

Landesbibliothek Oldenburg

Allgemein bekannt ist auch ein Spruch gegen das Fieber und andere „Harte-övel". Er findet sich schon in einem Wildeshauser Zehntregister von 1560 ff. und lautet hier:

Waterstram, ick klage di,
De gele sucht, de plaget mi,
Ick bidde di:
Veter se mi!

Es folgt nun der übliche Zusatz: In den namen des vaders und des sones und des hilligen gestes. Amen! — Der Stiftsgeistliche, der dies aufgezeichnet hat, fügte zwischen Zeile zwei und drei hinzu: „de quiensucht, de leversucht, de lungensucht und alle harteovel"; er sah also in dem Spruche, wenn er richtig angewandt wurde („To spreken bi fleten water, und den einen vot darin to holden") ein unübertreffliches Heilmittel.

Besonders wichtig aber erscheint uns ein Spruch, der nichts ist als die Umgestaltung eines uralten heidnischen Zauberspruches. Er soll gegen Verrenkungen helfen und lautet: „Petrus und Maria ritten zusammen auf ein Pferd und ritten über eine Brücke, da vertrat das Pferd den einen Fuß. Petrus sprang herunter und bat zu Gott den Vater, daß er möchte geben, daß alle Litt bei Litt, Sehnen bei Sehnen, Aders bei Aders, Knochen bei Knochen — — und dasselbige begehre ich hier auch."

Das Urbild dieses Spruches ist offenbar der bekannte Merseburger Zauberspruch (so genannt nach dem Orte seiner Entdeckung), der beginnt: Phol ende Wodan vuorun zi holza, dû wart demo balderes volon sîn vuoz birenkit etc. (Vol und Wodan fuhren zu Holze. Da ward des Herrn Pferd der Fuß verrenket ꝛc.) An der Stelle der heidnischen Götter sind hier Maria und Petrus getreten.

Wie diese, so sind nahezu alle übrigen Zaubersprüche hochdeutsch abgefaßt, haben also als Zeugen für die Eigenart unseres Volkes nicht den Wert, der den übrigen Sprüchen beizumessen ist.

Literatur.

1. Deutsche Inschriften an Haus und Gerät. Berlin 1888.
2. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
3. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder ꝛc. Kiel 1845.
4. Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein. Norden 1885.
5. Sello, Alt-Oldenburg. Oldenburg 1903.
6. Simrock, Das deutsche Kinderbuch. Frankfurt a. M.
7. Sohnrey, Dorfkalender 1910. Berlin.
8. Strackerjan, Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851.
9. — , Handschriftlicher Nachlaß. (Ergänzungen zu: Aberglaube und Sagen ꝛc.)
10. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie. Münster 1880.

Landesbibliothek Oldenburg

c) Sprichwörter.

Verbreitung. So arm das Plattdeutsche an Volksliedern ist, so reich ist es an Sprichwörtern. Diese sind allgemein bekannt, werden fleißig angewandt und geben ein vortreffliches Bild von dem Denken und Fühlen des Plattdeutschen.

Oldenburgische Sprichwörter. Die Grundzüge des Niederdeutschen sind allen norddeutschen Stämmen gemeinsam. So erklärt es sich auch, daß in allen niedersächsischen Mundarten gleiche Sprichwörter auftauchen, selbstverständlich mit geringen sprachlichen Abweichungen. Groß ist die Zahl der Sprichwörtersammlungen, aber wo gelegentlich eine bestimmte niederdeutsche Landschaft als die Heimat irgend eines Wortes bezeichnet wird, da kann es sich in der Regel nur um den Fundort, nicht aber um den Ort des Ursprungs handeln. Auch die meisten oldenburgischen Sprichwörter sind gemeinniederdeutsch. Eine Ausnahme machen einige sprichwörtliche Redensarten, die an bestimmte Ortschaften anknüpfen, z. B. „Dat geiht dar her, as to Hayen Hus in Blexen", „Dat geiht ut'n Rugen, as de Abbehuser Gottesdeenst", „Dat geiht in, as dat Bäen to Minsen", „He kummt to lat, as de Brut van Fikensholt". Das letzte Sprichwort erklärt sich leicht aus der Sage von der Braut von Fikensholt, die, als sie in das Haus des Bräutigams kam, ihren Verlobten als Leiche vorfand. Das alte Minsen wurde von den Fluten verschlungen, und das Beten „ging ein". Das Sprichwort von dem „rugen" Gottesdienst zu Abbehausen deutet man so, daß man behauptet, die beiden Geistlichen und der Küster hätten große Vorliebe für Pelzwerk gehabt.

Bedeutung und Art. Wenn auch die meisten Sprichwörter gemeinniederdeutsch sind, so verdienen sie doch auch an dieser Stelle eine nähere Betrachtung, weil sie ein treffliches Bild der Eigenart auch des oldenburgischen Volkes geben. Die verschiedene Bodenart des Landes, der Unterschied der Stammesangehörigkeit und der Besiedlung erklären es leicht, daß in den verschiedenen Landschaften sowie in Stadt und Land nicht dieselben Sprichwörter angewandt werden, wenngleich fortgesetzt eine starke Zu- und Abwanderung stattfindet.

Zahlreich sind die Sprichwörter, die sich auf das Seewesen beziehen und daher nur an der Wasserkante, wo die „seebefahrenen Leute" den Ausschlag geben, voll verstanden und gewürdigt werden können. Da heißt es von der Hand: „Fieffinger is 'n Bootshaken", von der Nase „'n godet Galion ziert dat Schipp". Wer verschwenderisch ist, wird als ein „deepladen Schipp" bezeichnet, und wem die letzte Stunde schlägt, der „liggt vor't leßde Anker". Wer alle Kräfte anspannt, der „sett' alle Seils bi", und wem es schlecht ergeht, der „sitt up'n Drögen".

Ebenso anschaulich sind die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die aus den Kreisen des Bürgerstandes stammen und vom Handwerk handeln. „Dat Handwark hett'n Bodden van Gold", sagt der Handwerker selbstbewußt und: „Dat Handwerk sükt woll, man et starwt nich". Es hält

Landesbibliothek Oldenburg

schwer, sich die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen. „Meisters weert nich geboren". Aber wer etwas versteht, der findet auch bald seinen Platz. „Den eenen sien Dot is den andern sien Brot". Die Gefahr, die das Vielerlei mit sich bringt, erkennt der Städter wohl. „Achteihn Handwark, nägenteihn Unglück". Mit gutmütigem Spott werden die Angehörigen der einzelnen Berufsarten bedacht. „Schosterkinner gaht am ersten barwt", heißt es und „Ick bin noch nich aber Land, sä de Schoster, dar slog he den Jung den Pickeldraht um de Ohren". Was nicht dauerhaft ist, „dat hett de Snieder mit de heete Nadel makt." Wo ein brandiger Geruch verspürt wird, da wird „'n Sniederbraen" gemacht. Boshafterweise sagt man: „De Sniders hebbt man eenen Darm, de is aber ok lang". Vom Bäcker heißt es: „Bäter mit 'n Bäcker as mit 'n Aptheker". Aber gewarnt wird: „Man mutt kien Bäckerkind Stuten geben". Der Schmied hat es gut: „Bi 'n Smidt hangt gau de Där in de Angeln." Er muß aber den Anforderungen seines Berufes gewachsen sein. „Dat is 'n slechten Smidt, de kienen Rook verdrägen kann". Recht übel wird dem Zimmermann mitgespielt: „Dat is 'n Meesterstück, sä de Timmermann, dar harr he'n Hunnenhutt boot und harr dar dat Lock in vergäten".

Die meisten Sprichwörter geben natürlich die Anschauungen des Bauernstandes wieder, dieses ältesten und bedeutsamsten Standes. „'n Bur is 'n Bur", heißt es; freilich der Städter deutet dies Wort anders, als der Bauer selbst. Aus den Kreisen der Städter stammt auch wohl: „Wenn de Bur sparen will, fangt he bi'n Pastor un bi'n Koster an". Aber der Bauer weiß, wie sauer das Geld verdient wird, „'n Ackersmann, 'n Plackersmann". Er weiß auch, daß es nicht so leicht ist, ein Bauer zu sein und zu bleiben: „Wo kien Bur insitt, dar kummt ok kien herut", „de Bur seiht sich woll gries, man nich wies", „Bur to weeren, is kiene Kunst, aber Bur to blieben". Will er Verhältnisse des täglichen Lebens, wie er sie in seiner Umgebung beobachtet, charakterisieren, so tut er dies gern im Bilde, indem er auf das Leben der Haustiere hinweist, die nach alter niederdeutscher Sitte mit ihm unter einem Dache wohnen. Die Menschen sind nicht alle gleich. „Perd un Perd is 'n Unnerscheed". Wer heiraten will, sehe sich die Erwählte seines Herzens im elterlichen Hause an: „De besten Pär kofft man up'n Stall". Wer schwer arbeitet, findet selten die verdiente Ehre und den verdienten Lohn: „Dat Perd, dat vor de Dreckkaar geiht, kummt nich vor'n Wagen", „de Pär, de den Haber verdeent, kriegt 'n nich". Ungeberdige Jugend läßt für die Zukunft gutes hoffen: „De rugsten Fahlen weert de glattsten Pär". Jeder muß an seinem rechten Platz stehen: „Man mutt de Pär nich achtern Wagen spannen". Daß man bei passenden Gelegenheiten das Beste vorführt, ist selbstverständlich. „De besten Pär ritt man geern vör". Aber „'n witt Perd mutt väl Stroh hebben".

Auch der Esel, so selten er in Niederdeutschland ist, hat seine wichtige Stelle im Sprichwort: „Wer ton Esel geboren is, dat ward mien Dag nien Perd". „Wenn den Esel to woll is, geiht he up't Is". „Wer sick an'n

Landesbibliothek Oldenburg

Esel schürt, de kriegt Haar". Ebenso der Ochse, das Bild der Zähigkeit. „De Oß loppt nich, aber he holt ut". „De Oß fallt nich up den ersten Slag". „'n Ossen un'n För Heu mutt'n ut'n Wege gahn." Die „leeben Swiene", die so oft und so lange und mit so großer Sorgfalt beobachtet werden, werden im Sprichwort oft erwähnt: „'n good Swien frett alles". „Wenn de Swiene satt sund, kehrt se den Block um". „Väle Swiene makt dunnen Drank". „De leßten Swiene kriegt den dicksten Drank". Alles das sind Wahrnehmungen, wie man sie ähnlich in anderen Verhältnissen machen kann. Unter dem Federvieh sind es namentlich die Hühner, die im Sprichwort reichlich bedacht werden. Man spricht von dem Lande, wo „de Höhner braen gaht", von Dingen, wo „nien Hund off Hahn na kreiht". Das Aufsliegen der Hühner wirkt bestimmend auf die Hausordnung ein. „Wenn de Höhner upflegt, möt de Kinner na'n Bedde". Allerlei Beobachtungen kommen in folgenden Sprichwörtern zum Ausdruck: „Wer mit Höhner na'n Bedde geiht, steiht mit Flöh wedder up". „De Höhner, de am meisten kakelt, leggt nich immer de besten Eier". „Klooke Höhner leggt ok in de Neddeln". „Dat Hohn, dat sick sulben wat kleit, dat hett wat". Ganz besonderer Beachtung erfreut sich das Ei. Wer die Verhältnisse auszunutzen weiß, „de weet sien Eier goot to pellen". Erfreut kann er ausrufen: „Twölf Eier, dartein Küken". Andere wieder müssen ihre besten Arbeiten „vor'n Ei un'n Botterbrot" hingeben. „De dat Ei in'n Steert hett, de hett god kakeln", sagt ein Sprichwort. Ein anderes lautet: „Ei is'n Ei, wenn't fallt, is't twei." „Bäter 'n halw Ei, as'n losen Dopp". „Man mutt um een Ei kienen Pannkooken verdarben".

Die angeführten Sprichwörter ergeben sich aus den Beobachtungen, die das werktätige Volk bei seiner Arbeit macht. Sie charakterisieren den Plattdeutschen schon nach mancher Seite hin. Andere Sprichwörter wieder zeigen uns sein Verhältnis zu Gott, zur Obrigkeit, zur Familie und zur bürgerlichen Gesellschaft. Ein derber, aber gutmütiger Humor, der leider nicht immer die Druckerschwärze verträgt, macht sich darin wiederholt geltend. Das Vertrauen auf Gott muß mit unverdrossener eigener und zielbewußter Tätigkeit verbunden sein. „Wo de Meßwagen nich henkummt, dar hört usen Herrgott sien Segen up", sagt ein Sprichwort, und ein anderes, das dem Schifferleben entnommen ist, lautet: „Hol di an Gott, ick hol mi an de Mast". Der Obrigkeit ist das Sprichwort nicht hold gesinnt: „Gegen'n Backaben kann man nich jahnen". „Wer sick in'n Hoffdeenst in Sweet arbeiten deiht, dat is'n Narr". „Wer kann gegen de Obrigkeit, sä de Deern, dar schull se van'n Feldhüter in Wäken". Nicht minder schlecht kommt die geistliche Obrigkeit dabei weg: „Papengierigkeit un Gottes Barmhartigkeit wahrt van nu an bet in Ewigkeit". Der Küster, den das Volk wohl als einen „halben Pastor" zu bezeichnen pflegt, wird nicht viel besser behandelt. „Ei is'n Ei, sä de Koster, dar greep he na'n Gooseei". Gegen die Gelehrten hat das Volk ein großes Mißtrauen: „Wo gelehrter, wo verkehrter". „Unner de Gelehrten gifft et de größten Ossen". Freilich: „Mit Gelehrte is nich god to strieden".

Landesbibliothek Oldenburg

Aber „'t sund nich all Gelehrte, de in de Böker kiekt". Ganz besonders schlecht aber kommen dabei die Rechtsgelehrten weg: „Best in de Midde, sä de Düwel, dar gung he twuschen 'n Paar Afkaten". „Up de Vigelin is good to spälen, sä de Afkat, dar harr he'n Schinken krägen". Die Stellung, die Mann und Frau im Hause haben müssen, gibt das Sprichwort genau an. „Manns Hand baben"! Der Mann hat sein Schicksal selbst in der Hand. „As de Mann is, ward em de Wust brat". Von übertriebener Höflichkeit soll er kein Freund sein. „Männig Manns Frund is männig Manns Geck". Ist er alt geworden, so wird er nichtachtend zur Seite geschoben: „Olen Mann un olet Perd sund wenig weert", oder auch: „'n olen Mann un'n olet Perd, de sund kiene Bohne weert". Weit höher schätzt das Sprichwort die Frau. Das sagt schon die Fortsetzung des Satzes: „'n ole Fro un'n ole Koh, dar kummt eenen noch wat van to". Treffend wird ihre Tätigkeit charakterisiert durch die Sprichwörter: „Froenarbeit is behende, hett aber nimmer nien Ende". „De Mann kann nich so väl in de grode Där heninföhren, as de Fro ut't Finster henutlangen kann". „Moder un Pus hört in't Hus". Am meisten beschäftigt sich das Sprichwort natürlich mit dem schönen Geschlecht, wo es sich um das Heiraten handelt. Da werden beherzigenswerte Ratschläge gegeben, die von denen, „die es angeht", wohl zu beachten sind. „Wer de Dochder freen will, mutt sick mit de Moder good stahn". „De de Moder to'n Frund hett, geiht mit de Dochder fleuten". Der Freier sehe sich seine Auserwählte wohl an. „'n Mäken up alle Markten un'n Dook in jede Wäsche, dar hollt'n nich väl van". „Jeder free sien Nabers Kind, denn weet he säker, wat he findt". Aber auch das Mädchen sehe sich vor. „Alle Freers sund kiene Nehmers". Gegen ältere Mädchen ist das Sprichwort sehr unhöflich. „Röwen achter Lichtmessen un Deerns achter dartig Jahren hefft allen Smack verlaren". „Ole Zägen lickt ok geern Solt". Aber es tröstet doch auch wieder: „Dar is kien Pott, dar paßt 'n Deckel to". Freilich, beim Freien erlebt man manche Enttäuschung und manchen Ärger. „Freetemakers un Eierkakers verdeent selten Dank". „Freen un Heuen geschut faken umsunst", die Eltern der Braut aber müssen erfahren, was es heißt: „Deerns un Müs' makt kahle Hüs'". Die Hochzeit wird gefeiert, und der junge Ehemann schwebt in tausend Freuden. „Jung Wief gifft Tiedverdriew". „Moi Wief, moi Fro, moi Pus is'n Zierrat vor dat Hus". Hart klingen die Sprichwörter, die an Verhältnisse anknüpfen, wie der Tod der Hausfrau sie schafft: „Froensdood un Ellbagenstoot dot beide lieker weh", heißt es vom Mann und von der Frau: „Je duller se schreet, je gauer ward'r freet". Für die traurige Lage der Witwen hat die plattdeutsche Sprache das treffende Wort: „'n Wädfroo hett'n lang Kleed, elkeen trett darup". Von den Kindern und der besten Art ihrer Erziehung weiß es viel zu berichten. „Kinner sünd Hinner". Das Wort klingt sehr modern. Aber wir können ihm gleich andere entgegenstellen, die den wahren Sinn unseres Volkes zum Ausdruck bringen. „Een Kind 'n Sorgenkind". „Een Kind — kien Kind. Twee Kinner — Spälkinner. Dree Kinner — väl Kinner".

Landesbibliothek Oldenburg

„Kinner is dat beste Awerwinnst". Freilich machen sie viele Sorgen, und die Sorgen wachsen mit den Jahren. „Lüttje Kinner, lüttje Sorgen. Grode Kinner, grode Sorgen". Mit rührenden Worten wird die Mutterliebe gepriesen. „Moderarm holt warm". „Bi Moder is't am besten". „Et is kien Moder so arm, se deckt ähr Kind noch warm". Für die Erziehung werden treffliche Regeln gegeben: „Kien Kind ward grot sunner Bulen". „Kinner un Kalwer ähr Deel, denn beholt se dat Liew heel". „Wenn de Kinner ähren Willen kriegt, denn weent se nich". „Kinner mutt 'n nich to väl fragen, anners lehrt se dat Leegen". Gegen die Schwächen und Unarten der Kinder ist das Sprichwort nicht blind. „Wenn de Kinner na'n Markt hen gaht, denn verdeent de Kooplü Geld". „De mit Kinner utgeiht, kummt ok mit Kinner wedder na Hus". Aber Unarten der Kinder muß man mit in den Kauf nehmen. „Dat is Jungheit, dat verwaßt". — Geld und Gut spielen auch im Sprichwort eine große Rolle. „Wo Geld is, dar is de Düwel, un wo kien is, dar is he tweemal". „Dat Geld, wat stumm is, makt liek, wat krumm is". „Vor Geld kann man den Düwel danzen sehn". Woher aber soll man es nehmen? „Man mutt dat Geld van de Lü nehmen, van de Böm kann man et nich plucken". Die Frau soll stets wissen, wie es mit dem Vermögen des Mannes steht, und er soll nicht lachend sagen: „All wedder Geld, wat de Fro nich weet". Unrecht ist es auch, wenn einer so handelt, wie jener Bauer, von dem es heißt: „Dar is dat Geld vor de Koh, sä de Keerl, dar brochde he sien Wief eenen Daler un säben Groschen na Hus". Nie ist das Geld zu entbehren. „Alls vor Geld, umsunst is de Dood". Was man noch sonst gelegentlich umsonst hat, ist ebenfalls selten etwas Gutes. „Dat kost nicks, sä de Bur, dar prügelde he sienen Jung där". Nun aber glaube man nicht, nichts sei schwerer, als Geld zu verdienen. „Geld verdeenen is kiene Kunst, aber Geld tohopeholen". „Liggen Geld un snäen Brot is bold vergeben". Glücklich, wer Geld hat wie Heu, „blot so lang nich". Allen anderen bleibt der Trost: „Riekdom kummt nich an den drudden Arben" und „Geldsack un Bädelsack hangt nich hundert Jahr vor desulbe Där". Neben Geld und Gut ist es namentlich das Essen und Trinken, von dem das Sprichwort zu sagen weiß. „Äten un Drinken hollt Liew un Seele tosamen". Aber wie soll man essen? „Langsam äten, langsam äten, stell di nich so sluckig an. Denn man schull dat garnich glöwen, wat man, wenn man langsam ett, all in't Liew rinslagen kann". „Mit de Gabel is't 'n Ehr, mit den Läpel bringt et mehr". „Wer sick nich satt äten kann, de kann sick ok nich satt licken". Was soll man essen? „Wat 'm sick inbrockt, dat mutt man ok utäten". „So männig Land, so männig Wiese, so männig Kock, so männig Spiese". „In anner Lü Schoddeln is't alltied fetter". „Stahlen Brot smeckt söt". „Man mutt allens äten lehren, sä de Jung, dar smärde he sick Botter up den Pannkoken". „Ick ät allens, ok Fleesch". „Fleesch is de beste Läpelkost". „Eerst Brot, denn Fleesch". Gute Butter weiß das Sprichwort besonders zu schätzen: „Botter makt 'n sachten Sinn". „De Botter is dreemal dull; eenmal, wenn se to week is, eenmal, wenn se

Landesbibliothek Oldenburg

to hart is, un eenmal, wenn man se nich hett". „Ick mag woll dicken Keef', man nien dunne Butter". Das Essen macht die Leute friedfertig. „Wo man ett, dar gah heran, wo man Geld tellt, dar bliew van". Wehe aber, wenn man nicht in Frieden essen kann. „Leeber drög' Brot in Fräen, as Braen un Saen in Striet". Niemals aber vergesse man, daß nur der Anspruch auf gutes Essen hat, der auch wacker arbeitet. „Wer mit äten will, de möt ok mit dosken". Diese Auswahl aus der übergroßen Zahl der niederdeutschen Sprichwörter wird genügen, um ein Bild der Eigenart unseres Stammes zu geben. Eine Eigenschaft des Niederdeutschen, sein trockener Humor, kommt überall zum Durchbruch. Einige andere Sprichwörter mögen ebenfalls davon zeugen: „Mit Gewalt kann man woll 'n Vigelin an'n Bom tweihaun". „Dat weer dropen, sä de Jung, dar harr he sienen Vader 'n Oge utsmäten". „Dat is miß, harr Jan seggt, dar beet em 'n Hund in sien holten Been". „Dat hollt hart, sä de Buck, dar schull he lammen". „Wer Botter ett, de kriegt kiene Knaken in'n Hals". „Dat is'n Hund van'n Perd, sä de Jung, dar reet he up'n Katt". „Dar kummt allerlei Nees up, sä de Jung, dar schull he bäen". „Dat ward n' heeten Dag, sä de Hex, dar schull se brennen". „Wo hett di denn de Düwel, sä de Jung, dar kunn he den Abendsegen nich finnen". „Allens kummt an'n Mann, sä de Deern, blot ick nich".

Alter. Die Mehrzahl der plattdeutschen Sprichwörter ist sehr alt. Beispielsweise finden sich schon in einer Sammlung plattdeutscher Sprichwörter aus dem 15. Jahrhundert, die Dr. Jellinghaus nach einer Handschrift der Kieler Universitätsbibliothek veröffentlicht hat, die beiden auch im Oldenburgischen viel gebrauchten Sprichwörter: „Man schall nich ehder Hering ropen, as bet man eenen bi'n Steert hett" und „Wen dat Gluck will, den kalwt 'n Oß". Die Bezeichnungen: „'n latinsken Bur" und die Redensart: „Ick denk as Goldsmidts Junge", denen man kein hohes Alter beimessen sollte, finden sich schon in den Gedichten des Butjadinger Bauernpoeten Hinrich Janßen. Einzelne Sprichwörter weisen auf Verhältnisse hin, die uns fremd geworden sind, z. B. „Dat gifft nien gröter Sunn, as wenn sick eener in'n Hoffdeenst in Sweet arbeiten deiht". Andere wieder berühren Dinge und Zustände, die im Entschwinden begriffen sind. An die Zeit, da der Sirup noch die Stelle des Zuckers vertrat, erinnert das Sprichwort: „He is dar aber as Sirup aber de Gort". In die Tage, als die Marsch noch arm war an guten Wegen und der Marschbewohner mit dem „Kluwstock" (Springstock) die Gräben übersprang, versetzt uns das mahnende Wort: „Spring nich fudder, as dien Stock riekt!"

Ausblick. Das Volksleben ist in der Gegenwart einer raschen Zersetzung anheimgefallen. Die alte Sprache ist schwer bedrängt und weicht langsam zurück. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Formen des Lebens wechseln außerordentlich rasch und rufen bei dem „kleinen Manne" Staunen und Verwunderung, freilich auch oft Unwillen hervor. Aber die plattdeutsche Sprache hat nicht mehr die Kraft, aus der Beobachtung des heutigen Lebens

Landesbibliothek Oldenburg

die Anregung für die Gestaltung neuer Sprichwörter zu schöpfen. Umsomehr sollte man die alten ehren, in ihnen die Eigenart des Niederdeutschen erkennen und mancherlei aus der Vergangenheit des heimischen Stammes studieren. „Spräkwort — wahr Wort"!

Literatur.

1. Blikslager, Der Ostfriese in seinen Sprichwörtern und Redensarten. Emden 1910.
2. Bröring, Das Saterland. Oldenburg 1897.
3. Eckart, Rud., Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten. Braunschweig 1893.
4. Goldschmidt, Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort. Oldenburg 1847.
5. Hoefer, Wie das Volk spricht. Stuttgart 1885.
6. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
7. Schröder, Wilh., Plattdütsche Spräckwörderschatz. Leipzig 1874.
8. Seelmann, Niederdeutsches Reimbüchlein. Norden 1885.
9. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie. Münster 1880.

d) Rätsel.

Verbreitung. Rätsel aufzugeben, ist noch heute ein beliebtes Kinderspiel und war früher auch wohl ein Spiel der Erwachsenen. Die Zahl der Rätselfragen und der eigentlichen Rätsel ist außerordentlich groß. Man findet die plattdeutschen in allen Teilen Niederdeutschland in wenig von einander abweichender Form. Zu vielen kann man auch ein hochdeutsches Gegenstück feststellen oder gar nachweisen, daß eine Wanderung aus dem hochdeutschen Sprachgebiet in das niederdeutsche, oder umgekehrt, stattgefunden hat. Andere wieder haben eine noch größere Verbreitung. So lautet das Rätsel vom Ei bei uns:

Hümpelken Pümpelken leeg up de Bank,
Hümpelken Pümpelken sullt van de Bank.
Is kien Dokter in Engeland,
De Hümpelken Pümpelken kureeren kann.

Die englische Form heißt:

Humpty dumpty sat on a wall,
Humpty dumpty did a great fall,
All the kings horses and all the kings men
Could not put humpty dumpty together again.

Ein bekanntes Scherzrätsel lautet: „Tweefot seet up Dreefot und eet Eenfot. Dar keem Veerfoot un nehm Tweefot den Eenfot. Dar nehm Tweefot den Dreefot un smeet Veerfot, dat Veerfot Eenfot fallen leet". (Der Schuster saß auf dem Bock, aß Schinken und wurde dabei von seinem Hunde belästigt).

Dies Rätsel lautet im Englischen:

Twolegs sat upon threelegs,
With oneleg in his lap.
In comes fourlegs
And runs away with oneleg.
Up jumps twolegs,
Catches up threelegs,
Throws it after fourlegs,
And makes him bring back oneleg.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Holländischen:

Tweevoet lag up den dryvoet,
En viervoet kwam geloopen,
En die nam tweevoet van den dryvoet,
En tweevoet kwam gegaen
En die was zoo gram,
Om dat viervoet tweevoet van den dryvoet nam.

Einteilung der Rätsel. Die Zahl der Rätsel ist außerordentlich groß. Sie sind ein treffliches Beispiel für die sinnige Naturbetrachtung unseres Volkes für seine Schalkheit und seinen derben Humor. Wir geben nun aus dem großen Rätselschatze eine Auswahl von solchen Rätseln, wie sie im Oldenburgischen im Volke leben. Ausschließen mußten wir dabei eine Gruppe Rätseln, die bei anscheinend harmloser Deutung doch nichts anderes sind als Zoten.

1. Rätselfragen. Roppt de Kuckuck vor Maidag oder na Maidag?
(He roppt Kuckuck.)
Warum makt de Hahn de Ogen to, wenn he kreiht?
(He kennt siene Lex van binnen.)
Warum is'n Hahn up'n Karktorn un nien Henne?
(Dann muß de Koster jeden Dag herup un de Eier herunnerhalen.)
Woväl Arwken gaht in eenen Pott? (Garkiene; man mutt se henindohn.)
Wennehr is de Muller ahne sienen Kopp in de Mähl?
(Wenn he em ut'n Fenster stäken deiht.)
Warum kickt sick de Has' um, wenn de Hunnen achter em her sund?
(Wiel he achtern kiene Dogen hett.)
Wennehr hett de Has' de meisten Löker unnern Buk?
(Wenn he aber de Stoppeln loppt.)
Wer kummt toerst in de Kark?
(Den Koster sien Slödel, wenn he de Kark apenmakt.)
Wer kummt verdwaß in de Kark? ('n Kind, wat dofft weeren schall.)
Woväl Eier kunn de Riese Goliath in'n Nochtern äten?
(Blot een, dar weer he jo all nich mehr nochtern.)
Wennehr kann ick där'n eeken Brett henkieken? (Wenn dar'n Lock in is.)
Wecke Deert is dat starkste?
(De Snigge, de släpt mit ähr Hus up'n Puckel wat herum.)
Wat harr Moses sien Hund vor Haar? (Hunnenhaar.)
Wat kriegt se in de Stadt vor'n För Meß, wenn de Botter teihn Schilling kost? ('n Paar Pär.)
Wenn se kamt, denn kamt se nich. Wenn se aber nich kamt, denn kamt se.
(Arwken un Husfinken.)
Warum frät de witten Schape mehr as de swarden?
(Wiel dat mehr witte gifft).
Warum is'n Deew klöker as'n Doktor?
(Wenn de Deew weggeiht, weet he, wat de Lü fehlt; de Doktor aber nich.)
Wennehr hett de Has' Kusenpien? (Wenn de Hunnen em biet'.)

Landesbibliothek Oldenburg

De Blinne seeg 'n Hasen lopen, de Lahme greep em, un de Nakde steek em in de Tasche. Wat is dat? (Lägen.)

Wecke Abend fangt all's morgens an? (Sonnabend.)

Selten nur ist eine solche scherzhafte Rätselfrage in Reime gesetzt, z. B.

So geiht et in de Welt,
De eene hett den Büdel,
De anner hett dat Geld.
War holst du't mit? (Mit de Hand.)

2. Eigentliche Rätsel. Form und Inhalt. Die eigentlichen Rätsel sind ihrer Form nach bald in Reimen, bald in Prosa abgefaßt. Sie beziehen sich auf alle Dinge und Verhältnisse, die innerhalb des Anschauungskreises der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Welt liegen.

Himmelskörper, Wind und Wetter. Von Sonne, Mond und Wind heißt es:

Dar gungen dree Duwen
Up'n Acker to kluwen.
De erste sä: Ick wull, dat't Dag weer!
De tweede sä: Ick wull, dat't Nacht weer!
De drütte sä: Dag un Nacht is mi gliek,
Alltied mutt ick wannern.

Vom Schnee: Dar keem een Mann van'n Himmel
Up'n witten Schimmel.
He meen, he kunn de ganze Welt bedecken,
Kunn nich mal aber'n Waterpohl recken.

Ein anderes Rätsel vom Schnee ist hoch- und plattdeutsch in ganz Deutschland verbreitet, scheint seiner Form nach aber doch ursprünglich hochdeutsch gewesen zu sein:

Dar keem een Vagel fedderlos
Un sett sick up'n Bom blattlos.
Dar keem 'n Jungfer mundlos
Un freet den Vagel fedderlos
Von den Bom blattlos.

Vom Nordlicht sagt das Rätsel:

Hoch int Noorn
Tempel Torn,
Rot as Bloot,
Kien Minsch hett't bot,
Kien Minsch hett't makt
Un weet nich, wo sick't besakt.

Der Mensch. Der menschliche Körper wird folgendermaßen geschildert:

Up'n Markt dar staht twee Platen,
Up de Platen staht twee Pahle,
Up de Pahle steiht 'n Tunn,
Up de Tunn steiht 'n Trechter,
Up den Trechter steiht 'n Bieter,
Up den Bieter steiht'n Snuber,
Up den Snuber staht twee Kiekers,
Up de Kiekers is'n Wold,
Dar loseeret jung un old.

Landesbibliothek Oldenburg

Von den Zähnen heißt es:

Dar staht'n paar Reeg Planken,
In Gottes Gedanken,
Dar regent't nich up,
Dar sneet't nich up
Un sund doch jümmer natt.

Auch andere Teile des Körpers werden vom Rätsel nach seiner Art beschrieben. So die große Zehe:

Antonius, Antonius
Seet mit veer Bröer in't blaue Hus.
Dat Hus weer eng, de Mur weer mär:
Antonius, de krop hendär.
He wull sick is de Welt besehn,
Harr blot so'n groden Block an't Been.

Das Haus. Unter den Gebäuden hat die Windmühle ihrer eigentümlichen Form wegen die Aufmerksamkeit des Rätsels auf sich gezogen:

Ole grise grau,
Steiht alle Nacht in'n Dau,
Hett nien Fleesch un hett nien Blot,
Deiht doch alle Minschen god.

Gerätschaften. Zahlreich sind die Rätsel, die sich mit einzelnen Gerätschaften in Haus und Hof beschäftigen. Hier ist besonders die Lautmalerei zu beachten. Solche Rätsel sind z. B.

Dags vuller Knaken,
Des Nachts steiht't to jappen.
(Holzschuh.)

Hangt an de Wand,
Gifft jeden de Hand.
(Handtuch.)

Lüttjer as'n Mus,
Hett mehr Finstern as'n Hus.
(Fingerhut.)

Lüttje Jan Röhlken,
De seet up'n Stöhlken,
Je länger, as he satt,
Je lüttjer, dat he watt.
Bumms, leeg he darin!

oder:
Lüttje Trien Maleen,
Stund up een Been,
Je länger dat se stund,
Je korter dat se weer,
Up't leßt, da weer dar nicks nich mehr.
(Lichtstummel.)

Endlich das schon vom Hochdeutschen angekränkelte:

Achter de Rut
Keek Scheefbeen rut,
Dat grode Been leep mit raschen Schritt,
Dat lüttje Been, dat wull nich mit.
(Uhrzeiger.)

Eßwaren. Auch die Nahrungsmittel sind vom Rätsel nicht vergessen. Bekannt ist das Rätsel vom Ei: „Ick smeet wat Witts up't Dack, dat keem

Landesbibliothek Oldenburg

dar gäl wedder runner". Auf ein anderes gereimtes Rätsel vom Ei ist schon hingewiesen. Es mögen nur noch einige Rätsel folgen, die von Eßwaren handeln:

Hack un Mack,
Stick in'n Sack,
Hangt'n up,
Kriegt'n in'n Kopp.
(Mettwurst.)

Die große Mehrzahl der Räsel aber beschäftigt sich mit der Tier- und Pflanzenwelt. Die meisten sind gereimt, und auch hier ist die eigenartige und gelungene Lautmalerei zu beachten.

Tierwelt. Es mögen zunächst einige Rätsel aus der Tierwelt folgen:

Dar keem een Herr ut Egypten,
Sien Rock is ut dusend Flicken,
Hett'n knökern Ang sicht,
Hett'n Kamm un kämmt sick nich.
(Hahn.)

Wicker di wacker,
Sprung aber'n Acker,
Sprung in den Soot,
Un noch weer Wicker di wacker nich dood.
(Frosch.)

Achter usen Huse
Plögt Jan Peter Kruse
Sunner Tom un sunner Perd,
Ra' mal, wat is dat vor'n Deert!
(Maulwurf.)

Lankmann, Slankmann,
Kreem up us' Warf:
Moder, barg jo Höner,
Vor den Hund bin ick nich bang.
(Regenwurm.)

Pflanzen. Nicht so zahlreich sind die Rätsel aus der Pflanzenwelt, wenn sie auch nicht der Eigenart entbehren.

Höger as'n Hus,
Lüttjer a'sn Mus,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as Gall,
Un doch mägt ji't all.
(Wallnuß)

Höger as'n Hus,
Lüttjer as'n Mus.
Dar will ick ut snieden
Twee Sieden
Un'n Backeltrog un'n Mutz.
(Eichel.)

As ick jung weer un schon,
Drog ick 'n blaue Kron;
As ick old wurd un stief,
Slogen se mi Tauen umt Liew;
Do wullen se mi versupen;
Dar wurd ick rött',
Rüppelt, knüppelt, wüppelt
Un doch noch van Königshannen dragen.
(Flachs.)

Rätselsammlungen und ihr Einfluß. Es gibt zahlreiche Rätselsammlungen, die das gesamte deutsche Rätsel behandeln (Simrock), sich auf das niederdeutsche beschränken (Eckart) oder auch nur die Rätsel eines bestimmten Gebietes festhalten. Die Ähnlichkeit ist auf diesem Gebiete so groß, daß sich die Beschränkung auf ein eng begrenztes Gebiet kaum in einem Falle wird nachweisen lassen. Schon in früheren Zeiten ist das Rätsel von dem einen Stamme zum andern gewandert; in der Gegenwart, wo jeder Stamm

Landesbibliothek Oldenburg

Angehörige anderer Stämme in sich aufnimmt und wo die gedruckten Rätselsammlungen überall eifrige Leser finden, die auch aus ihnen schöpfen, ist dies natürlich noch mehr der Fall. Das wird der Freund unseres Volkes freilich nicht bedauern.

Literatur.

1. Bröring, Das Saterland. Oldenburg 1897.
2. Eckart, R., Allgemeine Sammlung niederdeutscher Rätsel. Leipzig 1894.
3. Ehlers, Schleswig-Holsteensch Rätselbook. Kiel 1865.
4. Gillhoff, Das mecklenburgische Volksrätsel. Parchim 1892.
5. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Norden 1876 ff.
6. Müllenhoff, Sagen, Märchen, Lieder ꝛc. Kiel 1845.
7. Simrock, Das deutsche Rätselbuch. Basel.
8. Strackerjan, Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851.
9. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie. Münster 1880.
10. Wossidlo, Volkstümliches aus Mecklenburg. Rostock 1885.

III. Die oldenburgische Dialektdichtung.

Begriff. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ging die gräfliche Kanzlei vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen über. In den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts bequemte sich auch der Handwerker, der seine Rechnungen schrieb, der neuen Sprache an. Das Niederdeutsche war zur Verkehrssprache herabgesunken, und wo man sich seiner in der Dichtung fortan noch bedient, da kann man füglich von einer Dialektdichtung sprechen.

Die oldenburgische Dialektdichtung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts besitzen wir eine Reihe von plattdeutschen Einzeldichtungen, die in Sammelbänden der Großherzoglichen Bibliothek verstreut sind und einen Begriff von dem damaligen literarischen Leben geben. In jener Zeit war Hamburg der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Norddeutschland, und dem Urteil der berühmtesten Hamburger jener Tage (Richey, Brockes, Weichmann ꝛc.) beugten sich die Literaten Niedersachsens. Einen trefflichen Überblick über die Dichtung jener Zeit gibt C. F. Weichmanns „Poesie der Niedersachsen, oder allerhand mehrenteils noch nie gedruckte Gedichte von den berühmtesten Niedersachsen und sonderlich einigen ansehnlichen Mitgliedern der vormals hierselbst in Hamburg blühenden Teutsch übenden Gesellschaft, mit deren Genehmigung zusammengetragen usw." Das Werk erschien von 1721 ab in Hamburg in mehreren Bänden. In der Vorrede heißt es vom Plattdeutschen: „Auch erfordert die billige Hochachtung und Dankbarkeit gegen unsere niedersächsische Sprache, da wir insgesamt Niedersachsen sind, daß auch sie nicht ausgeschlossen werde". Plattdeutsche Gedichte von Brockes, Grupe ꝛc. zeugen in diesem Werke von der Wertschätzung des Niederdeutschen. Weichmanns Poesie der Niedersachsen gibt ein getreues Spiegelbild der Dichtung jener Tage im deutschen Nordwesten. Das Gelegenheitsgedicht im eigentlichsten Sinne herrscht

Landesbibliothek Oldenburg

vor: langatmige und schwulstige Hochzeits- und Trauergedichte. Volkstümliches Empfinden und echter Humor haben sich in den Dialekt geflüchtet.

Dasselbe Bild zeigt die oldenburgische Dichtung jener Tage. Mit Vorliebe stellt sich die plattdeutsche Muse auf Hochzeiten ein. Aus dem Jahre 1728 haben wir „Een Klag-Gedichte toom Na-Gerichte, daraver dat Junffern hüte tho Dage wedder int Kloster gaet, wull un mußde den 14. September 1728 als am Ehren- und Hoch-Tydts-Dage von den Wol-Ehrwürdigen un Hoch-Gelahrden Herren Herrn Gerhardt Langreuter, treu flytigen Seelen-Sorger int Kloster Blanckenborg mit de Hoch-Edle un doegwulle Junffer Junffer Susanne Marie Wardenborgs uht starker Schuldigkeit un naher Fruns-Kup, upsetten un eenfoldig, averst in gode Menung, mit Wunsk alles goden upt Tapeet bringen, een dem Herrn Brödigam Gantz Bekandter Koncipiant." In diesem humorvollen Hochzeitsgruße heißt es:

Wo ändert sick de Tyt un Minsken mit de Jaren,
Kiek ick dat Older-Doom by unsen Welt-Loop an:
Wat kunn ick olde Bloot all veel Histörckens paaren,
Wenn my Papier un Black nich köm veel Geld toe staen.
Man'ck schwieg van allen still: bloet dat dat Kloster Leven
Nu wedder Mode wardt, wo willt dee Tyden hen?

Dann heißt es:

Ja, is et nich by uns thom Kinder-Sprickwort wurren,
Wenn man in Eensamkeit de Junffern sitten sütt:
Daar is een Kloster-Lock, dar gaht de olen Schnurren!

Weiterhin wird nachgewiesen, daß der Mann ohne Frau nicht leben könne:

Gewis een Mannes-Minsck is nickes ane Froue;
Wo kriegt he Hembd un Doock un wat in sinen Lyw?
De Frouns klop't Küßen up un bringt dee Manns tho Roue.
Wo hoog huld Lutter nich syn Käthchen as syn Wyw!

Endlich wünscht er, der Himmel möge ihm soviel

Seegen noch bescheeren,
So veel as Twiege sünd un Bläder up den Boom,
As Steern am Himmel staht und Drapen in den Meren.

Zu der Vermählung des Deichgrafen Hunrichs mit „der jüngsten Jungfer Schmidt", die am 22. Juli 1733 zu Hude gefeiert wurde, dichtete Pieter Speelmann (Peter Spielmann) „eenen drögen Schnack van allerley Speelen", der an derben Anspielungen mancherlei wagt. In einem weiteren Gedichte vom Jahre 1734 besingt Thyrsis, „dee ock woll wart bald so wat rahken", die Hochzeit des Herrn Bödeker und der „schönen Addicks Fruw" in Brake an der Weser. Der Dichter beginnt:

Glück tho, Herr Brögam und Fruw Brut, wo geitet juw den Beyde?
Dat jy noch kasck, dat ys mi leef, un eene grote Freude,
Dat ick by juw van Dage kan thor Häge gahn un sehen an
Dee Freude, de juw wedderfahrt.

Weit interessanter noch ist der Glückwunsch, den die Freunde des nachmaligen oldenburgischen Konrektors und Pastors Ibbeken (1713—1780) ihrem

Landesbibliothek Oldenburg

Landsmann darbrachten, als er Magister wurde. Es war am 4. März 1734, als der „Woledle, Grootachtbare un Wolgeleerde Herr, Herr Jurgen Carsten Ibbeken, uth Oldenborg, der Gottesgeleerdheit Ergefner, den verdeenten Magister-Hoot up der wietberöhmden Universität tho Leipsick mit veelen Rohm erhulde". Seine Landsleute, die auch in der Ferne niedersächsiche Art und Sprache in Ehren hielten, übertrugen auch ihre Namen in das Plattdeutsche, und so liest man darunter: Willem Bruning, Oltmn Gerdt Wienken, Jurgen Arndt Mehne, Hanns Tönnies Stolle, Tönnies Fabricius, Hanns Fabricius. Sogar der Name des Druckers hat sich die Übertragung in das Plattdeutsche gefallen lassen müssen, und so liest man: Beernd Stoffer Breetkopp. Der angehende Geistliche wird folgendermaßen angeredet:

Wenn is döhr Ju dat Für ut allen Straaten sprunçen?
Wenn hebbt Ji Hoch! geschreet, dat us de Ohren klungen?
Wenn is de bystre Schar der Häscher provoceert?
Wenn sünn Ji doch eenmal vör dat Conciljum wesen?
Den Namen kann man twar in Rectors Booke lesen,
Dat Ji Studente syd. Doch, is dat nich bedröft!
Wenn eener Bursse is, un't Lewen doch nich leeft!
Och, schämt Ju doch in't Hart! Wenn hebbt Ji so gedrunken,
Dat Ji mit annern noch thor Erde syd gesunken?
Wenn sünn Ji up dat Dorp na'n Krooge hengejagt?
Wenn heft Ju Degen sick an eenen mal gewagt?
Wo is woll de, mit den Ji Bröderschap gesapen?
Gewis, de Bursen Rohm heft nicks van Ju tho hapen.

Haben wir es bisher nur mit Gelegenheitsdichtern zu tun gehabt, deren Name nicht in weitere Kreise gedrungen ist, so wenden wir uns jetzt einem Manne zu, der sich bei seinen Zeitgenossen des größten Ansehns erfreute und von Brockes der „beste Land- und Feldpoet seiner Zeit" genannt wurde. Es ist Hinrich Janßen, der Butjadinger Bauernpoet, den man auch nur versteht, wenn man sich vor Augen hält, daß er die bekanntesten Dichter seiner Zeit als Vorbild nahm. Am 16. März 1697 zu Hofswürden am Jadebusen als Sohn eines Landmannes geboren, besuchte er die lateinischen Schulen in Jever und Quedlinburg. Nach der großen Weihnachtsflut von 1717, die den Wohlstand seines Vaters vernichtete, mußte er seiner Neigung, sich gelehrten Studien zu widmen, entsagen und Bauer werden. Er starb nach einem Leben voll Mühe, Sorgen, Arbeit und fehlgeschlagener Hoffnungen in seinem Heimatdorfe am 19. Juli 1737. Wir können hier nur auf seine plattdeutschen Dichtungen hinweisen, deren einige von großer Kraft sind. Bei seinen Landsleuten fand er nicht den verdienten Beifall. Er erzählt, im Traume habe er ein Gespräch erlauscht, in dem über Treuhold (so nennt er sich) folgendermaßen abgeurteilt wurde:

Wat is Treuhold doch dat Rymen
Und dat Ledermaken nütt?
Bring et doch nyn Speck tom Wymen,
Dat he all dat Black vergütt.

Hee schull man den Ploogstehrt faten,
As sien Baar un Grotvaar dee,
Un denn's Avens, mit den Laaten,
Supen een Vaa Beer or twee.

Landesbibliothek Oldenburg

Hee schull by siens glyken blieven:
Wy kahmt also wyt als hee.
Jck kan lesen, recknen, schrieven:
Dat is noog, woll gar vär dree.

Der Dichter selbst muß gestehen:

Geld un Gold sünd de Saaken,
De ut Narren Wyse maaken.
Ja! dee allerklöckste Mann
Js un blyft, ahn allen Twifel,
Ahne Geld een armen Düvel,
Dee to nicks nig kamen kann.

Diese Proben zeugen gewiß von dem starken Talent Janßens. Welche Kraft er auch in Gelegenheitsdichtungen entfaltet, das zeigt die Anrede an den Tod, die einem Hochzeitsgedicht entnommen ist. Er fertigt „den bösen Meyer" mit den Worten ab:

Een klook un christlick Minschenkind,
Dat ästemeert dy as den Wind,
De avern Bohm henfahret.
Wyl där des Wyses Saat gewiß
Dyn Stackel stump un elend is
Un korte Tyden wahret.

Neben Hinrich Janßen ist Magdalene Eccard zu nennen, die „Pastorenfru to'r Osternborg", die zu den „gelehrten Frauenzimmern" ihrer Zeit gehörte. Zwei Jahrzehnte stand sie ihrem Manne, der Pastor zu Osternburg war, zur Seite. Nach seinem Tode (1720) verzog sie. Ihr Sterbeort ist ebenso wenig bekannt, wie ihr Geburtsort. Als ihr Geburtsjahr darf man etwa 1680 annehmen; der Geburtstag ist der 14. Februar. Nach einer Kopenhagener Aufzeichnung starb sie 1756. Ihre kräftige dichterische Begabung kommt namentlich in ihren Dialektdichtungen zum Ausdruck, die aber wenig bekannt sind, da die Einzeldrucke ihrer Dichtungen sich zerstreut in den Bibliotheken von Kopenhagen, Kiel und Oldenburg befinden. Als nach der großen Weihnachtsflut des Jahres 1717 eine dänische Kommission in Oldenburg weilte, um wegen der zerstörten Deiche die nötigen Maßregeln zu treffen und im übrigen „nach dem Rechten" zu sehen, da dichtete Magdalene Eccard ihre „Affscheedsgedanken awer de hooge Kommission, den 9. November 1718". In kräftigen Worten feiert sie das Einschreiten der Kommission gegen ungetreue Beamte ꝛc. und bringt zuletzt noch eine Bitte an:

Jck haap, Ji weerdt mit goder Tru
Noch oft an de Pastoren-Fru
To'r Osternborg ins denken.
Drum hoolt ook by den König an,
Dat he my mag nebst mienen Mann
De Kopp- un Kriegsstür schenken.

In der langen Witwenzeit der Dichterin und nach den trüben Erfahrungen, die sie mit ihren acht Kindern im Kampfe ums Dasein machen mußte, kam

Landesbibliothek Oldenburg

ihr der alte Humor abhanden. Das merkt man an dem Gedichte: „Up et rare Krut, genöhmt de Mannestruw", das immerhin noch eine starke Talentprobe ist. Die erste Strophe lautet:

Gy lewen Fruwens all tho hoop!
Juw beste Krut is up den Loop,
Und in der Welt verschwunden!
De Mannstruw de is utgegahn.
Man suht keen Stock noch Stehl mehr stahn,
Et wahrt ok nargens sunnen.

Überblickt man die oldenburgische Dialektdichtung dieser Zeit, so erkennt man, daß ihre Sprache nur wenig vom Hochdeutschen angenommen hat, und daß sie heimische Eigenart in oft erfreulicher Weise zum Ausdruck bringt.

Um die Wende des Jahrhunderts. Trotz der großen Fortschritte, die das Hochdeutsche gemacht hatte, bedienten sich um die Wende des Jahrhunderts auch die Gebildeten noch mit Vorliebe der alten Stammessprache. So mußte noch die Schulordnung des Gymnasiums zu Oldenburg bestimmen: „Die Schüler sollen sich bei ihren Gesprächen untereinander nicht zu häufig der plattdeutschen Sprache bedienen, damit sie sich nicht zu sehr an Provinzialismen gewöhnen und die Aussprache des Hochdeutschen verderben." Auf dem Lande traten noch Naturdichter auf, die vielen Beifall fanden. So erzählt Gerd Eilers (geb. 1788, Jan. 31 in Grabstede, Rat im preußischen Kultusministerium, gestorben 1863, Mai 4 zu Saarbrücken) von einem Onkel, der ein solcher Naturdichter war. Eins seiner Gedichte begann mit den Worten:

De leeve Gott van Himmelriek
Verdeelt sien Gaben wunderliek.
Den Eenen gift he Busch un Land,
Den Annern gifft he'n Stav in de Hand.

Aber auch die gelehrten Dichter, die sich um den verdienten Gerhard Anton von Halem geschart hatten und im Geiste der Hainbundsänger dichteten, nahmen sich der Muttersprache an. Die Veranlassung dazu gab außer Joh. Heinr. Voß, dessen plattdeutsche Idyllen noch heute bekannt sind, der bekannte Philantrop Christian Heinrich Wolke (geboren zu Jever als Sohn eines Landwirts und Viehhändlers am 21. August 1741, gestorben zu Berlin am 18. Jan. 1825), über dessen Tätigkeit als Sprachforscher und Sprachkünstler in weiteren Kreisen allerdings nichts mehr bekannt ist. Wolke war ein lebhafter Freund und Verehrer des Plattdeutschen, das er weit über das Hochdeutsche stellte; das geht aus folgenden Worten hervor: „Die Sassensprache, wenngleich seit zweihundert Jahren unterdrückt, vernachlässigt und gelähmt, ist der Rettung so würdig als empfänglich. — Sie verdient warme Freunde zu haben, da sie seit mehreren Jahrtausenden viele Wurzeln rein und unabgeändert bewahret hat". Er stellt dann ein ganzes Programm auf: „Sie wird, wenn ihre Freunde in dem neuen Jahrhundert sich ihrer mit tätigem Eifer annehmen, geregelt und schreibbar gemacht in einer gefälligen Gestalt wieder hervorgehen. Sie wird — — der deutschen angenehm und nützlich

Landesbibliothek Oldenburg

werden, da sie die Schwierigkeiten bei dem ersten Kinderunterricht vermindern, die Richtigkeit im Sprechen und Schreiben befördern, durch ihre Weichheit und Sanftheit zur milderen Aussprache des harten Deutschen, durch ihre Einfachheit und Kernhaftigkeit zur Verkürzung des Weitschweifigen und Schwülstigen, durch ihren großen Wörtervorrat zur Bereicherung, durch ihre reinen Wurzeln zur genauen Kenntnis der allgemeinen deutschen Sprache beitragen, die deutsche Rechtschreibung, die Kenntnis der Etymologie, die Erlernung fremder Sprachen erleichtern, auch eine genauere Bekanntschaft und engere Verbindung zwischen den Nord- und Süddeutschen bewirken wird". Wolke macht den Vorschlag, an Stelle der verschiedenen plattdeutschen Mundarten das „sprachrichtige Dutsch", also die niederdeutsche Schriftsprache, wie wir sie noch bis nach Luther gehabt haben, zu setzen. Dann sollen die Kinder in der ersten Schulzeit „kleine Aufsätze aus der sassischen Muttersprache hören und lesen und gleich ins Deutsche sprachrichtig übersetzen". Um nun eine Probe dieses „sprachrichtigen Dutsch" zu geben, überträgt er eine größere Zahl von Schöpfungen der damals bekanntesten Dichter, die er um einige eigene Schöpfungen vermehrt. Da finden wir Dichtungen von Bürger, Claudius, Simon Dach, Gellert, Gleim, Goethe, Gramberg, Gryphius, von Halem, Kästner, Klopstock, Kosegarten, Logau, Luther, Mahlmann, Pfeffel, Schiller, A. W. von Schlegel, Voß und vielen anderen. Er will durch diese Auswahl gleichzeitig den Nachweis führen, daß die „Gedanken der Dichter des Sassenlandes nichts verloren hätten oder verlieren würden, wenn es ihnen gefallen hätte oder es einigen künftig, wie ich hoffe, gefallen möchte, zum Vortrage derselben ihre Muttersprache zu wählen". Eine Darlegung seiner Ideen und eine Sammlung seiner Übersetzungen enthält seine Schrift „Düdsge or Sassisge Singedichte" 2c. Nachstehend geben wir eine Probe daraus:

Ins weer een Hüne Goliad,
Een eisgen Bullerjahn!
He hadde Tressen up den Hod
Un eenen Klunker dran,
Ok eenen Rock van Sulvermor,
Den Rest dem gliek, vom Foot tom Ohr.

Un sienen Snurbart seeg man man
Mit Gräsen an der Snut,
Im Ganzen seeg de Urian
Pur as de Düwel ut.

Das ist eine Übertragung des bekannten Gedichtes von Claudius.

In dem „Kaiser und Abt" von Bürger heißt es vom Abte:

„Em wur et bold gäl un bold grön vör den Ogen,
He bleekde, he swinde, de Kräft' em entflogen."

Die oldenburgischen Dichter Halem und Gerhard Anton Gramberg verfolgten die Bestrebungen ihres Landsmannes mit warmer Teilnahme und Zustimmung. Halem trug in der oldenburgischen „Literarischen Gesellschaft" sein „Willkamen an Wolke" vor, in dem er die alte Sassensprache mit einer lahmen Frau vergleicht. Er schließt:

Warst du se thom Gahn weer bringen,
So will ick ok sassisch singen.

Landesbibliothek Oldenburg

Wolke nahm ihn beim Wort und antwortete in einem längeren Gedichte, in dem es zum Schluß heißt:

Kumm denn, Frund der Sassensprake,
Sing in ehr dien leewlik Leed,
Tändle, lehr uns un vermake,
As dien Genius di't heet.
Hochdütsch kann so good nich klingen,
As wenn du warst sassisch singen.

Halem, so lebhaft er Wolke zustimmte, löste sein Versprechen nicht ein. Dafür aber dichtete sein jüngerer Freund Gramberg (geb. zu Oldenburg 1772, Sept. 18, gestorben daselbst 1816, Mai 10), einige treffliche plattdeutsche Dichtungen.

In seiner „Sassischen Elegie" malt er die bange Sehnsucht der harrenden Schifferbraut.

Hier, wo so holl de See ant Oewer sleiht,
Hier, wo de Lucht so lut un rusig weiht,
Up suchten Dak de Möven trorig swemmt,
De Bulgen, bargeshoch, dat Hart beklemmt,
Dar stah ick lang alleen in Wind un Wär,
Un weenend stiert mien Og in't wiede Meer.
Hier, Edo, stund ick oft mit di togliek;
Wi weeren twee, doch as tweedusend riek. ꝛc.

Zart und lieblich ist auch sein

Sassisches Wiegenlied.

Su! su! mien söte Kind!
Dien Vadder gavv mi'n golden Ring;
En golden Ring hävv ick em daan,
So rund un blank as Sünn un Maan.

Su! su! nog Kindken waakt?
En Engelin hädd de Ringelin maakt;
De neem unt Sünn- un Maanenschien
Dat Gold so week un warm un fien ꝛc.

Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Neigung, heimisches Empfinden in heimischer Sprache auszudrücken, zeigte sich auch in der Folgezeit, und zwar namentlich bei festlichen Gelegenheiten. Der Erbprinz Paul Friedrich August hatte sich mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg vermählt und zog am 15. November 1817 in Oldenburg ein. Aus den Tagen der Einzugsfeierlichkeiten sind einige Gedichte vorhanden, die an dieser Stelle einen Platz verdienen. Beim Einzuge brachten die „Kinder in der Boomgarden Straaten" ihren Glückwunsch in einem „sassischen Gedichte" dar. Darin heißt es:

„Wy Kinder uth der Boomgarden Straaten
Hebben 't nich wullen underlaten,
In unser urolden sassischen Spraken
Use underdänigst Upwarding to maken."

Wichtiger noch ist das Gedicht, mit dem einige Tage später, nämlich am 17. November, „dat Slägter-Amt to Oldenborg by Vorstellung van eenen groten Ossen" seinen Glückwunsch darbrachte:

Landesbibliothek Oldenburg

Elk eenes Land hed siene Gaven
Van usen leewen Goddes Hand;
Afsünderliek steit veelen baven
Prinzeß! Dien nee Vaderland.

Dit Land sidd warm in siener Wulle,
As hir by us en Spräkwoord seggt,
Vär allen het et Veeh in Fulle,
En Veeh, dat lacht den Kenner recht.

En'n Ossen willt wi vör Di fören,
Dat sülvst Du süst, wo grot se sünd,
Dog kann sick vaken et gebören,
Dat man se nog veel gröter finnt.

En gröter Deert, als dit to finnen,
Wull us ditmal nich möglik syn;
Doch schull he Dienen Byfall winnen,
So is dat beste Smoorstück Dien. ꝛc.

Aus derselben Zeit stammt ein Gedicht des Jeverländers Peter von Bohlen (geb. 1796, März 13, zu Wüppels, Professor in Königsberg, gestorben in Halle 1840, Febr. 6). Es hat als Zeugnis von der jeverländischen Mundart seine Bedeutung:

Kik up, wo moy sick achtert Loog
De leeve Sünn verkrupen will,
Un noch ins mal to goode lest
So fründliek to uns nickopt.

Dar up'n Karkhof steit se nu
Un lacht so bly de Minsken an:
Se högt sick, dat se Goodes dee,
Dat elk un een se leev hett. ꝛc.

In den 30er und 40er Jahren stand das literarisch-künstlerische Leben in Oldenburg in hoher Blüte. Freilich die führenden Geister jener Tage waren keine Oldenburger von Geburt; immerhin kam das rege Interesse für die Dichtung auch der alten Stammessprache zu gute. Da ist in erster Linie zu nennen „Hans Bolt", ein Fastnachtsschwank von Cropp. Er wurde auf dem Karneval des literarisch-geselligen Vereins am 27. Februar 1843 gesprochen und erlebte im Druck mehrere Auflagen. Zu Anfang stellt Hans Bolt sich selbst vor:

Es sünd nu plus minus tweehundert Jahr her,
Dat ick hier Schoolmester in Oldenburg weer,
Min Nam is Hans Bolt, ick weer bekannt
As 'n goden Mester in't ganze Land;
Jo Urgrotöllern, viellicht hei ji't hört,
Hew ick't ABC un 'n Katechismus lehrt. —
As ick en söbentig Johr olt weer,
Do reep mi to sick uns' leeve Herr,
Un leet mi seggen: „Mein guter Bolt!
Von Deinem Tagewerk Du ausruhen sollt;
Du tatst Deine Pflicht auf dieser Erden,
Drum sollst Du jetzt Bürger des Himmelreichs werden."

Hans Bolt erhält nun eine Anstellung als Torschreiber bei Sankt Peter. Später wird er auf die Erde gesandt, um zu sehen, was die Oldenburger treiben, und es folgt nun eine ergötzliche Schilderung des öffentlichen Lebens in dem damaligen Oldenburg.

Als Vertreter der ernsten oldenburgischen Dialektdichtung ist zu nennen Theodor Kolbe (geb. zu Wiarden 1813, Dezember 13, Pastor in Langwarden, gestorben in Tossens 1895, Oktober 30), der zu Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen" verschiedene Beiträge beisteuerte, die noch heute gelegentlich für eigentliche Volkslieder gehalten werden. Besonders hervorzuheben ist „De Banter Karkhof." Die ersten Strophen lauten:

Landesbibliothek Oldenburg

De Ja' de rullt er' Bulgens,
Grannig is se na Land,
Wat will dat gröne Warfken
So dicht an Waterskant?

Dat is de Banter Karkhof.
Verlaten liggt he her.
Den hett van Rüsterland stalen
Vör Tiden dat wilde Meer.

Den Schluß möge ein Volksdichter jener Tage bilden: Jan Oltmanns aus Brake, dessen originelle Gelegenheitsgedichte noch heute an der Weser unvergessen sind. Besonders beliebt war seiner Zeit das Gedicht, mit dem „Jan Oltmanns mit den scheefen Foot" (so nennt er sich gelegentlich selbst) Braker Zustände nach Einführung des Freihafens schildert.

Dicht bi Brake in dat Land,
Is so'n littjet Hus bekannt.
Dar möt' ji de Ware wiesen,
Na Gebühren to akfiesen.
Pund bi Pund und Ael bi Ael,
Nich to minn un nich to väl.

Fudderhen, dar steiht'n Pahl,
Mit'n blau un rot Gemahl,
Slangenwies' darumgewunnen.
Disse Pahl will mi verkunnen:
Noch is't Tied, noch is't Tied.
Anners geiht dien Kram dar quiet.

Gröngekleedet kummt denn an,
Vör off achter mi een Mann;
Föhlt up miene dicken Taschen,
Rückt up miene Branntwiensflaschen.
Ahne Schien, ahne Schien
Is mien ganze Vorrat sien. 2c.

Man sieht, es fehlte der oldenburgischen Mundart weder Kraft noch Neigung zu dichterischer Betätigung. So konnten ihr auch die Angriffe nicht schaden, die sie damals erdulden mußte. Zuerst trat Dr. Goldschmidt auf den Plan mit seiner Broschüre: „Über das Plattdeutsche, als ein großes Hemmnis jeder Bildung." (Oldenburg 1846). Er stieß in dasselbe Horn, wie der Hamburger Ludwig Wienbarg, der für die Ausrottung der plattdeutschen Sprache war, von der er u. a. sagte: „Sie hat nicht einmal ein Wort für Verfassung, und daher verurteilt sie den größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland, dem sie jetzt noch tägliches Organ ist, zu einem Zustande der Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit, der von dem Zustande der Gebildeteren auf die grellste und empörendste Weise absticht." Die Lektüre derartiger Behauptungen wirkt heute erheiternd, und wir können dem Verfasser auch nicht zürnen, wenn wir an den heißen Kampf denken, der damals um Einigkeit und Verfassung ausgefochten wurde, bei dem man sogar die alte Stammessprache preisgeben wollte, um das Ziel früher zu erreichen.

Nach dem Erscheinen dieses Vortrages, der zum Überfluß auch noch in einem „Bildungsverein" gehalten war, erhob sich der heftigste Widerspruch. Ein Freund des Plattdeutschen ließ die hart angegriffene Sprache sich selbst verteidigen:

Nu schall derr de Donner un Düwel inslahn!
Da will sick so'n Keerl in de Stadt unnerstahn,
Ut'n Land mi to driwen un snackt derr wat her,
As wenn ick värd' Bildung en Hindernis weer.
Dat keem mi noch all min Tid Läwens nich vär.
Ick bin hier en Landskind so mank hundert Jahr
Un hew mine goden Gerechtsame värwahr.

Landesbibliothek Oldenburg

Et liggt in de Lucht woll, wer jichtens man kann,
De kummt nu met Haken un Staken heran,
Un los jägent Ole treckt he mit Macht;
So seh ick upstuns alle Dag ene Schlacht.

Nä, glowt man, dat Plattdütsch Ji nich verdriewt,
Un watt Ji ock snacket, un watt Ji ok schriewt,
Ick sett mi tor Wehre mit alle mien Mann,
Mit Dierk un mit Gesche, mit Ahlke un Jann,
Un alle de annern, wie staht as 'n Wall,
Dat de hochdütsche Wind us nich umsmieten schall ꝛc.

Ein Jahr später schrieb Dr. Goldschmidt sein Buch: „Der Oldenburger in Sprache und Sprichwort" und erwies damit der Sprache, von der er sagt, „er hänge doch noch immer mit wahrer, inniger Liebe an der Sprache seines Landes", einen vorzüglichen Dienst.

Zur selben Zeit wie Dr. Goldschmidt veröffentlichte auch Dr. August Lübben, der bekannte Herausgeber des „Mittelniederdeutschen Wörterbuches" (geboren zu Hooksiel am 21. Jan. 1818, gestorben zu Oldenburg am 15. März 1884), eine Flugschrift gegen das Plattdeutsche. Es erschien ihm als ein Gegenstand, „welcher der Liebe nicht wert ist und worüber der Geist der Geschichte sein Urteil gesprochen hat." Die niederdeutschen Dichtungen, so meint er, „seien darauf berechnet, wenn auch schon durch den Inhalt, doch zumeist durch die Form des Dialektes eine komische Wirkung bei dem Leser und Hörer hervorzubringen." Er schließt mit den Worten: „Kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutschen lebendig das Band unserer Herkunft und Gemeinschaft, und solchen Vorteil kann kein Stamm glauben zu teuer erkauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen." Es ist also wie bei Goldschmidt auch hier ein politischer Beweggrund, der den Verfasser zum Gegner des Plattdeutschen macht.

Die neuplattdeutsche Dichtung. Wir haben die bisher genannten oldenburgischen Dialektdichtungen verhältnismäßig eingehend betrachtet, weil wir nachweisen wollten, daß die heimische Mundart schon vor Klaus Groth und Fritz Reuter, wie übrigens andere Mundarten auch, in der Lyrik und Epik Hervorragendes geschaffen hat. Daß das Aufblühen der neueren oldenburgischen Dichtung auf den Einfluß Klaus Groths und Fritz Reuters zurückzuführen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; läßt sich doch dieser Einfluß in allen niederdeutschen Landesteilen nachweisen. Es trat nun eine Reihe von Dialektdichtern auf, die heimisches Leben, heimisches Fühlen und Denken in heimischer Sprache zum Ausdruck brachten. Lyrik und Epik wurden mit großer Liebe gepflegt; dazu kam noch die plattdeutsche Prosa.

Theodor Dirks (geb. 9. Mai 1816 in Golzwarden, Organist in Burhave, dann in Apen, gest. in Oldenburg 1902, Aug. 15), gab von 1866—71 den „Plattdütschen Klenner" heraus, der von Klaus Groth gerühmt wurde. Fast sämtliche Beiträge in Reim und Prosa hat er selbst verfaßt, und Dubbert Dubbe Dubbers, Klaus van der Ollen, Kassen Dukdal und wie sie alle

Landesbibliothek Oldenburg

heißen, sind nur Namen, hinter denen sich Dirks verbirgt. Eine Auswahl seiner Erzählungen und Gedichte erschien unter dem Titel: „Mitteilungen aus dem plattdütschen Klenner" (Jever 1901). Wilhelm Rahden (geb. 1818, Febr. 14, zu Osternburg, gest. zu Colmar bei Strückhausen 1876, Nov. 2), gab zwei Bände Gedichte ernsten und heiteren Inhalts heraus unter dem Titel: „Kruse Menthen". Franz Poppe (geb. 1834, März 24, zu Neusüdende bei Rastede als Sohn eines Lehrers, zuletzt Hauptlehrer der Haarentorschule in Oldenburg, lebt als Lehrer a. D. in Oldenburg) gab 1867 eine plattdeutsche Dichtung heraus unter dem Titel: „Wihnachtsboom und Haßelstruk". Seine plattdeutschen Gedichte erschienen gesammelt unter dem Titel: „Marsch und Geest" zuerst 1879. Später veranstaltete er eine Gesamtausgabe seiner plattdeutschen Schriften unter dem Titel: „Jan un Hinnerks gesammelte Werke" (Oldenburg 1901) und gab noch eine Sammlung von Weihnachtserzählungen heraus (Oldenburg 1909). Wilhelm Geiler (geboren 21. August 1819 zu Westerstede, gestorben daselbst als Amtsauktionator am 5. März 1895) hat keine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, ist aber mit seinen besten Schöpfungen (De Bookweetenarnte, Mien Ammerland) in weite Kreise gedrungen.

In den letzten Jahren sind noch folgende Männer mit plattdeutschen Büchern an die Öffentlichkeit getreten:

Otto Thyen (geb. 15. August 1866 zu Neuenburg, lebt als Oberförster zu Runowo in Posen). Er veröffentlichte plattdeutsche Volkserzählungen. 1. Band: Ut Pommerland un Ammerland. Brunshörn. De Sternkieker. Bremen 1894. 2. Band: Sloß Steenfeld. Bremen 1890. 3. Band: Een Jahr Soldat. — Lüttje Geschichten ut miene Heimat. Leipzig 1908. Emil Pleitner (geb. zu Brake 1863, Sept. 3, lebt als Seminarlehrer zu Oldenburg). Er schrieb: „Botterblomen" (Gedichte, Oldenburg 1905) und „Van use Slag" (Geschichten, Jever 1906.) August Hinrichs (geb. zu Oldenburg 1879, April 18, lebt daselbst als Tischlermeister) veröffentlichte: „Tor Schummertied" (Oldenburg 1906). Max Roth (geb. zu Oldenburg, 21. Juni 1858, war längere Zeit Arzt im Jeverlande und lebt jetzt als Medizinalrat und Direktor des Peter-Friedrich-Ludwig-Hospitals in Oldenburg). Er schrieb: „Riemels" (Oldenburg 1906). Georg Theilmann (geb. zu Metjendorf 1886, März 17, lebt in Oldenburg.) gab heraus: „Hunnenblomen un Malljen" (Oldenburg 1909). August von Regelein (geb. zu Oldenburg, war Guts- und Ziegeleibesitzer in Neuenburg und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Gotha und Erfurt. Er starb, 81 Jahre alt, am 7. Juni 1910.) v. Regelein veröffentlichte im Jahre 1906 unter dem Pseudonym Lucius eine Gedichtsammlung: „Ut usen Kaiser sin Kinnerstuw".

Eine Sammlung mundartlicher Dichtungen des Ammerlandes ist im Werden begriffen. Darin wird besonders vertreten sein: Johanne Brakenhoff (geb. 20. Septbr. 1852 zu Steinhausen als Tochter des Lehrers Br., verlebte die längste Zeit ihres Lebens in Westerstede, wo ihr Vater seit 1874 als Organist wirkte und später im Ruhestande lebte. Hier starb sie am 31. Okt. 1911).

Landesbibliothek Oldenburg

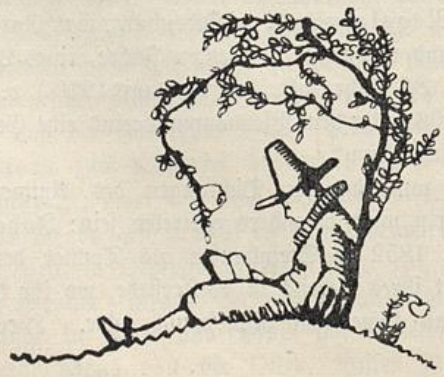
Groß ist die Zahl der plattdeutschen Dichtungen, die nur in oldenburgischen und anderen Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern erschienen sind. So veröffentlichte der Deutschamerikaner Adolph Meinecke (geb. am 16. August 1830 zu Burhave als Sohn eines Arztes, wanderte nach Amerika aus, wurde 1855 Kaufmann in Milwaukee nnd starb, nachdem er sich bereits seit Jahren von den Geschäften zurückgezogen hatte, im Sommer 1905) in oldenburgischen und amerikanischen Zeitungen plattdeutsche Skizzen. Christian Mengers (geboren am 3. Juli 1842 zu Atens, erlernte das Geschäft eines Klempners, war später in der Eisenbahnwerkstätte zu Oldenburg beschäftigt und lebt jetzt im Ruhestande), schrieb plattdeutsche Gedichte, von denen mehrere sich in seiner Sammlung „Blumen vom Strande" finden. Heinrich Reimers (geb. 27. Mai 1854, war Lehrer in Oldenburg, später Realschullehrer in Braunschweig und Rostock) trat mit plattdeutschen Gedichten und Erzählungen hervor. Georg Ruseler (geboren 11. Jan. 1866 zu Obenstrohe bei Varel, seit 1886 im Schuldienste der Stadt Oldenburg, Rektor daselbst) schrieb Gedichte und Skizzen in oldenburgischer Mundart. Damit ist die Reihe noch nicht erschöpft. So wäre noch Heinrich Brader aus Zwischenahn zu erwähnen, der 1897 als Kommerzienrat in Barghorst in Westfalen verstarb. In seinen „Gedichten" finden sich auch einige plattdeutsche Lieder, zu denen er selbst die Melodien erfunden hat. Ferner Elise Fink aus Delmenhorst, von der wir plattdeutsche Lyrik besitzen. Aber hier Vollständigkeit zu erzielen, liegt nicht im Plan dieser Arbeit.

Wer Land und Leute im Spiegel der Dichtung kennen lernen will, der studiere die Erzeugnisse der oldenburgischen Dialektdichtung. Er unterstützt damit gleichzeitig die niederdeutsche Sprache in ihrem schweren Kampfe gegen das Hochdeutsche.

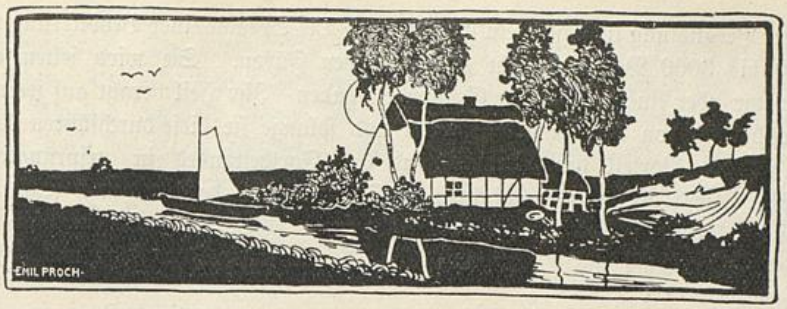
Literatur.

1. Pleitner, Hinrich Janßen, der Butjadinger Bauernpoet. Oldenburg 1898.
2. Pleitner, Oldenburg im 19. Jahrhundert. 2 Bände. Oldenburg 1899—1900.

Alle übrigen benutzten Werke sind im Texte selbst angeführt.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Sprache des Sagterlandes.

Von Pfarrer **Heuer** in Strücklingen.

Ausdehnung des Sprachgebiets. Die sagtersche Sprache wird gesprochen von den Bewohnern eines schmalen Landstriches westlich und östlich der Sagterems. Früher war die ganze Bevölkerung des Sagterlandes, die durch unwegsame Moorstrecken von der Umgegend abgeschlossen war und nur durch Schiffahrt mit der Außenwelt in Verbindung stand, etwa 3000 Seelen stark; durch die Kanalanlagen Elisabethfehn und Idafehn, sowie durch den Eisenbahnbau Ocholt—Kloppenburg aber ist die Seelenzahl auf über 5000 gestiegen und steigt noch immerfort. Jedoch hält die sagtersche Sprache damit nicht gleichen Schritt; im Gegenteil: sie verliert an Gebiet, sie geht nicht nur relativ, sondern auch absolut zurück. Woher diese Erscheinung? Im allgemeinen ist es Gebrauch, daß die Sagterländer im Verkehr mit Auswärtigen von ihrer Sprache nichts hören lassen, sondern deren Sprache reden, främd ballen, wie der sagtersche Ausdruck lautet. Diese an sich artige Rücksichtnahme auf den Fremdling geht leicht in Schwäche über und ist dem Fortbestande der sagterschen Sprache nicht günstig. Bei der Vermischung mit auswärtigen Kolonisten tritt das Sagtersche immer mehr aus dem Verkehr und zieht sich auf den häuslichen Herd zurück, um dort abzusterben. Aber auch in den drei Dörfern des eigentlichen Sagterlandes ist der Verkehr durch die Eisenbahn so rege geworden, daß dadurch das Sagtersche zurückgedrängt wird. Überhaupt scheinen die Sagterländer an dem Fortbestand ihrer Sprache vielfach kein Interesse mehr zu haben. Wenn man in ein Haus tritt und redet die Kinder in sagterscher Sprache an, so erhält man von den Eltern den Bescheid: „Wir reden mit Kindern nicht sagtersch". Das ist an den Kanälen Regel, selbst wenn die Eltern aus dem Sagterlande stammen. Aber auch im eigentlichen Sagterlande erhält man die Antwort wohl, trotzdem Vater und Mutter des Sagterschen kundig sind. Das heißt doch nicht die sagtersche Sprache aussterben lassen, sondern sie töten. Zu

Landesbibliothek Oldenburg

solcher Behandlung liegt gar kein Grund vor. Die Sprache einer Bevölkerung von 2000 bis 3000 Personen steht auf schwachen Füßen. Sie wird selten eine Literatur oder eine geschriebene Grammatik haben. Ihr Heil beruht auf strenger Absonderung von der Umwelt. Wenn und solange sie diese durchführen kann, hat sie den Vorteil der Reinheit und des Fortbestandes in ursprünglicher Frische. Jetzt aber hört man schon häufig urteilen: „das sagt man jetzt nicht mehr!" Früher kannte man nur ein rour (Gewehr), „hi mot unnert rour", hieß soviel als: „Er muß Soldat werden". Jetzt sagt man schon: „Gewehr".

Der Hauptnachteil einer solchen Sprache, die sich auf einen so winzigen Bezirk beschränkt, besteht darin, daß die Umwohner sie nicht kennen und sich auch keine Mühe geben, sie zu verstehen. Dann heißt es: „Hi kon net Seltersk; mi mot med him främd balle". („Er versteht nicht Sagtersch; man muß mit ihm in der fremden Sprache reden.")

So erklärt es sich, daß Fremde, die in dem Glauben ins Sagterland kommen, hier eine ganz fremde Sprache zu hören, zu der Ansicht kommen, es gäbe gar kein Sagtersch, höchstens eine Sammlung von geheimnisvollen Ausdrücken, gleich der Gaunersprache, und das nur, weil sie nichts vernehmen als ein regelrechtes Plattdeutsch oder Hochdeutsch.

Wie anderwärts die Landleute zwei Sprachen verstehen, Platt- und Hochdeutsch, so versteht der Sagterländer deren drei, nämlich außer Platt- und Hochdeutsch Sagtersch.

Vergleich mit der plattdeutschen Sprache. Das Sagtersche, als friesischer Dialekt, der allerdings nicht unvermischt ist, scheidet sich von dem Plattdeutschen des Umlandes. Es hat vor diesem erstlich den Vorzug, daß es Begriffe, die verschieden sind, auch mit verschiedenen Worten bezeichnet. Nehmen wir die Obstsorten, Beeren und Birnen, ohne Frage ganz verschiedene Begriffe. Aber unsere plattdeutsche Sprache kennt nur „Béren". Da gibt es Johannisbéren, Erdbéren, andererseits Winterbéren, Steinbéren usw. Im Sagterschen unterscheidet man (wie auch im Holländischen, Dänischen und Englischen) Bejen und Pere (Flenterbejen = Johannisbeeren; aber Winterpere usw.). Ebenso unterscheidet die sagtersche Sprache hêd = Haut und flie = Schleimhaut, während das Plattdeutsche für die so verschiedenen Begriffe das eine Wort „hut" = Haut gebraucht. Selbst das Hochdeutsche muß zu der Zusammensetzung „Schleimhaut" seine Zuflucht nehmen.

Ferner gibt die sagtersche Sprache Aufschluß über die Bedeutung mancher Wörter, da sind z. B. die Wörter „Muttschipp" und „lössen", die beide allerdings auch im Küstenplatt vorkommen und von denen das zweite als „löschen" auch in den hochdeutschen Wortschatz aufgenommen ist. Das Wort „Muttschiff" bringt man fast allgemein in Verbindung mit Mutte = Sau (Mutterschwein), allein wohl mit Unrecht. Viel näher liegt mudde = Flußmündung, im Deutschen bekannt in Zusammensetzungen, als Geestemünde, Travemünde, (englisch mouth, Portsmouth, Plymouth; holländisch moud). Im nördlichen Friesland findet sich mude, z. B. Klostermude. Emden wird von Eimude ab-

Landesbibliothek Oldenburg

geleitet. Muttschiffer ist also ein solcher, der die Mündungen der Flüsse besucht (Küstenfahrer). Das hochdeutsche Wort „löschen" ist entstellt aus dem niederdeutschen „lössen", dem technischen Ausdruck für das Entladen der Schiffe. Das Adjektiv, welches diesem Verbum zugrunde liegt, kommt in doppelter Form vor: lôs, lang gesprochen, und loss, kurz gesprochen, = leer. Dementsprechend finden sich auch in der Jagdsprache die beiden Ausdrücke Losung und Lossung. Der Sagterländer schreibt und spricht für lössen lossjen. Für das Löschen des Lichtes, des Feuers hat er ein anderes Wort, nämlich leskjen.

Bau der sagterschen Sprache.

1. Aussprache der Buchstaben.

å = breiter Laut, wie das plattdeutsche a in ja, das englische a in all (= all); der Fremdling vernimmt einen Laut, der zwischen a und o in der Mitte liegt. Die Ramsloher brauchen ihn mit Vorliebe: hångst = Pferd, fån = Moor. Die Strücklinger und Scharreler haben dafür:

ā = rein und lang gesprochen hängst, fān.

é = reiner e-Laut, wie das e im deutschen „lebt", im plattdeutschen Séle.

i (langes und geschlossenes): Biene und Kind, Wiegen und binnen.

u (langes und geschlossenes): Mûde und Mudde.

o (langes und meist geschlossenes): gôd, wol.

ä, ö, ü werden ausgesprochen wie im Deutschen.

ou (wie in góud = gut und fóut = Fuß im Plattdeutschen) bezeichnet einen Laut, für den es im Deutschen keinen Buchstaben gibt. Im Sagterschen kann man den Laut in rour (Gewehr) und lóund (Land) ziemlich gut damit bezeichnen. Selbstverständlich darf man nicht in französischer Manier lesen (tout = alles).

Über die Konsonanten sei bemerkt, daß z sanft ausgesprochen wird, wie in dem französischen zèle und dem holländischen bazen. Dagegen lautet s wie unser „ß". „Sünder" lesen die Sagterschen „Szünder". Für „K" haben viele Wörter im Sagterschen ein „S", z. B. Sèrke (Kirche), Sersen (Kirschen).

Eine Eigentümlichkeit der sagterschen Sprache sind die Vorschlagsbuchstaben niugen (neun).

Die Lippenbuchstaben b, w, v gehen in u über, wenn sie als Inlaute oder Auslaute stehen (bliūen = bleiben; blēū für blew). r vor Zahnbuchstaben verschwindet (stet für stert = Schwanz, swod für swart). In der Verlängerung kehrt es als „t" wieder: di swotte hund = der schwarze Hund.

Landesbibliothek Oldenburg

2. Deklination.

Männlich:		Weiblich:	
Nominativ:	di disk (der Tisch).	Nominativ:	dju fauene (die Magd).
Genitiv:	fon den disk.	Genitiv:	fon dju fauene.
Dativ:	tóú den disk.	Dativ:	tóú dju fauene.
Akkusativ:	den disk.	Akkusativ:	dju fauene.

Sächlich:

Nominativ:	det wiu (das Weib).	Nominativ:	dét ōg (das Auge).
Genitiv:	fon det wiu.	Genitiv:	fon dét ōg.
Dativ:	tóú det wiu.	Dativ:	tóú dét ōg.
Akkusativ:	det wiu.	Akkusativ:	dét ōg.

Mehrheit in ihren Endungen:

1. Endung (e und ene).

Nominativ:	do diske.	Nominativ:	do ogene.
Genitiv:	fon do diske.	Genitiv:	fon do ogene.
Dativ:	tóú do diske.	Dativ:	tóú do ogene.
Akkusativ:	do diske.	Akkusativ:	do ogene.

2. Endung (unverändert).		3. Endung (e).	
Nominativ:	do fauene.	Nominativ:	do wiué.
Genitiv:	fon do fauene.	Genitiv:	fon de wiué.
Dativ:	tóú do fauene.	Dativ:	tóú do wiué.
Akkusativ:	do fauene.	Akkusativ:	do wiué.

4. Endung (bei doppelten Konsonanten und kurzen Vokalen in der Einzahl wird in der Mehrzahl der Konsonant vereinfacht und der Vokal verlängert):

(Singular: de smidd).

Nominativ:	do smîde.
Genitiv:	fon do smîde.
Dativ:	tóú do smîde.
Akkusativ:	do smîde.

3. Eigenschaftswörter.

Nominativ:	di góude fent (der gute Jüngling).
Genitiv:	fon den góuden fent.
Dativ:	tóú den góuden fent.
Akkusativ:	den góuden fent.

Nominativ:	di góude fente.
Genitiv:	fon do góude fente.
Dativ:	tóú do góude fente.
Akkusativ:	do góude fente.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Adjektiv als Prädikat bleibt unverändert, in der Einzahl wie in der Mehrzahl. Die Steigerung geschieht durch Anfügung von er im Komparativ und durch Anfügung von ste und este im Superlativ. Die Eigenschaftswörter mit einem langen Vokal erleiden eine Verkürzung desselben in der entsprechenden Veränderung des Wortes:

grôt (groß)	gratter	grotste
djiop (tief)	djiapper	djiopste
léip (schlecht)	lepper	léipste
ôld (alt)	aller	ôlste
góúd (gut)	bēter	bäste
full (viel)	môr	māste
littig (klein)	litjer	litjeste

4. Zahlwörter.

1 =	ān männlich, ēn weiblich	di erste
2 =	twein männlich, two weiblich u. sächlich	di ourde
3 =	trei männlich, trio weiblich u. sächlich	di triäde
4 =	fiaur,	di fiaurde
5 =	fiu,	di fifte
6 =	sex,	di sexte
7 =	sogen,	di sogende
8 =	agte,	di agtende
9 =	niugen,	di niugende
10 =	tjōn,	tjande
11 =	allwen,	allwte
12 =	twelu,	twelute
13 =	trettin,	trettinste
14 =	fiaurtin,	fiaurtinste
15 =	fiftin,	fiftinste
16 =	sextin,	sextinste
17 =	sogentin,	sogentinste
18 =	agtin,	agtinste
19 =	niugentin,	niugentinste
20 =	twintig,	twintigste
21 =	ān un twintig,	anuntwintigste
	usw.	
30 =	tritig,	tritigste
40 =	fiaurtig,	fiaurtigste
50 =	fiftig,	fiftigste
60 =	sextig,	sextigste
70 =	sogentig,	sogentigste
80 =	tachentig,	tachentigste
90 =	niugentig,	niugentigste
100 =	hunnert,	hunnertste
1000 =	duzend,	duzendste

5. Fürwörter.

persönliche:

Singular:		Plural:	
ik	ich	we	wir
du	du	ji	ihr
hi	er	jo	sie
dju	sie		
et	es		

zueignende:

männlich	weiblich	sächlich	Plural
min	mîn	mîn	ûz
din	dîn	dîn	jou
sin	sîn	sîn	hire
hire	hir	hir	
sin	sîn	sîn	

Wörter für weibliche Personen, die sächlichen Geschlechts sind, haben das Fürwort im weiblichen Geschlechte, z. B. det wucht häd hire broer blouked, „das Mädchen hat ihren Bruder gesehen", wie im Deutschen.

Landesbibliothek Oldenburg

Dann kommen noch besondere zueignende Fürwörter für die 1. und 2. Person vor in folgender Bedeutung: uzelke die Meinigen, juvelke die Deinigen, z. B. Dju fauene quad: Dür ik weil bi de djunkerge etter uzelke gunge? Nä, du bäst jursen ēuend etter juvelke wēsen; du most net alle dēje etter hus lope = Die Magd sagt: „Darf ich wohl in der Dämmerung zu den Meinigen gehen?" Antwort: „Nein, du bist gestern abend zu den Deinigen gewesen; Du mußt nicht täglich nach Haus laufen." Beide Wörter sind außer Gebrauch gekommen; man sagt jetzt dafür: uz Volk, jou Volk.

6. Zeitwörter.

Es gibt im Sagterschen starke Verben (z. B. grîpen, grêp, grîpen, greifen, griff, gegriffen) und schwache Verben (wie fiskjen, fiskede, fisked). Einige Verben endigen auf em, andere auf jen. Dann haben die Verben einen doppelten Infinitiv, nämlich wenn sie selbständig auftreten en, wenn sie von einem Hilfsverbum abhängig sind e. Fiskjen is sund. Fischen ist gesund, und ik wol fiskje. Ehrentraut gibt die Regeln über den Gebrauch dieser Formen richtig und scharf an; wenn er aber in seinen Wortverzeichnissen sagt „balle = reden", so verstößt er gegen seine Regel; es muß heißen „ballen reden usw."

Abänderung.

Präsens:	Imperfekt:	Perfekt:
Ik grîpe	Ik grêp	Ik häbe grîpen
du grîpst	du grêpst	Plusquamperfekt:
hi grîpt	hi grêp	Ik hîd grîpen
wi grîpen	wi grêpen	Futur:
ji grîpen	ji grêpen	Ik wol grîpe
jo grîpen	jo grêpen	Imperativ:
		grip, gripet.

Die Konjugation ist verstümmelt wie die Deklination. Die Mehrheit müßte heißen: wi gripene, ji gripene, jo gripene; alle die vollen Endungen sind abgestoßen.

7. Worterklärungen.

Es ist äußerst interessant und belehrend für den Sprachforscher, zu sehen, wie so abgegriffene Wörter des Heimatlandes, die man achtlos gebraucht hat und nur als arme verachtete Landeskinder betrachtete, sich plötzlich entpuppen, wie sie die Wurzeln tief im Boden haben und sich unter verschiedenen Völkern verbreiten, ja bei fremden Nationen hoch in Ehren stehen. Man lernt dann seine Sprache achten und lieben und hält sie wert, daß man sich damit beschäftige. Das ist nun besonders mit der sagterschen Sprache der Fall, die arm und ohne Pflege fortvegetiert, aber mit ihren Stämmen und Wurzeln ins graue Altertum hineinreicht. Wir müssen uns freilich in dieser kleinen Abhandlung versagen, so weit zurückzugreifen, sondern können nur die nächste Umgebung und die spätere Zeit ins Auge fassen. Aber auch dort findet sich des Interessanten mehr, als man uns aufzutischen gestatten wird. Wir führen nachstehende Wörter an:

Landesbibliothek Oldenburg

1. Flinte = Kieselsteine, Feuersteine, angelsächsisch flint, althochdeutsch vlins, schwedisch flinta, englisch flint, haben unseren Flinten den Namen gegeben zu einer Zeit, wo die Schußwaffen noch ein Feuersteinschloß hatten.

2. Spîker = Nagel, englisch spike, schwedisch spike, holländisch spejker. Spîker ist der in alter Weise handwerksmäßig angefertigte Nagel. Fabriknägel heißen Nägel, die kleinen Stifte tengelê. In ähnlicher Weise werden gegenüber den Flinten Ziegelsteine einfach Steine genannt.

3. Wonte = Handschuhe, holländisch wanten, französisch gant, englisch gantlets = Panzerhandschuhe. (Bekanntlich vertritt das französische und englische G das deutsche W. Guillaume = Wilhelm).

4. Delbior = Totenbier; altfriesisch delva = begraben, holländisch delven begraben; also „Begräbnisbier."

5. Wrote = Maulwurf. Wrotan heißt im Angelsächsischen wühlen; davon wrot = Rüssel und dänisch rod; englisch root. Im Holländischen heißt wroeten wühlen. Wrote heißt also Wühler. Der Name Wrote ist gebräuchlich bei Haselünne, zwischen Rheine und Osnabrück bis in Westfalen hinein.

6. Ei, aue, aha ohe, oge, ach, alle diese Wörter stammen aus dem Sanskrit und zwar von der Wurzel ape = Wasser, von der auch das lateinische aqua abgeleitet wird.

Die genannten Wörter bedeuten sämtlich Fluß. In alter Zeit, wo Brunnen noch unbekannt waren, galt jeder benachbarte Fluß einfach als Wasser. So entstanden jene zahlreichen Flußnamen. In Süddeutschland finden wir die Ableitung ach, z. B. Salzach; weiter nach Norden Fuldaha, Lahanaha (Lahn), Wiseraha. Dänisch sagt man aa, schwedisch å, das altnordische heißt â, das angelsächsische Wort für Fluß ist ea. Daher sagt man sagtersch ei. Dies darf aber nicht wie „Ei" gesprochen werden, denn das Sagtersche unterscheidet ei und ai ebenso scharf wie das Plattdeutsche. (Man merke „Blei" plattdeutsch und hochdeutsch. Wie verschieden ist die Aussprache!) Das ooge und oge der Nordseeinseln wird doch wohl auf dieselbe Wurzel zurückzuführen sein. Einen Anklang an diesen Laut bringt schon das Flüßchen Ohe, das zwischen Neuscharrel und Scharrel in die Marka fällt. Zwischenahn erinnert wieder an aha, endlich Eiland an das sagtersche Ei.

Um zu zeigen, wie das Sagtersche im Beginne des 19. Jahrhunderts lautete und wie stark in der Gegenwart die Beimischung plattdeutscher Elemente ist, geben wir nachstehend einige Sprachproben.

a) Sagterländisch im Beginne des 19. Jahrhunderts.

(Aus Ehrentraut).

Junge fente quede wel wät, kerrel, kostu mi do olde wette wel telle? Wi hidene fréi fiskjen, fréi jagjen, fréi baddenjen, fréi brióen, fréi sganken, wi wirne fréi fon't róur, hidene fréi hondel un wondel, hidene uz fest wikjéild un sget un ſettene uz aien bräk, to'n hogsten än tunne bior, fiaur borgemestere in elk ſsäspel. O, wan ick där an tanke, dät liuend biuet mi.

Landesbibliothek Oldenburg

Übersetzung: Junge Burschen sprechen wohl etwas, Kerl, kannst du mir die alten Gesetze wohl sagen? Wir hatten frei Fischen, frei Jagen, freies Branntweinbrennen, frei Brauen, freies Ausschenken, wir waren frei vom Gewehr, hatten freien Handel und Wandel, wir hatten unser festes Wochengeld und Schatzung und setzten unsere eigene Brüche, zum höchsten eine Tonne Bier, vier Bürgermeister in jedem Kirchspiel. O, wenn ich daran denke, das Leben (Körper) bebt mir.

b) Hagterländisch in der Gegenwart.

(Mitgeteilt von Herrn Kaplan Schulte in Kneheim.)

Det was nu jüst var hunnert Jir, do wiren de Franzosen in Fréislóund. Tóu do Tid was der nog neen óuer Sched twiske Longholte un Selterlóund as de wilde Fän. Do sag't óuers ut as nu. Op de Bredenje un var op de Tóuse hidden de Liúde vul Bóuketenlóund. Bolde alle Fäne wiren an Schnid tóu Eedgréuen. Von det Eed hidden de Selter jüst hire Gemaak, wir se det bare Jéield vor kregen. Det Eed féierden se med de Waien etter de Ei tóu un brochten 't med de Mutte etter Nieden. Um det Eed un um de Bóukete tóu wededne de Scheper hire Schéipe; wider in ne Fän litten jo se strike, as se wilne. So didden de Longholter von jüntside ok. Ofte nóug ronnen hire Schéipe ganz ur de Fän ur op Selter Grunde; man wan de Selter im en bitje tóu nai kemen, dann wiren jo fluks vergrelld un makeden Strid un Spektakel. Bi de Scheper was't Rägel, det se sik schulden as Scherenschlieper un med de Hund hisseden, det man't wiid wai here kudde. Et kem ok medunner vor, det de eene de óuer de Schéipe schette. Dertrug kem't so wiid, det de Longholter de Utender bi de Franzosen verklageden, jo hidden im aal de Bóukete med de Schéipe vernéield. De Franzosen léuden (oder lëuden) det, wet de Longholter quidden, un kemen bi Nachttid un haleden twéin Utender op un brochten se etter Auerk var't Geriúcht. Der sunt von hir ok nog Tjuggen um wai wesen; man do bee sunt der fréispreken un bolde wirkemen. Det was't erste Moal, det de Selter med de Franzosen tóusamen rakeden.

(Lange Vokale sind manchmal verdoppelt geschrieben; der Akzent deutet an, daß die beiden Vokale getrennt gesprochen werden, also kein Diphthong sind; der akzentuierte Vokal übertönt den nebenstehenden.)

Übersetzung: Das war nun gerade vor 100 Jahren, da waren die Franzosen in Ostfriesland. Zu der Zeit war noch keine andere Scheidung zwischen Langholte und Saterland, als das wilde Moor. Da sah es anders aus als jetzt. Auf dem Niedermoor und vorn auf der Dose (Hochmoor) hatten die Leute viel Buchweizenland. Fast alle Moore waren am Schnitt zum Torfgraben. Von dem Torf hatten die Sater gerade ihre Einnahmen, wofür sie das bare Geld bekamen. Den Torf fuhren sie mit den Wagen zur Ems hin und brachten ihn mit dem Muttschiff nach Nieden (= Niederland für Ostfriesland). Um den Torf und um den Buchweizen weideten die Schäfer ihre

Landesbibliothek Oldenburg

Schafe; weiter in dem Moor ließen sie dieselben streifen, wie sie wollten. So taten die Langholter von der Gegenseite auch. Oft genug liefen ihre Schafe ganz über das Moor auf Sater Grund; aber wenn die Sater ihnen ein bißchen zu nahe kamen, dann waren sie gleich böse und machten Streit und Spektakel. Bei den Schäfern war es Regel, daß sie sich schalten wie Scherenschleifer und mit den Hunden hetzten, daß man es weithin hören konnte. Es kam auch mitunter vor, daß der eine dem anderen die Schafe schüttete. Dadurch kam es soweit, daß die Langholter die Utender bei den Franzosen verklagten, sie hätten ihnen allen Buchweizen mit den Schafen vernichtet. Die Franzosen glaubten das, was die Langholter sagten, und kamen bei Nachtzeit und holten zwei Utender auf und brachten sie nach Aurich vors Gericht. Darum sind von hier auch noch Zeugen hingewesen; aber die beiden sind da freigesprochen und bald wiedergekommen. Das war das erste Mal, daß die Sater mit den Franzosen zusammengerieten.

Literatur.

Nähere Mitteilungen über die Sprache des Sagterlandes finden sich in folgenden Schriften:

1. Bröring, Das Saterland (Oldenburg 1897 u. 1901). (Vergleiche dazu die Besprechung von W. Ramsauer im Jahrbuch X.)
2. Ehrentraut, Friesisches Archiv. 2 Bände. Oldenburg 1847—49 u. 1854.
3. Heyne, Kurze Grammatik der altgermanischen Dialekte. Paderborn 1880.
4. Kollmann, Der Umfang des friesischen Sprachgebietes. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Jahrgang 1891.)
5. Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Straßburg 1891. (Darin auch die Abhandlung von Siebs über das Saterländische.)
6. Sello, Saterlands ältere Geschichte und Verfassung Oldenburg 1896.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Personennamen.

Von Pastor **W. Ramsauer,** Rodenkirchen.

Seßhafte und bewegliche Bevölkerung. Neben dem allgemeinen Interesse wäre dem Leser dieses Aufsatzes eine Kenntnis der oldenburgischen Personennamen etwa in den letzten 150 Jahren zu wünschen. Denn es ist zu scheiden zwischen einer seßhaften und einer beweglichen Bevölkerung; erstere gibt den einzelnen Gegenden ihr bestimmtes Gepräge, letztere verwischt die Eigentümlichkeiten. Zu der ersten gehört durchaus nicht die gesamte ländliche Bevölkerung; die Anbauer sind nur teilweise aus den benachbarten alten Dörfern, zum andern Teil aber von auswärts zugezogen, und auch die sogenannten kleinen Leute entbehren vielerorten eines gemeinsamen Charakters. Die städtische Bevölkerung ist ihrer Natur nach stets eine andersgeartete, man trifft natürlich Spuren der umwohnenden alten ländlichen Bevölkerung überall, z. B. in Oldenburg die Pophanken (Ohmstede), Gehrels (Scheps), Gramberg (Streek), Eilers (Godensholt), Setjeeilers (Edewecht), aber daneben so viele andere Namen, daß auch die genannten dem Ganzen nicht den Charakter eines bunten, zufällig zusammengewürfelten Haufens nehmen können. Und sie „verschwinden". Eine Firma, die 1850 gegründet ist, kann für ein altes Haus gelten; beim Bauer bedeutet das nichts, Namen sind da nicht 60, sondern 600 Jahre auf derselben Stelle geblieben, vom Münsterland abgesehen, z. B. Hedemann in Helle. Allerdings übernahm auch auf dem Ammerlande der Mann einer Erbtochter meist ihren Namen. Es gibt Familien, die 7 Generationen (und noch länger, wenn die Kirchenbücher nur weiter zurückreichten) denselben Vornamen auf den Sohn vererbten, z. B. Eiting in Gristede. Selbst in der Marsch haben die Hauptgeschlechter, wenn auch selten den alten Hof behalten, so doch den Grundbesitz in der alten Heimat nicht verloren; die sächsische Bevölkerung hat den Friesen vom Boden nicht verdrängt. Es liegt diese Dauerhaftigkeit in den ganzen Verhältnissen, und die übliche Verherrlichung der Seßhaftigkeit,

Landesbibliothek Oldenburg

des daher stammenden Selbstgefühls und dergl. ist in den meisten Fällen recht pseudopoetisch: selbst Immermann mit seiner Behauptung, der Hofschulze sähe auf den Kötter herab wie der Erbadel auf den Briefadel von gestern, verschweigt dabei, daß dies nur so lange zutrifft, als der Kötter nicht reich ist; sobald das der Fall ist, heiratet er die Tochter, ohne sich über die Erbenqualität Gedanken zu machen. Vom Hof abgehende Söhne, die Handwerker oder Kaufleute werden oder studieren, kommen damit in die bewegliche Schicht, werden groß oder klein, aber verschwinden. Der Gegensatz von seßhaft und nicht seßhaft kann hier nicht streng durchgeführt werden, ohne einer Weitschweifigkeit anheim zu fallen, denn alle Kategorien müßten zweimal durchgesprochen werden; indessen wird er berücksichtigt werden, und der Leser möge ihn sich auch gegenwärtig halten. Von der ganz von Herd und Heimat losgelösten sogenannten flottanten Bevölkerung muß hier abgesehen werden. Eine besondere Unterabteilung der beweglichen Bevölkerung bilden die „einheimisch gewordenen Fremden", oft kenntlich durch ein größeres Interesse an der neuen Heimat, immer durch Unduldsamkeit gegen die noch später Zugewanderten.

Allgemeines über die Personennamen in unserm Lande.

Vornamen. Bei der alten Bevölkerung bieten die verschiedenen Landesgebiete viel sich Unterscheidendes auch hinsichtlich der Vornamen. Niemand wird leugnen, daß Borchert ein Stedinger Vorname ist, Addick in den Moormarschen und südlichen Wesermarschen vornehmlich gehört wird und Theile in der Friesischen Wede. So gehören, um ein paar spärliche Beispiele anzuführen, Oltmann und Hilbert der Oldenburger Gegend an, Heinke und Arend der Ganderkeseer, Egbert der Dingsteder, Erdwin und Lüdeke der Hatter bezw. Dötlinger Gegend. Ein Zuname kann der Delmenhorster Geest und dem Ammerlande angehören: ist der Vorname Arend, so gehört er höchst wahrscheinlich nach Delmenhorst, lautet er Brunke oder Siefke, so ist der Mann ein Ammerländer. Am meisten hat das Jeverland dem Laien seltsam klingende Vornamen; die Menge der seltsamen Namen charakterisiert hier das Land. Der katholische Süden mit Clemens, Joseph, Ignaz ist kenntlich genug, doch volkstümlich ohne großes Interesse, da die Namen alle Heiligennamen sind, welche die Kirche von der Zeit der Gegenreformation her allein wünscht. Daß früher auch andere Namen galten, beweisen die aus Vornamen hervorgegangenen Zunamen. Im übrigen werden manche guten und für eine bestimmte Gegend charakteristischen Namen heute als zu altmodisch nicht mehr gebraucht, z. B. in Ganderkesee Menke, Segelke, Seven u. a.

Zunamen (sächsisch). Das Amt Vechta, besonders im Süden, hat entschieden westfälischen Charakter, etwas weniger der Süden des Amts Cloppenburg. Das Bezeichnende ist hier, daß die Zunamen oft einfache Ortsnamen sind, weil viele einzeln liegende Höfe der Gegend das Gepräge geben, z. B. Barklage oder Wulfekuhle. Sind die Zunamen aber sogenannte Patronymica,

Landesbibliothek Oldenburg

so fällt auf, daß die zu Grunde liegenden Vornamen meist wohlerhalten sind, und daß die patronymische Endung ing (= jung) der Endung s vorgezogen wird, also Lammerding (Lammers), Gerberding, Gerding (Gerdes), Johanning, (Johanns, Janssen). Die Gegend des Amts Cloppenburg nach dem Hümmling zu hat sodann mit dem Hümmling das gemeinsam, daß gewisse Doppelnamen sich öfters finden, die teils in beiden Bestandteilen Personenbezeichnungen sind z. B. Henkjans, Menketepe, Menkerohen, teils aber auch nicht, wie Mußwessel, Bookjans (Lorup), Meierratken, Holtröbken, Diekwessels u. a.

Aber schon im Norden der Ämter Vechta und Cloppenburg, dann auch auf der Wildeshauser und Delmenhorster Geest, im Friesoythischen und auf dem Hümmling wird das patronymische -ing gern geändert in -ig: Bulgen (Ellenstedt), Bulge (Großenkneten) für Bulling; Wilgen für Wilding (Ambergen); Elgenhausen für Ellinghausen, Hilgen für Hilling (Ksp. Dötlingen); Oldig, Oldiges (Wardenburg, Hümmling) für Olding; Awick, alte saterische Familie, 1450 Gerlich Awing; Drieling (Ganderkesee), oft Drielgen gesprochen; Schönicht (Garrel) für Schöning; Zitterich (Sage) für Zittering (der Mann, der am Walde Zitter, Sitter wohnt). — Sodann wird, je weiter nach Norden, je mehr, s als Ableitungszeichen genommen: nicht Brüning, Dierking, sondern Bruns, Diers, Eilers.

Auf dem Ammerlande wird das ursprüngliche -ing durch die Form -ie oder -je fast ganz verdrängt. Also von Süden nach Norden ganz deutlicher Übergang von -ing auf -ig und dann -je. Die urkundlich überall belegten Namen Hobbing, Tebbing, Hilling, Willing, Bruninges werden Hobbie, Tebbie, Hillje, Willje, Brünjes. Man bemerke, wie die Vornamen hier alle verkürzt sind, hypokoristische (d. i. Kose-) Formen. Wo ein Vorname unverkürzt blieb, wie in Robberding (Osterscheps) und Robberje sich nicht bequem der Zunge fügte, wurde Röbber daraus (ohne s, dagegen Robbers in Roscharden), Brading, von der alten Zwischenahner Familie de Brader (= der Garbräter, der eine Garküche hat) abgeleitet, konnte linguistisch allerdings über Braarje zu Braje werden. Ficking von Ficke, Koseform von Friedrich, wurde teils Ficken (Zeller Viek oder Freck in Bevern ist dasselbe) teils Fickje, daraus der Bequemlichkeit halber Fittje; so auch aus tom Brok (= Kleibrok bei Rastede) Bröcking (vgl. einen Bauern Brooking zu Datteln i. Westf., heute Breuckmann), Bröckje, jetzt Brötje. Clausing wurde zu einfachem Claus, Reiling hieß früher noch zuweilen Reilie, jetzt wohl nur noch Reil. — Eine andere Eigentümlichkeit des Ammerlandes sind die wohl erst später entstandenen — von den Cloppenburgischen sehr oder ganz verschiedenen — Doppelnamen. Die Träger sind ursprünglich immer sogenannte kleine Leute, und der erste Teil enthält stets den Namen eines Bauern, der am selben Orte wohnte, und dessen grundherrliches Verhältnis oder verwandtschaftliche Beziehung den Anlaß zu dem Doppelnamen, jedenfalls auch zur Unterscheidung, gab. Also Hausmann Hillje zu Gristede, Doppelname Hilljegerdes daselbst, Hsm. Schollje zu Torsholt und Scholljegerdes das., Hsm. Ficken zu Lindern und Fickenfrers das. usw. Fehlerhaft ist Harmjanz in Scheps statt Harmsjanssen.

Landesbibliothek Oldenburg

Sowohl in einfachen als Doppelnamen (Hobbiefiefken, Kossenhaschen, Tebbenjohanns) hat die Friesische Wede manches mit dem Ammerlande gemein, andrerseits geht hier die Bevölkerung in das Friesische über, z. B. heißt es noch 1818 von weil. Hausmann Renke Brunken zu Dangast, daß er früherhin Brunke Renken genannt sei, also noch der alte friesische Gebrauch, wonach der Hauptsohn den Namen des Großvaters trug oder den umgekehrten Namen seines Vaters.

Friesische Namen. Dieser Brauch ist in den friesischen Gegenden allgemein gewesen, aber man hat nicht überall gleich lange an ihm festgehalten. Die Ostfriesen wurden in ihm erst durch Napoleon gestört, der aus militärischen Gründen feste Familiennamen verlangte; aber erst der hannöverschen Regierung gelang es, damit durchzudringen. Hingegen in der Wesermarsch haben sich anscheinend gerade die angesehensten Geschlechter zuerst an die sächsische Sitte der festen Namen gewöhnt, vielleicht in der Erkenntnis, wie bald bei mehreren Kindern eines Vaters, selbst wenn Alles gesund blieb, jede Spur eines gemeinsamen Ursprungs verschwinden mußte. Man denke etwa: Dierk Eilers hat drei Söhne, Eilert Diers, Gerd Diers, Frerich Diers: die Hauptsöhne dieser drei (von andern Kindern abgesehen) heißen schon Dierk Eilers, Dierk Gerdes, Dierk Frerichs. Im Kirchenbuch von Rodenkirchen, das von ca. 1690 datiert, findet sich nur einmal noch ein Hausmann Meene Francken oder Francke Meenen zu Brunswarden. — Werden durch diese friesische Sitte genealogische Forschungen ganz ungemein erschwert, so sind auch sonst sprachlich die friesischen Namen am schwierigsten zu deuten. Die Namen haben mit der stetigen Weiterentwicklung der Sprache nicht gleichen Schritt gehalten: die Veränderungen, die die Sprache zu erleiden gehabt, haben sie als das geheiligte Eigentum des Einzelnen nicht gleichmäßig mitgemacht, sie sind stehen geblieben. Es bedarf also der Kenntnis des Altfriesischen. Hier nur einige Andeutungen. Sowohl in Selbst- als Mitlautern hat das Friesische seine Eigentümlichkeiten. Z. B. in Nordloh (Apen) ist der Name Vogel zu Hause und muß lange dort gewesen sein, denn in dem benachbarten friesischen (saterschen) Utende findet sich derselbe Name Fugel, vgl. den jeverschen Ort Fugels und den Namen Fugelsang auf der nordfriesischen Insel Röm für das sächsische Vogelsang. Dann fällt ein seltsames Herumwerfen der Vokale im Munde auf, z. B. in Syamken, Syassen, Syabbe, Tjade, Tjarks, sowie in Ortsnamen: Wiarden, Syubkelhausen, Syuggewarden. — Ferner Konsonanten betreffend, wird k im Friesischen gern zu s (die sogenannte Assibilation) z. B. Sirkwerum in Ostfriesland ist Kirchwerdum, Etzel ebenda ist Ekeloh (= Eichenwald), Spetze (Art Moorbrücke, hölzerne Straße) ist Specke u. a.

Kampe (= Kämpe, Eber) war Vorname in Dedesdorf, vgl. Hof Kampen bei Langwarden, friesisch Vorname Syamp-ke, Zuname Syamken. An Stelle von sächsischem d hat der Friese gern t. Dettmers ist sächsische Form, die friesische ist Tyedmers, Dierks ist friesisch Tjarks. Dankbert, Danlef (von Dank = Geist) ist friesisch Tankbert, Tankkef, Koseform Tanko, Tanno, davon abgeleitet der Sohn eines dieser: Tansen, Tanksen, Tantzen. Von Dankmar (Tankmar)

Landesbibliothek Oldenburg

durch zweistämmige Kürzung (s. u.) Tamme, Zuname Tammen, dem ein sächsisches Damme entsprechen würde, davon nur die Verkleinerung Damken bei uns (z. B. in Beckhausen).

Was aber zu der friesischen Form hinzukommt, ist, daß die meisten Zunamen von gekürzten Vornamen herstammen, und noch schlimmer ist der Umstand, daß manche Vornamen wirklich in dem Sinne Koseformen sind, als sie offenbar von dem sehr weichen Volke direkt dem Kindermund entnommen sind. Bei Otto z. B. wissen wir wenigstens, daß der Stamm Ot = das Gut ist, freilich ob ursprünglich Otbert, Otfried oder dergl. der Kürzung zu Grunde liegt, ist selbst in alten Zeiten nur in den seltensten Fällen festzustellen, wo derselbe Mann einmal mit vollem, das andere Mal mit verkürztem Vornamen urkundlich auftritt. Aber wenn die Friesen aus Siebrand (Siegbrand) Pibe machen (vgl. den Ort Pievens bei Tettens), weil die kleinen Stammler sich so nannten, so kann das niemand wissen. So ist aus Wilhelm Wim und Pim geworden (Hausmann Pimme aus Huntorf) (im Holländischen wieder Lem — die Endsilbe — oder verkleinert Lemmeken; Lemmeke Smerbuik in Flandern, eine komische Figur), so aus Franz Panne usw.

Angesichts solcher Formen versteht man, daß selbst ein Kenner wie Brons meinen konnte, es würde wohl niemals ausgemacht werden können, ob die Vornamen der Friesen je einen Sinn gehabt hätten oder nicht. Natürlich haben sie trotz aller Kürzungen und Entstellungen einst alle einen Sinn gehabt; sinnlose Vornamen nur nach dem Klang wurden erst möglich, als das Bewußtsein, daß eigentlich alle Namen ihren bestimmten Sinn haben, verloren gegangen waren.

Fast alle Zunamen der Friesen sind aus Vornamen gebildet, und die Endung ist gewöhnlich s oder sen, letzteres besonders in Stad- und Butjadingerland (Hayssen, Hitzen, Tantzen, Franksen, Umbsen, Willmsen, Harmsen, Lübsen ꝛc., früher noch mehr als jetzt). Die Endung a, eigentlich ein alter Genitiv Pluralis und die Geschlechtszugehörigkeit bezeichnend, kommt in Ostfriesland öfter, hier selten vor (Rykena in Moorhausen bei Varel), und wie sehr Vorsicht geboten ist, lehren die beiden Namen Kämena (Schönemoor) und Hagena. Kämena ist von den beiden Höfen zu Kämenade im Bremischen genannt; das Wort bedeutet ein heizbares Frauengemach. Hagena ist = einer vom Geschlecht der Hagen, wenn der Name aus Ostfriesland stammt, wenn dagegen aus dem Stift Bremen, ist es ein Ortsname: A = Aue, Bach, und Hagen ein Zuchtstier, also Hagenbeck, Bullenbäke.

Abschließende allgemeine Bemerkung. Jede der Gegenden hat ihr besonderes Gepräge und ist an den Namen zu erkennen, besonders wenn man auf die Bauern sich beschränkt. Die Lauts, Lohe und Daun sind Jeverländer, und selbst auch anderwärts vorkommende Namen wie Janßen, Harms oder Lührs werden in Verbindung mit den charakteristischen als echte leicht erkannt. Franksen, Mengers und Cornelius sind Butjadinger, Kuck und Thaden speziell Waddenser. Glüsing und Kückens sind Stedinger, die Auffahrt und Alfs Ganderkeseer. Sogar einzelne Dörfer sind zu erkennen: einem Ammer-

Landesbibliothek Oldenburg

länder mußte vor 200 Jahren und muß auch heute feststehen, wenn er die Namen Haukje, Robber, Oltmer, Braje zusammen hört, daß es Osterschepser sind. Oder im Münsterland: Deberding, Lammerding und Pulsfort sind aus Carum. Wer im Süden beim Namenaufruf gelegentlich einer Markenteilung nicht sagen kann, um welches Dorf es sich handelt, kann nicht als Kenner gelten. Denn an einigen Stellen sind sogar die Namen der Heuerleute hinreichend, das Kirchspiel zu konstatieren, z. B. im Fall, wo ein Unternehmer aus dem Süden, der im Norden Grubenholz oder Eichenlohe verarbeitet, Leute, die er aus seiner Gegend mitgebracht hat, im Kruge ablöhnt.

Familiennamen von unverkürzten germanischen Vornamen abgeleitet; Deutung der Vornamen. Ein großer Teil der Familiennamen ist aus Vornamen abgeleitet, und zwar aus altdeutschen. Die deutschen Namen haben mit den griechischen das gemein, daß sie auf edle Eigenschaften gehen, bei den Deutschen vorzüglich auf kriegerische Tüchtigkeit, die die Eltern ihren Kindern wünschten. Die unverkürzten Vornamen sind fast alle ohne Schwierigkeit zu deuten. Im folgenden werden nur einige der für Oldenburg in Betracht kommenden aufgeführt, mit Hinzufügung des entsprechenden Familiennamens (FN.) — Adalbert = durch Adel, edle Art, glänzend (bert mit Pracht verwandt), davon FN. Albers. Adaldag = edelleuchtend, dag = Glanz, Licht; FN. Aldag (Schwei, Eldagsen Ort in Südhannover). Adalhart, in edler Art kräftig, Ahlert, FN. Ahlerding und Ahlers. Adalmar durch Adel berühmt (märe, das Märchen). FN. Allmers. Adalrich, edel herrschend (rich ist zunächst herrschend, mächtig; das lat. rex, der König, ist verwandt; unser Begriff reich ist davon dann abgeleitet), Ahlrich, Ahlrichs. — Hier eine Bemerkung für viele sonst nötige Wiederholungen. Ahlrich kann auch von alah = geweiht, heilig, kommen, der im Heiligtum, im Palast Waltende; und ferner von al = all, ganz, sehr, also der sehr Mächtige. Also drei Deutungen, und so geht es hundertmal. Hier kommt es nur darauf an, zu zeigen, daß alle diese unverstümmelten Namen einen Sinn haben, und zwar ausnahmslos einen idealen. An die gegebenen Deutungen möge man also nicht gerade buchstäblich sich halten. — Elimar, fremd berühmt, der Recke, der dem genossenschaftlichen Verbande entnommene Flüchtling, der in der Fremde aber — durch Schranken nicht behindert — öfters Gelegenheit findet, sich auszuzeichnen, jedenfalls mehr gesehen hat, und so bei Eltern den Wunsch wachruft, ihr Kind möchte ihm gleich werden (natürlich ohne das „Elend", d. i. fremde Land, Verbannung, vgl. Elsaß, die am andern Ufer des Rheins sitzen):

Er hatte, einzig auf sich selbst gestellt,
Nicht Freund, nicht Geld, noch Führer in der Welt;
Trotzen der Welt lernt John mit hohem Mut,
Ein tüchtiger Kerl, zu Tat und Untat gut.

FN. Ellmers, in der Hemelinger Gegend viel, von da hier eingewandert. Altman, Oltmann, alt = ehrwürdig, erfahren, bewährt, erprobt. Altmar, Oltmer. — Arnwald, Arnold, waltend wie ein Adler (oder Fürst), Arend, Ahrens. — Askhart, Eschenspeer = kräftig, FN. Ascher (Katjenbüttel).

Landesbibliothek Oldenburg

Bald(w)olf, bald = kühn, kühner Wolf, Krieger, FN. Ballauf. Stark=(w)ulf, durch Umstellung Starklof. Überhaupt auch hier schon manches dem Laien fast Fragliche, z. B. Gariwald, Gehrels; Garulf (Speerwolf), Gerloff, Graalfs; oder Gisalhart, Gellert; Gisalhar, Giseler, Giller, Gillerke. — Egbert (Egge = Spitze, Schneide, Schwert, „eggehaftige Wapen" zu tragen wird in Städten streng verboten), schwertglänzend, FN. Egbers (in Dingstede, „plattdeutsch" Eibers). Eggemar, schwertberühmt, Eimer (Vorname im Bremischen), Eimers (Landwührden). — Eparnand, kühn wie ein Eber, nenden = wagen; Jornand, davon durch Eintragen biblischer Gedanken Jordan, Baumann Jordans=Vosteen in Nordenholz. — Allbert kann Olberding (Mühlen) sein, doch wird dieser Name wohl besser von Odal, Uodal = Gut abgeleitet, wozu dann der Butjadinger Name Ulbers stimmen würde. — Gerbert, speerglänzend, ol. Garvert Hayssen im Ksp. Strückhausen, Gerberding in Ondrup. — Hildibert, im Kampf glänzend, Hilbert, Hilbers (Ohmstede). — Hugbert, durch Sinn, Geist, Klugheit glänzend (Hüpers). — Landbert, Lamprecht = landglänzend, Lammers. — Nordbert, im Norden, der grimmigen Hörne, glänzend. Norbert, Norberding. — Raginbert, Reinbert, Rembert, im Rat glänzend (Remmers kann auch von Raginmar, Remmer stammen, jedenfalls ist Reimers davon abzuleiten). Raginwalt, ratwaltend (Reinhold). — Wilbert, durch Willen glänzend, Wilberding, in Märschendorf zu Wilmerding geworden. — Dietbert, volkglänzend, Deberding. Dietmar, volksberühmt, Dettmers. — Egilhart, Eilhart, schwertkräftig, Eilers. — Fastrat, im Rate fest (ol. Vasterding in Hüllstede). — Folkhart, volkskräftig, Völkerding; Folkher: Volkers. — German, Speermann (Gehrmann). — Wigger, Kriegsspeer. — Magenhart, Meinhart = Kraft=hart, Meiners, Meinerding. — Wulfhart. — Helmmar, schutzberühmt, Hellmers und Hillmer (das aber auch aus Hildimar, kampfberühmt, entstanden sein kann). — Herbert, heerberühmt, Harbers, Herberding. — Helmerich, schutzwaltend. — Raginhar, Reiner. — Engelbert, gottglänzend, Engelhard, Gotteskraft. — Lohenbert, Lobert, lichtglänzend; Löbering (hier eingewandert). — Luther, Ruhmherrscher, Lüder, Lüers, Lüerssen, Lühring. — Ludwig, Ruhmstreiter (Nebenform ist Ladewig). Managwald, über Vielheit waltend, Mangold, Mangels; in Ganderkesee ist Mangels aber als Vor= und Zuname aus Magnus verderbt. — Markwart, die Grenze hütend (Markerding in Hausstette). — Rotbert, ruhmglänzend, Robbers, Robberding. Rotmund, Ruhmschutz (in Rotermund verderbt). — Nitbert, im Streit glänzend, Nieberding. — Niubert, junglänzend, Neubert. (In der Gegend von Naumburg wird neu nau gesprochen, Naumann für Neumann, dort auch Naubert.) — Ortgis, Schwertgeisel (Vorname in Sande). — Bertram, Glanzrabe. Walrafe (bei uns eingewanderter FN., Bischof Walrav von Mörs in Münster), auch Walram = Rabe des Schlachtgefildes. Wolfram. — rich = mächtig, reich, Herrscher (s. o.): Rickbert (Rigbers). Richmar (Rickmers). Rickef (leip = der Hinterlassene, der Sohn). Rickwart (Rickwärtz in Garrel). Nachgestellt in Uodalrich, Ulrichs, uodal = Gut. Ekkerich: Eggerichs, Eggerking aus dem Diepholzschen nach Großenmeer zugewandert.

Landesbibliothek Oldenburg

Friedrich. Heinrich (aus Haganrich oder aus Heimrich; hagan = Schutz, heim = Heimat). — Sigimar = siegberühmt, Siemer. — Swither (von swind, swid = geschwind), FN. Schwitters (fries.), Vorname Sweder, FN. Schweers (sächs.) — Werinher (warin = Wehr, Obhut, Schutz), Werner, Warns. — Wigman = Kämpfer. — Winimar (Win = Freund, Geliebter), Wennemer. —

Daß die Deutung nicht immer leicht ist, liegt mit darin, daß bei dem häufigen Gebrauch die ursprünglich sinnvollen Wörter teilweise zu bloßen Endungen herabsanken, so namentlich hart und rich, welches letztere zu einer bloßen Bezeichnung für das männliche Geschlecht wurde, wie in Täuberich, Gänserich. Nur so erklärt es sich auch, wenn Ortsnamen urkundlich manches Mal in den Endungen wechseln und derselbe Ort etwa einmal Dietberts-hausen, dann Dietwartshausen und auch Dietwaltshausen heißt.

Familiennamen von verkürzten Vornamen abgeleitet. Einstämmige Kürzungen. Bequemlichkeit, Zärtlichkeit und die allgemeine Tendenz der Sprache vom Sinnlichen zum Abstrakten machten, daß die sinnvollen Vornamen durch Kürzung an sich den Sinn verloren und zu bloßen Gebrauchswörtern wurden. Otbert, durch Gutsbesitz glänzend, verstehen wir; Ot, vollklingender Otto = Gut, Erbe hat an sich keinen Sinn; es wird zuletzt nur dem Gebrauchswerte nach verstanden, d. h., man weiß, daß es ein männlicher Vorname ist. Ott ist eine einstämmige Kürzung, Verkleinerung Ötke (= das Ottochen), FN. Otten und Oetken. — Hadubrand (im Haß, d. i. Streit glänzend), einst. Kürzung Had, davon FN. Hedden (friesisch). — Gebhard (Freigebigkeit wurde vor Alters besonders geschätzt), Gab, davon in Diminutivform FN. Gebken. — Geilhart (geil = froh, üppig), FN. Geiler, einst. Kürzung FN. Geil und Keil. — Glaubert (glau = klug, auch schön), Glau und Klaue: Keil und Klaue beweisen mit dem k Einwanderung, weil das Niederdeutsche am g festgehalten hätte. — Maganhard, Meinhard (s. o.), Meine, Vkls. Meinke, Menke, Mahnke (letzteres im Hannöverschen). — Eberhard (Vorname in Dingstede), Ebken (Westerscheps und ol. in Bümmerstede), Epping, Ebeling (in Frieschenmoor). — Fasthart, Fast, davon Fasting, Fastje (Moormarschen). — Friedrich, Frido, Fedde (Vorname in Landwührden); Koseform für Frido Fridilo, davon Freels; andere Koseform Frideco, davon Fricke, Ficke (Ammerland); endlich noch anderer Orten die Koseform Frittezo, davon Fritz, Fritsche. — Folkhart, Folkwin u. dergl., Fulco, davon Focke (wie bei Friedrich das r teilweise wegfiel, so hier das l), FN. Vocke (Höltinghausen), Focken (Jeverland, einst auch ein Erbe in Bümmerstede), Schulte Focking bei Burgsteinfurt. — Arnold, Arno, davon Arnken. Aber auch Kürzung durch Wegnahme der ersten Silbe: Nolte, als Vorname in Elbing gebräuchlich, auch Nolte Drekoppe in Marienmünster (Westfalen), FN. Nolte. — Von Agge (fries. für sächs. Egge = Schwertspitze) Aggesen, Axen. Von Egil (auch = Egge) Egeling (Colmar). — Tile ist Kürzung von Dietrich (Till Eulenspiegel, Tiele oder Dietrich Kolup; Kolup = plumper Bauernschuh). — Burkhart, Buko: Buko von Halberstadt, bring minen lütjen Broder wat; FN. Buke, Buken im Cloppenburgischen. — Aschwin, Asche.

Landesbibliothek Oldenburg

Belege dieser speziellen Kürzung bei Schiller-Lübben. Ebenda, daß von Wasmôt Wesseke, von Werner Wessel geworden ist. Wessel noch länger Vorname im Münsterlande, FN. Wesseling dort, im Norden Wessels.

Ist aber Wessel den einst. Kürzungen zuzuzählen? Man kann hier auch irren: Cord ist keine Kürzung, sondern Zusammenziehung aus Conrad (Vorname Cord, FN. Cordes, Cohrssen, Cording). Alf, Bernd und Gerd desgl., nur zusammengezogen aus Adolf (At-wolf), Bernhard und Gerhard.

Einstämmige Kürzungen auf tz sind oberländischen Ursprungs (also eingewandert): Conrad, Contz, FN. Conze; Heinrich, Heintz; Siegfried, Seitz. Speziell schlesische Erweiterung ist dann wieder Heintzer (und für das einfache Hein ebenso Heiner), wie dort auch für Christel und Moritz Christeller und Moritzer gesagt wird.

Zweistämmige Kürzungen. At, Ot, Uod, Uodal, Adal gehen alle auf den Begriff Gut, d. i. Landbesitz zurück. Heißt nun ein Kind Otmar, Udmar, Adalmar, so kann auch die Koseform das m der zweiten Silbe nicht missen wollen und so entsteht eine zweistämmige Kürzung: Otm, Udm, Adalm (Alm), vollklingende Rufeform Otmo, Udmo, Almo, daraus Ommo, Ummo, Ammo wovon FN. Ommen, Ummen, Umbsen, Ammen, Vklf. Ammeken (einst ein Hausmann in Oldenbrok). Es handelt sich hier um ein Schema, eine allgemeine Tatsache zu zeigen, natürlich könnte in diesem Fall auch statt Otmar Otmund zugrunde gelegt werden. — Zuweilen ist solche zweistämmige Kürzung sicherer festzustellen als eine einstämmige: Rode braucht nicht notwendig der Rote zu sein, kann vielmehr auch einstämmige Kürzung von Rotbert sein; bei der zweistämmigen Kürzung (Rotb.) ist die Sache aber gewiß: Vorname Röbe (Röbe von Reeken in Bardenfleth), Vklf. Röpke, FN. Röben (Ammerland) und Röbken (Tungeln). Zweistämmige Kürzung von Rotger (Rotg.) ist Rogge. — Rigbert (Rigb.) Ripken. — Tietmar (Tietm.), FN. Tiemens (Jeverland). — Raginbert (Raginb.) Rempe (Ksp. Lastrup). — Landbert (Landb.) Lampe, Lamping, Lamken (das aber auch einstämmige Kürzung in Vklf. sein kann). Auch Lemke wird hierher gezogen, kann aber nicht bloß 1) = kleiner Willem sein, sondern auch 2) Zusammenziehung von Lembeck = Lehmbach; Lembeck FN. zu Vinnen auf dem Hümmling; vgl. Ortsnamen Lübbecke aus Lütbeke (kleiner Bach) und Repke und Röpke im Münsterlande, urkundlich beide Retbeke, Bach, in dem Riet wächst, nicht etwa kleiner Robert. — Liudbert (vor den Leuten glänzend) (Liudb.), davon Lübbe, Lübben, Lübken, Lübsen, Lübbing, vorzugsweise in der Marsch. — Hugbert (Hugb.) Hübbe, Hoppe, Hobbing (Hobbie), Höpken.

Einfluß des Christentums auf die Namen. Daß das Christentum in den 1000 Jahren nicht ohne Spuren in den Vor- und Zunamen des Volkes geblieben ist, bedarf keiner Erwähnung. Manche dieser Vornamen teilen mit den deutschen das Los, daß sie den Leuten altmodisch klingen und eingehen, so z. B. der (nicht sehr schöne) Name Adam Levin, der früher in Ganderkesee ganz häufig war, jetzt aber verschwunden ist. Auffallend für den Fremden ist, daß gerade in der Marsch die speziell christlichen Namen sich bis

Landesbibliothek Oldenburg

heute ziemlich gut erhalten; es erklärt sich dies: die alten Geschlechter, die bei aller Ungunst der Zeiten in Gut und Ehren geblieben sind, halten an ihren Vornamen fest.

Abel Gerh. Kuhlmann, Hausmann zu Streek, desgl. FN. Abel in Ksp. Dötlingen, und von da nach Kneten und Ganderkesee, als Abeln in Garrel, Dwergte, überhaupt im Cloppenburgischen, Abeling in Ambergen, ol. Abelmeier in Goldenstedt. — Abrahams Erbe in Streek neben Rinderhagen, in der Form Abrahams im Jeverlande, gekürzt Brahms (Kötteritzergroden). Englisch lautet die Koseform von Isaak Ik und Ike, vergl. Ikenbrügge bei Friesoythe, Ikenhausen im Jeverlande. — Jacob, Vorname bei alten Familien in der Marsch. Zeller Jakobs in Ondrup, gesprochen Jaaks, anders gekürzt Coop (ein Coep Hollen zu Bocholt i. W.), genitivisch Kopes, Zeller zu Visbek; Verkleinerungsform Köpke. — Gideon Lahusen in Elsfleth. — Daniels (eingewandert, Dannehl, Danneil, häufiger FN. in der Altmark). — Die häufigen münsterländischen FN. Tebbe und Thobe (auch Vornamen Többe Diekmann in Langwege, Többe Schwegmann in Schwege) werden wohl mit Recht von Tobias abgeleitet.

Michael, d. h. wer ist wie Gott?; von den Deutschen aber wurde er mit michel = groß in Verbindung gebracht. FN. Michaels, Michaelsen, Zeller Michelbrand in Rechterfeld. Michel Wohlgemut unterzeichnet sich in Norddeutschland einmal Mekel Wolgemut, vgl. FN. Mäkel (Dinklage). Chorengel war ein alter Hausmannsname in Bollenhagen, dazu Chorengelshaus bei der Wapel. — Aus dem Hebräischen sonst noch Joachim (d. h. Jehova richtet auf), verkürzt Achim (v. Armin), FN. Jochens. — Emanuel (d. h. Gott mit uns), verkürzt Mendel, davon der jüdische FN. Mendelssohn.

Der Heiland selbst kommt als Röbe Heiland in der Friesischen Wede vor (18. Jahrhundert) und als Sundmaker (d. h. Gesundmacher; urkundlich in dem Jare unses Suntmakers Jesu Christi 1500) in Golzwarden.

Die heiligen 3 Könige: Caspar (d. i. persisch = Schatzmeister) sowie Jasper als Vorname, Jaspers FN. (Osterhausen bei Cappeln, Fikensolt, Jeverland); Melchior (d. i. König des Lichts), Vorname in der Wesermarsch, FN. Melchers; Balthasar (d. i. persisch Fürst des Glanzes, Belsazar ist dasselbe), Vorname Baltzer. — Wo ein Wirtsschild 3 Kronen zeigt, sind die heiligen 3 Könige gemeint; hier die Bemerkung, daß nach einigen Forschern die FN. König und Kaiser von solchen Schilden („Zum römischen Kaiser") herrühren; andere verweisen bei König auf den Schützenkönig.

Von den Jüngern ist, wie überall, Johannes der beliebteste gewesen: Vorname Johannes, Johann, Jan, Hanneke, Henneke; FN. Johannes (z. B. Zeller in Nordenbrok), Johanns, Janssen, Johanning (Ksp. Holdorf), Hanken, Henken; auch zur Unterscheidung gleichlautender Höfe, z. B. Jans und Arens Borgerding in Ihorst bezw. Harpendorf. — Petrus, Peter, Peters; westfälische Nebenform Bitter: Bitter von Raesfeld, Bitter Uphaus zu Horstmar, als Zuname Bitter im Amt Friesoythe. — Thomas, Vor- und Zuname (z. B. im Ksp. Lindern), dazu Thomssen (Marsch); abgekürzt Maas: als Vor-

Landesbibliothek Oldenburg

name, z. B. Maas Heydorn im Rodenkircher Kirchenbuch (auch in Holland üblich), als FN. z. B. in Alten- und Neuenhuntorf. — Matthaeus in der sonst vorkommenden Kürzung Mattes hier ungebräuchlich, aber in der Kürzung Tewes Vor- und Zuname: Tewes Schomaker in Horstmar, Carl Tewes in Beverungen; bei uns Thees, Theys, Theessen, Thessing. — Matthias ebenso: Ties Wilkens in Reine, ol. Zeller Thias zu Altenbunnen, ol. Hausmann Thies in Tungeln (bayrisch Hies, Hiesel). — Andreas (d. h. der Männliche); Andreae (Jeverland), gekürzt Drees, z. B. in Großenging, wo auch der Vorname Andreas noch kurz Drees gesprochen wird. — Philippus, Philipp, gekürzt Lips (ein Lips Jasper kommt in Beverungen vor und „min lewe Lips" schrieb Jan von Leyden an Philipp von Hessen; Redensart: Lips, treck de Brügge up = liepe nicht, mache keine Lippe, laß das Maul nicht hängen); davon der latinisierte FN. Lipsius. — Bartholomaeus als FN. alt in Oldenburg, gekürzt Bartel, davon FN. Bartels (besonders in der Marsch). Dieser Name kann aber einzeln auch von dem deutschen Vornamen Barthold (Zeller Barthold Krimpenfort) kommen. Die Redensart: er weiß, wo Bartel Most holt, ist rotwelsch. Barzel = Eisen, Stemmeisen, Moos = Geld, also: er ist ein ausgelernter Dieb. Andere Kürzung Ptolemaeus (Pastor Thole oder Ptolemaeus in Löningen 1550, Pastor Ptolemaeus zu Lastrup 1620): also Thole (im Münsterland viel) nochmalige Kürzung; FN. Thöle, Thölke, Thölking. Die dritte Kürzung ist bei uns nicht einheimisch: Maeus ist Mewes, Mews geworden, latinisiert Möbius.

Lucas ist als FN. gekürzt in Lucks. Luxbrüder nannte sich eine mittelalterliche Fechtergilde nach ihrem Schutzheiligen, andere hießen Marxbrüder nach Marcus. — Paulus als Paul FN. in Hengsterholz. — Timotheus in Timme verkürzt (englisch Tim), schon im ältesten Lehnsregister Tymme van Matern (Matrum); seit 1650 Hausmann in Colmar. — Cornelius häufiger Vor- und Zuname in der Marsch, auch Cornelssen; Kürzung Nehls (Baumann in Habbrügge u. öfter). Auch die holsteinischen Formen Niels, Nielsen sind von Cornelius und nicht, wie wohl geschieht, von Nicolaus abzuleiten.

Daß der heil. Antonius mit einem Schwein abgebildet wird, ist bekannt. Wo der Name Anton oder Tönjes (Vor- und Zuname) viel auftritt, wie auf der Delmenhorster Geest, liegt die Vermutung nahe, daß dort zu einer Zeit besonders die Schweinezucht betrieben ist. Tönniessen (Jeverland). — Nicolaus, Claus als FN. im Münsterlande (Visbek, Klausing in Damme), auf dem Ammerlande (Hüllstede, Torsholt), doch als Vor- und Zuname (Claussen), am häufigsten in Stedingen und Wüstenland, denn Nicolaus war der Schutzherr der Schiffer. — In ungemein vielen Formen zeigt sich Laurentius: Lorenz, Lorenzen, Laverentz (alte Hausmannsstelle in Frieschenmoor), Leverentz, Frenssen (holsteinisch), Rensen (Zeller in Varbrügge), Renze (Zeller in Bahlen), Lars und Lahrssen (holsteinisch), Lenz u. a. Im mittelalterlichen Rotwelsch hieß der Pfarrer der Lefranz, seine Köchin die Lefränzin, doch ist das Entstellung von Reverendus (engl. reverend), wie auch die ältere Redensart: „Einen krummen Lorenz machen" aus Reverenz (Bückling) entstellt ist. Doch

Landesbibliothek Oldenburg

in „so lang as Laverenz sin Kind" ist wirklich der Heilige gemeint, und da dieser Ausdruck manchem Leser bekannt sein wird, sei hier erwähnt, daß sich der Spruch auf ein Bild am Lunder Dom in Schweden bezieht, welches den heil. Laurentius und einen gewaltigen Riesen darstellt; letzterer hätte dem Heiligen beim Bau des Doms geholfen; er müßte aber zum Lohn seine beiden Augen haben, wenn es ihm nicht gelänge, seinen Namen zu raten. Gott half dem Laurentius; der Riese hieß Finn, was zu Kind geworden ist. — Liborius ist als Vorname Börries (ol. Hausmann Börries Wehlau zu Specken), desgl. FN. (Halberbe Börries zu Linswege), im Münsterlande mit dem charakteristischen g statt j, in den Gemeinden Löningen und Essen Borges, Berges (einmal Zeller Börries in Altenbunnen, einmal ein anderer in Borchers umgestaltet, was doch ein deutscher Name ist). — Sebastian, anderswo in Seebaß gekürzt, kommt als Bastian in Butjadingen vor. — Constantin, in Costen gekürzter Vorname, früher in Schlüte, nicht mit Carsten zu verwechseln, welches = Christian ist. Christians, Carstens, münsterländisch Kerstens, Kerstien, Kersting. Von Constantin dagegen Kossens. — Martin, Martens. — Christophorus, Christoffer, Stoffer, FN. Christoffers (Stedingen), Stoffers. — S. Levin, Patron von Gent († 659) als Vorname in der häufigen Verbindung Adam Levin (s. o.) als FN. in Tettens bei Blexen. — Beseke ist Abkürzung von Basilius, d. h. der Königliche. — Pancratius, d. h. der Allmächtige (in Beziehung auf die Athletenkunst), Pancratz (Münsterland), gekürzt Kraatz (eingewandert). — Eustasius, Stasius, d. h. der Standhafte, Gesunde: Vorname Staes, FN. Staschen (Friesische Wede). — Alexander, gekürzt Sander: ol. Baumann Sander Busch zu Lintel, Sanders Hausmannsstelle zu Aschwege, desgl. in Telbrake u. sonst. — Erasmus, Rasmus oder Asmus (M. Claudius), FN. Rasmussen. — Kommt Dörrien, Dörries vor, so ist es = Isidorus (Gabe der Isis). — Neben Gerdes, d. i. Gerds Sohn, kommt die Schreibart Gärdes und Gördes vor und läßt vermuten, daß da Gregorius, anderwärts zu Görres geworden, zugrunde liegt. — Franziskus, kurz Franz, heißt englisch Frank, daher möchte Franke und Franksen (Butjadingen) noch friesische Form für Franz sein, wie denn ja eine nähere Berührung des Englischen gerade mit dem Friesischen besteht. — Des heil. Franz Nebenbuhler gewissermaßen war Dominicus, d. h. dem Herrn angehörig, am Tage des Herrn geboren, also Sonntagskind. Auch im Deutschen sind gerade Sonntag (Hammelwardermoor) und Freitag (als Todestag des Herrn; v. Frydag auf Daren, Erbe Frydak zu Varlar, Kötter Friedag zu Nottuln i. Westf.) die Tage, die zu Familiennamen Anlaß gegeben haben. Nach der Zeit der Geburt nannten die Römer einen Knaben Manius oder Lucius, d. h. den in der Morgenfrühe Gebornen; ähnlich bei uns Dagerath, d. i. Tagerot, Morgenrot, einst ein Wirt in Strückhausermoor, dessen Haus damals der Lage wegen von Viehhändlern viel besucht wurde und der weit bekannt war. Noch jetzt Dachrodt FN. in Göttingen. Das griechische Wort für Dominicus oder Sonntagskind ist Kyriakos, entstellt Cyriakels, früher ein Hausmann in Butjadingen, und Ciliax.

Landesbibliothek Oldenburg

Der nach R. Andrä im Braunschweigischen mehrfach vorkommende FN. Achilles findet sich hier als Achgelis, zuerst als Name eines Schweier Pastoren.

Gelehrte Namen. Hiermit ist das Gebiet der kirchlichen Namen schon verlassen, aber das der lateinischen bezw. griechischen Familiennamen ist damit nicht erschöpft; es müssen noch die erwähnt werden, die dem gelehrten Zeitalter (dessen Blütezeit vom 30jährigen Kriege bis etwa 1780 war) ihr Dasein verdanken. Die Kirche war mit dem gesamten Volksleben eng verwachsen und durchdrang alle Verhältnisse. So ist begreiflich, daß Eltern ihren Kindern Namen von biblischen Personen, die sie verehrten, beilegten. Die Gelehrsamkeit aber war dem Volke entfremdet, mied ängstlich jede Berührung mit ihm und verachtete es mit einem Wort. Die gelehrten Namen erfand man, um nicht dem gemeinen Volke zugezählt zu werden, um sich Ansehen zu geben; sie sind künstlich und unschön. Der Schneider wollte seinen ehrlichen Namen nicht mehr, aber er nannte sich nicht einmal in klassischem Latein Sartor, sondern im barbarischen Sartorius. Daß ein Düvel nicht gern so heißen wollte, begreift sich, darum Düvelius; aber warum Meinardus (Hausmannsname in den Moormarschen) statt Meiners? Selbst der Sinn wurde nicht mehr verstanden oder absichtlich mißverstanden, s. u. Griepenkerl. Namen dieser Art sind bei uns Lanzius, Lasius, Zedelius, Parisius, Berlinius, Bolenius, Frisius.

Namen sind von Handwerk oder Lebensberuf hergenommen. Der Bauer auf der Geest hatte früher eigentlich alles, was zum Leben gehört (Korn, Fleisch, Hanf, Flachs, Holz zum Bauen und zum Sarg), und machte sich auch fast alles selbst. Und in einem Lande ohne Steinbrüche, Erze und Kohlen konnten gewisse Lebensberufe garnicht vorkommen. Trotzdem finden wir mannigfache vom Lebensberuf hergenommene Familiennamen, teils aus alter Zeit, teils eingewandert („eingew."). In streitigen Fällen ist der Beweis, daß ein Name von einem Gewerbe hergenommen ist, gebracht, wenn vor dem Namen einst der Artikel de stand; z. B. de Wagendriwer, kurz de Driver (driwen = fahren) ist der Fahrknecht. Ohne Artikel kann aber der Name sehr wohl von dem ostfriesischen Ort Driver herkommen, wie solches oft geschieht. (Mit Artikel kann es auch ein Künstler sein, der „getriebene" Arbeit macht, so tatsächlich im Holländischen.) So de Vetter, de Mestvetter, der Mistauflader u. a.

Der Stedinger Jacob Scriver um 1240 (Rast. Chron.) ist vielleicht der älteste nachweisbare vom Beruf hergenommene Name. — Im Lagerbuch (1450) Schomakers Hausmannsstelle zu Aue. Hochdeutsch Schuwerchte, zu Schubert geworden, und Schu-sutor (sutor lat. = Schuhmacher), zusammengezogen Schuster (eingew.) — Alt ist ferner Bodeker in Mansholt: hochdeutsch Böttcher, der Bottichmacher oder Büttner, der Bütten macht (beide eingew.) Gebräuchlicher noch als Bödeker und gleichfalls alt ist Küpker, der Kufen macht (Hankhausen) und münsterländisch Kuper, vergl. engl. cooper. — Köhler in Dingstede: das Rasenerz oder der Ortstein scheint vor Alters in primitiver Weise dort

Landesbibliothek Oldenburg

verhüttet zu sein, vgl. den Ort de Schmede dicht dabei. Ebendort Schnier, dem ein münsterländisches Schnieder (Oldendorf bei Lastrup) entspricht. Wahrscheinlich ist dies aber nicht unser Schneider, sondern der Holzschneider, der Sniddiger, Schnitker (ol. Hausmann am Sürwürderdeich). Der Schnittker macht „Kantore", Treppengeländer usw., wird auch Schottelier (Schatullenmacher) genannt; ein Kleensnyder in Münster wird für Giebelbretter bezahlt; bei Zwischenahn (Lagerbuch) findet sich ein Hilgensnider, der Heiligenbilder schnitzt. Der alte Name für den Schneider (Kleidermacher) aber ist allgemein Schröder (anderwärts auch Schrader). Schroten, niederdeutsch scraden ist schneiden. Die Hebelsche Erzählung von der Frau, die das letzte Wort behielt, auch als der Mann sie ins Wasser warf, findet sich viel früher bei G. von Minden so erzählt, daß die Frau ihrem Mann gegenüber behauptet, eine Wiese wäre schlecht gemäht, die wäre ja überhaupt nicht mit der Sense gemäht, sondern mit der Schere abgeschnitten. Der Mann gerät in Zorn und schneidet der Frau die Zunge aus. Da schob die Frau die Hand vor und öffnete und schloß sie, „as (= als ob) se screde", wie wenn sie schnitte. Dem bei uns nicht einheimischen Namen Schröter liegt auch das Wort schroten, schneiden zugrunde, aber die Bedeutung ist eine andere, es ist der, welcher mit Schrotbalken (d. h. in der Mitte längs durchschnittenen Balken) arbeitet, nämlich auf ihnen die schweren Fässer in den Keller hinabbläßt; urkundl. de Wynschroder. Mit dem Schneiden von Tuch hat auch der Wandscheer, d. h. Gewandscherer zu tun: ein Berend Wandscheer heiratete ca. 1750 in ol. Kahlen Halberbe zu Ekern. Müller, münsterländisch Möller, dazu Windmüller (zur Windmühlen, Thormählen, Mählmann), Lohmüller, Schillmöller; letzterer hat eine Schälmühle, vgl. Palmoelen im Groningschen (von pellen) und den oberdeutschen FN. Kevenmüller, keven eigentlich so viel wie abnagen. Ein Cordt Steinbicker (der mit der Bicke, dem Pickel, den Stein bearbeitet, lat. lapicida) in Beckum (Westf.) macht Mühlensteine. In Greifswald ist eine Steinbeckerstraße, bei der man also nicht an einen Ziegelbacker denken darf. Becker (friesisch Bakker), dazu Witbecker (ol. Hausmann in Isenserwisch). Diesen Namen wird gewiß jeder unbedenklich mit Weißbäcker übersetzen, wie denn auch FN. Weisbecker sich findet. Es soll aber Witbecker so viel sein wie Vastbecker. Wit ist eine Art des gröberen und festeren Brotes, das die Warburger Bäckerinnung alle Tage zu backen erlaubt, nicht so aber das feinere Brod. Wenn Wyt das grobe Brot bedeutet, wäre dem Sinne nach für uns Witbecker der Schwarzbrotbäcker. Mutzenbecher (eingew.) ist aus Mutzenbecker entstellt. Mutsche, Lehnwort aus dem Französischen (miche), ist eine Art kleinen Brotes, war besonders in Südwestdeutschland (Baden und Elsaß) zu Hause, ist in der Form Mütschel in Bayern und Elsaß noch üblich.

Sie ritten dem Mutschelbecken wol für sein eigen Haus:
Mutschelbeck, bistu dinnen, so komm zu uns heraus.

Ganz etwas anderes ist FN. Matzbeck, der den Juden ihre Mazzen, ungesäuerten Brote, backt. Von großer Bedeutung für das mittelalterliche Leben waren die Badstuben; sie behielten sie auch, bis sie teilweise entarteten und gemeiner

Landesbibliothek Oldenburg

Sittenlosigkeit Ursprung und Zuflucht wurden und die Gefahr der Übertragung der sogen. Franzosen sie in Mißkredit brachte. Dat ist stovenmaere, d. h. das ist in allen (Bad)stuben bekannt, das weiß jedes Kind. So sind denn auch in fast allen größeren Städten Stuben-, Stoben-, Stavenstraßen (Osnabrück, Hildesheim, Braunschweig), oder Stubenstegge (Münster) u. a. Stube, mittellatein. stupa, bedeutet ein heizbares Gemach, vgl. Stövken, Feuerstübchen für Kieke, gestowtes Gemüse, engl. stew = wärmen, schmoren, Irish stew. FN. Staven(h)üter in Bremen, Spottname für einen, der jedem Luftzug aus dem Wege geht. Der Inhaber einer Badstube hieß de Batstovener oder kurz de Stover. Cord Stöver war 1750 Besitzer der Fastenau's Halbbau in Bürstel; aber auch sonst FN. auf dem Lande und in den Städten. — In Kleinbornhorst (auch Dwokuhlen genannt) wurden früher irdene Geschirre verfertigt, und der betr. Handwerker wurde de Groper genannt. FN. Gräper (Moorriem und Großenmeer). Kaspar-Ohm, ein Kapitän, der einen Fuchs reiten will und dessen Frau jammert, weil das Tier so bissig aussähe: „— — Kik na din Grapens un Schapens un Pannen un Seilpött — — — odder, Gott verdom mi! ik stige hier wedder ut den Topp dal un rektifiziere di mal dinen Octanten!" Vgl. eine Gröpergasse in Halberstadt, eine Grapengießerstraße in Stettin (Grape kann auch ein eiserner, dreifüßiger Topf sein). FN. Pottgeter. Dasselbe ist Aulenbacher (eingew.) von lat. olla = Topf, der Euler = Töpfer, die Ulner- oder Töpferzunft z. B. in Siegburg, also Aulenbacker; anderwärts auch FN. Ohllenmacher. Schotteler (Röbe Schotteler in Gruppenbühren um 1670), hochdeutsch Schüßler, macht hölzerne Schüsseln (lat. scutum der Schild, scutellum der kleine Schild). — Holschenmacher (Döhlen), Hölscher (Münsterland z. B. in Elmelage); andere Bezeichnung für Holzschuhe ist Klumpen, davon wohl Klümper. Der Trippenmaker, Trippenmecker macht Trippen, eine Art Pantoffeln (Tripmaker in Essen ca. 1670). — Timmermann (Schlutter, einst in Gruppenbühren). — Schipper (Jeverland). — Fischer (friesisch Visser). Der Fischer, der mit der Plumpekule (= Keule) oder der Plumpstange ins Wasser klatscht und so die Fische ins Netz treibt, ist der Plümper. Christus hat so armselige „Fischer und Plümper" zu Jüngern erwählt. FN. Plümper zu Kleinenging. — Zeller Blömer, urkundlich de Blomer in Höne. Blumenbesuch, Blumengesuch ist die Benutzung der Weide, mittelniederd. Blomware, und de Blomet, im Hannöverschen hier und da der besondere Ausdruck für Bienenweide, mithin Blömer möglichenfalls die Bezeichnung für Imker. Imker als FN. findet sich nicht, dafür ist aus dem Slavischen Zeidler, Seidler eingewandert. Zeidelbär (ostpreußisch Zeiselbär, „mürrisch wie der Zeiselbär, wenn er vom Honigbaum kommt her") niederdeutsch FN. Thielbar; vgl. Thiellock für Flugloch (Münsterland). Der Älteste der Zeidler hieß slavisch Schuppan, entstellt erhalten in Suphahn und in Gespanschaft (Chamisso: „in der Gespanschaft Szekel"). Von den Klotzbeuten, die im Walde die Körbe vertraten („Büte" in der Lüneburger Heide noch ein Bienenstock aus dem Abschnitt eines hohlen Stammes), wird der Name Büdner abgeleitet. — Büten und küten bedeuten tauschen (auch kütebüten), doch wird Küter (in Bösel) wohl nicht ein immer tauschender

Landesbibliothek Oldenburg

„Reudeler", sondern ein Hausschlachter sein. Eine Küterstraße befindet sich in Kiel (v. Liliencron wohnte da); ein Kütertor in Stralsund, und das älteste bekannte Berliner Schlachthaus war der Küterhof. — Eine (Fisch-)Bunge kennt jeder, das Wort bedeutet auch eine Art Schrank (Westfalen) und eine Trommel („de Bungen der Vrolicheit"), welche besonders früher, wo das Format länglicher war, mit einer aufgestellten Fischbunge Ähnlichkeit hatte. FN. Bünger (Münsterland) = Trommler. Die Springer, d. i. Tänzer (Varel), gehörten zu den fahrenden Spielleuten. FN. Pieper (Pfeiffer) und Püker (Paukenschläger). Schmidt, genitivisch Schmedes, patronymisch Schmedding, diminutiv Schmiedel (Elmeloh, eingew.). Kleinschmidt ist der Schlosser. — Decker, der Dachdecker. Dabei ist nur an eine weiche Dachung zu denken. Schieferdecker, westfälisch auch Scheveldecker, noch öfter Leiendecker, Legendecker, entstellt Leidecker (Lei = Schieferfels, vgl. Lorelei und viele andere im Rheinland, westfälisch Leie = Schiefertafel der Schulkinder). — Dreier, der Drechsler. Von dem Gerät, das er vornehmlich macht, wird er auch Wehldreier genannt. Wehl, ist das (Spinn-)rad, Wehlbeen, mißverständlich Wöhlbeen, ist ein Mensch, der Beine hat, krumm wie ein Rad. Dasselbe ist Spillendreier (= Spindel); in Münster nannten sie spöttisch einen Bischof so, der gern drechselte. — Rademacher, der Wagenräder macht, Wagner; de Rediker (eingew.) ist dasselbe. Assenmacher (in Lingen), — Kistemaker. — Strohschnieder. — Hotfilter, anderwärts auch Hutmacher. — Büdeler, der Beutelmacher (Vechta, ebenso in Greifswald). — Öhljeschläger. — Swertfeger (fegen = reinigen, putzen; Ohrvege fehlerhaft in Ohrfeige übersetzt). — Kannengeter. — De Bleeker (eingew., holländisch). — Der Gläsener (FN.) in Schilder baut 1480 eine neue Glashütte. — Der Körber, der Korbmacher. Die Körber sind hier von Langenhagen bei Hannover eingewandert (Frieschenmoor); sie waren wie die gleichfalls von Langenhagen stammenden und hier zeitweise angesessenen bezw. begüterten Familien Schmidt (Neuenfelde) und Lindemann (Frieschenmoor) Pferdehändler, die mit der hannoverschen Kavallerie in Verbindung standen. — Menge, mittellat. mango bedeutet hessisch noch den herumziehenden Händler, Trödler, rotwelsch früher auch den Kesselflicker. Dieser heißt niederdeutsch der Ketelboter (wie Oldböter der Handwerker ist, welcher nur Flickarbeit macht, Altbüßerstraße in Breslau). — In Westfalen hieß der dem städtischen Brauwesen vorgesetzte Ratsherr de Gruter. Grut soll ursprünglich von der Myrtenheide (plattd. Post), die dabei Verwendung fand, gelten; dann aber wurde die Bezeichnung Grutamt auf das Brauwesen, die Bierakzise und dergl. übertragen. FN. Grüter, Grütering. — De Blidener, der eine Blide, eine mittelalterliche Wurfmaschine bedient. Als die Bliden aus der Welt verschwanden, wurde bei uns noch überall nur niederdeutsch gesprochen und geschrieben, darum beweist die hochdeutsche Form Pleitner Einwanderung. Auch Pfleiderer soll nichts anderes als Blidener sein. Armster ist Armbruster; Armbrust aus mittellat. arcubalista entstellt. Die Waffe war oft so groß, daß sie mittels eines Spannhakens gespannt werden mußte, vgl. FN. Spannhake. Ein Futterer oder Speisser (eingew.) ist ein Fouragier. Sprenger soll ein Steinsprenger

Landesbibliothek Oldenburg

sein. — Bezeichnungen des Schlachters sind Fleischhauer und Knochenhauer, sie drücken aber zugleich eine bestimmte Kompetenz im Sinne der alten Innungen aus. Zur Zeit als Köln Universität war, war Knakenhauer im Studentenjargon die Benennung eines Westfalen, wohl um die Derbheit und rohe Kraft zu verspotten. — Hammacher ist der Verfertiger von Kummetgeschirren, der Sattler. — De Krudener ist einer, der mit Kräutern, Spezereien zu tun hat, der Apotheker. — Für Ruseler gibt Grimm DWb. die unhöfliche Erklärung „eine vielgeschäftige und dabei sudelnde Person". — FN. Hibbeler, der aufgeregt ist und zu nichts Rechtem kommt.

Personen sind nach Gegenständen benannt. Daß Menschen von ihrer Beschäftigung den Namen führen, ist nichts besonderes. Auffallender ist, daß auch Personen einfach nach Gegenständen benannt sind, und nicht immer liegt die Beziehung des Gegenstandes zu der nach ihm benannten Person klar zu Tage.

Einfach ist die Sache allerdings bei den Namen, die von einem Kleidungsstück hergenommen sind. Die Leute haben die betreffende Kleidung eben getragen und sind damit aufgefallen. Im Lagerbuch kommt bei Zwischenahn ein Hanneke Rodekogel vor. Denselben Namen, in Rodenkoel, später Rohenkohl, umgeändert und der Bedeutung nach längst mißverstanden (er hätte in Bremen „rohen Kohl, rohen Kohl!" auf den Straßen ausgerufen) führt von Alters her ein Zeller in Oythe. Kogel ist mittellat. cucullus, ein Mantel mit einer Kapuze. Nach der Farbe der Kapuze sind auch Blakogel (Lippstadt; bla = blau; jemand „blunt [blond] und bla" schlagen) und Wittkugel benannt. Auch die Kappe der Imker heißt hier und da Immenkugel. Einer mit einer leinenen Kapuze hieß Linnekogel (Corbach), verderbt in Linnenkohl. Den einfachen Namen in Verkleinerungsform bietet eine Bremer Urkunde in Frederik Kogelken: FN. Köhlken (Huntebrück, früher auch in Hasport und von da nach Norderhofschlag). — Das Wort Hose bedeutet ursprünglich einen hoch hinaufgehenden Strumpf; man mußte daher „ein Paar Hosen" tragen, die beim Zusammentreffen oben verschnürt wurden. Hosen oder Hasen niederdeutsch noch heute = Strümpie. Das älteste Haus in Bloherfelde, ungefähr an der Stelle, wo die vom Moor herkommende Wasserlöse in die Haren fällt, hieß früher Pumphasen (einmal auch Pumphosen) Hof. Pumphase muß nach der weitbauschigen Pumphose benannt sein. Schräg gegenüber von Pumphasen Hof liegt der „dröge Hase". Anekdote und Schild sind bekannt, und die Richtigkeit nachzuprüfen, erübrigt sich; es sei aber erwähnt, daß um 1460 in Camen (Westf.) ein Pastor Joh. Dregehase lebte und daß im Münsterlande ein Eigenschaftswort drege, dreige vorkommt, das so viel ist wie dauerhaft, gut vorhaltend (dreigen Torf; drögen Torf ist etwas ganz anderes): mithin könnte FN. Dregehase auch den Stoff der Hose lobend hervorheben. Eine Dunk ist alt- und mittelhochdeutsch ein unterirdisches Gemach, worin die Weber ihre Werkstätten haben, eine Weberstube, ein Weberkeller. Von der hier gearbeiteten Hose her ist der Name Dunkhase abzuleiten. Linnekogel s. o.: so auch Leinhos (Berne, eingew.) oder Leinhaas (schrieb über Kaiserin Viktoria), Zunft der

Landesbibliothek Oldenburg

„Schneider und Leinhösler" in München. Ledderhose, einst FN. in Paderborn, verkürzt Lerse (Goethe's im Götz verewigter Freund); der Verfertiger von Lersen hieß der Lersner. — Eine andere Bezeichnung für Hose ist hochdeutsch Bruch, niederdeutsch Brok: der auch in Webers Dreizehnlinden erwähnte nordländische Held Ragnar Lodbrok bedeutet nichts anderes als Ragnar Zottelhose. — Endlich der Name Wenke (Stedingen, Moorriem) bedeutet Wändchen, (Gewand) Rock. Dazu Kortewenneke, einst FN. in Lippstadt.

Auch die FN., die von Waffen hergenommen sind, erklären sich einfach: die Waffen sind von den Leuten geführt, vielleicht auch etwas prahlerisch zur Schau gestellt worden. Beselere und lange Stekemetzede zu tragen ist verboten (Westf.): FN. Beseler (Schleswig-Holstein 1848; Syndikus in Oldenburg). Eine andere Waffe hieß im Mittelalter Misericorde, zu deutsch Erbarmen oder der Gnadenstoß (kommt z. B. in W. Scott's Quentin Durward vor). Hiervon stammt der Name Müsecordes, jetzt meist Müsegades, Misegades, Müsegaes geschrieben (Heimat Hoyaer Gegend, von da schon früh nach der Delmenhorster Geest (Neerstedt, Havekost). Wapenhensch (FN. in Pyritz) = Wapenhantsche, Waffenhandschuh. Adeliger Nicolaus Blekeschilt: nach dem geflochtenen Schild, vgl. die Flaken, die in Stedingen bei Gefahr des Deichbruchs verwandt wurden und deren jeder Hausmann nach Größe seiner Stelle eine bestimmte Zahl haben mußte.

Unschwer erklären sich auch die Namen, die von einem Genußmittel, einer Speise hergenommen sind: sie sind Leuten beigelegt, die sie bevorzugten. Heintze führt z. B. den FN. Gossenbrod = „warmes Brot mit Fett begossen", eine Lieblingsspeise alter Zeit, an. Marquard Begozzenbrot 1321. FN. Gevekost: geve is gut, kräftig. Je höher das Land, je gever die Kartoffeln (Münsterland); im Norden nur als ungeve noch gebräuchlich: die Schafe sind ungeve, d. h. krank; ungever Klei liegt hier und da unter dem Moore und wird besser nicht umgeschossen. Gevekost legte viel Wert auf gute und reichliche Kost.

Wat fragt 'nen geiwen Bur darna,
Wennt Hastfleesch noch so schra und ta.

Er ißt es doch, er wird mit dem Hastfleisch doch fertig. Harst ist eigentlich Reisig, dann die Roste, dann das darauf Geröstete, dann Fleisch zum Braten oder Kochen überhaupt. Arme Leute backen die Pfannkuchen mit Öl, besser gestellte mit sogenannten Härsten, d. i. Speckscheiben (Westf.). „Der Striethast", Emsländer Erzählung von E. von Dincklage. Der Speck wird kreuzweise durchschnitten — striden = auseinandergehen, mit Streit (wie Verfasserin meint) hat das Wort nichts zu tun und mit haben („du hast Streit") erst recht nicht — und damit dem Bewerber angedeutet, daß seine Werbung verschmäht wird. Es gibt verschiedene Harste, z. B. der Backharst (d. h. nicht Harst, der zum Backen, etwa in Mehlteig, geeignet ist, sondern Harst aus der Seite, Back), de Lummeharst, holländisch das Nierenstück, Rinder- und Schwienenharst, der Pottharst oder Potthast, FN. in Westfalen häufig (auch ein Adeliger v. Droste, genannt Potthast), bei uns eingewandert. Fettjüchen, früher FN., z. B. im

Landesbibliothek Oldenburg

Ksp. Altenesch. Jüche, Jauche ist Suppe, also Fettsuppe. Vgl. Keuteljüchen für allerlei zusammengegossenenes Getränk, Leckbier 2c.

Sandemer ist scherzweise in Sand am Meer umgedeutet; es ist ein Liebhaber des Schnupftabaks von St. Omer (in Flandern), darum richtigere Form Sandomir (Ostfriesland).

Bei den nun folgenden FN. ist die Bestimmung schwieriger. Machten die Leute solche Gegenstände, war es ihr Handwerksgerät, oder (von anderen Möglichkeiten abgesehen) liegt ein mehr oder weniger geschmackloser Vergleich zwischen dem Gegenstand und dem Menschen zugrunde? Letzteres kommt auch vor, z. B. ein Hamstock ist ein Stab am Mühlenwehr, die Höhe des Wassers zu messen, entstellt: Hempstock, Ausdruck für ein schmächtiges Kind. — „Der Schübderump" von Wilh. Raabe. Damit ist eine Wüppe gemeint, mittelst derer in Pest- und Seuchenzeiten die Leichen befördert und in die Grube gestürzt wurden. In Warburg (Westf.) wurden 1540 drei solche Totenkasten, dort Schudde-uht genannt, auf öffentliche Kosten angefertigt. FN. Schütrumpf in Altenhuntorf (aus Hessen eingew.). — Spanhake s. o. — Ein Ladebom ist eine Vorrichtung zum Einladen, ein Krahn. Schon im Lagerbuch Hausmann Ladebom in Astrup (Labohm), dort lange, dann auf ol. Kuhlmanns Stelle in Streek. — FN. Tengnagel (Barssel), desgl. in der Heidelberger Matrikel ein westfälischer Student Sanderus Tengnaghel. Ein Tengel ist eine Art Nagel, ein Tanger sowohl eine Nadel der Tannen als auch ein Tannenkamp (in Pommern). Vgl. Henkel Hofnaghel (Hufnagel) in Dielingen (Diepholzer Urkundenbuch). — Im Lagerbuch schon und bis ins 18. Jahrh. hinein hieß ein Bauer in Hüllstede Klikgebiel; Klingebile ein westf. Student in Gießen; Klingebiel noch FN. in Hannover. — Possehl (eingew.): boßen ist stoßen, schlagen, durchschlagen; ecchol der Stahl: Boßeckel ist der Stahlhammer. — In einer niedersächsischen Urkunde kommt der lat. Ausdruck lapides concavi (konkave Steine) mit der Erläuterung „Holsten" vor. Trotz der leicht ausgesprochenen Endsilbe möchte der Name Holsten (Schwei) hierher zu ziehen sein, zumal ein gleichbedeutender FN. Hol-tegel (Hohlziegel) noch in Brinkum vorkommt. — Das Gefängnis, französisch prison, schon im Mittelalter und noch heute Presuhn: FN. Presuhn. — Funke (Visbeck, Dangast) und das gleichbedeutende Spark (Nutteln, Neuenkoop und weiter nördlich) vgl. engl. spark = Funke; das Feuer spa(r)kelt = sprüht Funken.

Sind Menschen nach Dingen benannt, so müssen Deutsche auch Namen von Trinkgefäßen haben. FN. Lösekann, in Stedingen schon im ältesten Lehnsregister, noch in Moor- und Wesermarschen. L. ist ein Henkelgefäß mit einem Ausguß am oberen Rande, ein Auslaßgefäß, „ein Einschenk oder Loßkannen, wie sie die Bauern in meiner Heimat nennen", auch Bierloose und Lase genannt. So urkundlich ein Bürger Scherpekanne in Bremen; Scherpe ist eine Art Dünnbier. Störtebecker wird wohl immer mit „stürze den Becher (hinunter)" wiedergegeben, und es steht doch dahin, ob es nicht so viel ist wie Klippkanne, ein Stürzebecher, ein mit einer Stürze, d. i. einem Deckel versehener Becher. Auch Tummler (FN. Thümler) ist ein Trinkgeschirr, aber auch ein

Landesbibliothek Oldenburg

Fischsäugetier. Ein Birkenmeier war ein aus Birkenholz verfertigter Becher und kommt als FN. vor; doch werden unsere Barkemeier (z. B. in Hatten) wohl eher von den paar Höfen in Barken, Ksp. Stuhr, den Namen haben.

Noch einiges Erwähnenswerte. E. M. Arndts Klas Avenstaken kommt urkundlich als Hinrich Ovenstake in Bremen vor. — Das Gerät, auf dem die Sense gedengelt (gehaart) wird und das wir Haarspitt nennen, kommt als FN. Haarstick in Burgdorf (Hannover) vor. Ganz dasselbe ist Klopstock:

Keinen Klopfstock, keinen Hammer,
Hätt' er (der Bauer) in seiner Kammer,
Wenn nicht der Bergmann wär.

FN. Bungenstock (Lingen) wohl = Trommelstock (s. o. unter Bunge). — Ebenhöhe, mittelniederdeutsch Ebenho, ist eine mittelalterliche Belagerungsmaschine (so hoch wie die zu erobernde Mauer), FN. Ebenhoch (Österreich). — FN. Knüppling (Jacobidrebber) findet sich schon früh urkundlich als Beneke Knuppel und könnte wie Zeller Plump zu Carum (vgl. Bürgers Plump von Pommerland — in Pommern eigentlich Plump ut Pyritz —) und Zeller Knagge (= Knorren) in Garthe einen derb gebauten Mann bedeuten.

Personen sind nach ihrem Amt oder Dienst benannt. Das ganze Leben war vormals gebundener, überall Zünfte, Innungen, Hansen, Brüderschaften, Genossenschaften, Schutzverhältnisse zu einem Mächtigen usw. Zur Aufrechthaltung der Ordnung mußten allerlei Anstalten getroffen werden, und die Spuren solchen Verwaltungsapparates sind auch in zahlreichen Familiennamen noch zu sehen. Nirgends findet sich ein gewisser konservativer Geist mehr als da, wo solche genossenschaftliche Verbände sind; der Einzelne fühlt, daß er mehr als eine ephemere Erscheinung ist. Sonst verstehen wir heute kaum den Ernst, mit dem sogar formell verfahren wurde; wenn z. B. in Geseke (Westf.) eine kleine Genossenschaft, die über einige Ländereien verfügte, noch 1748 ihre statutenmäßig vorgeschriebene Sitzung nicht abhielt wegen einer an dem Tage stattfindenden Sonnenfinsternis, wo doch bei scheinender Sonne verhandelt werden mußte (in Wahrheit soll „bei scheinender Sonne" nur heißen, wenn die Leute nüchtern sind, vgl. ene nochterne Morgensprake). Wir verstehen nicht recht, wenn im Delbrückschen der Schweinschneiders-Dienst öffentlich vergeben wurde, wie dann sofort in dortiger Gegend drei Familiennamen hiervon hergeleitet sind: Bergschneider (= Borg), Sagenschneider (Sage = Söge, der die Mutterschweine zu Säuborken machte, Zeitwort suborken = kastrieren) und Schockenschnieder (Schocke = Schwein; Schockensone = Hurensohn, eins der am schwersten geahndeten Scheltwörter).

Das Haus, worin die Beratungen stattfanden, hieß Rathaus (noch in Altendorf, Ksp. Strückhausen) oder Gildehaus, davon die Namen der Zeller Gellhaus in Calveslage, Visbek und Ellenstedt, Gildehaus, kl. Bauer in Schobrink b. Diepholz, oder auch Spilhus (lat. theatrum). Ob davon der alte FN. Spils in Twistringen herrührt? Zu den Gildeversammlungen lud der Funboder, Verboder; mehr eine gerichtliche Persönlichkeit war der Bade, Bothe (Münsterland) und der Frohne (Dythe, Bühren). FN. Umlauf (eingew.): der Cölner

Landesbibliothek Oldenburg

Lizentiat Herm. Weinsberg (17. Jahrh.) erzählt, daß sein Schwager Peter von Urdenbach vom Rat zum Umlauf gewählt wurde. „Dies war ein guter Dienst, der wohl was einbrachte." Später nennt er ihn kurz „sel. Schwager Peter Umlauf". — Der Rang läßt sich nicht immer bestimmen: das vornehme Amt eines Drosten wird zuletzt zur Bezeichnung der bei größeren Hochzeiten aufwartenden männlichen Dienerschaft. Ein Borggräfe ist soviel wie Burgvogt und erhält Trinkgeld (z. B. in Warburg). FN. Miener (Ikenhausen)= Verganter; ein Gerryt de Myner kommt in Bocholt vor; Friedrich d. Gr. läßt durch gewöhnliche Ausmienerei die ostfriesischen Kanonen versteigern; aber in den Old. Anz. auch ein Pedell und Ausmiener. — Den gemeinsamen Schmaus einer Corporation richteten die Scheffer her bei einem Huster (FN. in Roscharden), d. i. Hausherrn. Auf Greve = Graf endigen manche Namen: Dinkgräfe (= Gerichtsgraf), Zeller in Addrup. Meyer Holzgräfe in Holte bei Damme (hatte die Unterholzgrafschaft, wodurch ihm Bruchgelder wegen Frevel in ungeteilter Mark einkamen). Holtgrefe, auch in Westf. öfters als FN. Etwas Ähnliches ist im Münsterland FN. Holtvogt. Dasselbe ist Witgräfe, aus Ströhen in die Marsch gekommen, verderbt Weißgraf (Jeverland), verschlissen Wiegreffe (Rehorn). Hogreffe im Hannöverschen nach der Altmark zu; in Lippstadt Go-, Frig- und Marckgrefe. Markgrafenfeld bei Matrum. Dagegen gehören die FN. Bollgraf (Osternburg), Steengraf (Bremen) nicht hierher, da das Graf aus Graben entstellt ist, vgl. anderswo FN. Anschütz = Bollwerk. — FN. Amann (eingew.) für Ammann = Amtmann. FN. Denkmann (eingew.), der in schwierigen, auf altem Herkommen fußenden Rechtsverhältnissen benutzt wird. FN. Dockmann (eingew.) = Fürsprecher der Zunftgenossenschaft. Der Friedmann oder Frieder ist der Gerichtsdiener, der Ruhe gebietet, wenn Lärm ausbricht. Ein Meistermann vollzog bei norddeutschen Schiffern die Strafurteile; vgl. FN. in Bakum. Ein Kluver legte den Übeltäter in den Kloben, in den Stock, wovon der Name Stöcker.

Früher Gemeiners Gasthof in Elsfleth: der oberdeutsche FN. kann bedeuten 1) einen Teilhaber, Mitgenossen, 2) den Vorsteher einer Dorfgemeinde, 3) einen Gemeindegenossen, Nachbar, 4) einen Schiedsmann. — Schulte (Zeller in Langwege, Schwege), in Kleinenging schon in der holländischen Form Schute. Es ist die Verkürzung von Schultheiß, der eine Schuldigkeit, Verpflichtung heißt oder gebietet. Als FN. von Bauern in Westfalen sehr oft (Schulte Hofzumahaus, Schulte Gassel 2c.); als Schulz gleichfalls ungemein viel im hannöverschen Wendland, stellenweise über 20 % der Bevölkerung. Bei uns sind die Schulz eingewandert; schlesisch dafür Scholz (Scholtisei der Schulzenhof). — Meier, vom lat. major, bezeichnet ursprünglich den Vorsteher oder Verwalter eines größeren landwirtschaftlichen Hofhaltes; davon im Französischen als Maire in den Begriff Gemeindevorsteher übergehend; wegen des Meiernexus, in dem fast alle Bauern zu einer Herrschaft standen, oft den allgemeinen Begriff Bauer annehmend, vgl. Voll- und Halbmeier im Amt Wildeshausen. In der Marsch ursprünglich nicht einheimisch, auf der Geest auch in vielen Zusammensetzungen: Gerdesmeier, Hinnersmeier, Bredemeier,

Landesbibliothek Oldenburg

Bünnemeier ꝛc. Der Bauer, der das Kirchenland (früher Wedem gt.) bewirtschaftete, war der Wede(m)meier. Der Name Meirose wird im Osnabrückschen noch richtig Meierrose geschrieben, in Umstellung Rosemeier (z. B. Löningen), Rosenmeier (Warburg). FN. Hohmeier, in Thüringen der erste Knecht = münsterländisch Bauschulte, schweizerisch Meisterknecht. FN. Hofmeister, ostpreußisch, entweder für das Vieh oder den Küchenzettel oder die Kinder. — Die Buer, d. i. die Bauerschaft, war früher bei den z. T. ungeteilten Flächen von größerer Bedeutung: FN. Burmester, Burrichter (oberdeutsch die Haimbürgen oder Schützen, im Wiesenthal der Lueger = Aufseher, Beamter, von luegen = sehen, in Mecklenburg der Kühler = Aufseher). Der Schütz ist bei uns Schütte (Munderloh, Dingstede, Delmenhorster Geest, in Friesoythe Schüdde), der das Vieh einschüttet. Im Saterlande hießen die Pfänder de Schutemestere, ein Vollmeier in Haast heißt Pannemann. Das absichtliche Übertreiben des Viehs wird delgen = (ver)tilgen genannt; es galt für keine Schande, „en goden Scheper mot delgen", daher Hausmann Delger in Nordloh.

Wohl auf Stadttore eher als auf Schlagbäume bezieht sich FN. Pörtner (Tungeln). Dem Sinne nach naheliegend noch FN. Schlüter und Tornemann = Turmmann, Wärter. FN. Töllner, vom lat. telonarius = Zöllner, ist in der Marsch auf ol. Töllners Hausmannsstelle in Frieschenmoor, die sogenannte Dornebbe, zurückzuführen.

Eine Art von Amt muß auch der Judenherzog gehabt haben, ol. angesehene Delmenhorster Familie; auch eine ol. Judenherzogsbau in Schlüte; ein Pastor E. Judenherzog bei Oeynhausen († 1649).

Was die nicht zahlreichen vom Kirchen- und Schulwesen hergenommenen Namen angeht, so ist eine alte Behauptung, daß die FN. Bischof, Probst und Pape die Stedinger vor 1234 aus Spott sich beigelegt hätten, und daß die besonders im Wüstenlande ansässigen Mönnich von dem zerstörten Kloster Hude stammen. Bischof kommt als Zeller auch in Eggershausen und Resthausen vor und Mönnich in Carum. Dazu Kötter Cardinal, jetzt Carnal geschrieben, in Höne (wegen eines roten Hutes? vgl. Rohenkohl). — Bei Varel früher eine Scholmester's Bau. Alt ist FN. Köster (Jeverl., Oldenburger Geest, Münsterl.), dazu Zeller Küstermeier in Lohne. FN. Oppermann (eingew.): im Braunschweigischen, in Cöln ꝛc. der Opper- oder Offermann, der das Opfer sammelt; dasselbe ist FN. Kirchner (eingew.), lat. aedituus von aedes = Haus, hier speziell Gotteshaus, wofür er zu sorgen hatte.

Familiennamen sind von äußerlichen Zufälligkeiten, Gebrechen ꝛc. hergenommen. Bei den Römern findet sich diese Erscheinung noch mehr: Niger, Rufus, Flavius, Livius (der Schwarze, der Rote, der Gelbliche, der Bläuliche), Longus, Paullus, Crassus, Macer (der Lange, der Kleine, der Dicke, der Magere) ꝛc. Bei uns braucht man nicht immer an satirische Empfindung zu denken, die Vorzeit war unbefangener und hielt solche Bezeichnungen nicht für verletzend. — Schwarte und Witte, zwei benachbarte Zeller in Wulfenau (also wohl Beziehung), Rohde (im Süden Rohe), Griese. Lange, Korte, Kläne, Dicke (Großenkneten), Dünne. „Des

Landesbibliothek Oldenburg

Vetten hoff" zu Marl beim Dümmer: aus derselben Gegend kam der Name 1750 nach Strückhausen; ein Abkömmling davon, der als erster auf einem Kamp der Pott's Bau zu Oldenbrok ein Haus baute, gab damit dem Ort Vedhusen den Namen. Desgl. aus Hünefeld bei Hunteburg kam im 17. Jahrhundert ein Schwienfot nach Westerbakum, wo die Familie noch ist; der Name ist offenbar dem Träger wegen seiner zu kleinen Füße beigelegt, mit denen er stets „pilk" auftrat.

Übrigens scheint das Maß bei den Geschlechtern nicht so konstant zu sein, als der Gesichtsausdruck; ein Zwerg (FN.) ist manchmal sehr groß, ein Lange, Reese, de Reese nur klein. — Von der Kopfform FN. Großkopf, Breitkopf, Breithaupt (im Stadeschen Bredehöft), Dünhöft (Bakum, Dünheuft in Warendorf), Pagenhovet: Page ist ein nicht sehr edler Ausdruck für Pferd, in altersgrauen Zeiten bezeichneten die Mongolen die kaukasische Rasse als die Leute mit den Pferdenasen.

Unbefangen heißt es nicht bloß de lange Marten, en Borger in Bremen, sondern auch de dove Hinrik (Taubheit muß früher viel vorgekommen sein) und Stotterenhans (Lippstadt). FN. Hardenack (Warfleth), desgl. FN. Kortenacke. „Da brachte man einen, der war geheißen mit der Scrammen", FN. Schramm. So auch „mit dem Dumen" — eigentlich ein Widersinn, denn er fehlte oder war verstümmelt — FN. Duhme (Dötlingen); vgl. einen Joh. Nygenkerken geheten Isernedume. Ferner „mit dem Vote", Zeller Voet in Bahlen. Andreas Hofer heißt Andreas Buckelig, Hofer, niederdeutsch Hövel, ist Hügel, Buckel; diesmal wenigstens kein Widerspruch, der Vorfahr des Helden hatte sicher einen hohen Rücken. FN. Geiersbach (eingew.) entstellt aus Geisbach; Back = Seite, der in der Rippenpartie mager oder schäbig ist wie eine Ziege. So kommt ein Bürgermeister Joh. Pagenlif (Pferdeleib) vor, Zeller Pagenstert in Bokern (älteste bekannte Schreibart allerdings Pagenstedt), Pagendarm (aus Herfort, auch ein Pfarrer in Beverungen). Zagel, zusammengezogen Zahl ist Schwanz, Rübezahl = Rübenschwanz; Lemmerzahl, Weibezahl (weiben, plattd. weben = sich bewegen, wackeln), wohl vom affektierten Gange („stertjen"). Ganz verkehrt ausgesprochen wird Dunekake, u und a sind kurz; der Unglückliche war gezwungen, alle Augenblicke eine Rose hinter der Hecke zu pflücken, wie der Engländer sagt. — Noch im niederdeutschen Gebiet: Luchterhand = „Schlurfuft" (Neuhaus a. O.) Maes Vust, Bürger in Münster (= Thomas Faust). Krumfot (Lippstadt); Dolphus (Soest) ist dasselbe wie Kliefot (Mecklenburg) und bedeutet Klumpfuß. Winandus dictus Dancevot (westfälischer Student), und Schekevot (Osnabrück).

Menschen sind von ihrer Ähnlichkeit mit Tieren benannt. Lavater behauptet, er sähe bei bestimmten Vorträgen allzeit das einfältigste Gesicht an, um eben die Faßlichkeit seines Vortrages danach einzurichten. Er hätte dies, bemerkt Jean Paul dazu, aber nicht auskommen lassen sollen, da ihn sonst ein Züricher leicht wegen optischer Injurien verklagen könnte. Zweifellos sind Menschen nach Tieren benannt. Nun sind gewiß solche Vergleiche

Landesbibliothek Oldenburg

mit Tieren auch wegen geistiger Eigenschaften gemacht worden. Jesus nennt Herodes einen Fuchs (Luc. 13), was Schiller in der Kapuzinerpredigt auf Wallenstein anwendet („so ein listiger Fuchs Herodes"). Ein Mönch aus dem Paderbornschen, der in Geschäften seines Klosters nach dem inzwischen evangelisch gewordenen Braunschweig kommt, erzählt, wie er vom Pöbel belästigt wird. Da sie ihn sahen, riefen die „Schälke": „Monick, Herr Monick, hick, hick, Wulf, Wulf!" „Als of ik en Dor (Tor, Narr) were weest", sagt der alte Mann. Aber zur Namengebung eignen sich geistige Eigenschaften schlecht: selbst zu dem Namen Wiese (z. B. Arnoldus dictus Sapiens), hat körperliches Gehaben den Grund gegeben: die Art zu sprechen, zu besichtigen (bedächtig, gewichtig), die Haltung des Zeigefingers, der Hände auf dem Rücken ꝛc. — Die Ähnlichkeit liegt, wie der Augenschein lehrt, im Äußern, zunächst natürlich im Gesicht, und dies Feststehende einer bestimmten Gesichtsbildung ist nichts Auffallendes; wird die Habsburger Nase die Jahrhunderte durch wiedererkannt, warum nicht auch bestimmte Züge bei andern Menschen? Wer aber die Liebe der Deutschen zu den Tieren kennt, wird auch in der Benennung von Menschen nach ihnen nichts Verächtliches finden.

FN. Puvogel oder richtiger Pupvogel (Achim, von da eingew.) Gemeint ist der Wiedehopf (d. i. der Wald-, Wede-, Wehe-hüpfer), der latein. upupa, griechisch epops heißt. Epops popizei, d. h. der Wiedehopf sagt pop, pop, pop: daher der Name. Deutsch heißt er auch der Pupoß, gleichfalls von dem Ruf. Der Vergleich mit einem Menschen liegt in dessen Nasenbildung und Stellung der Haare. — FN. Duphorn (eingew.), eigentlich Taubenahr (= adler) = Täuberich, von einer eigentümlichen Gestalt der unteren Nasenpartie. Nicht so klar liegt äußere Ähnlichkeit in den Namen Kreie, Rave, Zicht (FN. in Brettorf, auch Sich geschrieben; nach Schmeller, bayr. Wb., ein Raubvogel) und Gastvogel (eingew., wohl für Gatzvogel = Elster, Spötter; Gastvogel ist Zugvogel, Garstvogel aber Dreckvogel) vor; doch seien sie hier erwähnt.

FN. Wulf und Voß, gewiß oft von der Nasen- und Mundpartie benannt, wozu zuweilen noch die Haarfarbe kommt. Zeller Wulfing und Vossing in Bokern (offenbar gegenseitige Beziehung). Voß anderwärts auch in Foxius umgeändert. Auch der sehr alte FN. Hase (in den Moormarschen oft; Haseking zu Westerloy im Lagerbuch, später Hasie) gehört hierher; vgl. oberländisch FN. Hasenfratz (durch die Mundpartie gerechtfertigt). — Sehr fraglich ist dagegen FN. Riesebieter (Butjadingen, einzeln in Westfalen, in der Form Rischbieter im Braunschweigschen). Risebiter (s. Schiller-Lübben) ist wohl eigentlich der Stallochse im Unterschied vom Grasochsen; aber er kommt auf klösterlichen Küchenzetteln auch oft vor als bloße Bezeichnung der Fleischgattung, und so könnte Riesebieter auch einen Mann bedeuten, der dieses Fleisch gerade liebte. — FN. Keimer (eingew.): ein Kaimer ist in Westfalen jedes in seiner Art große und feiste Tier.

Bei den von Fischen hergenommenen Namen werden manchmal den Vergleichungspunkt die Augen (Fischaugen) gegeben haben. Daß Menschen nach Fischen benannt wurden, zeigt unzweideutig FN. Heilbuth (z. B. in

Landesbibliothek Oldenburg

Barmbeck). Der einfache FN. Butt (schon früh urkundlich) könnte auch etwas anderes bedeuten (1) = roh, 2) Butten, westf. = Knochen, vgl. FN. Knake, 3) diminitiv Bütken = Rind, Starken). FN. Stindt (Altenhuntorf und ol. Purrings Bau in Mittelort, auch sonst Wesermarsch, sogar einzeln Münsterland). FN. Bley (Bösel) und Schnook (Altenoythe; Schnook = Hecht): da die „Ströme" dort der Ems zufließen, ist zu bemerken, daß früher in der Gegend von Rheine in Klosterrechnungen Bleigere und Schnöke sehr oft verzeichnet sind. Auch Bulk kommt unter den Fischspeisen oft vor, vgl. ol. Köster Bulke in Oldenbrok-Altendorf. Ein Thümler (Bardenfleth) kann ein Delphin, Nordkaper sein (vgl. den Mystiker Merswin), doch auch ein Becher (s. o.). — Dagegen ist FN. Bücking nicht von dem Fisch abzuleiten, sondern bezeichnet den Mann aus Bücken im Hoyaschen, findet sich in älterer Zeit zunächst im Amt Delmenhorst, auch in der Form Bückmann, dann auch weiter weserabwärts.

Personen sind nach besonderen Redensarten benannt. Von einem Mann aus Varrel (Stuhr), der um 1770 im Pferdehandel einen Hannoveraner tödlich verwundet hatte, heißt es im Steckbrief, er habe sich die Worte „also wiethen" und „Summa Summarum" stark angewöhnt. Mit zwei solchen Redensarten behaftet, konnte sein Entweichen ihm nicht helfen. Indem er allen Unbekannten sein „also wiethen?" entgegenrief, kam er selbst nicht allzu weithin, wurde sehr bald als Opfer seines läppischen Vorwitzes ergriffen und erhielt Summa Summarum drei Jahre Zuchthaus. Wenn heute noch im Scherz solchen Personen ihre Ausdrücke als Ekelnamen angehängt werden, so war es der Vorzeit behalten, auch rechte Namen daraus zu machen. Ein gutes Beispiel ist Colon Gottbehöde in Bergfeine, urkundlich Hermann dat dy God behode. — Es brauchen auch die Träger selbst den Ausdruck nicht notwendig gebraucht zu haben, es kann auch ihre Gesinnung bezeichnet werden sollen, oder ihre (meist tadelnswerte) Tätigkeit. Ritter Vegesack in Edewecht, Macharius Veghesack 1459 auch in Münster, d. h. reinige den Beutel (eines andern). Der Verfasser des Lagerbuchs hatte den Zunamen Schinheide, d. h. schinde die Heide, raube das Land aus. Vgl. einen Georg Haltaufderheyden zu Borgholz in Westfalen. Etwas Ähnliches ist FN. Rümekorf (Hannover), räume den Korb aus. Rumeschotele (Ahaus) wird ein Fresser sein. Der westfälische Adel zeichnete sich früher durch besonders rohe Beinamen aus: ein Melcher Wrede zu Oedingen wurde Supetuid genannt (ein Bürger Supetut, vormals Krumfinger, auch in Lippstadt und in Wiedenbrück ein Ludolf Slückebir), ein Arnd von Lünen (in Soest) Ulenspegel. Wie die volkstümlichen Etymologien und die Wappenbilder fast immer unrichtige Erklärungen bieten, so auch hier das herkömmliche Bild von Eule und Spiegel. Spiegel ist beim Schiff das Hinterteil, beim Wild desgl., der Milchspiegel bei Kühen, der Spiegel auf der Schießscheibe. Mit einer Eule wird der Tisch abgeeult, abgewischt: Ul den Spegel, wische den A — (franz. torche le cul), — eine Mahnung, die wenigstens Till Eulenspiegel nötig hatte, da sein häufigster Witz darin bestand, durch Entleerungen gewisser Art seine Menschlichkeit

Landesbibliothek Oldenburg

zu dokumentieren. — Unerschrockenheit oder prahlhaftes Zurschaustellen von Mut deuten wohl Namen an wie Jagenduvel (Westf., auch ein Adeliger dort Dietr. van Helden, gen. Jageduvel), Hans Kleyenduvel und bei uns früher Bietendüvel (eine Lene Hartkopfs oder Bietendüvels wurde wegen Widersetzlichkeit im 18. Jahrhundert bestraft und führte demnach ihren doppelten Namen mit Recht) und jetzt noch Griepenkerl, d. h. natürlich Greif den Kerl und wurde ganz falsch in einen Mann, der vom Vogel Greif heißt, übersetzt (Gryphiander). Auch Zeller Schuling in Hausstette heißt ursprünglich Schuvenicht = scheue nicht; die Änderung kam wohl, weil so viele Namen dort auf -ing ausgehen; Schuvenicht wurde ihnen angeglichen oder von ihnen absorbiert. Dem Sinn nach dasselbe ist Unverzagt: Elias Unverzagt auf Conneforde 1450, noch heute ein Hausmann in dem benachbarten Altjührden. FN. Slepgrillen (Grelle = Speerstange), Maurenbrecher (thrasonischer Renommist), Schniedewind (b. Bremen, b. Collenrade, ein unruhiger, umherziehender Landsknecht). — Das Gegenteil, einen Furchtsamen, bedeutet Bliefernicht (schon 1380 ein Henneke Blifhirnicht bei Bodenteich), auch einzeln in Blieferding verderbt (aus demselben Grunde wie bei Schuvenicht). Hier fügt sich vielleicht FN. Lami ein (ein Dienstmann in Oldenburg um 1830, später noch FN. in Hude):

Do wart die edel Musica
Aus ut, re, mi, fa, sol und la.

Bewegt sich die Melodie aus der sechsten Stufe der ältern Musik (la) in die dritte (mi), so hat sie etwas Trauriges an sich, daher die Redensart: dat schall woll up'n Lami utgahn = das wird ein klägliches Ende nehmen. — Den Erwerbssinn oder Geiz strafen Namen wie Winnepenninck (nach der Rasteder Chronik ein Pastor in Edewecht), Hütenpfennig (beim Hütenpfennig heißt ein Landkomplex südl. gr. Beilage in Osteressen) und Schimmelpfennig, der den Pfennig verschimmeln läßt. (FN. in Varel, Schimmelpfennigsberg bei Stollhamm). Dagegen führte ein Bürgermeister zu Langefeld in Westfalen den für seinen Beruf nicht recht passenden Namen Joh. Sorgenich (anderwärts auch Ohnesorge). Hebbenichtes zu Lippstadt hatte nichts zu sorgen, Jürgen Kenneweg (früher ein Baumann zu Sethe) wollte sich wohl helfen, Käsewitter (in Wildeshausen, aus Kiesewetter = prüfe das Wetter), meinte, es könnte doch wohl Unwetter geben, was Eylhard Schuchtehoen (bei Diepholz) einerlei gewesen wäre, wenn er sich nur nicht ständig über die Hühner in seinem Hof hätte ärgern müssen; doch möge Joh. Tuckcappen diese Art von Namen schließen.

Personen von Ortsnamen benannt. Es hat damit eine doppelte Bewandtnis. Wo nicht geschlossene Dörfer, sondern Einzelhöfe sich finden, wie es besonders im südlichen Münsterlande der Fall ist, führt der Besitzer den Namen seines Hofes, und da der Hof von seiner Lage am Bach, am Walde, an der Heide benannt ist, ist dann der FN. ein Orts- oder Flurname. Leute mit solchen Namen sind in der Heimat schon so genannt worden. Auf der ganzen Geest sind Besitzer von Einzel- und auch Doppelhöfen fast immer einfach nach diesen

Landesbibliothek Oldenburg

Höfen bezeichnet worden; höchstens, daß das Gut ein Vorwerk war, wie der Meyerhof zu Fahren (Ganderkesee), wo der Besitzer dann nach seinem Amt der Meier hieß. Sonst immer Gerd und Brun zu Jeddeloh, oder einfach ohne zu oder von: Wehebrink (Ihorst, übrigens auch zuweilen in Weberding verderbt), Feldhus (Erlte und Goldenstedt, früher auch in Groß-Feldhus bei Rastede). Sogar bei drei Höfen sind die Leute zuweilen voneinander nur durch ihre Vornamen unterschieden, z. B. in Husum beim Schneiderkrug: im benachbarten Bühren gibt es einen Zeller Dierkhüse, d. i. Dierk to Husum, ferner im Amt Vechta öfter Lübbehusen, d. i. Lübbe to Husen, in Bühren wiederum Zeller gr. Hüsing, den Mann von Husum, vgl. Vollmeier Husmann zu Pestrup, der aber wohl von Husum, Ksp. Huntlosen, benannt ist. Viele Besitzer sind natürlich im Laufe der Zeit von den Höfen gekommen; es lohnt sich wohl, nachzuforschen; man wird die Herkunft fast immer bestätigt finden. Einige jetzt verschwundene Namen: Zu Winkel zu Winkel (Apen), von Lindern zu Lindern, Bredehorn zu Bredehorn, Grabhorn zu Grabhorn (Bockhorn), Ahlert und Eilert to Rahde (Thorade) zu Rahde, Braakmann zu Brake (Dötlingen), Kamermann zu Kamern (Ganderkesee) u. a. Erwähnt sei, daß auch in einigen größeren münsterländischen Bauerschaften anscheinend die Haupthöfe nach der Bauerschaft genannt sind, bezw. umgekehrt, von Handorf zu Handorf, Rüschendorf zu Rüschendorf, manchmal 2: Kessing und Lübbe zu Bokern in Bokern, große und kleine Kalvelage zu Kalvelage (jetzt Brokdorf gen.), Ellert und Wulfert zum Bahlen, Arens und Diers Bünnemeier zu Bünne u. a.

Von diesen letzten abgesehen, sind aber die Namen größerer Ortschaften auch einfach als FN. angenommen und zwar haben sie diese nicht aus der Heimat mitgebracht, sondern sie sind ihnen in der Fremde als Bezeichnung ihrer ursprünglichen Heimat beigelegt. Im übrigen ist natürlich die Bestimmung, welcher Kategorie ein Name angehört, nicht allemal leicht.

Die Form anlangend, so ist der FN. entweder einfacher Ortsname (z. B. Ohmstede), oder Ortsname mit Präposition (von, zu, auf), oder die Abstammung ist durch ein dem Ort angehängtes -er (Böseler von Bösel), oder -mann (Hagelmann von Hagel) oder -ing (Oving, Ovie von Ofen) gekennzeichnet. Manchmal auch wechseln die Formen, zur Brügge oder Brüggie zu Aschhausen, zur Horst oder Hörstje zu Elmendorf; Suding, Be(-bi)suden und Sudmann; Westing; Nording, Nordmann; tho Osten, Oesting und Ostmann; Ostermann und Oesterling (Tenstedt).

Alle einzelnen Hofnamen aufzuzählen, die als Familiennamen der zweiten Kategorie auftreten, gehört nicht hierher. Ihr Gebiet ist besonders die Marsch, die früher stete Ergänzung der Bevölkerung nötig hatte, ein Beweis, daß es sich bei diesen Namen um Neuankömmlinge handelt. Dagegen liefert die Marsch fast gar keine von Ortschaften entlehnte Personennamen: Paradies, von Lienen oder Lienemann und Golzwarden (FN. in Brake), sonst keine.

Anders ist es schon auf dem Ammerlande und der Oldenburger Geest. Rastede, Barghorn, von Lehmden, von Nethen und Beckhusen; Wiefelstede, Mansholt, Gristede, Dringenburg, Spohler; Hülstede (ol. Hausleute in

Landesbibliothek Oldenburg

Altenhuntorf). Ob von Seggern vulgo Seggermann (Delmenhorster Geest) hierher zu ziehen ist, fragt sich. Oldenburg, Ohmstede, Etzhorn (so hieß vor Alters der Besitzer der Grönen dreiviertel Bau zu Moordorf). Bümmerstede (Wüstenland), Wardenburg, von Tungeln (Oldorf bei Varel), Westerholt (Bümmerstede), Littelmann (Westrittrum), von Hatten (Wüstenland; vielleicht auch Hattermann), Munderloh.

Die Delmenhorster Geest ist auffallend wenig vertreten: Steenemann (v. Stenum; in der Marsch). Havekost. Stuhr (Altenhuntorf) ist fraglich; es gibt auch einen altdeutschen Vornamen Sturo.

Wildeshauser Geest: Uhlhorn, Klattenhof, Barelmann, Nuttelmann (so hieß früher Poppen Erbe zu Barel), Nehrstede (in Wardenburg), von Rittern. Sannemann (Sannum), von Kneten, Bakenhus gehört den Höfenamen eigentlich an, Ahlhorn (es gibt auch einen Einzelhof im Diepholzschen, alt Adelhorn; doch auch verschiedene Orte Uhlhorn usw.). Ob Sager (Hausmann in Eckfleth) von Sage stammt, ist fraglich. Bührmann (in Ahlhorn, nach dem jetzigen Zug der Bevölkerung müßte er von Bühren bei Wildeshausen stammen); Pestrup, Thölstedt; sehr fraglich von Glaan.

Vom Münsterlande sind offenbar Abwanderungen nach dem Ammerlande vorgekommen. In Hollwege die Eggeshüsens, contrahiert Süsens, und Resthusens Hausmannsstellen, in Bokel Schmertmann (von Schmertheim), in Ohrwege Markemann (Marken, von der Marka). Fraglich ist Eiting als Mann aus Oythe. Cloppenburg findet sich im Amt Friesoythe, Westerstede und in der Wesermarsch. Gardeler (auf ol. Brüggemanns Erbe zu Astrup) und von Garrel. Böseler. Gollenstede (Marsch), Visbeck. Dinklage: nach alten Rechnungsbüchern in der Marsch wurde der Name zeitweilig Dinklau geschrieben, demnach ist Engelau (Strückhausen) = Engelage, das sich allerdings im Oldenburgischen nicht findet, wohl Hengelage bei Essen. Einemann (Hokensberg von Einen). Grönheim gehört nicht notwendig hierher, da der Ort nur aus zwei Höfen besteht. Luttmann und Langfermann sind im Münsterland geblieben und werden Herkunft von Lutten (bezw. Lotten auf dem Hümmling) und Langförden (spr. Langwern) bedeuten. — Fraglich sind von Thülen (Moormarschen; Thüle bei Friesoythe); von Essen und Essmann (Ganderkesee); Holldorf, Steinfeld, Hagestedt, Drantemann (früher in Ganderkesee, noch im Jeverland; Drantum); Hustede (Hausstette), Haltermann (Halter), von Halem, vulgo Haalmann (Ganderkesee; Halen b. Emsteck), von Laar (ol. in Seefeld; wohl sicher nicht von Lahr bei Goldenstedt).

Von der Hatter und Delmenhorster Geest und weiter aus dem Hoyaschen bis nach Minden hinauf fand seit langem eine Einwanderung besonders nach den Moormarschen statt. Als das Zentrum des Gebietes, das den Marschen Arbeiter lieferte, wird am besten Ströhen (und nicht Lübbecke) angegeben. Als Vorname ist dort Conrad, ein Name der Diepholzer Grafen, beliebt. — von Minden, Minnemann, früher auch Mindermann geschrieben. Wagenfeld, Brummerloh (bei Ströhen). Scharrelmann (Bauer in Lahr, von Scharrel bei Diepholz benannt). Walsemann (in Rüssen b. Collenrade, in Astrup b.

Landesbibliothek Oldenburg

Wardenburg; Walsen b. Barnstorf). Aus der Hoyaer, Harpsteder Gegend: Wachtendorf von Wachendorf, Scharringhausen, Schulenberg, Katenkamp, Niestädt, Fesenfeld, Osterbind, Nathenstedt, Mahlstedt. Möhlenhof, Vollhöfner zu Möhlenhof gehört nicht hierher. — Nienburg; von Bremen (Huchtingen), Bremermann (Ganderkesee), Bremer (Ammerland, Jeverland). Blomendael (alt in Stedingen).

Sonst noch aus der Nähe und Ferne: Wreesmann (Friesoythe, von Wrees auf dem Hümmling) und Fresie (ol. $^2/_3$ Erbe zu Halfstede). Fraglich ist, ob Zeller Segeler in Drantum von Sögel stammt. Berssenbrügge (Ksp. Lindern). — Groninger. Lönneker vulgo oft Loncken (Falkenburg; Lonneker, Ort b. Oldenzaal in Overyssel). — von Uchtrup (Friesoythe; Ochtrup i. Westf.); von Münster (Butjadingen); Bielefeld (Marsch). — Ruhstrat, Hitzegrad, vgl. Freiligrath. Rath ist Rode, gerodetes Land in Südwestfalen, Roda in Thüringen, Reut in Franken. Vor dem Rode steht der Name des Kolonisten (Hitzing, Frieling 2c). — von Cöln (Jeverland). — Hoyer (Nordfriesland, daher Vorname Niels; wenn aber Heuer auf der Delmenhorster Geest, aus Vorname Harrier entstanden, z. B. Baumann Harrier Harriers in Klattenhof, jetzt Sommer, vulgo Heuer). — Tappenbeck (wendisches Rundlingsdorf im Boldeckerlande). Calberlah (in Ostfalen).

Auch nach den Gegenden bezw. Volksstämmen sind Personen benannt: wegen einer alten gegenseitigen Abneigung zwischen den zwei Orten ist die ol. Neuenbrokers Bau in Oldenbrok-Altendorf (jetzt Hinrichs) hierher zu ziehen; in Hammelwarder Moor gab es eine sog. Butjenter Bau. FN. Putgenter findet sich merkwürdiger Weise einige Male im hannöverschen Wendland (wenn es wirklich = Butjadinger ist, wie muß der Mann geprahlt haben!). Weniger auffallend ist, wenn FN. Zevenhuisen in Bentheim sich findet. Sevenhusen, von Sevenhusen (Ganderkesee) wird als Hollandsgänger in holländischer Schreibart wieder über die Grenze gekommen sein. — Holländer, alter Bauernname in Westerloy. Freese in der Marsch, sowie im Münsterland (z. B. Holtrup). Die alte Stedinger Familie Steding ist zu Stegie, Stege, Stegens geworden, und Stegemann in Wildeshausen (charakteristisches Ausfallen des i, vgl. Bulgen 2c.) hat mit einem Steg nichts zu tun, sondern ist der Mann aus Stedingen; sowie Stührmann dort (und im Harpstedtschen) keinen Steuermann, sondern den Mann aus Stuhr bedeutet. Hadeler (Neuenbrok) ist aus dem Lande Hadeln, Ammermann (Moorriem) aus dem Ammerlande, Münstermann (Ganderkesee) aus dem Münsterlande. Sodann noch Hesse und Westfale. Meklenborg in Döllen wird aber wohl an Ort und Stelle seine Bedeutung gehabt haben (mekel = groß).

Daß aus andern Gegenden zugewanderte Namen oft entstellt werden, beweist FN. Reckenbeil. In Luzern ist eine Reckenbühlstraße (Bühl = Hügel); da nun der Oberdeutsche das ü oft wie i spricht, ist Reckenbihl von den Niederdeutschen in Reckenbeil umgedeutet.

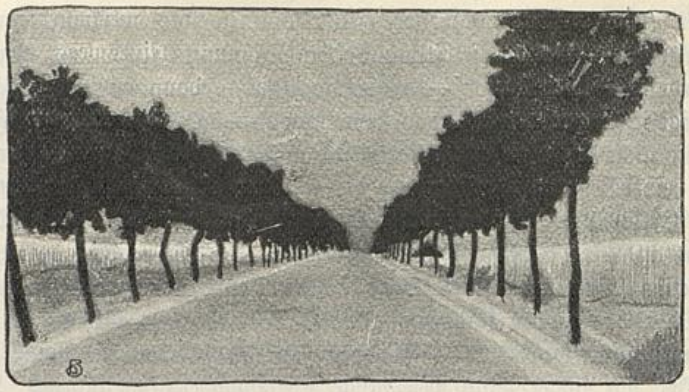
Frans Essink singt den Münsterschen Studenten ca. 80 Verse von „Pastoor sine Koh" vor und fragt dann: „Will ji noch mehr häören? Ik weet

Landesbibliothek Oldenburg

noch von (und beginnt 20 weitere seltsame Teile des merkwürdigen Tieres herzuzählen, womit aber selbstredend die Rechnung keineswegs abgeschlossen sein würde). — „Nee! nee! — reipen se Alle — dann mössen wi jä bes in alle Ewigkeit singen von Pastoor siene Koh." — Das Gebiet der Familiennamen ist nicht leicht zu erschöpfen; nur ein Teil der oldenburgischen Namen ist hier besprochen; weit größer als die erklärten ist die Zahl der unerklärten; und die Erklärungen werden noch oft schief oder unrichtig sein. Der Leser möge das in Kauf nehmen, und formell möge er entschuldigen, wenn Jahreszahlen etwa nicht exakt sind und „früher" und „jetzt noch" nicht immer stimmen. Die Angaben sind zum größten Teil aus dem Gedächtnis, und es schien untunlich, wegen der nebensächlichen Frage, ob ein Name noch an einem Ort sich findet, eine weitläufige Korrespondenz zu führen. Wer sich für diese Sachen interessiert, wird doch vielleicht lernen können aus dem, was gesagt wurde, und wenn auch nur einige Leser aus der Lektüre Anlaß nähmen, aus Liebe zur Sache mehr als bisher auf solche Namen zu achten, so würde das auch für das Allgemeine nicht zum Schaden sein.



Landesbibliothek Oldenburg



Die Flurnamen.

Von Pastor **W. Ramsauer** in Rodenkirchen.

In dem von K. Willoh neu herausgegebenen und in so dankenswerter Weise erweiterten „Aberglaube und Sagen" findet sich unter den Nachträgen einige Male die Angabe, Bauern hätten die staatlich angeordnete Ansamung von Heidländereien mit Fuhren dadurch gehindert, daß sie den gelieferten Samen kochten und so die Keimkraft vernichteten. Zu den angeführten Fällen könnte noch Bürstel b. Ganderkesee gefügt werden (den staatlichen Bürsteler Fuhrenkamp betr., den sie auf diese Art verscherzten) und ähnlich ist es mit Bergedorf, wo sie die Feldhorst — jetzt ein staatlicher Eichenbestand — unter der Bedingung der Kultivierung hätten haben können, aber verschmähten, da es Duwocksgrund wäre, wovon sie schon genug hätten. Wahrscheinlich sind dies aber gar keine Sagen, sondern es ist wirklich so geschehen, weil die Leute die Schmälerung der gemeinen Weide nicht wollten. Es ist auch keine Sage, was a. a. O. II, 301 von den beiden Schäfern aus Großenkneten erzählt wird, die den Holzwärter ermordeten und nachher bei Amelhausen unter das Eis der Hunte steckten. Denn nach Old. w. Anz. 1786 Nr. 8 (also Februar, wo das Eis noch fest sein konnte) haben zwei Schäfer aus Großenkneten, Joh. Hinr. Nienstedt (ein ziemlich großer, starker Kerl, etwan von einigen 20 Jahren, starken rothen Angesichts, dicker Lefzen und gelblich rother Haare) und Joh. Hinr. Stigge (von geringeren Prätensionen; im übrigen die Kleidung interessant) als eines begangenen Mordes schuldig sich in diesen Tagen auf flüchtigen Fuß gesetzt. Die Tat kam von den Tannenschonungen her; wenn die Schäfer die Neuerung nicht hindern können, wollen sie wenigstens dort delgen, zumal in den jungen Anlagen die Heide besonders hoch wächst und so bei Schnee für die Tiere die beste Weide ist.

Landesbibliothek Oldenburg

In diese Zeit müssen wir uns zurückversetzen, wenn wir von Flurnamen sprechen wollen: in eine Zeit also, in der das Land — ohne Chausseen und Fuhrenkämpe — mit seinen weiten Heiden und Mooren zumal für das Auge des Malers gerade durch seine Eintönigkeit unzweifelhaft etwas Großartiges hatte. Wir gehen etwa von Oldenburg nach Bremen und denken dabei an Flurnamen; wir können uns Zeit nehmen: die paar Bauern in Osternburg sind längst verschwunden; ihrer Zeit nannten sie die Gegend hinter sich das „Moor"; dann Tweelbäke und Moorhausen, neuere Ansiedelungen, naturgemäß ohne echte Flurnamen (wohl „Kamp" und „Placken"); dann allerdings einige alte Köter in Hurrel (Middeldorf, die Bauern liegen südlich), aber vor Sandersfeld nichts Rechtes (ca. 15 km). Dann aber kommt Kimmen, ein altes Dorf, und nun auch Flurnamen in großer Zahl, und das bleibt so mit wenigen Unterbrechungen bis Delmenhorst (weitere 15 km). — Auch in der Marsch (besonders Stedingen und Moormarschen) muß man von den Wassermühlen und den allgemein günstiger gewordenen Abwässerungsverhältnissen absehen; manche Kämpe sind z. B. von Grasarten benannt, die nur unter den älteren, ungünstigeren Zuständen fortkommen konnten.

Ein gewisses Alter gehört zu einem Flurnamen, und wenn keine Störungen eintreten, so erreichen sie ein sehr hohes Alter: in den ältesten Lehnsregistern (Ende des 13. Jahrh.) wird in Landwührden der Hogehamm aufgeführt und ist noch heute da, in derselben Quelle die Jodenstraße (platea Judaeorum) in Neuenbrok, heute noch ein Anklang im „Jödenhull". Die im Speckenschen Lagerbuch (ältester Teil von 1428) genannten Flurbezeichnungen finden sich fast ausnahmslos noch. — Treten aber Störungen ein, so halten die älteren Flurnamen sich selten. Es hat dies einen ganz natürlichen Grund: früher hieß etwa ein Acker „de korten Endens", jetzt „an der Bahn": was soll denn auch das Kind dem Händler, der Bauer dem neuen Knecht sagen, wenn gefragt wird, wo der Vater zu finden ist, wo der Knecht pflügen soll? Oder wenn eine Verkopplung die bis dahin „krummen Ackers" beseitigt, so schwindet natürlich auch der Name. Solche Störungen sind nicht nur Eisenbahnen, Chausseen und Verkopplungen, sondern auch Arrondierung des Besitzes, verbunden mit zu häufigem Wechsel der Besitzer, beides vorzüglich in der Marsch, wodurch die alten Namen fast ganz in Vergessenheit geraten sind; es ist auch da nur natürlich, unter den veränderten Umständen einfach zu sagen (statt eines alten Namens): unser 2ter Hamm am Sieltief, der 3te Hamm vorm Hause. Künstlich die alten Namen erhalten wollen, müßte einem unverdorbenen Empfinden so zuwider sein wie eine bewußt getragene Volkstracht u. dergl.

Dorf. Der alte Ausdruck für die ganze Bauerschaft ist die Bur. Mündlich noch in der Marsch: die Bur wurde aufgeboten. Besonders in Westfalen, z. B. die Bur Balhorn, Ksp. Enniger, oder die Osterbauer bei Ascheberg. Davon noch einige Familiennamen, die ursprünglich Flurbezeichnungen sind: Zeller Burwinkel zu Langwege, Burhorst und Burhoop; ferner FN. Z. gr. Burhoff i. Bevern, Burrichter, Halberbe Burmann zu Barssel. — Für Bur sodann uralt schon Burscap, Geldscap. Bei Mühlen

Landesbibliothek Oldenburg

müssen früher auf halbem Wege nach Zeller Vienhagen noch mehr Bauern gewohnt haben, die sich später z. T. ausbauten, denn die Häuser dort heißen die Burscup, und besagter Vienhagen hat sein Ackerland „vor de Burscup" nach der Chaussee zu, eine Bezeichnung, die kein Uneingeweihter verstehen kann. So heißt auch bei Harme de Burscup nicht das nähere Molkenstraße oder Südholz, sondern Elmelage. Geldscap (= Gilde, dies von gelten, bezahlen) kann sich mit Bauerschaft decken, ist diese aber groß, so kann es auch eine Unterabteilung davon sein. Es ist eine ländliche Schutzgilde. „Wo liegen bei diesem sandigen Dorfe denn die Gärten?" „Mehr na de (hinweisend) Gilde hen." (So in Ganderkesee. Gilde also in den Begriff Gegend, mnd. Jeghene, franz. contrée übergegangen). Dasselbe sind dort die sogenannten Totennachbarschaften; in Datteln i. W. gab es sieben Nachbarschaften, die größte die Kirchhöfer. Eine westfälische Bezeichnung ist Leescap (lat. fälschlich legio, Münster zerfällt in mehrere Laischaften), nach dem Niederrhein zu Honschaft. Auch Städte und Flecken zerfielen in Unterabteilungen: 2 Klüchte (= Kluft, klöben = spalten) in Ahaus, 4 Kluchten in Bocholt und Coesfeld (an der Spitze der Kluchtmeister), Schichte (Werne; schichten = teilen; „unverschichtet und unverdeelt"), oder Warden (Magdeburg). — FN. Gellhaus, s. u. Personennamen, Gildebrink s. u. „Gildewisch" b. Delmenhorst.

Haus- und Hofplatz. Eine Wurth oder Worth ist der Platz, der jedem für Haus und Hof angewiesen ist, prinzipiell natürlich von bestimmter Größe, daher z. B. Hus van drei Woirden (Lippstadt); Wortstedden in Datteln; Putte (= Brunnen) auf einer Wort (Dortmund). Wurtzinsregister (Oldenburg), Burgmannswehre (das.). Wehre ist dasselbe, sehr oft in Landwührden: „Haus mit der Wehre", „die hohe Wehre" zu Wiemsdorf und Büttel, „beide Häuser, Köfen, Gärten und Wehre", „Haus und Garten und Wehr", „das große und kleine Wohnhaus nebst denen Wehren" usw. Der grüne Platz vor dem Hause heißt sonst in der Marsch der Warf, z. B. „der hohe Warf" bei Hitzen's Haus zu Hartwarden. Sprachlich sind diese drei Ausdrücke nicht genügend erklärt, jedoch ist Worth wohl sicher mit den Wührden (s. u. Kampland) identisch. — „De Hustede" Ackerland nördlich von Havekost.

Garten. Garten, Hoff, Tun (Jeverland) sind alle von der Umzäunung, Einhegung benannt. Garten, lat. hortus, ist mit lat. crates = Hürde urverwandt. „Hof" um die Sonne (= Einfassung). Tun = Zaun. Früher auch Valde, „wie die Häuser mit ihren Valden begriffen sind", vgl. Mistfahl, Mestfolde, fatersch Hage (also auch vom Falten, Einhegen). Der Garten wird oft in Bomgarden (Flurname bei Altenhuntorf im Felde, Baumgartenstraße i. O.) und Kohlgarten geteilt. Liefsgarden oft im Münsterlande = Leibhaus-, Leibzuchtgarten. — Das Höfft, Plural die Höften, sind nahe dem Hause gelegene Ländereien, wo man Tiere, die man nahe bei sich haben will, hintreibt. „Die Höften", ein langer, schmaler Strich hinter jedem Bauernhause in Gruppenbühren II bis zum Brook (= Hasbruch), einst Holzwuchs, jetzt gutes lehmiges Weide- und Ackerland. „Achtern Höft" zu Hoykenkamp. Auch in den Moormarschen, z. B. in Moordorf, „dat Höft", die Weide vorm Hause bis zur

Landesbibliothek Oldenburg

Chaussee, einst auch in Colmar, noch einzeln in Frieschenmoor „das erste und zweite Höft", die beiden ersten Hämme vorm Hause. Höft berührt sich dem Begriffe nach mit Brink.

Kirchdorf. Im Kirchdorf ist der Kirchhof gefriedet, d. h. er ist ein Frithof = Schutzort für die Lebendigen (Asyl): ein Adeliger, der sich an einem andern rächen und dessen Hof abbrennen will, preßt einen Hörigen, ihm das Haus zu zeigen, der es aber ungern tut und auf den Kirchhof springt und so geschützt ist. Ein Missetäter, der auf den Kirchhof geflüchtet ist, wird sechs Wochen von 30 Mann Tag und Nacht streng bewacht, und doch gelingt es ihm zu entkommen. „Der Kirchhof" Weide im Vierhausfelde (Butteldorf). „Karkhof" bei Brettorf. — Ortsname Kardorf = Kirchdorf: so der Kirchbusch oder Kabusch bei Halter, Karbusch zu ol. Zeller Bökmann bei Dinklage.

Wedem. Die Pfarrdotation heißt die Wedem: zu Altenoythe, Wennemeiers Stelle zu Lutten gehört der Pfarre. Heiligenwiem bei Blexen, Hilgenrot (= Heiligenrodung) und Wede(m)kämpe beim Rasteder Brink. Vgl. aus Westfalen: Pastoratshaus auf der sogenannten Wieme (Camen), achter der Wedeme (Werne), Widemhof zu Brilon, Wedemhove zu Osterwik und Drolshagen, Wedemhof (auch Wedem, Wyemhove, Wyem) zu Datteln, Wedeme zu Bochum. Und sonst z. B. dat Wedemegud to Witmershagen. Noch heute Widumhäuserin in Tirol für Pfarrhäuserin. — Zur Pfarre gehörige Ländereien Papenwisch und Papenkamp (Witmershagen), Papenwisch (Kirchdorf bei Uchte und Ganderkesee); aber Papenberg bei Steinkimmen wohl von FN. Pape.

Unter der Linde. Nahe dabei ist der Dorfplatz, auf dem auch unter Umständen Gericht gehalten wird, oft von Linden beschattet. Die Linde ist der deutsche Baum, nur selten wird man die Eiche finden, z. B. zu Brake (Lippe) „under den Eken", sonst „vor der Wedeme under der Linden" und ähnlich. Vgl. „unter den Linden", vier Häuser vor der Pastorei in Ganderkesee. Beispiele: Linde auf dem Tige (ad fori tiliam = zur Gerichtslinde). Der Tie (Rheine), Tigg (Glane und Laer) ist Versammlungsort, Gerichtsplatz, vgl. Zeitwort vertien, z. B. ein Vogelnest stören; ich will euch wohl vertien, sagte ein Wirt bei sich, als die Gäste nicht heim wollten, ging auf den „Balken" und goß von oben einen Eimer Wasser ins offene Herdfeuer, daß die Asche Alle „besplenterde". Auf dem Tye zu Paderborn; der Tieberg (zur Cluse) bei Rheine; unter der Linde (Dortmund und Recklinghausen); bi dem Lindenberge oder bi deme Thye (Witmershagen); sub tilia (Waldeck); unter einer Linde die Holzbank (d. h. Gerichtsbank des Holtdinges; Holtwik). — Auch als Grenzbaum: Linde zu Amelfeld (Lügde); Kreuzeiche und Kreuzlinde bei Höxter; bei uns die Kreuzkuhlen z. B. bei Hahnenkampshöhe, ol. Kloster Blankenburgischer Grenzpunkt. Balhorner Linde (Bödeken); Mittellinde zu Bamenohl und so in Südwestfalen oft Grenze „unter der", „an der Linde". — Hof Lindemann zu Datteln, Köter Lindemann zu Bookhorn, Baumann Lindemann zu Wiggersloh, beide schon vor 1680.

Der Krug. Herbergen. Das Wirtshaus heißt kurz der Krug; oft nach der Bauerschaft Nadorster, Etzhorner Krug. Der Hesterkrug, Tannen-

Landesbibliothek Oldenburg

krug, Patentkrug. Plaggenkrug bei der alten zum Forst geschlagenen Hollerorths Hausmannsstelle zu Altjührden. Weil ein arbeitsames Volk den Krug nur aufsuchte, um ein wenig Ergötzung zu haben und zu lachen, haben gerade die Krüge oft Scherznamen: Poggenkrug, Müggenkrug. Scherzhaft ist auch Vegebudel, Vegesack (bei Edewecht allerdings von einem Adeligen benannt, ol. bei Jever; wo einem der Beutel geleert wird). Zur Dornkiste (neu in Eversten) = Thorenkasten, Narrenhaus, vgl. „'n Stuck ut de Dullkiste"; Junker Carsten 1497 gefangen in einer großen Kiste (Renner), im Landstreicherjargon heißt die Schule Schallerkasten = Singhaus. Auch Nadorst (bei Oldenburg, Stiedtenkrug oder Nadorst bei Stiedtenkron u. ö.) wird wohl = Nachdurst sein. Die sogenannte Altna, Krughaus zu Norderfeld (Hammelwarden), weil zu nahe, zu versuchend gelegen. Sonst natürlich auch von andern unbequem nahen Gebäuden, z. B. Burg Altena b. Schüttorf (Altona bei Wildeshausen, bei Nordloh an der Grenze u. a.). Scherznamen führen selbstredend auch andere (meist kleine) Häuser, z. B. Dweerfleute, Schmeerpott, Kalteschale in Oldenbrok (Kalteschale auch südlich von Uchte). Sodann die vielen Wirtshauszeichen, ursprünglich für Analphabeten bestimmt: Klippkanne (mit einem Deckel versehen), die fette Henne (Cöln und Jülich, vgl. Köterei zu Gruppenbühren I). Nach dem Dreißigjährigen Kriege fordert ein Lied die Wirte auf, nun nur gut aufzutischen, da die Leute wieder vergnügt sein könnten; unter ihnen die Wirte zum weiß und roten Hanen, vgl. Rotehahn bei Jeringhave. — Eine kleine Schenke hieß Pilkroch; der Versammlungsort der Kaufleute und Gilden „Schuttink" (Oldenburg, Jever; näheres bei Schiller Lübben). — Krögerdorf in Stedingen, früher Kroge, hat mit Wirtshaus nichts gemein, sondern ist eine Landbezeichnung. Krug bei Oslebshausen und Wasserhorst; de Wysch geheten de Kruch by Wyttorpe (Lüneburg); das Krugland zu Holtorf bei Gartow: es scheint eine Art eingedeichten Landes zu sein.

Die Schutzheilige für den wirklich fremden Mann, den Fremden und den, der im Elend (= andern Land) sein mußte, war die heilige Gertrud von Nivelle († 654). Besonders die Städte haben für Reisende und Kranke etwas getan. In Ahaus war je ein Armen-, Elenden- und Siechenhaus; mehrere Elendhäuser in Münster (z. B. die Aegidii Elende); in Warendorf die Elende und das Gasthaus oder St. Gertruds Haus; „dar nu dat Gasthus is" (Lippstadt) vgl. Gaststraße in Oldenburg (platea peregrinorum, Straße der Pilgrime, Pilgrim = peregrinus). Heil. Geist- oder Gasthaus zu Hamburg. Siechenhaus zur heil. Gertrud zu Höxter, vgl. Seekenkirchhof bei Vechta, Siechenfeld, Siechenlinde bei Paderborn.

Der Brink. Einen wesentlichen Teil der alten Geestdörfer bildet der Brink, meist in der Mitte des Dorfes gelegen, von den Häusern umgeben und mit Wegen, die beim Ausgang durch Hecke verschlossen sind. Schöner als bei uns sieht man den Brink in den alten großen Dörfern des Hümmlings, jetzt fast immer mit Eichen bepflanzt, aber darunter ist noch oft die grüne Grasnarbe zu sehen, wovon der Brink seinen Namen hat.

Landesbibliothek Oldenburg

Denn mag Brink ursprünglich Hügelrand, dann Hügel sein, bei uns hat Brink in der lebendigen Sprache die genannte Bedeutung. „Is de Brink all dröge, dat ji schmiten känt?" d. h. daß sie in der Heuernte mit dem Auseinanderwerfen (wohlgemerkt in den Wiesen) beginnen dürfen (Mühlen). Ob sie an dem mit Rusch bewachsenen Lande durch Überfahren guter Erde nichts tun könnten? Nein, der Brenk würde bald wieder hindurch sein (die vorige schlechte Grasnarbe also unvertilgbar; Gellen). Dagegen heißt es in Großenmeer, wenn man auf das sogenannte Ziegenbartsland einfach Sand führe, käme ein guter Brenk. So auch in Blanken: hier sind Dobben, es muß Sand aufgefahren werden und Grüppen hindurchgezogen, daß ein Brink kommt. Langen- und Brinkklawer, roter und weißer Klee: ersterer muß gesät werden, letzterer ist so schon da (Bonrechtern). — In einer alten westfälischen Predigtsammlung heißt es, es wäre mit den Lastern, die Gottes Kreatur so häßlich entstellten, so wie mit dem Goor oder Wrote genannten Tier (es ist der Maulwurf gemeint), das „den schonen Brynck dar lelik (lēd-lik, voll Leid, häßlich) maket".

Fast in allen größeren Dörfern findet sich ein Brink, z. B. auf dem Ammerlande in Rastede (dort wohnten gerade die meisten Bauern auf einem Haufen), Wiefelstede, Westerstede, Zwischenahn, Edewecht; im Münsterlande (um nur ein paar herauszugreifen) „auf dem Brink" zu Altenoythe, „der gemeine Lastruper Brink", „der Löninger Brink", FN. Gerd aufm Brink ol. zu Vestrup, der Brink und der Lindenbrink zu Cappeln, aufm Brink zu Drantum. — Die Lage kann natürlich auch neben dem Dorfe sein, und auch bei kleineren Ortschaften, wo eine zentrale Lage vielleicht gar nicht möglich ist, findet sich ein Brink, z. B. Ort bei Meierhafe, einst selbst nur Meierhafe geschrieben. — Auch die Einzelhöfe nennen den grünen oft mit Eichen bestandenen und durch Hecke versperrten Platz beim Hause den Brink. Wir fuhren von Elmeloh über den „Sahrener Brink" nach Stedingen; einer mußte beim Gehöft Sahren absteigen, um die zwei Hecke zu öffnen und zu schließen. „Wir hatten Einquartierung, und ein Einjähriger, der zuletzt nach Haus kam, vergaß (natürlich!) den Penn wieder vorzuschieben. Am andern Morgen backerden die Pferde alle auf dem Brink; wäre das Heck nicht zugewesen, die Kommispferde wären über alle Berge gewesen." (Habbrügge).

Der Dorfbrink ist nun nicht mehr durch Hecke abgeschlossen; man sieht wohl noch Schweine und Geflügel dort, doch das Vieh übernachtet da nicht mehr (wohl noch auf Einzelhöfen). Früher gab es auch außerhalb des Dorfes Feldscheunen („Scheunenstedt" bei Bümmerstede, Scheunenstraße südlich Bechta, Schürbusch, Schürkamp oft), daher die Stelle, wo mehrere solche Scheunen zusammenlagen und (durch den Dünger der an- und abfahrenden Gespanne usw.) sich leicht eine Grasfläche bildete, der Schürbrink genannt wurde (z. B. „nach dem Negelaw — jetzt Nägelhof — bei dem Scheurbrinke", Ksp. Oythe). — Jeder grüne Fleck kann natürlich zu dem Namen Brink kommen, z. B. ein Kamp „Brink" zu Zeller Klöker in Langwege; „der Gosebrink" (schon im Lagerbuch, jetzt zu Schellsteden Erbe in Hoheheide) im Ohmstederfelde.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Spielbrink in Ermke, in Ostrittrum und als FN. aus dem Hannöverschen nach der Huder Gegend gekommen ist ein vom einem Spielzaun (Spiltün) umgebener Brink. Spielen sind spitze Pfähle, die in Zwischenräumen in den Boden geschlagen sind; zwischen den Pfählen wurden starke Zweige, meistens von Weiden, eingeflochten. Vgl. Spielbohnen für Stangenbohnen (Hümmling), Deckelspielen (zum Dachdecken), Spielen, woran Fleisch ꝛc. zum Räuchern gehängt wird. „Spiltune edder Hakelwerke" (Husum i. Holst.; Hakelwerk auch b. Nienburg), ferner Zeller Korfhage und Basthage im Essener Brokstreek und den Schriftsteller Spielhagen. — Die ländlichen Schutzgilden hatten auch ihren Versammlungsort im Freien: daher „der Geldbrink" zu Löningen und Vestrup, Gildebrink auch in Ahaus, vgl. die Straße Gildkamp zu Nordhorn und die große und kleine Gilbert oder Gildewart (=Wohrt, Hausplatz) in Osnabrück. — Es ging dann auch der Begriff Brink von dem grünen Platz einfach in den von Platz überhaupt über: „uppen Lappenbrinke" in Münster; in Hildesheim und Erfurt Lappenberg (vgl. FN.), wo der Unrat einer Stadt, Lumpen, Bauschutt, Kehricht aufgeschüttet wird; man soll sich enthalten, Schutt und Lapperei an die Kirchwinkel zu schütten (Eilenburg). Für Schutt, Abraum, kommt auch „Kummer" vor, vgl. Kummerkamp bei Delmenhorst, bei Elmeloh und Bornhorst. Merkwürdig ist, daß beide Abraum und Arrest bedeuten, gr. Insel Schütt (als Ablagerung der Donau) und Vieh schütten, rotwälsch „verschütt gehen" = in Arrest kommen; so auch „up enen kummern" u. ä. = mit Arrest belegen

Bei wendischen Rundlingsdörfern müßte Brinkmann stets davon heißen, weil er auf den Brink hinaufgebaut hätte (denn die Häuser liegen ja alle gleich weit davon). Bei unseren mehr unregelmäßigen Haufendörfern kann aber Brinkmann schon vor Alters den Bauern bedeuten, der dem Brinke am nächsten wohnt oder dergl. Zeller Brinkmann in Ermke, desgl. längst verstücktes Erbe in Schwichteler (daher stammte der junge Bauer, den das Gespenst durch den Ruf „dat Schwichteler Brok is min" tödlich erschreckte, denn das mit Erlen bewachsene 27 Malter große Bruch war zuletzt Eigentum dieses Hofes), ol. alter Köter Brinkmann in Ganderkesee, Zeller gr. und kl. Brinker zu Kneheim.

Als der Platz im Dorf enger wurde, wurde der Brink vielerorten für Bauplätze in Anspruch genommen, daher für die späteren kleineren Besitzer der Name Brinksitzer, eine Bezeichnung, die auf der Delmenhorster Geest generell auch für den gilt, der sich außerhalb des Dorfs in der Heide anbaut.

In Jeverland und Ostfriesland bis ins Emsland hinein heißt das geschlossene Dorf „dat Loog". „Gah awert Loog" (gewissermaßen über den Brink). Im Looge zu Waddewarden findet sich zweimal der Ausdruck Blink, von blinken, blicken = erhöhter, sichtbarer Platz. So auch der Plink, freie Stelle zwischen Hitzens und Umbsens Häusern in Hartwarden.

Das Ackerland. Altes Ackerland. Um das Dorf liegt die Ackerflur, der Esch (schon got. Atisk, von „essen", weil die Brotfrucht dort wuchs). Auf der Delmenhorster Geest wird dafür „Feld" gesagt (welches

Landesbibliothek Oldenburg

auf dem Ammerlande und im Münsterlande = Heide ist), und Esch kommt nur einige Male bei unbedeutenderen Flächen vor: „lütje Esch" bei Ganderkesee, „Biereſch" bei Bergedorf und einige andere. Die ganze Flur zerfällt gewöhnlich in mehrere Esche (etwa „der große, der Nord- und der Holtesch", „der Hahnesch und der Diekesch"). Einige Namen sind bemerkenswert: der Heemesch bei Huntlosen, dazu Hof Heemesch bei Ankum und den Heem bei Wildeshausen; Sehresch bei Astrup (Wardenburg) und bei Ahlhorn u. a. Der Esch scheint eine einzige Fläche zu sein, aber schon ein wenig Aufmerksamkeit lehrt, daß selbst in den einzelnen Eschen (als Unterabteilungen des ganzen Esches) die Äcker rechts vom Wege etwa die Richtung OW, links aber SN haben; somit zerfällt der ganze Esch oft in viele Abteilungen. Von Wenden heißen diese Abteilungen oberdeutsch Gewanne, auch bei uns im Delmenhorster und Wildeshauser Amt, im Hoyaschen und im Münsterland manchmal Wand; besonders in der Gegend von Spreda-Deindrup, anderwärts so oft nicht: z. B. Langewand (Bergstrup, Varnhorn, Holzhausen bei Wildeshausen), Krummewand (Bookhorn), Osterwand (Sandhatten), Hedwand (Osterlindern, Hede = Heide, Zeller Hedemann zu Märschendorf früher tor Hede) u. a. Nun war es aber in den einzelnen Gewannen vor den Verkoppelungen ganz selten, daß jemand eine Fläche von 1 ha beieinander hatte, meist hatte der Bauer nur einen, höchstens zwei Äcker beieinander, so daß ein einziger Mann auf den verschiedenen Gewannen des Feldes wohl 40mal mit dem Pfluge umziehen mußte. Diese Tatsache ist schon früher aufgefallen und hat zum Nachdenken gereizt.

G. Hansen sagt nun, die Leute hätten vor Alters zunächst das beste und größte Stück beim Dorf zum Ackerlande bestimmt und, damit niemand Unrecht geschähe, es in lauter gleich breiten Streifen an die Genossenschaft verteilt: was heute so unvernünftig schiene, wäre damals das einzig mögliche, gerechte und vernünftige gewesen. Wahr ist, daß oft in der Nähe der Dörfer die größten und besten Abteilungen des Feldes liegen: z. B. in Ganderkesee die Langewand und die langen Stücke. Ob aber nur Breitenmessung bekannt war, ist Meitzen zweifelhaft: er meint, daß auch damals schon Flächen gemessen wären, und nennt die ursprüngliche Einheit einen Lagemorgen von etwa 20 Ar. Auch dies läßt sich hören, indem die Größe eines normalen Ackers fast immer unter 30 Ar bleibt, 40 Ar und mehr sind stets wenigstens zwei Äcker nebeneinander.

Das Breitenmaß ist ohnehin nicht einheitlich; es kann diese Verschiedenheit durch Teilungen unter Kinder (westf. „Abschichtungen"), aber auch daher gekommen sein, daß die Form eines Gewannes hier eines anderes Maß forderte als an anderer Stelle. Hansen hatte seine Nachrichten von Leverkus (und dieser hatte sie aus Edewecht), und auch Meitzen bringt dieselben Angaben ausführlich wieder, ein Beweis, wie wenig Tatsächliches man hatte, wie vieles wohl Theorie ist und bleiben wird. Leverkus sagt, die Einheit bildete der Schecht (Schaft), der 7 Fuß lange Speer des Kriegers: 2 Schechte = 1 Jahrd, 3 Schechte = 1 Drömel, 4 Schechte = 1 Acker, 6 Schechte = 1 Brede. Nach diesen primitiven Maßen soll in damals noch erinnerlichen Zeiten

Landesbibliothek Oldenburg

zu Osterscheps eine Grenzregulierung des Esches vorgenommen sein. — Höchst interessant ist, was in bezug auf diese Materie 1827 ein als Kenner mit Recht geltender Kaplan Trenkamp schreibt: „In Rücksicht des Ackerbaus findet man in den Eschfeldern einiger Bauerschaften und Dörfer noch eine Ackereinteilung, welche . . . sehr praktisch ist. Dieses ist die Einteilung der Ackerstücke in Breede, Acker, Jart und Tweejart. Diese Einteilung habe ich nämlich in Spreda (Ksp. Langförden), Sevelten (Ksp. Cappeln), Hemmelte (Ksp. Lastrup) und andern Orten gefunden, deren ich mich nicht augenblicklich erinnere. Da, wo diese Einteilung besteht, findet man nicht die so schädlichen Grasfurchen noch Gränzsteine zwischen den durcheinanderliegenden Ackerstücken verschiedener Eigentümer wie in andern Eschfeldern, sondern jedes Stück hat seinen bestimmten Namen Breede, Acker, den jeder Genosse kennt, und jede dieser Benennungen hat ihr bestimmtes Breitenmaß. So hat in der Bft. Hemmelte eine Breede die doppelte Breite eines Ackers und die dreifache Breite eines Jarts, ein Tweejart hat die doppelte Breite eines Jarts. Sind zwei aneinander liegende Ackers zusammengepflügt, so sind sie um eine Furche (nämlich die Zwischenfurche) breiter als eine Breede. Enthält also in einer Ackerfläche eine Breede 12 Stab in der Breite, so hat der Acker 6, das Jart 4 und das Tweejart 8 Stab in der Breite und zwei zusammengepflügte Ackers 12 Stab und 1 Furche. In einer anderen Ackerfläche desselben Esches kann dagegen die Breede 14, der Acker 7, das Jart $4^2/_3$ Stab in der Breite haben. In Sevelten sagte man mir, habe ein Acker $^2/_3$ der Breite einer Breede. — Entsteht Streit über Abpflügen, so wird gleich die ganze Fläche übergemessen und so leicht der Fehler gefunden. Zum Messen bedient man sich der Pflugtrampe oder des Stockes, womit der Pflug regiert wird; in Sevelten aber eines Stabes, der einem erwachsenen gerade aufrecht stehenden Mann von der Erde unter die Nasenspitze reicht und etwa 6 Fuß mißt." (Dann folgende sprachliche Bemerkungen sind unrichtig, wie es bei dem damaligen Stand der germanistischen Forschungen kaum anders sein konnte, und sollen obiger trefflichen Darstellung darum keinen Eintrag tun).

Der Leser sieht, daß die Edewechter und Münsterländer Nachrichten miteinander im ganzen stimmen, doch auch wieder nicht stimmen, daß nicht einmal Übereinstimmung zwischen Hemmelte und Sevelten besteht. Nun nehme er zunächst hinzu, daß der Meierbetrieb (ein Haupthof im oder vorm Dorf) auch bei uns längere Zeit gewesen ist. Hier kämen die Vorwerke in Betracht, ein Kapitel, das noch nicht genug geklärt ist. Mit „vor" hat das Wort nichts zu tun, sondern mit „fahren" (Gefährten, Vorfahren, Vorname Faramund), auf uralte Zustände zurückweisend. In Westfalen sehr oft Farwick, Schulte Farwiek, Hof Fork; bei uns Zeller Vorwerk in Cappeln, Farwiek bei Bunnen. — Von den Vorwerken aus wurden anderwärts mit Hilfe der andern Bauern die Beunden, Bunden (große Kämpe) kultiviert. Bei uns beachte man, daß bei Meierhöfen oft Ackerstücke „Varenbrede", „Vahrenkamp" usw. sich finden, umgekehrt, daß der Besitzer eines Vorwerks (z. B. in Varnhusen und Fahren bei Ganderkesee) oft „Meier" hieß. —

Landesbibliothek Oldenburg

Ferner bedenke man, daß überhaupt früher eine Beweglichkeit der Bewirtschaftungsart gar nicht so ausgeschlossen war (z. B. Eggestedt bei Vegesack das eine Mal fast lauter einfache Hufen und 100 Jahre später nur die Hälfte Bauern, weil es alles Doppelhufen geworden sind). Weiter hat schon Meitzen auf mittelalterliche Gewannregulierungen verwiesen. Endlich bringe man in Anschlag Kriege (nach dem Dreißigjährigen Kriege waren Äcker münsterländischer Pfarreien nicht wiederzufinden), Verkäufe, Aussteuern (ein einständiger Hof in Stenum hatte ein Stück im Gemenge, angeblich von einer Aussteuer) und ganz besonders Eintauschungen (denn das Unpraktische der vielen kleinen Stücke sahen die Menschen natürlich schon frühe ein) — so wird man zugeben müssen, daß volle Klarheit hier wohl nie zu gewinnen sein wird. Daran aber wird festzuhalten sein, daß auch bei den kleineren (und meist jüngeren) Dörfern und bei den (sicher jüngeren) Doppelhöfen nach dem Prinzip dieser Ackerteilung aufgeteilt worden ist; bei den Doppelhöfen (z. B. Brandewurth, Landwehr) jetzt Flage um Flage, aber es ist nicht gewiß, ob sie nicht früher auch Acker um Acker wechselten, von Landwehr heißt es so (d. h. von Vagt und Menkens Halbbauen, Stolle ist eine geschlossene Bau). Jedenfalls beruht die Behauptung, solche Doppelhöfe, z. B. die beiden Arlinghaus zu Höne, wären einst eine Stelle gewesen, weil Acker und Wiesen zusammengehalten einen Komplex bilden, auf völliger Verkennung der Tatsachen.

Auch in der Marsch hat es eine Art von Esch gegeben mit kleinen Ackerstücken; davon zeugen noch heute das Dorfland südlich Schmalenfleth, die Wurth südlich Sürwürden; die langen Ackers vor Rodenkirchen (anscheinend vergessen). Vgl. auch Ollacker öfters im Jeverland.

Das Ackerland wird kurzweg das „Land" genannt: „tuschen Wischen und Lande liggen", also zählen die Wiesen eigentlich nicht zum Land. Daher Langeland zu Lohne (lange Stücke sind Anzeichen hohen Alters, s. o.), zu Kösters Hausmannsstelle zu Loyerende, zu Ohlenbusch in Ohlenbusch, zu Zeller Westendorf in Bünne, zu Telbrake, zu Spreda-Langförden; Langeland, westlich von Nieheim i. W. — Der Acker (altes deutsches mit lat. ager verwandtes Wort): lange Ackers b. Bergedorf, die Acker b. Bookhorn, Steinacker und Kreuzacker zu Kirchhatten (Steinacker auch bei Ganderkesee: es lagen früher große Steine da); der Donneracker b. Bakumer Märschendorf, wovon wohl Donnerhocken bezogen wurden, vgl. dort das Wehrkreuz = Wetterkreuz; die Gastäcker b. Tungeln, vgl. das Gastland b. Stenum und Osterlindern, den Gastkamp b. Hagstedt und Bühren b. Wildeshausen (als Vergütung für eine Herbergsverpflichtung), Ackers zu Südholz, Langförden, Bergstrup, Endel; die Vieracker (Westerbakum), die Fünfacker (Vestrup). Die Jahrte (mit Gerte = Rute und engl. yard = Elle verwandt). Im Münsterland trotz Trenkamp (s. o.) jetzt anscheinend gar nicht begegnend: „Twiejart" b. Tungeln und Zetel (vgl. ene twiploget Huve in Hatten, im Twieplögen b. Sethe), Jahrt viel auf dem Ammerland: Vorjahrte (Wiefelstede, Aue, Zetel) = Wendeacker (wozu aber kein „Acker" nötig war, sondern das Maß einer Jahrte es tun konnte), wofür sonst Anwendung, Ahnwendung, auch in Westfalen de Anewant (Marien-

Landesbibliothek Oldenburg

münster), Ahnewendsstücke (Geseke), holsteinisch Voerwenn; Jarte b. Kirchhatten; auf den Morgenjärten b. Habenhausen. Im Paderbornschen: ein Gart, drei Gart, drei Gert (Beverungen), aber auch eine Dreigahrt (Borgholz), ene Vifgarde, Sesgarde (Scattenhusen). — Wiederum der Dremel (Edewecht), Drömel (dasselbe Wort ist Trumm = Stück, Plural Trümmer), den Trenkamp nicht erwähnt, findet sich auch im Süden oft, in der Form Drohn (Bösel, Oythe, Goldenstedt, Hogenbögen, Ostrittrum); es liegt hier ein Vergleich vor wie im Mecklenburgischen „Balken" oder in unserm „Block". „Blöcker" b. Campe, Hanstedt, „Dwerblock" b. Bergedorf, „Schiltblocker" b. Barßel, „Kronblocken" b. Bühren; gewissermaßen doppelt in „Drumblocker" b. Wiefelstede (wo das eine Wort wohl das Maß, das andere eine Querlage anzeigt). — Daß eine Brede zwei Äcker sind, ist noch einzeln bekannt; auch in den Moormarschen, wo oft zwei Bauen (früher „Stücke" gen.) in einer Hand sind und der trennende Graben beseitigt ist, hört man für solche Doppelbau einzeln „Brede". „Freesen Breen" b. Holtrup, „Bökmanns Brede" auf der Ovelgönne b. Dinklage, „Schürschlattbreden" b. Varnhorn, „Linnbreien" b. Böen; „Breen" b. Kaihausen, Bühren (Wildeshausen), Märschendorf. Oft auch in Westfalen: Meierhof up der Breden vor Brakel: Acker die Steinbreite von 20 Morgen (Herstelle), Hufe die Lecken Brede (Marienmünster), Vincken Brede das.; Breite Landes, geheiten de Wolderingkwort (Callenhardt); die Hackenbredde (Ahaus), Brünebrede (Warendorf), Zeller Humberg an der hilligen Brede. — Auch die Stücke müssen bemerkt werden: Langenstücke (Endel u. a.), auf Ahlers Hausmannsstelle zu Neuenwege. (NB. Letzteres ist innerhalb der Stelle, wo es bei dem Besitzer steht, die Stücke so lang zu machen, wie er will, die Äcker so breit oder schmal, wie ihm beliebt und an dem Lande zu tun, was ihn gut dünkt: „Piepackersland" b. Boitwarden, mit Piepgrüppen und Röhren (= Pfeifen) zur Entwässerung der Wasserfurchen. Aber im Gewanne ist von Freiheit keine Rede, Rechte und Pflichten sind da andere.) „Leinstück" b. Barßel u. a. — Eine Flage aber bedeutet allgemein mehrere Acker in einer Hand (Campe u. oft. Schon vor der Verkopplung hatten viele Bauern ihr bestes Land in Flagen liegen, durch Tausch usw.) — So ist auch Langefahren b. Vielstedt = lange Furchen, gibt also über das Maß keine Auskunft; doch ist das hannöversche Vorling (nach Grimm = Furche lang) doch zum Maß geworden, „10 Morgen eines Vorlinges min (= minder)" (Barsinghausen), „ein Vorling bei dem Tatern-Pfahl" (Göttingen). — Auch das Wort Hollen scheint in Südhannover ein Maß: sechs Hollen von drei Morgen, zwei Hollen (Calenb. U. B.), drei Hollen b. Hameln. — Noch zu erwähnen ist das Maß Tyuchen (Filsum i. Ostfriesland), vgl. Großetjüchen, Acker bei Wiefelstede. Anklingend ist das unerklärte „auf den Tiggeln" b. Liener, „Langetecheln" b. Böen. Im Saterland heißt das einzelne Stück auf dem Esch Spall, ebenso urkundlich in der Gegend von Geestendorf.

In dortiger Gegend (Bederkesa, Flögeln) nennt man sensenartig gestreckte Ackerstücke „Leh-ort" (Lehe = Sense; Ort = Ecke, Spitze. „Ort" das Ende von Schlutter, Elmeloh, Habbrügge; „aufm Ort" letztes Haus in Huntorf,

Landesbibliothek Oldenburg

Oldenbrok-Altendorf; Afort, upn Afohr = Haus, welches etwas abgelegen ist). Zu Lehort vgl. Ländereien „Hahnensteert" (Neuenbrok); ol. Töllners, jetzt Renken Bau „auf dem Hahnensteert" (Schwei). Spitze Stücke heißen Oken (die Oken, Okern auf dem Hausboden) b. Bardenfleth, oft im Bremenschen. Ferner Gehren (Oldenbrok, Stuhr), de Gahre (= Zwickel) b. Absen, Gieren (Altmark). Stets sind es sog. Kiele. Ein Aak soll ein über den Weg schießendes Ackerstück sein: die sog. Aake b. Engerhafe (Ostfriesland), aufm Aake b. Peheim, bei Amelhausen ein spitzes Stück an der Hunte (kein Acker), vgl. Aak = Fingergeschwür. Aufm Fingerohr, Acker nördlich vom gr. Middelhop, vgl. Redensart „von Ohr to Enn" = von Anfang (Ort = Spitze) bis zum Ende, also = Fingerspitze. Ackerland Schafftafel b. Wildeshausen = Schachtafel; mniederd. scactaveln = symmetrisch aufstellen, hochd. geschachzabelt und geviert.

Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß die Gewanne früher durch Baumreihen abgegrenzt waren: die sog. Regten (ganz besonders bei Hatten, doch auch sonst z. B. Bookhorn), Regen, Regenten (Wildeshauser Gegend), wovon schon früher gehandelt. Etwas anderes ist Reke, nämlich Reihe, Ordnung, die im freien Felde sich hinziehende lebendige Hecke (de Veltreke, by der doren Reke b. Scattenhusen i. W.), endlich der Dornbusch (Gott erschien dem Moses in der bernenden Reke). „Reeke" Acker b. Gastrup. — Wie engl. One-tree-hill (Einbaumhügel), so „bei den vier Bäumen" Acker zu Hausstette.

In einigen Gegenden Westfalens gab es Ländereien, die von der Bauerschaft eine bestimmte Reihe von Jahren als Pflugland, dann eine bestimmte Zeit als Weide benutzt wurden. Solche Ländereien hießen die Föden (z. B. „auf der Vöde" noch jetzt bei Bochum, vgl. FN. Fettköter = Vödkötter?). — Nun finden wir in den Ämtern Delmenhorst und Wildeshausen besonders die Erscheinung, daß die sog. Dreschen viel „Räume beschlagen" (auch Flurnamen, z. B. „Hohendreschen" b. Hogenbögen, „Kurzendreschen", „Fünfdreschen" b. Thölstedt). Für diesen Brachacker findet sich auch das Wort „Egerde" oder „Erde". „Das unbebaute Land, das Erde benannt wird" (unbebaut = driesch liegend, also mit der Bestimmung Ackerland zu sein), daher Ganderikeserde, Ippen-erde, (Feld des Ganderich, des Ibbo) und „auf der großen Erde" b. Kleinenkneten. Ob wir Erde nun von eren = pflügen („so Jemand zu nahe erde oder bauet, gravet offte torvet") ableiten, oder Egerd zu Egarten (oberdeutsch = Ackerland, das zeitweilig im Grünen liegt) stellen, ist hier nicht wichtig. Das Land wurde dann geweidet, daher gerade in dortiger Gegend die Bezeichnung „Kotrade" (Wildeshausen), „Fretra" (Gruppenbühren), „Trahe" (Dötlingen, Brettorf). Trade kommt von treten, Wagentrade = lat. orb-ita (wo das Rad gegangen ist), FN. Drecktrahe. Es ist rechtlich nicht ohne Belang, ob jemand „zu Trieb und Tratt" oder nur zum Trieb berechtigt ist und wer zu beiden berechtigt ist, hat an beiden Stellen verschiedene Verpflichtungen. Denn der Tratt ist das sich Vertreten des Viehs auf Ackerfeld, auf verteiltem Grunde, Trieb ist nicht verteilter gemeiner Grund. Beim ersten

Landesbibliothek Oldenburg

sind die Berechtigten andere, und besonders die Art der Umzäunung (nur auf Zeit) oder des Hütens (um das Korn zu schützen) muß eine andere sein.

Schlagbäume und Hecke. Von dem Zaunwesen machen wir uns heute keinen rechten Begriff mehr: Dorf, Weg, Acker und Weide mußten von der Genossenschaft oder von dem einzelnen weit mehr geschützt werden, als das heute der Fall ist, wo z. B. die Weiden alle längst Privatbesitz sind. Der Zugang zum Dorf konnte durch ein Heck geschlossen werden, Zeller Heckmann zu Märschendorf, Hausmann Dohrmann zu Donnerschwee, Zeller Biderhake zu Bühren, Zurhake zu Egterholz. Ähnliche Bezeichnungen: Klaphaken (in Vechta), Klaphake FN. (Osteressen, und im Amt Iburg), Bomhake (b. Dielingen), Schlagheck (Nottuln i. W.). Die Marschhake zur Vechtaer Marsch, die Feldhake zum Klattenhofer Feld, das „Feldöwer" beim Schlutter Feld, das Offenheck daselbst (nach den Wiesen zu), das Poppelheck b. Gruppenbühren. Auch an den Grenzen von andern Dorfschaften, „Hanstedter Haake" zu Kleinenkneten, „bei der Deindruper Hake" zu Westerbakum. Manchmal der Rundebohm (Haus zu Hohenböken vorm Moor), Colon Runnebohm zu Oldorf, Flur b. Thölstedt. — Es ist nun aber zu bemerken, daß solche Absperrungen nicht nur landwirtschaftliche Maßnahmen sein können, sondern daß es auch Grenzen des Ortes, der Gemarkung, des Territoriums und endlich befestigte Grenzen sein können. Was es im einzelnen Fall ist, muß geprüft werden. Hier können nur die Ausdrücke kurz aufgezählt werden: — 1) Der Rennebaum (Schlagbaum) b. Vreden; der Renneboom to Holthoen. „Dar de Runnebom steit" (Bremervörder Gegend); Renneboeme zu Dorsten. 2) Schlachbaum zu Sommersell; die Schlagbäume an der Lengerer Brücke. Auch kurz „Baum" (b. Wiefelstede, Stuhrbaum b. Stuhr, zum Stadtbaum b. Münster u. a.), „Bohmhus" (= Kl. Sextro in Bahlen) auf der Grenze von Dinklage und Lohne. 3) Klinke = Schlagbaum, vgl. Klenkerei? 4) Schling = Schlagbaum, Drehkreuz u. dergl.: vor den Schlingen zur Burg, innerhalb der Dehlbrüggischen Schlingen, Sling zu Brakel, Schling zu Salzkotten, Erbe Schlingmann im Ksp. Menslage; „der Schlingel", Ackerland b. Waterende, urkundl. 1288 Schlinchlo (also mit einem Baum oder Drehkreuz verschlossenes Gehölz), vgl. 12 jugera (Jück) Slinchlo zu Marienmünster. 5) Homeide, Hameide, — meie, Almeide usw. = Verhau u. dergl. Pallisaden oder Homeyen (Recklinghausen); Homeye vor dem Kirchhof (Bochum); de Homeyen (Rheine); Ameide (Lippe); drei Homeiden vor Hannover; van de Romeinen (mit hinübergezogenem r, holländisch), Hohenmey hinter Gödens (aus der Geschichte bekannt); „de Hogemeien" Häuser vorm Buttel an der Loyer Grenze. 6) Landwehr, Landwehrkämpe usw.: b. Landwehr, Immer, Ruttel (dort erste, mittelste, hinterste Landwehr), zwischen Munderloh und Hurrel; Carumer Landwehr, südlich Vechta; Peheim, b. Westerburg, usw. Wie es Leute gibt, die in sämtlichen alten Landstraßen Römerwege sehen, so ist auch mit den Landwehren viel Unfug getrieben, sie sind in große Systeme gebracht, sie sollen von einem vorgermanischen Volk aufgeworfen sein gegen andrängende fremde Völker; aus ihrer Lage wird geschlossen, woher dieser Feind kam (vom Meere her etwa).

Landesbibliothek Oldenburg

Man gehe doch an solche Fragen nicht mit der Absicht, auf jeden Fall etwas, d. h. etwas möglichst Imposantes zu finden: für Ahaus und Vreden hat Tenhagen nachgewiesen, daß die Landwehren von den Territorialherren zum Zweck der Zollerhebung im Mittelalter angelegt wurden, an den Durchgängen waren Schlagbäume und Schlagbaumwärter, daher dort immer wieder die Namen „Bohmhecke", „Böhmer" (auch bei uns in Westerburg, wo im späten Mittelalter die Landwehr gemacht wurde), „Paßup", „Töllner". Urkundlich ist nachzuweisen, daß auch im Braunschweig-Lüneburgischen die Landwehren mit dem Zoll in Verbindung stehen. Natürlich sind auch Landwehren gegen Feinde aufgeworfen, aber die vorhandenen wohl sicher in völlig historischer Zeit, zur Zeit des Faustrechts, wo die Bauern sich auch durch Bergfrieden (Ammerland, z. B. Oellien in Edewecht, Oltmanns zu Aue) und Lehmhäuser (Münsterland, z. B. Zeller Strüving in Bünne) schützten. 7) Lemmergraben. Am Visbeker Damm zwischen Bergstrup und Holtrup in der Höhe von Calveslage liegt links Otten Diek, eine Niederung von lauter Dämmen quadratisch durchzogen und so wohl trocken gelegt (jetzt mit Holz bestanden). Davon ging rechts der Lemmergraben in der Richtung auf Westerlutten zu; er scheint jetzt verschwunden zu sein, war seinerzeit sonst ansehnlich genug. Belemmern ist hindern, „ane Belemmerung ofte Hinder", also ein Graben, der den Feind aufhalten soll. Bei Bergstrup gibt es nun auch den Flurnamen Landwehr, doch wird belemmern wohl nicht aus belandwehren entstanden sein; Landwehr, sprich Lanwer, klingt sonst wohl an Lammer an.

Um zu den Dreschen zurückzukehren, so blieb, wenn sie wieder aufgebrochen wurden, oft der Name Brakland daran hängen. „Brakland" b. Bockhorn, Lahr, Varnhorn, Halen u. a., „die alten und mittelsten Braken" b. Welsburg. Das häufige Ehebrake (Garthe, Langförden, Deindrup u. oft), Ibrake (z. B. Ganderkesee) ist im ersten Teile wohl = neu:

Also der stritemuede uz dem huse spranc,
Wat ite-niuer (ganz neuer) swerte uf sim helme erklanc. (Nibelungenl.)

In der Marsch Itschland für Aufbruch im 2. Jahre; Bunnen und Ibunni (urkundl. = Neuenbunnen); das Idenbrok b. Münster, später das neue Bruch.

Auf die vielen Ackerländereien, die durch ihren Namen noch auf früheren Holzbestand hinweisen bezw. auf Rodungen, darf hier nur kurz hingedeutet werden. Carumer Holz, Bookhorner Busch, Kirchrotte oder Kirchrohen zu Lüsche. Auf dem Rahden b. Höven hat aber seinen Namen nicht vom Ausroden, sondern von der Familie v. Rhaden, die zeitweilig auf Höven saß. So sind nach einem Heinr. Buck b. Kloster Burlage 1360 (FN. aus dortiger Gegend zu uns eingewandert), Äcker Buckestucke genannt.

Neues Ackerland. Kampland. Bei Verkoppelungen wird in der Regel Kampland nicht zur Masse gezogen, obgleich nicht nötig ist, daß allemal ein Kamp einem einzelnen gehört, z. B. auf dem sogenannten Groten Kamp hinter Achternholt haben „all die Oberlether" ihr Ackerland. Wenn nun der Natur der Sache nach die Kämpe meist an der Peripherie der bebauten Dorfflur liegen (auf der Grenze zwischen Esch und Wischen oder Heide), so gibt es auch um

Landesbibliothek Oldenburg

das Dorf zu manchmal Kämpe, die der Lage und Bonität nach besser sind als die andern. Dies sind die sogenannten Wührden, Wühren, Wöhrden, Wöhren, Wurthen. Die beste Definition ist die von Peters („die Heideflächen Norddeutschlands") gegebene, wonach die sogenannten Wohrten die Mitte halten zwischen Garten- und Ackerland. Dies stimmt noch vielerorten: es sind sozusagen Außengärten, Kohlhöfe. Auch Hanf und Flachs wurde da gebaut. (NB. Auf der Bleiche wurde das selbstverfertigte Linnen nachts bewacht, in einer sogenannten Linnenhutte schlief der Wächter. Hütte = nur zeitweilige Wohnung; Klarmanns Hutt im Ohmstederfelde, von dem Hirten, der nach der Heuernte dort weidete; die Köhlerei oder Köhler in de Hutt am Gellerdeich). Ganz dasselbe sind die sogenannten Wühren in Butjadingen, hohe Weiden, zum Fettweiden tauglich, nur ist die Bedeutung vergessen, und man denkt dabei an hohes Land allein, was eine Wühre an sich gar nicht zu sein braucht, in der Marsch aber sein mußte. — „Langeworth" zu Schulte Gassel bei Münster, die Wurth b. Bookhorn, „auf dem bezw. der Wörde zu Barssel, die Wörde (Löningen), Wühre (Ostrittrum), auf dem Wöhr (Kleinenkneten) u. a. Einige Male auch das Hauptackerland eines Bauern z. B. „Wöhre" 3 + 2 ha zu Tebben Erbe in Holtrup, 3,95 ha zu Rump in Bartmannsholte. FN. Würdemann, Wörmann, Wurthmann.

Auch die Kämpe haben ihre eigenen Namen. Ungemein oft der alte, der neue und der Sonnenkamp (letzterer b. Kimmen, Munderloh, Donnerschwee, Vechta, Ahlhorn, Sethe, Friesoythe, Visbek, Calveslage usw.), Bramkamp [Bramkämpfe zu Nottuln i. W., für die Schafe im Winter, wenn Schnee lag, absichtlich gehalten; sie durften aber nicht zuviel davon haben, sonst wurden sie taumelig, oberd. „eglicht", vgl. bramen = berauscht sein, im Rausche reden?], Hahnenkamp (Wüsting, Petersburg bei Vechta u. o., FN. in Fladderlohausen, ol. in Sandhatten, Flur b. Rehme i. W.) Schürkamp (Lastrup), Kamp gent. de List (Vreden i. W., die List b. Osterlindern, Löningen: hochdeutsch Leiste = abhängige Bergseite, vgl. Immermanns Münchhausen: trank eine Flasche Leisten (in Würzburg: der Wein war an der Leiste gewachsen). — Von Volksbelustigungen: der Papagoyenkamp (Ganderkesee), wo der Papagei geschossen wurde, vgl. bei der Vogelstange (Wildeshausen, Friesoythe, Eversten). — Der Glindkamp (Mollbergen; Glint-Zaun von Plankenwerk; ein Glint aufzimmern). — Von früheren Besitzern: Peters Kamp vor der Bookhorner Mühle zu Tönjes ol. Petermanns Köterei in der Helle; Fastkenkamp zu Gruppenbühren von ol. Fastken, jetzt Himmelskamps Halbbau zu Stenum angekauft; Heinken Kamp am Allmannsplacken b. Ganderkesee (Allmannsplacken auch b. Bookhorn, Allemannesbroc b. Marienwerder i. Hann.), zu Osterlohs Bau in Immer, dem sogenannten Heinken-Haus (obgleich seit 1670 weder ein Heinken noch ein Heinke Osterloh mehr darauf gewohnt hat). — Von der Nutzung: Sommerroggenkamp b. Emstek, sehr oft Haferkamp (auch Zeller Haferkamp in Mühlen).

Eine sehr alte Bezeichnung für Haferkamp ist Evenkamp. Ob das Wort Even vom lat. avena abzuleiten oder mit ihm urverwandt ist, braucht hier

Landesbibliothek Oldenburg

nicht entschieden zu werden; jedenfalls kommt in der Freckenhorster Heberolle Vogtseven und Evenbrod vor, und die Bedeutung „Hafer" ist gesichert. Der Evenkamp b. Sage, Hemmelte, Herbergen, gr. Beilage, unc. b. Tange (Apen) und der Ebenesch (Ähmneschgen) b. Kirchkimmen (ist Sommerland). Ein Evenkamp liegt östl. Werne i. W. Bst. Evenkamp b. Löningen heißt aber urkundl. Evinchem (Heim des Eving). Also hat sich neben Haferkamp auch Evenkamp erhalten, jetzt längst unverstanden. Übrigens wird auch Oeverkamp (Ohmstede) und Ackerland Everkamp (Wardenburg) = Evenkamp sein, denn r und n sind „Wesselitters".

Wie merkwürdig es mit den Namen zugehen kann, lehrt der Name Haverbeck (b. Damme). Ein Bach von Haferfeldern umgeben? Ein Roggenbach kommt doch auch nicht vor. Nein: hic capiuntur falcones optimi = hier werden die besten Falken gefangen, heißt es auf einer alten Karte an der Stelle von Haverbeck, und im Dialekt der Lothringer (die doch mit deutschen Elementen stark vermischt sind) heißt der Habicht l'hoberet, l'hobert, l'hobereau; l'hobet et l'esmerillon (= der Habicht und der Sperber). Vgl. Grimm DWb. u. Hagerfalk (g und w wechseln oft). Ort Haverbeck auch bei Bawinkel; Conradus Haferbeck, ein Paderborner Kleriker; Arnoldus de Haversforde (Dieph. UB.). Hoverbeck, Name eines früheren Politikers. Havixbeck kommt auch sonst vor, und der Bach hat seinen Sinn, denn dort wird der Habicht getränkt (das heißt in der Kunstsprache „geschöpft"). Das Jagen mit Falken war im MA. eine Unterhaltung der Vornehmen; ein Hausmann in Ipwege mußte Falken unterhalten (Lagerbuch; hatte „ene Valkenlegge"). Gelehrte, die Zeit haben, mögen diese Andeutungen weiter verfolgen und reinlicher ausarbeiten, als hier geschehen kann; an dem Resultat wird im wesentlichen nichts zu ändern sein.

Ein Röwenkämper aus Greven i. W., der wegen mehrerer Meineide ausgestellt wurde, spie die Leute an und imponierte damit dem Pöbel. Was heißt Röwenkämper? Es ist = Roggenkämper. Eine Rowenkempersche kommt b. Gütersloh vor, heute heißt der Hof Roggenkamp, aber da dies allein nicht beweiskräftig sein würde, in derselben Quelle kommt auch für die Frucht Roggen „Rowen" vor; also der bekannte Wechsel von g und w: Godensholt früher Woensholte, Woensdag und Gudensdag (= Mittwoch). Ob aber der Röwekamp b. Oldenburg hierher gehört, ist wohl zu bezweifeln.

Zuschlag. Beim Kegelspiel kommt es vor, daß außer den Kegeln, die fallen, noch andere wackeln und, wenn es das Glück will, nachfallen und sogar im Fallen noch ganz feststehende mit umschlagen. „Dat is'n goden Toschlag", sagte bei solchem Anlaß einmal ein Münsterländer zur Belustigung der Mitspieler, denn es war gerade in einer Gegend, von der es hieß, manche Bauern hätten mehr Ackerland in ihren Zuschlägen als altes Pflugland. Ein Zuschlag — im Norden ist der Ausdruck unbekannt — ist ein mit Bewilligung der Bauerschaft von einem Interessenten der Mark entnommenes und urbar gemachtes Stück Heide. Es gibt Zuschläge, die über 200 Jahre alt sind (z. B. in Bokern b. Lohne). Aber wenn man nun im Süden fragen

Landesbibliothek Oldenburg

wollte, woher der Ausdruck käme, so würde wohl allgemein geantwortet werden, weil der Kamp eben zur Stelle hinzugeschlagen wäre, und doch liegt nachweislich eine sinnliche Vorstellung zu Grunde, und der Zuschlag heißt von der Einfriedigung. Ein selbstwachsender Friede ist oberdeutsch eine lebendige Hecke, vgl. Befriedigung, mnd. Befredung. „Wir machen dem Einzelhof die Mitweide auf unserm Esch streitig", sagen die Bauern im Dorf, „denn er liegt in eigener Befredung". So ist eine „geschlossene" Stelle ursprünglich von der Abgrenzung (sei es Graben oder Wall) benannt, so auch „beslotten Kamp." Eine andere Bezeichnung für Abzäunung ist Wrechte. Kleinodien gewracht und ungewracht = gefaßte und ungefaßte Edelsteine (Lüneburg). Were wes Erwe unbewracht (nicht eingefriedigt), so . . . Sie haben in unserer Vrechte gefischt, sie sollen in ihren Vrechten bleiben (bei Rheine oft). Telgenkämpe (Telg = Zweig, also junge Anpflanzungen) müssen in unsträflicher Vrechte gehalten werden (Holtwik i. W.). Für Wrecht findet sich auch Bracht, davon die Brachtlage (= Friedewald) b. Huckelrieden (ol. ein Gut, also wieder eine Art Sundern s. u.), Forstort Brechte südl. Bentheim, FN. Torbracht i. Ahaus. „Zuschläge und andere Bewrechtungen" (Lippstadt) und nun der entscheidende Ausdruck aus Vreden i. W. „begraven, togeslagen und bewruchtet". Die Sache wird dem Leser anschaulich sein, ob die Erklärung „der Kamp wird mit einem Graben versehen, die ausgehobene Erde zu einem ordentlichen Wall gemacht und mit dem Spaten glatt geklopft (togeschlagen) (oder einfach: durch die ausgehobene Erde naturgemäß zugeschlagen, geschlossen) und dann ein Zaun darauf gepatet" genau stimmt oder nicht, tut nichts zur Sache. — Der alte und neue Zuschlag, oft Fehrenzuschlag = ferner Zuschlag (z. B. b. Spreda). Den Zugang zum Zuschlag (und andern Kämpen) bildet ein Schlopp (= Schlupf, oberd. Schlippe), vgl. Krusen Schlopp zwischen Vechta und Füchtel; ist es durch einen Baum verschlossen, so heißt es Hakschlopp.

Beim Fortrücken des Ackerlandes in die Heide — in den Moormarschen das Anschußrecht, d. h. das Recht, in der Richtung seiner Bau Wildland zu okkupieren — kommt im Süden der „Hammerwurf" in Betracht. Näheres darüber b. Klöntrup. Vgl. „Hammerschmäte", ein Streifen am Calveslager Bruch, wo Gut Barrel Fahrgerechtigkeit hat (s. Willoh).

Grünland. Wiesen. Die Wiesen von heute denke man sich früher vielmehr als Grünte, schlechtes Grünland, mit Gebüsch durchsetzt, vielerorten so undicht, daß solche Flächen ebensogut unter unreifem Moor (Grünlandsmoor) behandelt werden könnten. Davon zeugen schon die Namen Göhl, Vieh, Brok, Dobbe, Quobbe, Wüste, Unland, Olland und Fladder. Ein Göhl (urkundlich auch Golebrok b. Borbeck) findet sich auf dem Ammerlande in jeder Bauerschaft, auch noch in Tungeln „Göhl oder Brok" und einzeln nach Delmenhorst zu (Lintel, am Ohdamm, b. Immer). Es ist meist mit Erlen bewachsen, daher Ellerngöhl, oder mit Reit, „Reitgöhl". Nach dem Corpus Constitutionum sollten die Göhle geschont werden, weil das Wild da seine Deckung findet. — „Im Vieh" und „Viehdamm" zwischen Edewecht und Zwischenahn, das Bremer Vieland, dat Ellhorns Vi (b. von Hodenberg UB.), dat ellern Vihe

Landesbibliothek Oldenburg

(b. Neocorus, Ditmarschen), Viehen, niedriges Land nördl. von Lorstedt i. Hann. — Brok: auf einem hannoverschen Gut war eine große, entfernt liegende Wiese jahrelang vom Pächter gar nicht genutzt worden, infolgedessen überall Bulten mit langem Grase, umgeben von unbewachsenem lettigen Boden; so etwa ist ein Bruch zu denken. In vielen Zusammensetzungen: die alten und neuen Bröke b. Döhlen; Falschenbrok b. Hoheging und b. Campe; Jedebrok b. Damme, Ort b. Soltau, FN. in Pestrup, Jetemur (=moor) b. Lüneburg; Runenbrok b. Gut Hopen (Ruhn = Wallach), Schockenbrok b. Wohlde (Schocke = Schwein); Heimbruch b. Jülich, Idenbrok (s. o. = neue Bruch) b. Münster; FN. Uchtenbroeck einst i. W. (Ucht = Osten); FN. Brockschmet (Paderborn, Osnabrück, lat. fabri palustres = Sumpfschmiede). Witts Brok hinter Bürgerfelde von ol. Wittings (j. Borchers) Hausmannsstelle zu Ofen, desgl. Witts Feld hinter dem Scheibenstand, wie auch Witts- und Gerds-Horst von diesem bezw. dem ol. Gerdes Erbe zu Wechloy. Johannes Brok von der ol. Eilers sog. Johanns (schon im Lagerbuch Johans Hus to Oven) Bau zu Ofen (später Schwarting); Brok b. Schönemoor, früher Moilkenbrok, von der adel. Familie die Moilken oder die van Oldenesche. „Die Brucht" vor Brakel i. W. — Die Dobben b. Oldenburg; das Wort ist noch lebendig: die Stelle (wo immer wieder gemäht werden kann) ist keine Welle (s. u.) sondern eine Dobbe (Almsloh). Nicht unrichtig wird zu Dobbe wohl Diewen, de Deven am Dümmer gestellt (Diepholz ist unrichtig, es heißt urkundl. immer Defholte) und das westfälische Daveren. — Quebbete, Quobbe (vom „quabbeln"): die Quäbben b. Herbergen. — Die Wüste: Hatter und Holler Wüsting, große und kleine Wüste b. Dinklage, überhaupt sehr häufige Bezeichnung von Grünland. Neustadt Osnabrück liegt „in der Wüste". — Unland: die Büppeler Unlande, eine Wiese b. Oldenburg (Lagerbuch) de Unlannige; im Unlande (Essen), Unland (Winnöbst). Etwas ähnliches ist Ungeverde (s. Schiller Lübben), Stelle, wo man nicht fahren kann. — Adel, Ahl ist Sumpf: „das Edelgras" in der Vahr; FN. Edelbrok i. Horstmar; in der Marsch Eddelgraft, =graben, wohin das schmutzige Wasser abfließt; öfter das Ahlland (Marsch), wo früher Sumpf gewesen sein wird. Heute wird Ahl gewöhnlich nur von Jauche gebraucht. „Ich hatte gehört", wurde einem Prahler beim Militär erwidert, „sie hätten dich in die Ahl geworfen" (Mollbergen). Ahlkuhle = Latrine. — Fladder, noch lebendig als Bezeichnung für Grünte; im Fladder (Ksp. Wardenburg), Ort Fladderlohausen, der Fladder nördl. v. Carum, durch den Fladderkanal trocken gelegt, das Drebbersche Fladder und viele andere im Diepholzschen. Ist Fleer dasselbe Wort? Der Sache nach ist es dasselbe; das Fleer oder Flör, Moraft b. Ottenstein i. W., „im Fleer" b. Kleinenging und Liener. Zeller Flerlage b. Herbergen heißt aber urkundl. Fliderloha, also Fliederwald. — Stroth und Riede s. u.

Ursprünglich bezeichnet auch „Marsch" sumpfiges Land; die Tungeler, Wardenburger ꝛc., Sandhatter Marsch; die fette Marsch, die Welgen- (= von dem weldigen Hof, curia potens, vgl. der Regimentswöldener = der stärkste, gewaltigste Mann im Regiment) und Pagen (= Pferde)marsch b. Wildeshausen; auf der Marsch b. Lutten; die Vechtaer Marsch, der nördlich dem

Landesbibliothek Oldenburg

Moorbach gelegene kleinere Teil heißt Winter- (d. i. Nord)marsch. Mersch zu Schwarten Erbe in Wulfenau; Kötter Meschlüdeke zu Börringhausen; „im Mesche" zu Bieste. FN. Maschmann b. Diepholz. Borg- und schmale Marsch b. Rotleyvessen (Paderborn). Auffallend vor Jethausen „die Marsch", Kleiboden, wovon doch dort auch sonst genug ist. — Niedrige Stellen im Klei, oft von alten Flußläufen herrührend, heißen die Fledden (Strückhausen, Schwei, Rodenkirchen, Landwührden): das Wort hängt mit flödig, fleu, floot (floot = pflügen, nicht tief) zusammen. — Auch Dümmer ist eine Wiesenbezeichnung. Der Dümmer b. Damme. Der Dummer b. Walle, Nieder- und Mittelsbühren, zweimal an der Brokseite in Stedingen, der Golzwarder Dümmer (Außendeich), „durch den Dümmer und die Drogen Wiese (NB. Drögte auch b. Oldenburg und Utende) zum Dael" (Datteln i. W.); das Dumbrok (jetzt kurz „die Bröke") an der Dummbeke b. Ganderkesee. — Ob Siek und Strang zu minderwertigem Wiesenland oder zu den Gewässern gezogen werden müssen, bleibe einstweilen unerörtert. „In der faulen Sieke" b. Wildeshausen, sonst selten, oft im Paderbornschen, z. B. im Vulensicke (Beverungen), im Lebersike (Borgholz), Sagelsiek (Marienmünster) und bei Lügde „zu dem Wynemanssieke", „am Krekensiek" und „am Lindensiek". FN. Wiewesiek. Im Strang und Plural die Strengen öfter: z. B. b. Schierbrok, „Strengenwiese" b. Rostrup; Strengen b. Neuenbeken.

Brägel (b. Lohne) ist nach Nieberding ein eingefriedigtes oder von einem Sumpf umgebenes Gehölz; nach Jellinghaus Bröggel, Bröhl, spätlat. brogilus, Buschwerk, auch wohl im Busch liegende Wiese (verwandt Bruhl); im Brühle (Minden), up dem Brule vor Hannover, Breul (Broglium) b. Münster, Broylstraße (Warendorf), „der Bröggel", Busch b. Hovestadt (Plettenbergisch); „die Deine, früher das Breyl genannt". (Datteln).

Die Wiesenflächen in der Mehrheit waren Gemeinheiten (mnd. „Manden"), und ihre Nutzung bestand in der Weide oder Hude. „Zur Hude berechtigt" war im 18. Jahrh. bei hannoverschen Landverkäufen noch ganz gebräuchlich; die Hude bei Uentropp i. W., 3 Huden zu Salzkotten (wovon eine Osterhude).

Vielfach wurden solche Grünländereien als Pferdeweiden benutzt. Wilde = Mutterstute (s. Schiller Lübben): Wildenlage b. Lutten, Wildbrok, jetzt Willbrok b. Gießelhorst, FN. Willenbrok, 2 Zeller Willenborg zu Brokdorf, FN. Willenbrink zu Ondrup, Wildenhorst b. Fladderlohausen, Willenberg (Wiesen b. Deichhausen, Ort bei Diepholz); der wilde Kamp, daneben die Pferdeweiden b. Mittelsbühren; Wildenbroick zu Okel, Hoyaer UB., wo auch equi indomiti (= ungezähmte Pferde), Stoteperde oder Wildeperde; Wiltgarden b. Lügde i. W. (Garten = Gehege, Hürde s. o.). Wische, „dat wilde Ding" (Lagerbuch) bei Tungeln, heute „aufm Wilding". Ding ist häufig Wiesenbezeichnung: das Ding im Ohmstederfelde, lütje Ding b. Osterscheps u. a. — Hors, umgestellt Roß (wie Ziege und Geiß, Harke und Rechen, Nachen, plattd. mit abgestoßenem n Eken und Kahn Umstellungen sind); Herzebrok, Kloster bei Wiedenbrück hieß 861 Rossobrok, Harsefelde bei Harburg früher Rosenfelde; „Hasbruch" b. Lutten u. ö. — Hier Rosengarten, denn wenn auch das Wort einen

Landesbibliothek Oldenburg

Kirchhof (besonders die Abteilung, wo die Kinder liegen) und Rosenthal ein Kloster bedeuten kann (z. B. b. Menslage, vgl. Lilienthal, Paradies u. a. Klosternamen), so wird es doch in den meisten Fällen nichts anderes sein als Roßgehege, und weil manche auch dann das Mythologisieren nicht lassen wollen und von heiligen Rossen des Wodan fabeln, so sei hier die Behauptung aufgestellt, daß es ein Roßgehege war, wohin die Bauern ihre Arbeitspferde mittags und abends trieben, den Schließbaum wieder davor warfen und den Kracken sagten: seht zu, was ihr finden könnt. Das Gehege hatte den Zweck, den umliegenden Acker — das einzig wirklich Wertvolle — zu schützen. „Rosengarten" b. Oberlethe, Cloppenburg, Lüsche (Acker), J. Ber. im Rosengarten zu Ganderkesee 1682, Rosengarten zu Schönemoor, bei Nordermoor; ferner b. Harburg (Wald), Geseke i. W. Gemeinheit das Rosenthal gt. 1482, zu Osterwik i. W.; das Rosendal, kl. Wiese zu Enger, Vesperfeld und Rosendal zu Lügde. Der Ort Roscharden b. Lastrup wird Rößgerden gesprochen, vielleicht also Rosengarten. Vgl. auch Rosenmühle = Roßmühle, FN. Rosenmüller und Hessenmüller (Hamburg). — Eine andere, verächtlich gewordene mißverstandene Bezeichnung für Pferd ist Katt (Jan, spann an, dree Katten vöran): Kattenstroth südl. Gütersloh, Kattenvenne zwischen Lengerich und Münster, Katthagenstraße in Burgsteinfurt, die Kattenhagenkämpe zu Hasenbühren; vgl. Kattenkuhle (Helle, Märschendorf; dort auch Kattenwand und Kattenbusch).

Das Gras der ungepflegten bezw. schlecht entwässerten Flächen konnte nicht viel taugen: Leesten (oft Leestkämpe in Stedingen nach dem Moore zu), Aurusch („im Aurusch"), Grauwisch (b. Mönnichhof, b. Hannöver), Dühl (Teichkolbe: Dühlkamp i. Oldenbrok; auch in Neuenkoop?), Watterrodik (vgl. ol. 2 Bauern Rodiek zu Rodiek b. Kirchkimmen?), Stickgras (b. Hasbergen; „früher wuchs hier nichts als Stickgras" b. einer Kuhweide in Rethorn, auch in der Marsch Stickelgras), Luk oder Judentopp, und Segge (Seggehorn b. Varel, zusammengezogen Seggern b. Westerstede, Seggeriehenkamp dort, Zeller Seggewisch zu Bokern und gr. Sextro = Seggestroth zu Langwege).

Auch in der Marsch war in den ältesten Zeiten das Grünland Gemeinheit, daher in Butjadingen, Jeverland und Ostfriesland oft die Bezeichnung „Hammerich", zuweilen für Kleiland nur geringer Bonität, weil Alters wegen sehr entkalkt. Ob das Wort alt Hammerke = „Mark zum Heim oder Dorf gehörig" ist? Oberdeutsch „Heimerich und Gemein". Sodann die Mehnen, nicht gerade ordinäres Land, z. B. die Langen-, Dwer- und Grasmehnen zu Altenhuntorf, Langemähnen, ausgedeichtes Dorf b. Burhave; Meenweide zu Paradies. Selbst Burmeide (Langwarden) ist der örtlichen Lage nach als das für die Bauerschaft bestimmte Mähland anzusprechen, obgleich gerade dort das Land heute nicht grasig ist. Im strikten Gegensatz dazu steht „die Hofmate oder Wiese" zu Ahaus i. W.: es ist die vom Hof als Sondereigentum in Anspruch genommene Mähde, vgl. die Hofwisch b. Altenoythe. — Die Mehden vor Jethausen, Spohler Mehden b. Linswege und Mehden öfter auf dem Ammerlande.

Landesbibliothek Oldenburg

Fang. Wollte jedoch jemand aus den gemeinsamen Grünländereien eine Ecke für sich haben („en Ordeken Landes to ener Wysch"), um eine Wiese zu machen, so entstanden prinzipielle Schwierigkeiten („was soll daraus werden, dann mag unsere Gemeinheit doch mit der Zeit zu klein werden"). Wurde indessen von allen Markgenossen oder Erbexen (Erbechtgesessenen) das Land dem Ansucher bewilligt, so mußte er sich durch eine Umzäunung schützen, das Land umfangen, ließ er den Zaun verfallen, oder tat er nichts am Lande, so fiel nach einer bestimmten Zeit der Bifang der Genossenschaft wieder anheim. Für Bivank (lat. proprisum) findet sich bei uns stets Fang, und es ist das Grundstück fast immer Wiesenland. Der Fang im Bucksnest (s. u.) b. Tungeln; im Fange b. Hokensberg und Wildeshausen; der Fang beim Gingfelde, Bft. Brokdorf, Märschendorf, b. Bookhorn; Fangbrok b. Welseburg (die Güter nehmen sich gern etwas heraus); Fangwiese zu Gut Holzkamp, „im Fangen" zu ol. Gut Bakum, b. Krimpenforth, Fangbruch b. Lutten; Zeller Fangmann zu Garthe; aufm Fange b. Gr. Mimmelage; der Perdevanck b. Kloster Burlage; Bivanck b. Beverungen; Ort Bifang b. Kupferdreh.

Manche Wiesen (offenbar von allen nutzbar gemacht) blieben aber gemeinsam, vergl. die Burwische b. Kirchdorf Lindern; dann hatte jeder Beerbte etwa „6 Swad Graſes in der groten Wisch". Nun findet sich für den Strich, den die Arbeiter jeder vor sich hin arbeiten, z. B. quer über die Kartoffeläcker hin, der verbreitete, aber bei uns in Vergessenheit geratene Ausdruck Jahn. Der Jahner ist in Schlesien der Knecht, der vormäht und so den ersten Strich angibt, gerade oder krumm, nach dem die Folgenden sich richten müssen. Das Heu liegt „in'n Geinen, Geenen" (Löningen, Carum) d. h. in langen Beeten (in Butjadingen, „in der Wirse", vgl. den Wirsbaum, fälschlich Wiesbaum für Bindebaum), die abends zusammengeharkt und in Hocken gemacht werden. Davon die Jaen- oder Jahdenwiese b. Aschwege und die Jehnesse (auch Jeensen geschrieben) bei Scharrel und Harkebrügge, letztere mit dem Vermerk „Wechselwiese", also haben die Interessenten es später für praktischer befunden, nicht Schwad um Schwad oder Jahn um Jahn, sondern jährlich zu wechseln. Eine andere verständlichere Bezeichnung ist Delgras (Witmershagen); jeder hat seine Portion Gras aus der Wiese. „Dehl" öftere Bezeichnung von Wiese auf dem Ammerlande, spätere Teilung bezeugend. Wieviel Deele habt ihr? (auch in der Marsch) ist ursprünglich nur als Frage nach der Erbenqualität (ob Voll- oder Halberbe), oder nach der Wohlhabenheit des Dorfs (wieviel Vieh ein Bauer auf die Gemeinheit treiben kann) zu verstehen.

Natürlich konnte die Bauerschaft auch einigen Interessenten erlauben, eine Wiese zu kultivieren, es brauchten nicht alle zu sein z. B. in Paderbornschen: dat Brok belegen by dem steynen Cruce an der lütteken Beveren, dat nu rümet Johan van Horne, Cord Huttuth unde Corde Ringelen, Börger tom Bredenborne, so vere se dat behowet hebbet und to ener Wese maken kunt. — So sollen auch die Coppel-Interessenten nicht alle, sondern nur eine Anzahl der Gesamtheit sein (Oldenburg, Cloppenburg, Zeller Koppelmann in Hausstette).

Landesbibliothek Oldenburg

Nesse ist ein alter, den Ämtern Westerstede und Friesoythe besonders eigener, Ausdruck für Wiese (von Th. Siebs mit „naß" zusammengestellt); überall jetzt unverstanden und oft zu Nest geworden. Die Wilnesse und Tamenesse zu Hollen (b. Ramsloh): Wilden = Stuten s. o., vgl. „dar ik minen Stot (= Gestüt; Stot by dem Melcker Bryngke = Milchbrink b. Bürgerfelde) und Wilden hadde", auch bei Plinius: der Trank des Blutes equiferorum = der wilden Pferde ist den Asthmatischen gut. Ihnen sind die Zahmen entgegengesetzt, die zum Barren, der Gerstenscheune getrieben werden (zu Paaren treiben = zahm machen), weil sie zur Arbeit guter Pflege bedürfen. Wie unverstanden das Wort Nesse geworden ist, zeigt der Flurname „der wilde Esch" b. Ocholt, eine Wiesenfläche, 1788 „noch offen liegendes Wischland" von 25—30 Jück und natürlich = die Wilden Nesse. Mit abgestoßenem n „Esse" b. Edewecht. In der Peripherie des angegebenen Bezirks noch Nesse oder Nest, Bevesnest, Bucksnest zu Tungeln, Depenest zu Hankhausen.

In der Gegend von Gifhorn heißt eine vom Gesträuch gereinigte und zur Wiese aptierte Fläche Ruhme, Rumede (von „räumen"; de Rühme ist bei Delmenhorst auch das offene Feld, der Esch) und oft trägt dann die Wiese den Namen des Mannes, der sie machte, z. B. Luben Rumen, Langenheynen Rumede, Hans van Lubeke Rumede. So auch die suverliken Wisch b. Datteln von dem früheren Eigentümer, einem Adeligen, der den Beinamen „der Säuberliche" (= der Stutzer, der Geck) hatte. Bei uns die Tannenweiden im Loyermoor, von Tanne, früherem Mitbesitzer von Gut Loy: in 100 Jahren könnte an Tannenbäume gedacht werden. Andere Wiesen tragen nach dem Verkauf noch den Namen des alten Besitzers, z. B. Harms Wisch zu Kösters Erbe in Loyerende, von Harms Erbe in Waterende, oder Ahlers Placken zu Siemers Köterei in Ganderkesee von ol. Ahlers Halberbe dort. Karrenpohls — und Harms grote Wisch zu Gut Ihorst von den Erben, aus denen das Gut zusammengesetzt ist. Placken für Wiese und niedriges Ackerland oft, im Osten von Hannover vielfach Wischbleck. Zu verkaufen „eine Hegewiese da und da, und eine andere Hegewiese gelegen . . ." (Celle), vgl. das Heingras (Lagerbuch) b. Zwischenahn, später die Heingraswisch, vom Einhegen benannt.

Mehrfach findet sich für Wiesen „de Heslinges Wisch" (Wunstorf), im Häselinge b. Oythe und Addrup, von den Haselsträuchern. Stubbewisch b. Mollbergen weist mit den Stubben auf frühere Rodung; desgl. Stockmehde zu Klosterhof Jührden. Auch Bienen hatten hier oft ihren Stand: Immenthun, Wiese b. Mollbergen, „Immestede und Honigwisch" an der Meiße (Hann.).

Eine ungemein häufige Wiesenbezeichnung ist Bäkel, Bökel (Schlutter, Elbergen, im Amt Wildeshausen). Auch Akahr ist öfter eine Wiese, b. Hülsmanns Erbe zu Wulfenau, in Märschendorf, Zeller Aka zu Holzhausen (hat mit Eckhof, s. Pagenstert, sicher nichts zu tun), „Ako" b. Beckstedt Ksp. Collenrade desgl. „Pollert" b. Märschendorf, Rostrup, Helle, Neuenburgerfeld, Heubült, „Pollerk" b. Harkebrügge. Eine gewundene Wiese im Holz oder ein gewundenes

Landesbibliothek Oldenburg

Gehölz in den Wiesen ist „Krümpel", b. Wahlde, Elsten, Thölstedt, Vosteen vgl. FN. Krümpelbeck und Ort Krimpenfort.

Wald. Übliche Bezeichnungen für Wald sind Holt (Stenumer Holz, Herrenholz, Kluesholt b. Gerden i. W.), Busch (Gristeder, Torsholter Büsche, Kiesbusch b. Gruppenbühren, vgl. to dem Upstote = Zwietracht im Hoyaer UB, Espenbusch und Widbusch b. Scattenhusen, Wietbusch bei Ahlhorn, Hasselnbusch b. Lügde, Honigbusch b. Bergedorf). Wold (Wehner Wold, Zeller Vorwold in Osteressen, der Wohld b. Quakenbrück, Wahlde b. Neuenkirchen, Welde b. Löningen, FN. Weldemann, „bei gr. Nippers Welde" zu Osteressen). Loh (Wildenloh, Jeddeloh, Iserloh b. Sandhatten, Hülseloh b. Westerlutten (FN. Hinrik in den Hulsen b. Coesfeld 1450, Inhülsen, so Gerd aufm Rüschen, heute Ruschmann); Mai (= Birken)loh b. Werne i. W. Zu Loh ist zu bemerken, daß die Endung oft in — el verkürzt ist, Lintel = Lintloh, Bokel = Bokeloh, Littel = Letheloh (auch Brengel b. Holzhausen und bei Barglay? davon Vollmeier Brengelmann zu Kleinenkneten); ferner, daß viele münsterländische Einzelhöfe auf — lage endigen und daß dies — lage sowohl = Loh, als auch = Looge, Entblößung von Holz (Heidloge besonders auf dem Ammerlande noch in lebendigem Gebrauch, doch auch Heidloge b. Hof Ohlenbusch, Heidlogenende, Acker zu Bergedorferohe) sein kann. Zeller Espelage zu Langwege, auch Flur b. Elmelage, Emstek, — vgl. Hof Aspethera b. Paderborn (tere = Baum), Aspedere, jetzt mit vorgeschlagenem m (= im) Masper b. Geseke, in den Aspen b. Borgholz, — und Barklage zu Osteressen, die „Spreklage" b. Rahde werden Espen-, Birken- und Faulbeerbaum (Spreken) wald bedeuten; dagegen Zeller Heidlage in Ihorst wird wohl = Heidloge, früherer Busch, spätere Heide sein; wie auch Bramlage b. Südholz, Erbe zu Brokdorf, Ort b. Altjührden. Öfter Fellage (Brokstreck, Lastrup, Schledehausen), vgl. Felhorn b. Borbek; Bentlage b. Rheine, Flur b. Kimmen (v. Behnt). — Wede (= Holz), Aschwege = Eschenwede, Langwege früher Langwede, der Döhler Wehe; Hollwege (Westerstede, beim Herrenholz) ꝛc.

Zitter, Helle, Bracke und Horst bedeuten sodann besondere Gehölze. Der Leser möge die weiteren Ausführungen im „Jahrbuch" nachsehen. — Da stand „Loher und Zitter" (Quelle aus Schwaben); Sitter b. Visbek, Sittelstäe b. Goldenstedt, die Zitter b. Ellenstedt, Zitter b. Nottuln i. W., Sitter b. Ankum, FN. Zitterich und Zettermann. — Helle als Flurname oft bei uns z. B. im Hasbruch, im Wehe, Dickehelle b. Rastede und Loy, FN. Hellbusch zu Hellbusch, Zeller Hellebusch zu Handorf, Hellmann (i. Münsterland mehrmals) und Z. Hellkamp (Uptloh). Natürlich sind auch einige zu Ackerland geworden (Uptloh, Erlte, Elmeloh). Die Helle, in der Marsch öfter, gehört nicht dazu. Der Name Helport in Landwührden mag wohl = Höllenpforte sein, wenigstens werden in Westfriesland mehrere Helporten erwähnt und so ausgedeutet. Wieder etwas Anderes ist die Helle, eine mit einer Kugel beschwerte Kette am Fuß eines Pferdes, das sich nicht greifen lassen will: so in Ahaus Helle = Gefängnis und „der Hellegraben" in Friesoythe wird nichts sein als der Graben am Arresthaus. (Also drei oder vier Möglichkeiten). — Bracken:

Landesbibliothek Oldenburg

die „dicken Bracken" im Stühe, „Wiebrak" = Wiedbrak b. Oythe: die Vorder- und Hinterbracken bei der Artilleriebespannung. „Einige Weidbracken und Sträucher ausgerodet" (Lüneb. UB. 1487). — Eine Horst ist ein niedriges nicht dicht stehendes Gestrüpp; der Horst der Raubvögel, von dem Reisigwerk des Nestes; eine Geilhorst ist eine Stelle im Ackerlande, wo die Frucht besonders üppig („frevel") ist, weil dort ein größeres Stück Dünger ungeteilt liegen geblieben ist und die Frucht dort also unegal aussieht; so auch „Sandhorst" in Flüssen, Ansandungen (holl. „Zandplaat de Hors") von den krausen Linien im Sande, die die Wellen gemacht und an höheren Stellen die Winde geweht haben. Zeller Bokhorst zu Dinklage, Hörstmann zu Schwege, FN. Ellerhorst (Twistringen), Hasselhorst. Ort Halenhorst (hahl = reinlich, schier, dann glatt, schlüpfrig; vom Adel sagt Logau:

Man hat es oft gesagt, wo eigne Tugend fehl,
Da glänze Möß (= Messing) für Gold, des Adels Grund steh hähl,

d. h. mit solchem Adel wäre es nichts). Oft Seelhorst: Zeller zu Höne, Flur zu Wulfenau, Freienschwege, sog. Seelhorst (Holz) zu Bemerode (Hann.), Zelhorst b. Ascheberg i. W. -- Wenn aber Horn eine häufige Waldbezeichnung ist, so kommt das nur davon, daß ein Horn = Ecke, „Hörne" eines Waldes, der gegen Heide oder Acker grenzt, sich mehr abhebt, als z. B. eine Ecke Ackerlandes, die in die Heide hineinragt. Bookhorn, Lindhorn (b. Lintel), gewöhnlich gekürzt in — ern; Lindern (auch Acker b. Lüsche und Calveslage), Ekern, Bokern, Zeller Aschern in Bokern (älter Aschhorn) 2c.

Ist ein Wald abgeschlagen, so läuft aus den Stümpfen leicht wieder Holz auf, dies ist der Stühbusch, eine Bezeichnung, die allgemein für junges Holz noch im Stift-Bremenschen gebraucht wird. „Heidstüh" zu Deterdings Erbe in Märschendorf; „der Stüh", Forst b. Hölscherholz, „Henstedter Stühe" b. Hokensberg, „der Stühe" b. Immer. „Holzverkauf auf dem Stühe b. Herrenhausen" (18. Jahrh.). „Wegen des Holtes und Studes dat steyt uppe dem vorwassenen Ackere" (zu Örle, Ülzener Gegend); hier ist das ursprüngliche d noch erhalten. Verkrüppelte Eichen u. dergl. nennt man auch wohl Struttwerk (Ahlhorn).

Obwohl ursprünglich alles Gemeindewald war, mußten doch aus Nützlichkeitsgründen einzelne Teile gemeiner Nutzung entnommen werden, die sog. heiligen Hölzer: „Hillig Forst" b. Waldeck, „dat hillige Holt" i. Südwestf.; bei uns finden wir „Heiligenloh" und „Schnitthilgenloh" beim Reiherholz, die vielleicht hierher gehören. — Wenn Flächen abgeholzt waren, mußte auch schon früher auf Nachwuchs Bedacht genommen werden, es mußten neue Telgenkämpe, Hesterkämpe angelegt werden, die natürlich auch des besondern Schutzes bedurften und vielleicht auch später zu ligni prohibitivi (!! = verbotene Hölzer) Heilighölzern bestimmt wurden. Daher bei uns und sonst öfter Fredeholz (z. B. b. Stotel), Fredewolt, Gehegete (= Holzwuchs, zu Oedingen i. W.), das Dingsteder Gehege (daneben der „Hau", wo man fällen durfte, und wo das Holz begreiflicherweise längst verschwunden ist; Hau auch b. Neerstedt). Geteilt (ob hinsichtlich des Holzes oder auch der Mastung, ist

Landesbibliothek Oldenburg

ungewiß), wurde erst spät, z. B. scheinen die Grenzwälle zwischen den Loyern und den Ipweger Bauern erst vom 15. Jahrh. zu rühren.

Aber schon vorher hatten einzelne Personen sich Waldstücke angeeignet, die sog. Sundern. In erster Linie war es natürlich der Adel, der die Möglichkeit, besondere Vorrechte zu erwerben, hatte. Daher die Sündern oft bei adeligen Gütern. „Loher Sündern", das große Ackerland bei ol. Gut Lohe; „im Sondering", südl. von Gut Huntlosen, „Lager Sundern" b. Wahlde von Commende Lage; „Sünderkamp" b. Burgforde. Oder die Erscheinung, daß die Sündern als Anhang eines bäuerlichen Besitzes (der meist in Adelshänden war) noch spät adelig frei waren z. B. die Sondrigen, freies Land bei Wechloy. Sonst noch ol. Imsündrigen Erbe zu Barghorn, Zeller Sündermann zu Vestrup, auch Zeller Surmann in Bergstrup, urkundlich Sundermann, Sünderkamp zu Zeller Schwarte in Wulfenau, u. a. „Sunder" b. Harburg, „Sundern" Busch b. Rheine, der Sunderkotten b. Ostbevern, überhaupt in Westf. so oft, daß in Sebaldus Nothanker Herr von Säugling (der Dichter Jacobi) seine Geliebte endlich in einem Häuslein an einem Sündern wiederfindet, denn Nicolai hatte gelesen, daß dort fast bei jedem Gut ein Sündern sich fände.

Hier mögen gleich die Ovelgönne angeschlossen werden, denn wenn auch gewiß ist, daß das Wort als Flurname allgemein ein Stück bedeutet, das dem Besitzer mißgönnt wird, oder das umgekehrt mit als ungerecht empfundenen Lasten beschwert ist, so lag doch wiederum die Möglichkeit der ungerechten Besitzergreifung sowohl als der Belastung früher zunächst in den Händen des Adels. So „Ovelgönne" b. Gut Eyhausen, b. Vorwerk Upjever; „bei der Avelgünne" hinter der kapitelpflichtigen Schafftafel b. Wildeshausen. Zu den früher einmal aufgeführten 16 Oldenburgischen Ovelgönne kommt noch als Nr. 17 Ovelgönne bei Barglay. Ferner (früher vielleicht noch nicht erwähnt) Ovelgünne b. Nordhemmern, Ovelgönne nördl. Diepholz, früher Burg Ovelgünne b. Ottenstein nahe der Vechte, (durfte nach dem Frieden nie wieder aufgebaut werden), Bürgermeister Hinr. Ovelgünne zu Bochum. — Der Wohnort der Burgmänner u. dergl. (in Oldenburg die Ritterstraße, Ritterstraße auch in Osnabrück, Haselünne, Coesfeld) heißt oft „der Grimm", z. B. in Lüneburg, Dannenberg, Bleckede und Hamburg. Der „Grimbrok" bei Gut Lage, „adelig freie Weide auf dem Ehnern, Grimmen Ort oder Burgmanns Ort genannt." Westfälischer Adeliger Caspar Walrabe zum Grimberg, FN. Grimsehl (Sedel = Sitz).

Eine zur Huder Pfarre gehörige Wiese Rabbenbusch findet sich als Rabbekenbusch schon im Lagerbuch. Beim Südholz (Westerstede) heißt ein Teil „Maxwald" und hat diesen Namen von dem Aper Vogt Johann Maxwell (einem Engländer), der 1623 vorkommt in einer Urkunde, worin J. Brüggemann (verstücktes Halberbe) verboten wird, am Mansinger Goel ein Fischwehr zu legen, Renke Thye und Genossen zum Schaden. — Von früheren Besitzern: „im Faster" b. Linswege vgl. Vasteringe Gud zu Hüllstede (Lagerbuch); „Hülmsbusch" b. Westerscheps von ol. Hülsemanns Halberbe.

Landesbibliothek Oldenburg

Wie Ländereien von einzelnen Bäumen benannt sind: „by dem Hagedarne" (Datteln) = aufm Heidorn bei uns, „Haidohr" b. Hagstedt; Apeldorn (tere = Baum); 2 Höfe Apeler b. Ambergen, Flurname b. Ohmstede, Rostrup, Ekern, vgl. Affoldern im fränkischen Westfalen und Affalderbach: so der Kolbeernbusch b. Bokel von den sog. Ködelbären, einer ordinären Birnenart. Wie endlich Wiesen von Bienenständen benannt sind, so auch Büsche: „Imbusch" b. Köter Auffarth zu Bürstel, b. Kirchhatten u. oft, Zeller Imbusch zu Brokstrek; „Immenthun" vor Welpe; „Immenstall", z. B. b. Harpenau zu Harpenau; oft zu Install geworden, z. B. in Märschendorf und Wulfenau.

Im Fichtelgebirge heißen 2 Bergkuppen der rauhe (= bewaldete) und der schlechte (unbewaldete) Kulm, genau so in den Stemmer Bergen (b. Lemförde) der rauhe und der schlichte Brink; vgl. der Schlichtenplacken und Blumenplacken nördl. Sandloh (Ksp. Essen) (vgl. Blomware) und den Blautenkamp (= bloß, schlicht, unbewaldet) und Blomkamp bei Rheine.

Berg und Tal, Heide und Moor. Neben Berg für Anhöhe findet sich noch in lebendigem Gebrauch „der Knapp" (Dinklage), „Holzknapp" zwischen Ossenbeck und Grandorf. Sintelknappe b. Rietberg (wo Sinter = Eisenerzschlacken liegen) das Homburgs Knapp b. Lünen, der sog. Roggenknapp (Westernkotten), Mondscheinknapp b. Delbrück. Ein anderer Name ist Hövel (Hübel, umgestellt Bühel, auch niederd. „im Lehmbüdel" am Hellerwege b. Beverungen). „Hövel" b. Märschendorf; „Sünnhövel" b. Hausstette; scharpfe Hövel b. Münster, Rasselhövel (b. Bödeken), Evers Hovell b. Beverungen.

Delle, Dille wird mit Tal übersetzt. Westeredille bei der Senne; an der langen Dellen und de Varendelle (Bochum). Sind aber unsere Dillen (Lastrup, Halter, Lindern, nördl. Hoheheide u. o., Zeller Dillmann in Lüsche) hierher zu ziehen? Die Deine, Dehne soll nach Einigen = Abhang, Tal, sein („Deine" b. Deindrup), nach Andern sind Dehnen Kuppen und Kegel. Hier muß erst gewartet werden, so lange nichts Sicheres vorliegt. Gesichert aber ist Liete, schon ahd. hlita für Bergabhang (vgl. die Hainleite i. Thüringen): Liethe b. Rastede, Hoheliet b. Halsbek und Vielstedt. Fraglich ist Hannover als hohes Ufer, Hannöver b. Berne, Zeller Hannover vulgo Növer Bft. Hagstedt, Schulte Hannover, Hegger Bft. b. Osterwik, „upn Hanover" Hügel b. Haltern i. W.

Die eigentliche sandige Heide, zur Schafweide genutzt und im Münsterland auch „Feld" und „Mark" genannt, „Feld" auf dem Ammerland, hat auch als alter Weidegrund mannigfache Namen, z. T. recht alte, z. B. der Meklenbrink b. Hengstlage und der Ravensteert b. Sage (beide schon auf ältern Karten). Sehr oft besonders im Amt Friesoythe „Tange", Ostange, Hahnentange, Kalwertange ꝛc., eine Landzunge, die sich ins Moor erstreckt, vielleicht nicht zu Zange zu stellen, sondern zu tanger (hochdeutsch „scharf und zanger") von dem sandigen Boden, s. u. Haar, Harre. Mehrfach auch das unerklärte Tempel (z. B. Großenkneten, woselbst auch FN. Tempelmann, früher ein Hof Templingen im Ksp. Ganderkesee, „Tempelhöfe" b. Heinefelde,

Landesbibliothek Oldenburg

„Tempelberg" b. Geveshausen, „Tempelsberg" zu Ehrendorf. „Auf dem Barel" hinterm Dwergter Sand und viele andere.

Das Moor. Bemerkenswert ist, daß der holländische, noch lebendige Ausdruck het Peel für Moor (z. B. ein großes Moor in Nordbrabant, ferner das Peeler Torfmoor b. Venlo) sich über das Emsland in das Oldenburgische in einem schmalen Strich die Hase hinauf erstreckt. Bei E. von Dincklage (Erzählungen aus dem Emslande) kommt ein „tiefer Behl" vor; FN. Beelmann in Holte (Süd-Hümmling), Arendbeel (Ahrenbeel) nebst Ahrenveen b. Löningen von dem früher Aren genannten Bach; Fahrbeil, Wiese bei den Werwer Fuhren (Fahr = zu einem Vorwerk gehörig), Beil, Flurn. b. Neuenbunnen und FN. Ascherbehl in Quakenbrück (vom roten Aschernsbach im Ksp. Essen?) — Fenne, Veen ist eigentlich Weideland, fennen für weiden in Butjadingen z. B. noch ganz gebräuchlich; aber in Flurnamen hat sich die Bezeichnung fast ganz auf das Moor zurückgezogen, und so kommt sie von selbst auch zur Bedeutung Torfmoor: Veene oder Moore, Torf zu stechen (Ahaus); dort Witte Venne, Große Venne, Amtsvenne, sowie Colon Vennemann. Auf dem weißen Venne auch bei Rheine. Zutphen (Geldern), alt Zutphane = Südvenne, dabei früher Nortfene und Ostveene. „Vehn" z. B. zu Wulfenau u. öfter im Cloppenburgischen. — Wie wir im Münsterland oft Kuhmoor, Hengstmoor und bei Etzhorn, Wahnbek, Ipwege das Beestermoor haben, so ist auch „Knüwen", „in den Knüwen" b. Liener und Großenging, „Fahlen Knüwen" westl. Merzen (Fürstenauer Gegend) eine bestimmte Moorweide: es sollen Knubben, die mit Behnt bewachsenen Bulten, gemeint sein. FN. Knüwener.

Zwischen den Heidbulten sind oft schwarze schwammige Stellen, auf die man nur mit Gefahr, bis an die Schultern oder tiefer einzusinken, treten kann. „Ich war auf der Jagd bei der Angelkuhle, da fiel ich in so'n olen Flitt." (Delfshausen). Vgl. „im Flittern" westl. von Hartenstroth und „3½ Jück Grünland, Flidder oder Dobben" b. Zetel. Letzteres scheint grünes, unreifes Moor zu sein, wo unter der Grasdecke hauptsächlich Wasser ist, wie man bei Engelmannsbäke vor Jahren noch sehen konnte. Kommt jemand da hinein, so heißt es bei Friesoythe „in'n Duß kamen", und wenn die Decke zerreißt, so kommt man um. Vgl. Bernhard, Edlen von Horstmar, der 1227 im Mummenriet b. Coevorden, auf seinem Schilde stehend, ein tragisches Ende fand. Die Dänen nennen eine solche Stelle einen Hängesack oder eine Ginge, d. i. Schaukel. (An Großen- und Kleinenging, Hoheging nördl. Bethen, das Gingfeld b. Brokdorf ist nicht zu denken, eher an den Giegel b. Wardenburg — schon im Lagerbuch.) Zu „in'n Duß kamen" vgl. das Dustmeer nördl. Bösel, Dustmoor b. Elbergen. Merkwürdig ist, daß feiner Regen auch „Dußregen" heißt: „et will woll dusten" (aber nicht regnen, es spüttert nur etwas), dafür auch „et söhlt oder schmuttert", beides eigentlich = schmutzt; so auch Dust wohl 1) = Schmutz 2) = Regen, Nebel, Rauhreif, (engl. dust). Vgl. Miest (engl. mist) = Nebel, Reif und der Mist (Dünger) und lat. fumus der Rauch und fimus der Dünger. Daher die Dustware (ältestes Lehnsregister), „Berechtigung,

Landesbibliothek Oldenburg

Dustholt, trockenes Holz zu sammeln", nämlich das trockene Holz, welches, mit Reif (Dust) und allgemein auch mit Schnee zu stark belastet, abgebrochen ist. — Fraglich ist, ob die Doose, oft auf dem Hümmling, Tinner Doose i. Kreis Bersenbrück und die Ginger Doose (Doosen auch mooriges Land in Landwührden) hierher gehören; dausigen Torf nennt man im Cloppenburgischen lockeren, losen Torf („statt so schlechten Tabaks will ich lieber dausigen Torf rauchen"). — Aber der Sache nach dasselbe ist Dullert, Dulleree. „Wie heißt dieser Morast hier?" „Ik weet nich, wo de ole Dulleree hier heet". (Großenkneten). „Dullert", sumpfige Stelle in der Pfarrbau zu Strückhausen. Der Dollart hatte im Norden festen Klei, im Süden dagegen (ebenso beim Jadebusen) vielfach Moorgrund, so daß dort die Fluten ihn mehr ausweiten konnten. — Endlich das Goor, Kernegoor, das Duwengoor (Duwe = schlechtes Pferd) b. Ahaus.

Nicht jedes Moor eignet sich zum Torfstechen (Abart: „Grastörfer zu stechen"), oder zur Torf- und Klünbereitung (Vreden), zum Klüen machen (Ahaus). Klün auch im Friesoythischen und auf dem Ammerland noch lebendig, öfter „das Klünmoor" (z. B. Eggeloge), dazu „die Klünnemehr" bei Datteln. — Abgegrabenes, mit dem Spaten abgespittetes Torfmoor heißt ganz allgemein die Späte, es ist, da das niedrig gewordene Moorland sich am besten zum Grünland eignet, fast immer eine Wiesenbezeichnung (die Späte zu ol. Bunjes Erbe zu Kaihausen, alte Speten bei Tungeln, Späte bei Immer u. öfter). — Anderes Brennmaterial aus Erde (aber nicht aus rechtem Moor) sind die Plaggen, davon „die Plaggenmatt", wo sie gemäht werden dürfen; auch Ausdruck der Berechtigung, wobei das Maß bestimmt war, z. B. „8 Fahle (= Falten) Plaggen". „Die Plaggenriehe" nördlich Dinklage, „Plaggenmatt" bei Wulfenau. Brokplaggen und Sandplaggen (Langförden). Letztere sind unerhört heiß: als zwei Bauern, die den Nachbarärger eines Winters angesammelt hatten, zu Fastelabend in Streit gerieten, ergriff der Schwächere in seiner Not eine angebrannte Sandplagge vom offenen Feuer, worauf der andere erschrocken abließ (Visbek). — Dann die Mucken, eine Art Brennplaggen, davon „Muckeltangen" bei Kleinenging, Muckenhäuser bei Vinnen (Hümmling, also Erdhütten), „auf den Muckern" bei Kirchhatten. — Die Schadden sind etwas Ähnliches: ein Dwergter verlor Nachts bei Garrel den Weg, und schließlich fiel ihm auf, daß er schon zum dritten Mal an demselben Schaddenhoop vorbeikam, woraus er dann schloß, er wäre misschien (= „wahrscheinlich", holl., wohl aus „mag geschehen", franz. peutêtre, entstellt) immer rundum gegangen, worauf er eine andere Richtung einschlug, und blide (froh) war, am andern Abend glücklich nach Hause zu kommen. Früher, wo die Leute noch süniger (sparsamer) waren, wurden Schadden noch mehr gebrannt; der Melm (eigentlich jeder Staub, auch pulverige Moorerde) war brennbar; vgl. im „Melmen" bei Kaihausen, „Melmenkamp" bei Halstrup, „am Mellmen" bei Hengstforde. Zu Schadden Schattregen bei Ahlhorn? — Zum Ackerbau wird das Moor teilweise gebrannt, daher wohl „Brandmoor" bei Elmeloh, bei Thüle; „der Erdbrand" (im Stühe, dabei Wiesen und Vorholz „Brandkuhlen",

Landesbibliothek Oldenburg

nahe dabei eine Fläche, die 1—2 Fuß mit Asche bedeckt war, nach freundlicher Mitteilung des Lehrers Osterloh in Hokensberg), bei Norddöllen, Moorhausen (Hude) usw.; sicher aber „im Schmehle" (Garen u. o.), „aufm Schmehle" (Döhlen) „auf der Schmehle" (Neuenkämpen bei Lindern), „Schmelmoor" (oft); denn schmelen = schwälen ist langsam ohne Flamme brennen (m und w wechseln oft: Wecke (Gebäck) und Micke, ol. Hausmann Wiemke oder Miembke Gloystein zu Moordorf usw.). Die Jeverländer bezeichnen mit schwelen Heu trocken machen.

Bewachsen ist das Moor besonders mit Doppheide, welches Wort in Schiller-Lübben mit Dobben in Verbindung gebracht wird, unter Hinweis auf das mecklenburgische Muur (= Moor)heide. Ist es aber nicht doch = Kopf? vgl. „die Topheide" bei Münster. Ferner kommt oft der Ausdruck Post (Myrica gale) vor, z. B. „im Post" bei Bühren (Wildeshausen), die Postriede im Lehmdermoor, FN. Possenriede zu Osterfeine, im Posten, Grünte und Heide zu Großenkneten, ein Ort (Ecke) hinter dem Postkamp (Datteln), die Postmöörte vor Neuenhuntorfermoor usw. Auf Grünlandsmooren sieht man oft sehr viele Wacholdersträucher (Wachtel-ter, Reckhol-ter; ter-Baum, engl. tree), niederdeutsch Wachandel und Machandel (wieder Wechsel von w und m), auch Quakel: altdeutsch Chranawitu (Wit = Holz), davon noch „das Cranenwieds Venn" bei Ochtrup, sowie der Krammetsvogel und die „Krambeernstadt", Hütten westlich Dangastermoor, „Krambeerpohl" bei Iserloy. Der Bedeutung nach sind diese Ausdrücke nicht erklärt. Kürzung von Chranewied ist ostpreußisch Kaddick = Wacholderbranntwein, wie von dem lateinischen juniperus Genèvre geworden ist.

Bei Cloppenburg liegt ein Hammoor, desgl. Zeller Hammoor zu Uptloh. Güter „Overmor" kurzerhand im Dieph. UB.: noch heute nennen Diepholzer und Amt Vechtaer sich gegenseitig „de Overmoorschen". „Schütten Moor" bei Bergedorf, von Schütten, seit 1750 Kläners Bau dort.

Ein Wort, das im norwestl. Westfalen noch in lebendigem Gebrauch ist, ist die Haar. Es bedeutet einen hohen sandigen Strich Landes (etwa = „Hondsrug" bei Südlaren in Holland), vgl. har trocken, de hare Wind (Osterharje, der trockene Frühjahrswind), Haarrauch = der trockene Moorrauch). „Das Venn ist von zwei sogenannten Sandhaaren durchzogen" (Ochtrup); „der Weg führt bald über sandige Haar, bald ....." (Vreden). Oft an der Landesgrenze zwischen Bentheim und Nordhorn: Nordkalter Haar, Brandlechter Haar, Frensdorfer Haar, Balderhaarmoor westlich Neuenhaus; ter Haar im Bourtanger Moor; Bramhaar bei Bawinkel; die Übbing-, Well- und Denninghaar bei Ahaus; „in den twen Haren uppe dem Krammore" bei Diepholz. — Hard, nach Jellinghaus offenbar von Haar abgeleitet, wird auch als eine Anhöhe, aber von manchen als eine bewaldete Höhe erklärt, was jedoch in dieser Bestimmtheit sich nicht sagen läßt. Spechtashardt bei Gütersloh (= Spechtswald); die Hardt bei Datteln, bei Scharrel-Dörpel, Kronshardt das., Falkenhardt bei Diepholz; Käsehardt südlich Ströhen, d. i. Hardt, von der aus man kiest, späht. Siehe die frühere Arbeit „der Luginsland in der nordwestdeutschen Tiefebene" im Jahrbuch f. d. Gesch. d. Herz. Old.

Landesbibliothek Oldenburg

Die dort als Spähorte, Warten ꝛc. aufgeführten Ausdrücke können hier nur dem Namen nach wiederholt werden. Kiekut. Auf dem Kiek. — Hohelucht (von lugen) — nach brieflicher Nachricht lag bei Hohelucht (Varel) wirklich ein Sandhügel, der bei Gründung der Kolonie Neudorf abgetragen ist. — Hosüne: Zu den Belegen ist „auf dem hohen Sühn", eine erhebliche Höhe b. Aschen (Diepholz), nachzutragen. — Kure, Kurhaus (Kötter Kurwinkel zu Südlohne, Kurbaum b. Delmenhorst). — Käseburg, Käsehardt. Nachzutragen: Keseberg b. Attendorn, FN. Käsehagen (Hildesheim). Käseheck b. Ruhwarden ist richtig von dem zur Käsebereitung dienenden Gerät erklärt, aber die Vermutung, es wäre ein Handwerksschild gewesen, ist irrig: auch bei Boitwarden ein Haus Käseheck mit auffallend tief heruntergezogenem Vorder- und Hinterhamm, so daß das Haus mit seinem allseitig tief hinuntergehenden Reitdach einem umgestülpten Käseheck gleicht. — Spiegelturm. — Warde; Hohwarde. — Luseborg, Lausebrink (luzen = lauern, lauschen; lusig Wär, stilles, warmes Wetter); nachzutragen „up dem Lusbrinke" b. Lügdet, FN. Lausberg. — Schildwachtshöhe (b. Sethe). — Bergfriede (s. o.).

Haar und Hardt bei uns: Zeller Haarmann, (Wißmühlen); „Haarkamp" zu Schnelten; „Haar-Zuschläge" b. Damme; die Horen Harre (wohl = Hor, Schmutz) und scharfe Harre b. Sage; Colon Becksharde (entstellt Bexadde) b. Damme; die Haart, Heideabhang westl. Essen; Ollenharde bei Torsholt (von der Ollenbeke das.).

Mythologisches. Im Goldenstedter Moor wurde ein Vagabund tot aufgefunden, an Ort und Stelle begraben und die Stelle, die dann „bi Jan Spieker im Moor" hieß, mit einem Zaun umgeben (Willoh, Gesch. d. kath. Pfarreien). Was soll das Gehege? Es soll die Seele an die Stelle bannen, daß sie nicht umherschweife und Unheil anrichte. Urkundlich steht aus der Gegend von Bremervörde fest, daß in ähnlichen Fällen die Stelle umzäunt werden mußte, „mit enem Tune van 9 Adern" (= Zaunpfähle, Edertun, schweizerisch binnen Etters = die alten Bauern, die innerhalb des Dorfzaunes wohnen; plattd., mit vorgeschlagenem n, Nadel, mecklenburgisch Nettelkönig = Zaunkönig).

Die altheidnischen Osterfeuer wurden manchmal auf bestimmten „Osterbergen" (z. B. zu Frohse südl. Magdeburg) abgebrannt; vielleicht hat Gut Neuloy oder Bredehorn den Namen „Osterberg" auch daher. Die hebräisch-christliche Bezeichnung für Ostern ist Passah, mnd. Paschen, vgl. Paschsemmel (Hamburg), Poschweck (Aachen), und im Jeverland heißt das Osterfeuer noch Paaskfür, Paschefeuer in Brilon). Nun finden sich auch die Flurnamen Posberg (Bocholt i. W.), „auf dem Paskeberg" (Harkebrügge), urkundl. FN. Pascheberg (Bremen), der Paschenbrink b. Laer i. W.

Die Stenen Cruce, die wegen Erschlagener errichtet wurden, sind auch wohl als heidnisch anzusehen; die Seele soll dadurch versöhnt werden. Auf der Kreuzwiese b. Kaihausen ist ein Brudermord geschehen; ob auch Ähnliches bei der „Steinkreuzwiese" (Osternburg), der „Kreuzwiese" b. Gr. Ippener? — Rein christlich sind natürlich Ausdrücke wie Liebfrauenhellmer (Neuenhuntorf),

Landesbibliothek Oldenburg

Liebfrauenbusch (Linswege) und Liebfrauenland auf dem Schledehauser Esch. Die bei uns mehrfach, z. B. Lindern (Cloppenb.), Wiefelstede, vorkommenden „Wienacker" heißen so, weil vom Ertrage der Abendmahlwein angeschafft wurde; vgl. auch den Oblatenhamm zu Süderschwei.

Wege. Weg in mannigfachen Zusammensetzungen: z. B. Neuenwege, Ossenweg b. Munderloh, Herrenweg b. Wittbeckersburg und Reitland, der Schottweg (Schott und Lotels wird auf den Weg geworfen) zwischen Lintel und Wüsting, der Bassumer Weg im Ksp. Dötlingen, der Stedinger Weg zwischen Hude und Wildeshausen. Straße, vom lat. via strata (das aber = gepflasterter Weg ist), wieder in Zusammensetzungen: Jaderlangstraße, Vogelsangstraße b. Dalsper (Vogelsang schon auf alten Karten dort, jetzt verschwunden), die Jöhrdenstraße zwischen Halfstede und Gristede, die Wellenstraße b. Ipwege auf Hohdamm zu. Aber auch Stroth (s. u.) wird manchmal Strat gesprochen, Zeller Strothmeier zu Mühlen heißt im gemeinen Leben Strathof, also Stratmann nicht notwendig der Mann, der an der Straße wohnt. Auch Molkenstraße b. Bakum könnte = Molkenstroth sein, vgl. Wiesenkomplex Molkenstroh nördl. Hude. Besonders im Süden findet sich sodann noch Damm: Visbeker Damm, Hammersdamm b. Suhle, Zeller Averdam in Schwichteler, Dammann in Lutten, und im Ksp. Damme „Wall", doch dies nur für einen Moorweg: Haverbeker Wall, Kohaken Wall, Heuwall. (Hellweg für Heerstraße, in Westf. nicht bloß in der Soester Börde, sondern auch nördlich der Lippe und im Paderbornschen, und hohe Straße, z. B. in Warendorf, engl. highway, kommen bei uns nicht vor).

Die Wege waren manchmal in greulicher Verfassung. Ein Weg, auf dem der Wagen hin und her schlägt, heißt „schlägerig", die schlimmsten Stellen „Driwlöcker" (von treiben = fahren) oder im Münsterlande „Schlöe", Singular Schloot. (Mit dem im Norden bekannten Schloot = Graben hat das Wort unmittelbar nichts zu tun.) „Dein Pferd (diese alte Kracke) kann wohl einen Wagen in den Schloot treiben, aber nicht wieder heraus". Vgl. „im Schloot" b. Sage, „Schloot", Wiese zu Kleyers Kotten in Lüsche und Zeller Schlootmann zu Hausstette. Die westfälische Bezeichnung für diese ausgefahrene Stelle ist „Schlenke". Die in den Familiennamen schon erwähnte Genossenschaft in Geseke (die wegen der Sonnenfinsternis ihre Sitzung nicht hielt) ließ 1785 Holz hauen, um „eine sehr böse Schlenke" im Wege auszubessern. „In den Slenken" b. Bochum; „mitten durch die Schlanke und Ickersche Heide" zu Datteln; „bei der Schlenke", 20 Parzellen zu Uhlhorn; „die Schlanken", Wiesen westl. Kirchkimmen; FN. Schlenkhof in Herne i. W. (Übrigens kann Schlenke auch eine gewundene Niederung in einer Wiese und dergl. sein).— Ist aber eine ganze Strecke der Weg mit Holz passierbar gemacht, so heißt er dort eine Specke (das Wort hängt mit Speiche zusammen). Speckenstraße noch heute der Name der Chaussee zwischen Streek und Varel. Auch sonst häufig: Speckenweg zwischen Blankenburg und Iprump, Speckenbrügge b. Vosteen, bei den Specken (Cloppenburg), Speck (Rostrup), Speckenhorst (Fladderlohausen), in der Specken (Wiese zu Gr. Mackenstedt), Speckenwiese (Süstedt), im Specken und die Specken (Wiesen b.

Landesbibliothek Oldenburg

Brockum, südöstl. Diepholz), Speckwisch (b. Rehburg) ꝛc. Es wird den Bauern erlaubt, Busch to houwen, ore Specken to makende (ein andermal: oren Moor unde Weg to makende; Bremervörde). Dazu wird gern Erlenholz genommen.— In der Marsch heißt eine böse Wegecke Fuhlhörn (z. B. Hartwarderwurp), die Häuser daran Fuhleriege (Sande u. öfter). Wer den kranken hilflosen Mann wissentlich „in sinen Quade (= Kot), dat is in sin Vulnisse", liegen läßt, wird bestraft. „Wir wollen das Suchen nur aufgeben, man macht sich hier höchstens faul", sagte ein Vechtaer, der Bekannten auf dem taufrischen Kirchhof das Grab eines früheren Lehrers zeigen wollte. „In sinem (Christi) gebenedeyeden Blote schulpeden se (die Juden) mit eren vulen Foten". So in dem fuelen Felde by Knosteren (Datteln), vgl. das Aasland (Benstrup), Aasheide (von asig = schmutzig, das Stroh wird vom Regen asig), nasse Heide b. Endel, „im waterigen Lande", alter Acker b. Ganderkesee.— „De holten Strat" = jetzige Chaussee vor Moorhausen (Altenhuntorf), auch Weg b. Ellenstedt nach der Heide zu. Ein Steenbrügger ist in Mecklenburg ein Straßenpflasterer, und auch bei uns brüggt man die Tiere auf dem Stalle mit Dünger auf, um sie größer erscheinen zu lassen, als sie sind, vgl. Gerh. von Ertbruggen (Münsterland); Langebrügge (Zwischenahn) hat mit Brücke im landläufigen Sinn nichts zu schaffen. Über die lange Brück oder in den finstern Keller fahren waren einst Ausdrücke für sterben; ein mecklenburgischer Ausdruck dafür: na de Nachtwei (wohin die Tiere Nachts getrieben werden) kamen; vgl. Flurnamen „Nachtweide" b. Gramke (Bremen) und FN. Nachtwey (eingew.)

In den Moormarschen, wo die bäuerlichen Besitzungen in langen, schmalen Streifen („Bauen") aufgeteilt sind, durchschneidet die Bauen hinter den Häusern manchmal die sog. Winterbahn — der Weg zur Winterzeit —, so in Oldenbrok und früher in Colmar und Frieschenmoor. Vor den Häusern aber („nedden" d. i. unten) die Niederstraße (Bardenfleth, Oldenbrok, Schwei). Auf einer der Bauen entlang läuft sodann noch ein der ganzen Bauerschaft dienender Weg, die sog. Hellmer; übrigens auch in Stedingen und den Wesermarschen bis Rodenkirchen. Die älteste Form ist Helmendere, dann auch Halmdor; die Ableitung ist ungewiß (s. Schiller-Lübben); vgl. aber „Seehauser Hellmer oder Gemeinheit" (Bremen) und aus der Gegend von Hanau „gemeyn Wegk oder Almen" (Almen = alle Mann). Manche Hellmer hat den Namen eines früheren Bauern noch erhalten. Zunamen: Renken und Maas Hellmer (Oldenbrok), Vornamen: Garveshellmer (Strückhausen, von Garvert Hayessen) und Rickelshellmer (Colmar, von Rickef Wooge um 1650).— Zu Ahlers Erbe in Wehnen gehörte ein kleiner Busch im Wold, der Hilmar oder Hilmer genannt, der wohl nicht hierher gehört.

Gewässer. Fließende Gewässer. Es ist ausgemacht, daß die Namen der Flüsse zu den ältesten gehören, daß sie einer Auslegung am meisten widerstehen und daß nicht einmal feststeht, ob sie deutschen Ursprungs sind oder einer weiter zurückliegenden Periode angehören. Mit Recht stellen wir die Lethe zur Leitha, Bibrach, Bebra zu Bober, Isar zur Isère. Aber was die Lethe, Hunte,

Landesbibliothek Oldenburg

Soeste und Hase bedeuten, wissen wir nicht. Verständlich werden erst die ganz kleinen, unbedeutenden Bäche: sie lassen sich meist ohne große Schwierigkeit deuten.

Die gewöhnlichste Bezeichnung eines kleinen fließenden Gewässers ist die Bäke (nicht wie in der Gegend von Hankensbüttel der Beke, vgl. FN. v. dem Knesebeck). Das Wort Bach wird mit backen in Verbindung gebracht, wie Born, Brunnen, mit bernen, brennen, der Sod mit sieden, lat. torrens, der Gießbach, mit torreo (ich dörre), Quelle oder Welle (s. u.) mit wallen: stets ist an die wallende Bewegung des kochenden Wassers gedacht. — Zusammensetzungen: Bullerbäke südl. Dingstede, Mecklenbeck b. Münster, ebenda das Gegenteil Lütkenbeck; Gievenbeck soll gewe = gesund, kräftig, enthalten, also starker Bach. Bei Ilmenau kommt ein Gabelbach vor, vgl. den münsterschen FN. Forckenbeck und Spreda (b. Langförden), Hof Spradau (Diepholzer Gegend, von da nach Kamern gekommen), vgl. den Spreddeck hinten am Wagen und am Schlepprechen (Hungerharke). Tweelbäke (Tweel = Zwille, Gabelung.). FN. von Kernebeck (Horstmar) = Mühlenbach (s. u. Karnappe), ebenda ein Hagenbach = Zuchtstierbach: wer den Stier halten mußte, hatte dafür vielerorten die Nutzung der Bullenwiese (Flurname auch b. Bürgerfelde), die naturgemäß meist an einem Bach lag. — Zusammenziehungen: die Imbeke b. Wübbenhorst, kommt aus dem Imbusch b. Nordenholz (= Immen-, Bienenbach), so Westeren Imbeke b. Zeven, mit vorgeschlagenem t (= to, zu der) jetzt Timke. Bredenbeke b. Rinteln, jetzt Bremke; Retbeke b. Emstek und Löningen (worin Riet wächst): Repke bezw. Röpke. — Ackerland „auf" der Moorbeke b. Kaihausen, vgl. Rotenburg ob der Tauber, Gesmar super Lenam (Geismar auf der Leine), franz. Châlons-sur-Marne. — Eine Hausbäke fließt durch den Schloßgarten, eine andere b. Edewecht.

Eine alte Bezeichnung für fließendes Wasser ist Aue (= lat. aqua), westfälisch auch oft A, friesisch E. Emuden (holländisch entspricht Ymuiden) = Stadt Emden ist Mündung der E, der Aue. (Angelmodde i. W., früher Angermund, Müden b. Hermannsburg beim Zusammenfluß zweier Bäche, Allermöhe b. Hamburg; dazu engl. Plymouth, Yarmouth ꝛc.; also Mude = Mund, Mündung). Die Aue b. Zwischenahn, b. Bösel (woran Zeller Aumüller zu Aumühle; Aumühle auch b. Wildeshausen), b. Carum (woran Zeller Aumann zu Bahlen).

Für die Endung a, au findet sich auch oberdeutsch affa, affe: Wald = affa (Waldbach), Elsaffe (Elsenbach), Ascaffe (Eschenbach; Aschaffenburg), Niederdeutsch lautet diese Endung — epe, — ep, — ebbe, — ibbe. Heyd—ep oder Woltwater b. Schiller-Lübben: Heide ist im Osten (z. B. Pommern) = Tannenwald, Heidreiter ein Forstbedienter. Ochtrup i. W. hieß früher Ochtepe, die nach Morgen gelegene Epe: Ocht = Osten, Morgenfrühe; uchtwärken = schon im Dunkeln arbeiten, z. B. dreschen; mit vorgeschlagenem n n—üchtern, wenn man noch nichts genossen hat. Well-epe, Gut Welpe (Vechta), Wiese b. Peheim, die Welpe b. Huchtingen: Welle = Quelle. „Die Wellen sacken" bei großer Dürre (Haselünne); die Stelle hat Wellen (dort ist immer Wasser zu finden, Ganderkesee); unrichtig „in den Wällen" statt Wellen bei den Zellern

Landesbibliothek Oldenburg

Hülsmann zu Wulfenau und Schulte zu Langwege; „vom Cramfeld kommende Welle“ (Rheine); Wellenbrok b. Hoykenkamp, FN. Wellbrok ꝛc.; die Rowellen, Wiesen hinter Füchtel (= rote Quellen, eisenhaltig, wie man beim Eis ja oft rot überquollene Ränder sieht, vgl. rote Riede bei Hokensberg und Romudde, die bei Überschwemmungen z. B. an der Delme das Heuland verdirbt); holländisch Wellputten = lebendige Brunnen, vgl. Quickborn, FN. Wellpott, aus dem Lippischen nach Hoykenkamp gekommen. Hesepe, Hespe (Ort und FN.) = Roßbach; Hors, Has, alte, blinde Hesse = Pferd, nur noch verächtlich gebraucht, wie es älteren, absterbenden Wörtern oft geht. Karn--appe, Karden—appe = Mühlenbach, jetzt Zeller Krapp zu Krappsmühle b. Steinfeld. Kar, scherzhaft noch für Mühle (auch in Holstein); es ist dem Wort so gegangen, wie Hesse auch: schon gotisch Quairnus, später Quarn, Quern = Mühle (Querenstedt b. Zwischenahn, Quarnstedt b. Gartow, „Karrenfurt“ b. Wulfenau. — Aus der Marsch gehören hierher die im ersten Teile dunklen Namen: die Dorn—ebbe b. Bollenhagen — Frieschenmoor, Hors—ibbe, Gans—ibbe, Dals—ibbe, jetzt die Ortschaften Hörspe und Ganspe in Stedingen, Dalsper in Moorriem. — Fraglich ist, ob Apen etwa = bei oder zwischen den Epen ist. Bei Datteln i. W. ist eine Wiesenfläche das Aap, ferner ein Hof Apwisch b. Schobrink (Diepholz), von da FN. in Großenmeer, zeitweiliger Besitzer einer Halbbau zu Kuhlen.

In Bösel, Garrel ꝛc. heißen die dort doch noch recht unbedeutenden Bäche „Ströme“. Zwei Ströme gehen um Bösel. Bei Strom dachten wir bislang an Elbe und Rhein, doch nun merken wir auch auf einige Flurnamen, die vordem für uns ohne Interesse waren. Im Lagerbuch kommt schon die Stromwiese b. Tungeln vor, später zu Thies Erbe gehörig; „Vallstrom“-, Wiese b. Westerscheps; „zwischen den Strömen“, städtische Ländereien zu Quakenbrück; Bst. Oberströmische Seite (auch „Achternmeer“) b. Großenmeer. Strom ist von strömen benannt, wie Fleth (z. B. b. Streek, Ksp. Hatten) von fließen und Streek (z. B. b. Bösel) von streichen. Zwischen den Bauerschaften Altendorf und Mittelort zieht sich in der Richtung auf Strückhausermoor ein Strich sehr guten Landes hin, der von einem alten längst verschwundenen Wasser, das einst dort durchfloß, rührt; es hieß das Strickenfleth (1795 Alb. Büsing zu Oldenbrok am Strickenfleth); da finden sich streichen und fließen zusammen.

Wohl fließendes Wasser, doch mehr künstlich, wenigstens begradigt, ist eine „Wasserlöse“ (Bloherfelde, Bael). „Das ist keine Bäke, sondern eine Wasserlöse“, bei Zeller Hackstede in Bokern. — Dasselbe ist eine Lohne (an Lohne und Löningen denke man nicht sofort); Lohnen sind besonders im Ksp. Holdorf solche Abzugskanäle (z. B. „kleine Lohne“), auch eine Lohne aus dem Dümmer in die Hunte. In Jever ist Lohne ein Straßenname, in Norden angeblich generell Bezeichnung für einen Straßendurchgang wie etwa der Abraham in Oldenburg. — Für solche mehr künstliche Abwässerung findet sich urkundlich im Harz mehrfach und noch lebendig im Waldeckschen der Ausdruck Agetuicht bezw. Agetucht. Es ist dies das lat. aquaeductus = Wasserführung, und unser „Wasserzucht“ oder kurz „de Tucht“ wird wohl mit Recht vom lat. ductus (Leitung) abgeleitet.

Landesbibliothek Oldenburg

Auch beim Siel, einem Wort, das sich auf die Marsch beschränkt und dessen Bedeutung dunkel ist, möge man doch an das lat. incile „Wasserfalle" denken. Wer weiß, daß sehr einfache Geräte, z. B. der Flegel, lat. flagellum, den Deutschen von den Römern gebracht wurden, und daß eine so künstliche Erfindung wie ein Siel nur von einem Kulturvolk gemacht werden kann, wird die lat. Abkunft nicht von der Hand weisen. Auf Pumpsiele (Pumpe b. Roddens), Höhlen (Wehrder Höhle) und andere Besonderheiten kann hier nicht eingegangen werden, so wenig wie auf Zuggräben und Siddjen (letztere in Stedingen, früher auch im Moorriem). Auch die andern Ausdrücke: Wettern, Wettering (Holle, Moorriem = Abwässerung), Balggraben (b. Purriesbrück, Balge = große Priele), Rhynschloot (auch als Grenze zwischen altem Lande, Havendorf, und eingedeichtem, Havendorfersande), Piepgräben oder Meetschlöte, Delft (z. B. Emden), Wiesen „Delfte" (Halstrup), „Delf" (Eihausen), Delf b. Delfshausen = Graben, von delben = graben; lat. talpa, oberdeutsch Talp = der Gräber (Maulwurf) seien nur erwähnt.

Siepe ist ein Bächlein, eine feuchte Niederung; siepern auch in der Marsch Ausdruck für sickern, tröpfeln; siepogig = triefäugig. Bei uns finden sich Namen wie „in den Siepen" nur einige Male (z. B. Borkhorn, „Seipenesch" b. Großenging), oft in Südwestfalen (Siepen b. Bochum; Schedesiepen b. Uentropp, Bovensiepen FN. in Kupferdreh); in Schlesien in der Form Seifen. — Aber oft finden wir Stroth (eigentlich = Kehle) und Riede, welche beide auch zunächst eine Abwässerung, halb wild, halb künstlich, bedeuten. Stroth kommt auch in Westf. (Uentropp) vor: „Graben die Stroth gent.", bei uns z. B.: zu Oeltjens Erbe in Wehnen (Bödeker), Mekel(= groß)stroth b. Brettorf, Hartenstroth (für Harenstroth, wie Möörte für Mööre), Stroh (Gut Strohe b. Langförden, Strohwiese b. Cloppenburg) und pluralisch die Ströhen, z. B. b. Dwoberg, „im Strören" b. Lüsche, „beim Ströhen" zu Klattenhof, wird dann auch wohl auf die umliegenden Grünländereien übertragen. Ebenso „in den Rieden", Tegelrieden b. Cloppenburg, Stappenriede, westl. Wendenkamp (alt Wennekenkamp; Stappen = Grassoden, die ins Wasser geworfen werden, daß man hinübertreten = stappen kann); Fuhleriede (= schmutzige; b. Vechta, Friesoythe, im Stühe u. a.); Hukelrieden b. Löningen, b. Bremen, mit übergezogenem r (wie holländ. Romeie s. o.) Rukelriede (= to der Hukelriede) b. Huntlosen. Wenn Grimm DWb. sagt, Riemann bedeute den Rheinländer, wie Ostermann den Österreicher, so ist das in dieser Allgemeinheit nicht richtig: Ostermann bedeutet bei uns den im Osten des Dorfes Wohnenden, und Zeller Riemann in Hausstette hieß früher Ridemann, der an den Rieden wohnte oder dort Wiesen hatte.

Die oben erwähnte Imbeke b. Wübbenhorst ist für gewöhnlich trocken, auch eher eine Grüppe als ein Graben. Nur wenn ein Gewitterregen fällt, „brüllt" das Wasser dem Moore zu. Für solche Gräben findet sich oft der Name Piske, offenbar von dem zischenden Geräusch des dahinstürzenden Wassers. „Wir sagen hier die Pisge" (Rethorn, der Mann genierte sich dabei). Ebenfalls in Ganderkesee, Döhlen, Vechta, Piskenbrok (Cloppenburg), Zeller Piesekenbrok, jetzt Piskenbrok in Warnstedt.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Piske in Vechta ist ein Nebenarm des Moorbachs. Solche Nebenarme werden auch wohl Umflut genannt. Umflut „Gelbecke" in Warendorf. „Die von der Bever und ihrer Umflut gebildete Insel" (Ostbevern i. W.). Früher auch in Delmenhorst; ob noch bekannt?

Die Quelle eines Bachs heißt das Haupt, niederdeutsch Höved, davon Bornhövede (Holstein), Bexhövede (Bachshaupt) und Visselhövede (Haupt der Vissel), beide i. Hann.; im Oldenburgischen anscheinend kein Beispiel.

Das Ufer eines Flusses Dewer (welches aber auf der Geest wie in Mecklenburg eigentlich eine Umwallung, eine erhöhte Abgrenzung bedeutet: ein polterig arbeitender Bauer wollte ein Schlatt zu Grünland machen und innerhalb einer Stunde hatte er auch schon ein „Dewer umtosoort", Delmenh. Geest.); oberdeutsch Bord, auch bei uns in der Marsch und auf der Geest in dem Ausdruck: das Sieltief, die Hunte (b. Collenrade) ist „bördvull". Im Hannöverschen, z. B. bei Münder, heißt die Seite die Halbe. Fuhrmannsruf: Fahre an die Halbe, vgl. „uppe der Nordhalve des Waters" (die Meisse ist gemeint), ferner die Flurnamen Nordhalve und Sur(Süder)halve in Landwührden. Die Befestigung eines Ufers mit Pfählen und Bohlenwerk, später auch mit Steinen, heißt eine Schlacht (von schlagen, rammen), vgl. die Schlachte in Bremen, in Jever; b. Datteln aber war die sog. Schlachte eine Art Wehr.

Die einfachste Möglichkeit, von einem Ufer zum andern zu kommen, bot eine Furt, niederd. Forth. Wo jetzt eine Brücke über das Wasser geht, heißt oft die Stelle noch Forth, z. B. das Schwichteler Forth, das Lutter Forth. Überall auf der Geest gebräuchlich: Köter Wolke oder Beimvorde zu Molkenstraße (wo jetzt ebenfalls eine Brücke über den Bakumer Mühlenbach geht), die Steinforth (schon auf älteren Karten) nördl. von Zeller Arlinghaus zu Höne, Zeller Pulsfort zu Carum, Z. Waschefort zu Addrup, Z. gr. Fortmann zu Südlohne. Die Hasse(= Pferde)forth b. Peheim, Osterscheps; auch die Bäke vor Alexandershaus hieß die Hasforther Bäke. Die Kaifort bei Garrel. FN. Gantenfort (Westf.), Honigfort (Meppen). Beim Forde zu Habbrügge (woher wahrscheinlich Baumann Fortmann zu Bergedorf, dort allerdings schon vor 1670), desgleichen zu Bookhorn. Ammerland: Bentsfort b. Borbek (durch die sog. Putharen, die von einer Wiese „die Pute" den Namen hat), Gristeder Forth, Depenforth, Haarfurth b. Westerstede. — Rietfort, alter FN. in Grabstede. — Oft Blankenfort (Gut beim Harmer Holz, Erbe i. Ksp. Ascheberg, die Blankenfort b. Ahaus, im Blankenfort b. Quakenbrück), vgl. FN. Blankenpohl (Langwege), Blanken Water b. Falkenrott. Blanken ist doch wohl = weiß; oder wäre an den Frosch, mecklenburg. Fru Abendblank, zu denken?

Von ihrer Lage an einer Brücke haben Zeller Brüggemann zu Märschendorf (Gehöft abgebrochen und mit Wilmerding vereinigt) und ol. Hausmann Brüggemann zu Astrup (jetzt Gardeler; jetziges Haus aber, wie oft, verlegt) den Namen. Umgekehrt werden Brücken nach den Leuten, die sie bauten oder daran wohnten, benannt, z. B. Kreienbrück von Kreie, der dort wohnte; Hemmen Brücke zu Bunnen, Harings Brücke zu Werwe von Zellern gleichen Namens. — Konnte eine Brücke aufgezogen und niedergelassen werden, so

Landesbibliothek Oldenburg

hieß sie eine Slachbrugge, vgl. Ort Schlagbrüggen zwischen Apeldorn und Meppen an einem Bach. Dasselbe ist mnd. Velbrügge = Fallbrücke. — Zum Munster- oder Musterplatz (früher oft erwähnt, z. B. Munsterplatz zu Warburg, Musterplatz auf dem Berren-Pohle, heute Bierpohl = Eberpfuhl zu Minden) der Landsknechte und Söldner wurde oft eine Brücke erwählt, davon die Musterbrügge b. Dinklage. — Eine provisorische Brücke, die man etwa über ein Sieltief wirft, nennt man in der Marsch eine Treckpost oder kurz Post, in Ostfriesland Tillfohr (Tille = kleine Brücke).

Bald eine kleine Brücke, bald einen Steg bedeutet Klampe (ursprünglich Spange, Haken), ein Wort, dessen Gebiet das Ammer- und Jeverland ist. Hausmann zur Klampen zu Klampen; Klempstreek, Wasserzucht b. Edewecht; Klempe, Wiese b. Osterscheps; Deepsklampe (d. h. über das Tief) b. Westrum; Melken-Klampe beim Hillernsen Hamm. — Im Westfälischen kommt dafür Schem, Schim vor; Sgemm = schmale Brücke (Waldeck); Heerbrücke oder hogen Schemmen b. Harsewinkel; die sog. Schemms b. Geseke. Nicht dasselbe Wort, aber dieselbe Sache ist „der Schäven" b. Löningen. Endlich der Steg: „am hohen Stege" zwischen Harme und Märschendorf; auch wohl „Staken" gesprochen (Lüsche) und in Rheiderland „Stich". Ein Stegeler ist ein Übersteig bei einem Heck (Wüsting).

Ein Tom ist ein Bezirk, wo jemand zum Fischen berechtigt ist (er darf aber nicht in andere Töme kommen). Eine Sese ist ein bestimmtes Netz; davon der hohe Sesentom b. Habenhausen (Bremen), auch der Thomschlag b. Campe (Friesoythe) und vielleicht FN. Ostertum; ferner der Seesenhullen, eine der Großenmeerer Pfarre zugehörige Parzelle.

Eine bestimmte Art von Wassermühlen sind die Hengemühlen: Zeller Hengemühle in Böen, Hengemühle b. Ossenbek (Diepholz), b. Heiligenloh, endlich ein österreichischer Baron v. Hengelmüller. Bei Schiller-Lübben wird unter den Nachträgen Hengelmöle angeführt; die Urkunde, die das Wort noch lebendig gebraucht, erlaubt einem Kloster nördlich von Hannover, aus ihrer bisherigen Hengelmole eine Stadmole zu machen. Es scheint aus dem Text hervorzugehen, daß unter Stad das Ufer, Gestade zu verstehen ist, somit könnte Hengemühle eine Schwebemühle sein. Merkwürdig ist, daß hengen sowohl wie staden beide auch gestatten, erlauben, hengen allein auch nachsehen, nachsichtig sein bedeuten. — Eine Arke ist eine Rinne, durch die das Wasser auf die Räder geleitet wird. „De Arken an der Puntmolen" (Dorsten i. W.): man denke bei Arke nicht gleich an Arkenstedt und Arkenau b. Essen; eher ist Punt das engl. pond = Teich, das aber bei uns kein Beispiel hat.

Stehende Gewässer. Ausdrücke hierfür sind Meer, Pohl, Schlatt, Diek, Kuhle, Lake. Einzeln können solche Gewässer Zu- und Abfluß von Bächen haben (z. B. das Zwischenahner Meer, der Diek b. Zeller Diekmann zu Westerbakum; der Wilden(= Stuten s. o.)pohl b. Dinklage. Die Bezeichnungen sind meist noch in lebendigem Gebrauch (z. B. beim Wegzeigen: „dann an einem Schlatt vorbei"). Viele solche Gewässer sind heute trocken, z. B. das Stiegemeer zwischen Hatten und Ruttel; der Diek b. Gut Diek

Landesbibliothek Oldenburg

und den beiden Zellern Diekmann zu Langwege; der Diek b. Langförden, wovon die Zeller Dieker, Diekmann und Lübbe tom Diek (jetzt Bergmann) den Namen haben. — Meer: das Meer westl. Dwergte. Das Bullenmeer hinter Neuenburg: mit einem Bullen hat es nichts zu tun, sondern ist = Bol of Ronde Meer (b. Groningen). Gerade so ist Trentepohl = runder Pfuhl. Vgl. umtrent = circa, trent = rund; der Ring ist trent, das soll heißen, die Liebe ist ewig. Ort Trendelnburg in Hessen, Trendelbusch i. Ksp. Ganderkesee, Trennelmoor zu ol. Stratje's Erbe zu Rastede, Trennmoor b. Thölstedt, Zeller Trenkamp (früher Trentkamp) zu Brokdorf, Trenthöfen b. Löhnhorst, FN. Trentwedel (Bremervörde). Ein anderes Wort für rund ist sinwel: sin = groß, ganz, immer; Singrün = Immergrün; das Zentweld (Sindfeld) b. Paderborn, eine weite Ackerfläche; Erbe Sendfeld in völliger Heideeinsamkeit b. Vreden (schöner Name!); Anno 16 . ., als die große Sintflut beim Rheine war und Deuz wie auf einem Werth (= Insel, Werder) lag; die Senne (alt Sinethi); Sinkale, Mißhandlung, infolge deren der Verletzte ganz kahl wird. Wehl = Rad, runde Brake (von Fluten gerissen, Abbehauser Wehl ꝛc.); also sinwel = ganz rund. — Pohl: Zeller Wangerpohl zu Uptloh, Steltenpohl zu Fladderlohausen; „Besenpohl" b. Zeller gr. Beilage = Binsenpohl, so in Holland ein Wase Meer mit kleinen Inseln darin = Rasenmeer und im Zwischenahner Meer der Düelhop, vgl. holsteinisch Düttelknüll = Binsenbusch. Kerssepohl, eine zum Pastorat in Garrel gehörige Wiese, wo früher also die Kresse angepflanzt war (urkundl. öfter „mit Vischdieken und Kerssepolen"). Vogelpohl FN. in Telbrake, Flur b. Ekern, Hollwege, Gehrde (Kreis Bersenbrück) u. oft: wo also Wildenten sich aufhalten; in Datteln dafür Vogelpot (die tiefen Stellen bei Biegungen im Flusse nennt man im Münsterland auch Pötte). Zeller Wehenpohl in Bühren (Emstek), Ort Palmpohl das. (auch Flur b. Wildeshausen), wobei Röthepohl, ein häufiger Name, vom Rotten des Flachses: Kötter Röthepohl b. Oythe, Röthepohl z. B. b. Cloppenburg, oft auch Röthekuhle, z. B. von Dinklage auf Zeller Wehage zu; Rathkuhlen b. Gröpelingen. — Diek: Zeller Diekmann i. Ksp. Steinfeld, Ollendiel zu Bokern, Flur Kronsdiek b. Kl. Garnholz, Diekwisch sehr oft, ol. tom Diek, später Dieks Hausmannsstelle zu Loyerende, Zeller Diekhaus zu Repke. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen um Oldenburg die vielen eingegangenen Fischteiche: der sog. Fischteich am Hoheheider Wege, der am Rasteder Wege, der Wahnbeker Fischteich und bei Alexandershaus der Bergteich, der Karutschen- und Overteich; an anderer Stelle werden dort noch der Heidteich und der sog. Weißenmoorsteich genannt. Es scheint damals (Ende des 18. Jahrh.) aus den Anlagen nichts Rechtes geworden zu sein; vielleicht verstand man die Fischzucht nicht recht, und ohne Pflege konnte in dem nahrungsarmen Wasser aus den Fischen nichts werden. — Kuhle: die Angelkuhle b. Oldenbrok; die Barkenkuhlen im wilden Ipweger Moor; die Brinkkuhlen b. Palmpohl. Nobiskuhle b. Altenesch, vgl. auch Nobisteich b. Hamburg und Nobiskrug, Haus bei Sandel, Ort zwischen Friedrichsstadt und Husum, Haus b. Münster. Das Wort ist doch wohl aus lat. abyssus (mit vorgesetztem n) = Abgrund und orcus (der

Landesbibliothek Oldenburg

Abgrund, die Unterwelt, aber auch der Krug, urceolus, das Krüglein, orcus und unser Krug sind urverwandt) zusammengesetzt: ähnlich ist die Wendung relegatus in puteum abyssi (verbannt in den Brunnen — vgl. Pütte = Brunnen — des Abgrundes, vgl. Dante (Hölle). Ist die Ableitung richtig, so ist hier freilich Mythologie, doch wie spät: aus dem Kirchenlatein! — Schlatt: Poggenschlatt b. Schneiderkrug, und einfaches Schlatt oft. — Lake (von lecken = vor Trockenheit Risse bekommen und Flüssigkeit durchlassen; mittelniederländisch leken = fließen oder triefen machen), vgl. die beiden Leken (Bäche) b. Varel; Fredelake b. Goldenstedt (in der Marsch in FN. Frelock entstellt); die Illake im Bremenschen (= Blutigellache); Drielake (ob = in der Ilake?), die oberste Lake b. Rheine. — Bei Rheine wird die Börne oder Kuhtränke erneuert, vgl. Börne rechts an der Soeste unterhalb Cloppenburg.

Kuhlen heißt ein Teil von Donnerschwee, das ist aber = „bei der Donnerschweer Sandkuhle". Wir nehmen die zu andern Zwecken als zur Wassergewinnung gemachten Vertiefungen gleich mit. Vollmeier Sandkuhl zu Lüerte. — FN. Sparkuhl (vom Sparkalk?). — Lehmkuhle sehr oft; alte Lehmkuhle b. Löningen; auch FN. „In den Lehmpötten" b. Bookhorn. Ist Kleikuhle b. Ganderkesee und Borkhorn (Löningen) dasselbe? Jedenfalls ist es Klinkkuhle b. Hastedt (Bremen), denn Klink, Klick ist = Lehm, vgl. auch Klinkmühle und Klinkmüller. — Ist der im Süden oft vorkommende Name „Klei" = Hügel (Cleve, „aufm Kleve" b. Sandhatten, FN. Klävemann, lat. clivus), oder war der Hügel im Unterschied zum umliegenden Tiefland lehmig (wovon auch Beispiele)? Bei Münster der Klei = der schwere Lehmboden, Gegensatz „Geist" = Geest; der Dielinger Klei, der Klei bei Wehdem (beides Berge); FN. Zumkley (Westf.); Erbe Cleybolte b. Ostenwalde (auch bei uns FN.); „den westeren Kley" (Geseke); Colon Kleiböker im hannöverschen Hinnenkamp (= Böker am Klei).

Marsch. In der Marsch findet sich der Ausdruck Wrookdiek, Kief- oder Wrockteiche, und „Wrockpfänder" ist noch Ausdruck in der Deichordnung. Es wird dasselbe Wort sein wie in „'nen Wrack hininschmieten" = Streit machen, und es sind solche Deiche und Pfänder gemeint, deren Instandhaltung verweigert wird, weil die Verpflichtung dazu bei den betr. Pfändern strittig ist, oder weil die Instandhaltung über die Leistungsfähigkeit einzelner hinausgeht. Im Corpus Constitutionum „4 Wrocksbauen" in der Vogtei Jade; „Wrocksbulte" war eine herrschaftliche Hausstätte im Bockhorner Bezirk.— Der im Jeverland besonders häufige Ausdruck Sietwendung bedeutet Seitwendung, ein Seitendeich, um den das Wasser nicht herum kommen kann. Schiller-Lübben bestreitet das mit dem Hinweis, daß in Stedingen Hohe- und Siedewend vorkäme, Sietwendung also mit niedrig zusammenhängen müßte. Allein hier waltet ein Irrtum ob: Wendung und Wand hängen allerdings beide mit wenden zusammen, aber in Stedingen ist Wend = Gewann, hohes und niederes Gewann (wie auch im Moorriem „Langewend" ꝛc.) So auch in der Vahr Hochwenje und Südwenje, zwei deutlich neben einander erkennbare Gewanne. „Südwenje" auch b. Ochtum-Weihausen (welche der beiden Bedeutungen paßt, muß geprüft werden), Südwende b. Elmshorn (Holst.)— Im Hoyaer sowie

Landesbibliothek Oldenburg

im Calenberger UB. kommt für Anlandungen an der oberen Weser und an der Leine öfter der Ausdruck Thoworp vor, denn um diesen Anwuchs entspinnt sich leicht Streit wegen der Frage, ob auch solches neue Land zehntpflichtig ist. An unsern alten (jetzt eingedeichten) Flußläufen an der Weser schlickte nun auch Land an längs der alten Deiche, und dies Land hieß Wurp (ohne to, wie Fang ohne bi s. o.). Das Wurpland nördl. von Fünfhausen, der Wurp bei Neuenbrok, der Harrierwurp (nicht die Bauersch., sondern das Land zwischen Moorstraße und Rönnel), dann der Golzwarder, Schmalenflether, Sürwürder, Alser, Hakendorfer, Rodenkircher, Hartwarder Wurp. Endlich der Wurp vor Jaderaußendeich (Ammersche Wurp) und die Würpe vor Jethausen. Bei uns waren die Zuwürfe aber so bedeutend, daß von Golzwarden bis Hartwarden die Leute sich auf dem bisherigen alten Deich ansiedelten, teils als Neuankömmlinge, teils als solche, die die alten Dorfwurten verlassen hatten, um das schöne neue Land nahe zu haben. — Das feste Land, Gestade, auch Vorland, heißt Schare, vgl. Schaar an der Made, engl. shore. Sonst heißt das feste Ufer gegen den Strom „die Wall", schon im Heliand Wall = Wand (FN. Wallschlag im Saterland? s. o. Thomschlag b. Campe). „J. Volkwartsen wollte mich mit meinem eigenen Spaten erschlagen, er wurde nachher von seinem eigenen Bruder Jesse totgeschlagen und an dem Süderwall begraben; wo die Seele hingefahren ist, weiß Gott" (17. Jahrh., Notiz aus dem Kirchenbuch in Deezbüll in Nordfriesland). Der Außendeich oder der Groden behalten beide auch eingedeicht oft noch diesen Namen. An der Ollenbäke b. Torsholt ist Grünland, „Groden" gent., desgl. heißt an der Schanze (Wasserlauf von Loyerberg nach Delfshörn) das grüne Land zwischen Schanze und Schanzenöwer (eine Art Heiddeich) „Groden"; es ist das denkbar schlechteste Land, weit erbärmlicher als die angrenzende Heide.— Der Außendeich im Emslande (z. B. b. Brual, b. Meppen) heißt der Spiek, stehen Weiden darauf, so Weidenspiek: „die Spiek" b. Löningen? — Züddick ist ein großes Kraut auf dem Außendeich („im Züddick" bei Boitwarden?), Quendel ein kleines Kraut; der Kötteritzergroden hieß auch „Quendelgroden".— Die Inseln in der Weser heißen Sände (Pagen = Pferde-sand auch i. Holstein) oder „Platen"; die Nordseeinseln endigen auf -oog: Schiermonnikoog ist die Insel der schieren = weißen Mönche (Praemonstratenser, vgl. Graues Kloster in Berlin, Blackfriars = schwarze Brüder in London).

Flurnamen von Tieren benannt (von den schon gelegentlich vorgekommenen abgesehen).

Der Frosch: Vospohl, Wiese b. Bahlen, Vorschepoel, Verspohl b. Münster und Roxel; der Foschbusch b. Lutten (?). Die Pogge: Poggenpohl b. Ostrittrum, Brettorf. Die Padde (Kröte, Schildpatte = Schildkröte; „du sollst die Sünde meiden, wie eine quade Pedde": Pennepohl b. Vechta u. Oythe, urkundlich Peddenpohl, Ort Paddepoel nördl. Groningen, Ort Paddewisch südl. Beverstedt; die Pannlaken (= Paddenlachen) b. Horn im Bremischen. Die Ütze: Ützenpfühlen b. Göttingen. — Fraglich ist, ob Hukesdyk (Lippstadt) = Froschteich ist. Hux ist sonst eine Bezeichnung dafür: Quadux (= quade Hux, böse Kröte).

Landesbibliothek Oldenburg

Der Blutegel: Ihlenpohl b. Halsbek, Ilenschlatt b. Düngstrup, Egelbrok an der Lüscher Bäke; der Egelbrink bei Datteln; Egeldik (Lüneburg); die Eilenriede bei Hannover (früher Egelriede); Eilwische b. Märschendorf.

Käfer: alt Wibel. Scharnweber (Scharn = Mist) = Mistkäfer, Scharnwewersbull unrichtig auf den Hirschkäfer übertragen. „Op der Wevelskuhlen" (Bochum), Wevelholes Kotten (b. Münster; Hol = Loch).

Der Ort, wo das urweltliche Getier (Schlangen) noch haust, heißt alt Wurmgarte (Edda: Ormgardr, wo Drachen sind): „Wurmgarn" und „Wurmgarnschlatt" nördl. Altenoythe, links von der sog. Hofwischbrücke. FN. Wormstall (Westf.); „Würmken-Brok" b. Ostrittrum.

Erbe Rupennest zu Rupennest zwischen Sögel und Lathen.

Vögel: Tüdick (ol. zwei Anbauer Brand und Büsselmann in der Westerburger Heide) von einem nach seinem Laut so benannten Sumpfvogel. — Im Kiewit zwischen Vosteen und Osterhoop, b. Brettorf; der Kywitesmor (Lüneburg), Pivitsheide (b. Minden), Pivites Camp (Westf.). — Rohrdommel (dompelen = untertauchen): Ort Rahrdum b. Cleverns, Iprump b. Holle und Hasbergen. Die Rohrdommel heißt auch Muspel (Mus = Moos, Moor; bellen, billen, bullen = brüllen), davon der Muswillensee nördl. Hannover b. Mellendorf. — Noch im 18. Jahrh. „divertierten" sich Standespersonen mit dem Abschießen von Reihern im Reiherholz. — Ahntenkoje, kleine Kuhle b. Wehgast (Koje = enges Loch, Gefängnis, Stall, Vogelbauer); Ahntkojen beim Dümmer. FN. Erpenbeck (Lengerich), Erpel, Arp = Enterich („Wart", münsterländisch „Wäp"; „er grifflachte wie ein Erpel"). — Die Kranikenbeke (Beverungen); vgl. Kranenberg b. Donnerschwee u. a. (?) — Im Hexterbusch zu Lutten (= Elster; Externnest, Haus b. Brögbern (Haselünne). — Uhlenbusch b. Dalsper, b. Wahlde; Uhlenmoor b. Steinfeld. — Rock = Kolkrabe: Rooksnest b Delmenhorst. — Die Krähe: Krähwinkel nördl. Hannover, Krawinkel b. Bochum, großer Hof Krähwinkel b. Stapelage; nach Buck, oberd. Flurnamenbuch, oft mit ominöser Beziehung auf den nahen Galgen: das trifft zu bei Wildeshausen, neben „auf dem Radberge" der „Kreienkamp", aber Kreienbrück ist trotz des nahe gelegenen „Gerichts" von FN. Kreie benannt. — Havichhorst (Westf.), bei uns entstellt Havekost, Havekesberg (Marienmünster); FN. Havekluft (Ströhen; wo der Habicht auslugt). Kloster Lilienthal oder Falkenhagen, dabei Sperewereshagen (Westf.), Zeller Sperveslage zu Wulfenau. — Bft. Spechert (früher Spechtashardt s. o.) bei Gütersloh = Spechts-Wald, vgl. den Spessart. — Eine oft wiederkehrende Ortsbezeichnung ist Vogelsang (wohl von dem lieblichen Gesang her), z. B. b. Jülich, Datteln, Barnstorf, Zeller Vogelsang zu Norddöllen (einst die schönste Stelle dort). — Scherzhaft heißt der östlichste Hausmann in Frieschenmoor „upn Gander": die Lage der Häuser in Frieschenmoor gleicht einem Zug wilder Gänse. — Alle diese Namen sind gewissermaßen alltäglich genug und doch bemerkenswert: in der Marsch nennt man kein Land nach einem Frosch oder einem Kiebitz, aber bei Kimmen ist der Vogel etwas Seltenes, da er nur in einer bestimmten Niederung seinen Standort hat.

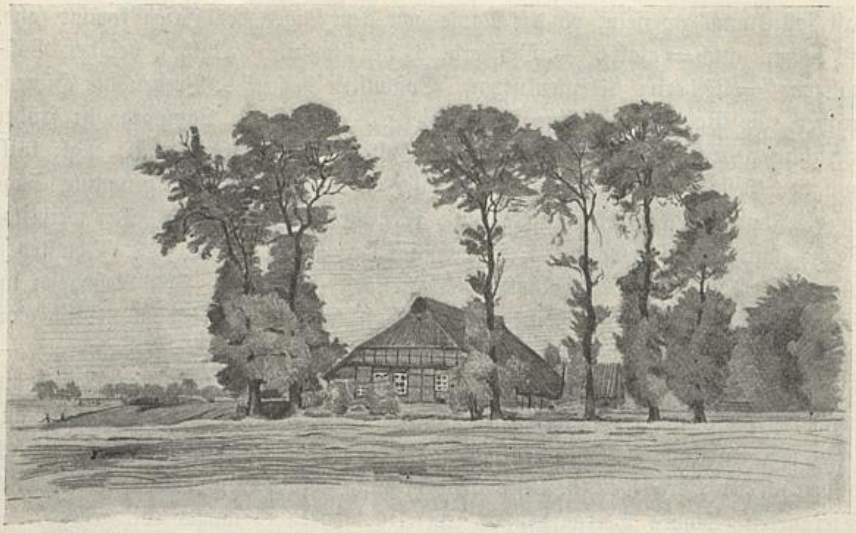
Vierfüßer: der Hasenkamp (Dingstede und sonst sehr oft, FN. i. Westf.);

Landesbibliothek Oldenburg

fast sollte man zweifeln, ob der Name von dem Lager des Hasen kommt (ahd. ist hasan auch = glatt). — Voßberg, b. der Voßkuhle (Oythe), bei den Voßhöllern (= Löchern; Kleinenkneten), Voßbülten heißen b. Vreden die Hünengräber, die Voßhaar (sandige Höhe, Westf.). Vosteel b. Langwege ist früher unrichtig gedeutet, es ist = Fuchszagel, Vostagel (= Fuchsschwanz, engl. tail) von der Gestalt der Wiese, die sich wie die „Fuchsschwanz" genannte Säge in die Ihorster Ländereien hineinzieht. FN. Voscule (Münster). Der weibliche Fuchs wird Fähe genannt, Ort Vohwinkel i. Westf., auch FN. (Ohmstede), und FN. Fokuhl. — Grevelhorst = Dachshorst (Westf.). — Der Rehhagen im Stenumer Holz und in den Gristeder Büschen, Rehhage b. Ostrittrum. (Nicht von Reh: Rehorn, Gut b. Rastede; Flurname zu ol. Ahlers Erbe in Neuenwege). — Der Hirsch, engl. hart, Hartbuck (= Hirschbock, Ganderkesee), der Hartekamp beim Hemmelsbäker Fuhrenkamp, wo Graf Anton Günther ein Hirschgehege anlegte, FN. Hartkamp (b. Sulingen), Forst Hartbruch b. Bissendorf (Hann.). So auch allgemein der Dergarden (b. Delmenhorst), auch sonst z. B. b. Emstek, Ansgarius Tiergarten (Schors Deergarden) b. Eversten: waren es immer Wildgehege? — Wolfsgruben werden im Delbrückschen erwähnt, Wulfskuhlenkämpe b. Linswege, de Wulweskuhle (urkundl. b. v. Hodenberg), „bei der Wolfskuhle" zu Oythe; „Wolfsloge" b. Rostrup und Lintel; „hohe Wulfelage" b. Langwege. Die Wolfsheide b. Ganderkesee wurde früher Wölpsheide geschrieben, und es wird auch nicht „Wulfsheide" gesprochen, sondern Wolfsheide. Auch die Wolfs- bezw. Wolfdeiche (Moorhausen, Steinhausen), zwar noch nicht genügend erklärt, gehören nicht hierher.

Schlußbemerkung. Die Flurnamen lassen uns nicht nur eine große Mannigfaltigkeit vergangener Rechtsverhältnisse, bedingt besonders durch den steten Streit zwischen gemeiner und Sondernutzung, erkennen, sondern sie geben uns auch einen Einblick in den früheren, uns jetzt oft unpraktisch erscheinenden landwirtschaftlichen Betrieb. Sie zeugen von alten Familien, die längst verschwunden sind (z. B. Ort Lübskamp in Ohmstede von der ganz verstückten ol. Lübbers oder Lübbes Hausmannsstelle zu Loyerende, Mangelsberg von ol. Magnus oder Mangels Halbbau zu Holzkamp), von veränderter Größe der Stellen (z. B. Poppenfeld: Poppen Stelle zu Hoyerswege ging demnach früher bis an den sogenannten Ossenhecker Kirchweg). Am erheblichsten aber ist der sprachliche Wert. Sehr viele alte, sonst ganz ungebräuchlich gewordene Ausdrücke haben sich in den Flurnamen noch erhalten, und am interessantesten ist es, wenn sich zeigt, daß ein Wort irgendwo noch dem ursprünglichen Sinn nach bekannt ist, noch lebt, während man ringsum nichts mehr davon weiß. Wer nun Lust zu dieser Materie hat, der lege sich die Frage vor: Weshalb haben Menschen den einzelnen Ländereien Namen gegeben? Zur Unterscheidung, und das Unterscheidende wurde zunächst durch landwirtschaftliche und rechtliche Verhältnisse bestimmt. Von diesem Standpunkte, der an das wirkliche Leben (wenn dies jetzt auch großenteils der Vergangenheit angehört) sich hält, muß man ausgehen, um zu wirklichen und gesicherten Ergebnissen zu kommen und den verhängnisvollen und doch so allgemeinen Fehler zu vermeiden, daß man etwas finden will. Die Sachen richten sich nicht nach uns, wir müssen uns nach ihnen richten.

Landesbibliothek Oldenburg



Sürwürden. W. Morisse.

Die Ortsnamen.

Von Pastor **W. Ramsauer** in Rodenkirchen.

Vorbedingungen der Ortsnamenforschung. Unerläßlich für die Ortsnamenforschung ist zuerst eine gute geographische Kenntnis, Kenntnis der heutigen Schreibart der Ortsnamen, ferner der zu behandelnden Gegend (der Struktur des Landes) und der Bevölkerung (z. B. ob sächsisch oder friesisch, deutsch oder slawisch). Angenommen, daß Wandsbeck b. Hamburg ein wendischer Name ist (wie behauptet wird): welcher Fehler dann, wenn wir -beck unbefangen für Bäke ansähen und diesen Ort zu irgend einem Beweise heranzögen. Wie sind sonst gute Werke durch Unkenntnis der Lokalitäten entstellt! So hat der treffliche Meitzen in seinen Wanderungen und Siedelungen hierin viel versehen: Breidderwarden (statt Breddewarden); nördlich Eggelage (st. Eggeloge) an das Vareler Meer (st. Moor). Zum Dornebbebach (Bach paßt da nicht) und von dessen Quelle zum Donebach (st. Dorne); Jüche (st. Jücke, Landmaß); Sandau (st. Sannau), Rabilinghausen (Rablinghausen liegt im Bremischen, hier aber ist ein ausgegangenes Strobelinghusen i. Ksp. Altenesch, wovon noch „Strepelländereien" benannt sind, gemeint), Ochteren (st. Ochtum); Osterschops (st. -scheps); Arend Heiniger (st. Heininge, jetzt Heinje); Holtorf (st. Holldorf); Dösenburg (st. Deesenburg), welche anscheinend Veste und Heiligtum der Chauken war (woher dieser Anschein?); Emstetten (st. Emsdetten); Bardewich (st. Bardewisch); Gallensdorf (st. Gollensdorf b. Arendsee i. Altmark); Schnülper (st. Schwülper i. sog. Papenteich südl. Gifhorn); Bewerode (st. Bemerode i. Hann.); Bockwinkel (später in

Landesbibliothek Oldenburg

Rockwinkel verbessert); Orlebshausen (st. Oslebshausen). — Der Leser sieht leicht ein, daß es sich um mehr als bloße Schönheitsfehler handelt.

Ferner ist eine genauere Kenntnis der heimatlichen Geschichte erforderlich. Ein paar Beispiele dafür, daß es ohne dies nicht geht. In dem von v. Hodenberg herausgegebenen Bruchhauser Lehnsregister findet sich ein Haus zu Herlinghusen, das dem Zusammenhange nach bei Goldenstedt gelegen haben muß und auch in der Form Harjehusen (aus Harlgehusen) bei Collenrade sich noch findet. Es kommt nun wohl vor, daß in solchen Registern, dem damals häufigen Streubesitz entsprechend, auch weit von einander entfernte Orte an einander gereiht oder zusammenliegende Orte durch einen entfernten unterbrochen werden. v. Hodenberg gibt sich nun ans Suchen und ist glücklich, Harlinghausen im Ksp. Strückhausen zu finden. Sprachlich ist dies durchaus möglich, nur kann Herlinghusen im 14. Jahrh. mit Harlinghausen b. Strückhausen nicht identisch sein, weil im 18. Jahrh. dies Harlinghausen noch Hof Strückhausen hieß (mit Beziehung darauf Mittel- und Norder„hof"schlag), dann hieß es nach verschiedenen Besitzern erst Petersdorf (Alex. Chrn. v. Petersdorf), 1736 Treuenfeld (v. Vrintz zu Treuenfeld) und erst 1795 auf Wunsch der Reichsgräfin v. Schmettau geb. v. Harlingen Harlinghausen, (der Name Treuenfeld ging damals auf Neuhavendorfersande über). — Gleichzeitig im Bruchhauser Lehnsregister kommt der Ort Holenbrinke vor: er wird in Hohbrink b. Wahnbek wiedergefunden, was schon sprachlich bedenklich ist, unrichtig aber gewiß, weil alte Leute in Etzhorn noch heute wissen, daß ein Knecht Schellstede der erste war, der auf dem hohen Brink sich anbaute.

Geschichtliche Kenntnisse sind auch deshalb unentbehrlich, weil die heutigen Formen oft von den ursprünglichen soweit sich entfernt haben, daß sie fast für Entstellungen gelten könnten. Nicht mit Unrecht gilt daher der Grundsatz, daß man zunächst die älteste urkundliche Form kennen muß (obgleich einzeln diese durch Unkenntnis oder — zumal in abgelegenen Gegenden, wie bei uns vor Alters — zu geringe Bildung des Schreibers ꝛc. ganz verderbt ist und später reinere Formen sich zeigen). — Bergstrup b. Langförden, anscheinend ein Flurname (doch als solcher, weil eine nennenswerte Anhöhe fehlt, von vornherein verdächtig), ist urkundlich Bernothingtorpe, Dorf des Bernot (vgl. Gernot, Dietnot, Hartnot). Düenkamp und Evenkamp b. Löningen, Hinnenkamp b. Damme wären als Kämpe des Dudo, Eve, Hinne verständlich, doch beweist die Form Duding-, Eving-, Hinning-hem, daß es das Heim dieser Leute war. So hat Ditmarschen mit der Marsch nichts zu tun, sondern ist = Thietmars Gau, ebenso ist es mit Hademarschen (dem Wohnorte Storms): Hademar (der im Haß = Streit Berühmte) hatte dort sein Heim; dasselbe ist Hotmersch im Osnabrückschen, so richtig vom Volke noch gesprochen, aber geschrieben Horstmersch, als ob es ein Flurname wäre. Das Volk hat öfter die richtige Form bewahrt, die von der geistlichen oder weltlichen Behörde verderbt war (vgl. Bergedorf, gesprochen Bastrup, Ganderkesee, gespr. Ganderseer, Hokensberg, zuweilen noch gespr. Hokenbarg, wie im Lagerbuch).

Landesbibliothek Oldenburg

Grundsätzlich kann auch auf die Frage, ob die Urkunden echt sind oder nicht, nicht verzichtet werden, und wenn auch fast keiner in der Lage ist, solche Prüfung auf die Echtheit selbst vorzunehmen, so darf doch auch keiner vergessen, daß diese Frage von größter Wichtigkeit ist. Hier kommt besonders das Münsterland in Betracht, wo die Fälschungen von Falck und Paullini großes Unheil angerichtet haben. Bekanntlich hatte das Kloster Corvei b. Höxter auch im Niederstift Münster manche Gerechtsame, und nun haben im 18. Jahrh. die beiden Genannten — aus Gelehrteneitelkeit und tatsächlich nicht ohne Geschick — zu den echten Urkunden eine große Zahl unechter gefügt, die durch Personen- und Ortsangaben ganz neue Aufschlüsse in Fragen der Genealogie, der Gaugrenzen ꝛc. gaben. Den Namen, diese Fälschungen entdeckt zu haben, nehmen verschiedene in Anspruch; ganz vergessen, unverdient, ist einer der ersten, Scheidt in den Origines Guelficae. Nieberding, wie von einem Provinzialgelehrten nicht anders erwartet werden kann, fiel mit beiden Händen auf diese Schätze, und es ist anscheinend für den Süden unseres Landes bis auf den heutigen Tag nicht klar zusammengestellt, was gerade von den ältesten Urkunden echt und was gefälscht ist. Darum Vorsicht!

Noch einige formelle Winke. Wie urkundlich zu beweisen, ist es nichts Seltenes, daß derselbe Ort einmal etwa auf -stede, das andere Mal auf -hausen (oder -dorf) endigt; solche Variationen sind also nicht von großer Wichtigkeit Z. B. Ripdorf b. Oldenstadt heißt zuerst Repholdhusen, dann Repholdestorf; Vesendorpe (auch im Bardengau) ist später Wesenstedt. So im Oldenburgischen z. B. Querenstede, vorher Querenhorst; Hof Wiemerslande, Bst. Streek, im Lagerbuch Wimelshus. — Daß die Liquiden l, m, n, r häufig wechseln, sei nur beiläufig noch einmal erwähnt: Wiemers — Wimels; Tjäknborg = Teklenburg; Anemolter, Ksp. Schinna (Hann.), früher Alemolter.

Sodann die Erscheinung, daß einem mit Selbstlauter beginnenden Namen ein m oder n (= im, in), t (= to), r oder dr (= to der, up der, bi der) vorgeschlagen bezw. einzeln auch ein m ꝛc. fehlerhaft abgeschlagen wird (z. B. Ame für Nahme, Raub). Schon bei den Flurnamen sind einzelne Beispiele vorgekommen bezw. dahingehende Vermutungen ausgesprochen. Meerdorf b. Löningen hieß früher Erdorf; Nobiskrug haben wir von abyssus abgeleitet (vgl. Obiskrug, jetzt Obskruger Berg im Lauenburgischen und Oebisfelde); Twivelstede (= to Wiefelstede); Teddinghusen (im Lagerbuch, = to Eddinghusen, jetzt Eihausen); Rosüne b. Löningen (= tor Hosüne, zur Hohensicht); Drielake (? = to der Jhllake). — Evekinkhove jetzt Nevingof b. Münster; Nordwick = Ortwick b. Ahaus; Driburg (= to der Jburg, d. h. Neuenburg, vgl. Jbrake, Jbunni); Othendorpe, jetzt Tatendorf b. Ebstorf; Tanklam in Pommern (Anklam); Zaichen (= zu Aachen). Noch aus Jellinghaus: Masbrok i. Lippe = tom Asbroke; Tunxdorf, Kr. Aschendorf = to Ungestorpe; Meiersfeld b. Detmold: Egerkesfeld (Feld des Eggerich), dann im 15. Jahrh. Mekerykesvelde; Ankum, Ainghem 977, Tanckem 1188; Huckshol, oft vorkommend, vgl. ol. Nuxoll's Erbe zu Bahlen; Mastholte bei Rietberg: Asholte 1476;

Landesbibliothek Oldenburg

Gut Malmershaupt b. Brake i. Lippe: to(m) Alveshope 1510; an der Dehlgotten b. Salzkotten: Aligotinchusen 1244 (doppeltes d).

Wenn nun Windesheim i. Overyssel 794 Witmundheim, 1028 Windeshem, 1246 Winsen hieß und das berühmte Gauze b. Hofgeismar (jetzt wüst, nur noch Flurname) 965 Goteredeshusen, wird der Leser wohl Förstemann beipflichten, wenn er das Begehren derjenigen, die von einem Namen gleich flugs eine fertige Erklärung haben wollen, unverständig nennt; „je mehr der danach Gefragte in die Wissenschaft eingedrungen ist, desto mehr wird er das durch die häufige Unsicherheit seiner Antworten bekunden".

Demnach ist es ratsam, von allem bloß Hypothetischen hier möglichst abzusehen und nur einigermaßen Gesichertes mit einigen Beispielen zu belegen. Weil also bei den Ortsnamen große Vorsicht geboten ist, wiederum viele durchaus verständlich sind und keiner Erklärung bedürfen, endlich unter den Personen- und besonders den Flurnamen viele schon erledigt sind, können wir uns hier kürzer fassen.

Flurnamen sind zu Ortsnamen geworden. Flurnamen haben gewisse gemeinsame Grundzüge, nicht als ob nicht jedes Dorf seine besonderen Bezeichnungen hätte, an denen man es von andern unterscheiden kann, aber das Gemeinsame überwiegt, weil Ackerbau, Viehweide, Zuwegung, Abwässerung im Grunde überall dieselben Sachen sind. Soweit nun Ortsnamen reine Flurnamen sind, nehmen sie an dieser allgemeinen Verständlichkeit teil, und können in demselben Maße wie die Flurnamen erklärt werden, wobei natürlich nicht zu übersehen ist, daß bei einer ganzen Reihe von Flurnamen der Sinn uns dunkel ist.

Unter den Flurnamen und Personennamen sind schon behandelt bezw. erklärt oder können aus dem dort Gesagten leicht erklärt werden die Ortsnamen: Achternmeer (offiziell i. Schweiburg, aber auch = Oberströmische Seite), Altona, Apeler, Apen, Aschwede (und damit auch Aschhausen, aber zu Aschenbek bezw. -stedt vgl. FN. Asche); Baum (b. Wiefelstede), Bexadde, Blankenfort (zweifelhaft), Börne, Brägel, Brink; Delfshausen, -hörne, Drielake; Ekern, Espern (= Esphorn, Espenwinkel, auch Wiesen b. Wehnen); Fahren, Farwik, Feldhake, Fettenhenne, Flerlage, Flidder, Fredelake, Fretra, Fulehörn, -riege; Ganspe, Gehrden; Hahnensteert, Halenhorst, Hammerich, Hannöver, Hartekamp, Hartenstroth, Hasseln (b. Etzhorn) = im Häselinge, Haverbek (Haverenbek auch im Lüneburgischen), Heidloge, Heiligenwiehm, Helle, Hoheliet (nachzutragen: Beckhauserliete), Hohelucht (-ft), Hosüne, Horstjekamp, Huckelrieden, Iprump; Käseheck, Kampen, Klampen, Klippkanne, Kreienbrück, Krimpenforth, Krögerdorf, Kuhlen (b. Donnerschwee); Langebrügge, Lethe, Liethe, Lintel, Lindern, Lindhorn, Littel, Lübskamp; Maibusch (vgl. Mailoh, „im Stedinger Mai" = das Moor zwischen Geest und Stedingen, mit Birkenbäumen durchsetzt), Müggenkrug; Nadorst, Neuenbunnen (Bunnen ist unerklärt), Nobiskrug, Norberding; Obenstrohe (Babenstroh, vgl. FN. Bavenstrode, ol. i. Lippstadt), Oberströmische Seite, Oeverkamp, Ohrt, Orthusen (b. Hurrel), Osterloh, Ovelgönne; Pallast (b. Großenkneten, wohl = Bollhorst, runde Horst; Ballast, Gehölz bei der

Landesbibliothek Oldenburg

Sittelstäe), Postkamp; Querenstede; Rahrdum, Repke, Röpke, Rodiek, Rottkuhl, (b. Cleverns); Schaar, Schillmühle, Schimmelpfennigsberg, Schmede, Schütting, Seggehorn, Seggern, Sietwendung, Specken, Spreda, Stickgras, Ströhen, Strohe, Stühe; Tange, Trahe, Trendelbusch, Tüdick, Tweelbäke; Uhlhorn; Vahren, Varbrügge, Vegesack, Vehrensande, = moor (= fern), im Vieh; Wehe, Wehl, Welpe, Winterbahn, Wüsting u. a.

Noch einige, die von Interesse sein könnten: Bei Ofen, auf Alexandershaus zu, liegt Brokhausen; es trägt den Namen von den „Brok" genannten Wiesen zwischen Ofen und Bürgerfelde. Hinter Wehnen liegt Westerholtsfelde, vom Westerholt benannt, einem an den Düwelshoop grenzenden Holz (zu Borbek gehörig, aber vom Wehner Standpunkt Westerholt benannt). Gleichfalls die Himmelsrichtung gibt Süderfeld (Hammelwardermoor) an, im 18. Jahrh. mißverstanden „im Sauerfeld" (= Surfeld, vgl. das Sauerland = Süderland i. Westf.). Aber auch Zerhusen südl. Lohne ist nichts anderes als Suderhusen (urkundl.). Markhausen ist an der Mark-A, dem Grenzwasser gelegen. Brokshus, einständiger Hof i. Ksp. Dötlingen, urkundl. Bruchove = Bruchhufe von dem Broke, an den das Gehöft grenzt. Halter, nach Jellinghaus, mit Beispielen belegt, = hohler Baum (ter = Baum). Daß ein solcher einen Ortsnamen veranlaßte, ist möglich, einmal wegen der oft auffallenden Gestalt, sodann wegen des Volksglaubens, daß Kranke das Siechtum abstreiften, wenn sie durch einen hohlen Baum krochen oder sich hindurchziehen ließen. Hoheheide, von Ohmstede aus gesehen, heute längst gutes Ackerland. Heubult heißt früher einmal Heidbülten, wegen der nahen Marsch sind dort die Leute wohl schon früh weitergekommen. Dwokulen (oder Klein Bornhorst) und Dwoberg (gesprochen oft fast wie Twabarg) von Dwo, einer bestimmten Lehmart, daher einst Töpfer in Klein Bornhorst und Ziegeleien in Dwoberg, vgl. die Dwostraße in Oldenburg, an der früher Gerste gebaut wurde, ein Beweis schwereren Bodens. Hude: obgleich Hude noch ganz allgemein im Hannöverschen für Hütung, Viehweide gebraucht wurde, ist das Zeitwort huden erst in zweiter Linie = hüten, zunächst bedeutet es verstecken, verbergen; vgl. engl. hide (hyde) und lateinisch tectum, das Dach, das den Menschen bedeckt (oder verdeckt). Also Hude = Obdach; oft mit näherer Bezeichnung: Ritterhude, Fischerhude, Buxtehude, Dockenhude. Wer sollte bei Harffthude und Winterhude (b. Hamburg) nicht denken, Harfft wäre = Herbst, und doch ist es urkundlich Herwardeshude, Wohnung des Herwarth oder Herbart, und Winterhude ist wohl = nördliche Behausung. Hurrel, vgl. FN. Hurrelmann und Hurling, hat Anklänge in „Hurrelwiek" b. Jethausen und im Hurtet, einer Moorparzelle zu ol. Gruben Bau (sog. „alte Vogt") in Moorseite. — Von Flüssen sind benannt: Jade (dort einst auch die Burg Vrijade, von der noch der Borgbrüggenweg, die Borgbrügge und FN. Jaborg = Jadeburg in Norderhofschlag zeugen); Stuhr (Fluß Stuhr in der Einweisungsurkunde); Visbek (älteste Form Fiscbeck, ob wegen der Fastenspeise der Mönche? Auch im Viswinkel b. Drantum soll ein Kloster gestanden haben, vgl. den Flurnamen „Klostergarten" in Drantum). Auch Vechta wird der

Landesbibliothek Oldenburg

bekannte Flußname sein, der allerdings dort seit langem erloschen ist. — Lienebrok, „welches nach der gewöhnlichen Sprechweise Nortbroke und Oldenbrok heißt" (1278): da soll Nortbrok = Nordermoor sein, aber wahrscheinlicher ist es = Ortbrok (Neddern-ort und Mittel-ort), und Oldenbrok ist = Altendorf. — Mehreres von diesen Ortsnamen unter andern Gesichtspunkten s. u.

Ortsnamen von Personennamen (mit einer Endung) benannt. Hier gestaltet sich die Sache sogleich schwieriger. Die Personennamen sind dem Dorfe etwa bei der Gründung nach dem Ältesten der Sippschaft oder der Genossenschaft beigelegt, vielleicht sogleich in Koseform, meist im Lauf der Zeit bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und womöglich urkundlich erst spät festgelegt.

Einige Namen sind auch hier schon besprochen: Fugels (vgl. Vogelsen „in dem Sundergude" b. Lüneburg nach dem Winsener Schatzregister), Pievens, Garveshörne, Wittbeckersburg, Vedhusen, Ganderkesee, Wendenkamp, Siebenhausen, Evenkamp. Wir ziehen hinzu:

Klingenhagen, südlich Gruppenbühren II: ein Edler Klinge war Besitzer einer Stelle im benachbarten Brandewurth und hat vermutlich den Hagen angelegt, von dem zwar jetzt nichts mehr zu den beiden Brandewurther Stellen gehört. So heißt auch Buschhagen i. Ksp. Schönemoor urkundlich Boghes hagen, vgl. FN. Boog (eine Kürzung: Boog = Biegung, Ring; Bogwini = Ringfreund, Gastfreund wegen des üblichen Geschenks, also = freigebiger Gastgeber; auch andere Endungen sind möglich). Falkenrott ist eine Rodung des Adeligen Falke. — Überhaupt haben die kleineren Orte bezw. Einzelhöfe oft Personennamen im ersten Teile: Helmeskamp statt des heutigen Hemmelskamp b. Hasbergen = Kamp des Hellmer; Brauenkamp b. Delmenhorst, vgl. FN. Braue (de Brawen, einst adelig); Holteskamp (jetzt Holzkamp), vgl. FN. Holte z. B. in Brettorf. Klattenhof, vgl. Kladdingen b. Stuhr und den im Bremischen besonders häufigen FN. Klatte. Sandersfeld, Vorname Sander (= Alexander), in dortiger Gegend noch nicht lange ungebräuchlich geworden. Stedingsmühlen b. Cloppenburg von der adeligen Familie Steding (vgl. Fresenholt, Teil des Herrenholzes und ol. Zeller Freese in Astrup). Hundsmühlen, alt Hunolds-mühlen (Hunwald = Riesenwaltend). Eggershausen (FN. Eggerichs). Reinshaus (1644 Gerd Reiners zu Reinershaus, jetzt Meyer). Eddinghusen, jetzt Eihausen. Auch Elmendorf ist wohl im ersten Teile ein Vorname. Ist Eversen für Eversten die richtige Form (wie es im Hannöverschen ein Eversen gibt), so ist es unbedenklich = Heim des Evert (Eberhard). In den Ortsnamen des Herzogtums Meinungen (von Dr. G. Jacob) wird bei dem Ort Emstat auf unser Emsteck, alt Empheſtete, und den ahd. PN. Ampho, Empho verwiesen. Märschendorf (gesprochen Meskendorp), vgl. Meschendorf in Siebenbürgen (und FN. Meschendörffer das.) und Gut Mesekenhagen b. Greifswald, also von einem Vornamen. Bedenstorpe, heute Benstrup, weist einen verkürzten Namen auf; desgl. (in patronymischer Form) Amelinghausen (Amelhausen b. Huntlosen, b. Langwarden, Vogtei Amelinghausen b. Lüneburg, Amelsbühren i. W.; amal

Landesbibliothek Oldenburg

ist tapfer, geschäftig, mühevoll). Ydelingtorpe (Ihlendorf), Cempenhusen (Kemphausen) b. Damme, Wesincthorpe 1240, Wesenthorpe 1260 = Wenstrup. — Unverkürzt aber sind Wigaldishusen (etwa Wig = walt = Kriegwaltend), heute Wildeshausen; Germeringhusen (Germar = Speerberühmt), heute Garmenhausen, FN. Garnhusen; Gerwardeshusen (Speerwartend), heute Geveshausen (gesprochen Gevesen); Bertrammesholte, heute Bartmannsholte.

Wenngleich auf der Geest auch die Namen der größeren Dörfer oft aus einem Personennamen mit entsprechender Endung gebildet sind, muß doch darauf hingewiesen werden, daß gerade die Namen einiger der größten und sicher uralten Dörfer den Eindruck machen, als könnten sie nicht erklärt werden, z. B. Sage, Haast (in anderer Umgebung könnte man auf Hohehorst raten, vgl. Schwaars für Schwahörste i. Ksp. Edewecht), Kneten, Hatten; Garthe, Halen, Ermke, Dwergte, Lüsche (denn Lü-esche, Leute-Esch, im Gegensatz zum benachbarten Hausstette, wo der Herrenhof gelegen hätte, ist bloße Vermutung). Darf bei Hemmelte, Hammel, auf engl. hamlet = Weiler, hemmel = Schauer für das Vieh verwiesen werden? — Diese Ortschaften haben durchgängig leichten Ackerboden, wie er in ältester Zeit den primitiven Ackergeräten angemessen war. Die lehmigen Böden sind erst später der Kultur erschlossen, (z. B. Bornhorst, wo nur 11 alte Köter waren, hat schwereren Boden als durchgängig Ohmstede mit 19+1 Hausleuten), und das zeigt sich auch an den verständlicheren Namen: im Ksp. Langförden (das nur Lehmboden hat) sind die Ortschaften Bergstrup (s. o.), Spreda, Deindrup (wenn es zur westlich gelegenen Deine in Beziehung gesetzt werden darf), Holtrup verständlich, nur Calveslage ist zweifelhaft, klingt aber wenigstens nicht völlig dunkel. (Brokdorf hieß früher Calvelage, noch Zeller gr. und kl. Calvelage das.; Zeller Kallage in Lutten hieß früher auch Kalvelage). So war das noch holzreiche Ammerland früher ein großer Wald, und die Dorfnamen klingen fast alle so, als ob man an ihrer Deutung nicht zu verzagen brauchte (Orwede = Eckwald, Linswege, Tortesholte, Mansingen, Westerstede, Westerloy 2c.). Sollten jene uns ganz dunkeln Namen (Sage 2c.) wie die der größeren Flüsse einer vorgermanischen Periode angehören?

Ortsnamen in der Marsch. Es liegt in der Natur der Marsch, daß die meisten Orte nach Personen benannt sind. Trotzdem fehlen andere nicht ganz. Rodenkirchen ist von ahd. ruoda, engl. rood = Kreuz benannt, wie denn noch die Kreuzform der Kirche dazu stimmt. Hohenkirchen ist aus Gokerke (= Gaukirche) entstellt, (auch „in der Gokerken" zu Paderborn). Sürwürden ist Süderwürden im Unterschied zu der Alser Dorfwurth. Strohausen hat den Namen von den an der Strotte, der Kehle, Mündung des Tiefs in die Weser, gelegenen Häusern. Ferner die vom Deichwesen hergenommenen Namen Indiek (Dedesdorf), Flurname Indiekt b. Neuende, welches selbst einst Nyen Innede hieß (= Neueingedeicht), Inte b. Stollhamm und als Flurname b. Tossens und Üterlande; das „Intergrodenland" zwischen Esenshammergroden und Butterburg. Inlage oder Illage, wo eine Einlage gemacht wurde; Altensiel, wenn ein neuer vorgelegt wurde. Was den alten und neuen Hoben

Landesbibliothek Oldenburg

anlangt, so ist im Bremischen überzeugend nachgewiesen, daß die dort vorkommenden „die Hoven" genannten Fluren 47 ha = ca. 100 Jück betragen, und auch die Güter Hobeneck und Alte Canzlei (nach dem Kanzler von Halle genannt, dem es geschenkt wurde) hatten je 100 Jück, Binnenau erst ca. 200, dann ca. 100, Freienfelde umgekehrt erst ca. 100, dann 200 Jück. Die beiden Güter in Neuenhoben hatten 120 + 80 Jück, zusammen also 200 Jück. Hoben wird = „die Landhufen" sein, nach deren Maß aufgeteilt wurde, und das Morgenland nördlich von Neuenhoben (wo das Land in Streifen liegt, während der Hoben große kantige „blockartige" Hämme hat) wird von einem anderen Modus der Aufteilung genannt sein.

Die Endungen =dorf, =bühren, =büttel. Bevor wir nun zu den aus Personennamen gebildeten Ortsnamen der Marsch übergehen, behandeln wir erst einige Endungen, die allerdings der Marsch nicht allein zukommen. Dorp, oft Torp, umgestellt Trup ist mit dem lateinischen turba, der Schwarm, Haufe, urverwandt und bezeichnet zunächst eine Versammlung von Menschen auf freiem Felde, woraus sich unsere heutige Bedeutung allmählich ergibt. — Bühren (auch oberdeutsch Beuren, z. B. Kaufbeuren, Benediktbeuren) hängt mit Bur in unserm „Vogelbauer" zusammen („sünd jo man all Buren und Stavens" = kleine Stuben und Gelasse; Münsterland). Die Bur = Bauerschaft (vgl. Burhave, fries. Beerhove, die Boeren in Transvaal, Burstohl b. Stollhamm, wo die Bauersprache gehalten wurde, „auf dem Burstohl", ein Bau zu Huntorf, Burplatz [6 Scheffels. auf dem Thölstedter Felde]) ist nicht sprachlich, aber begrifflich von Bur = Bühren verschieden. Neben einfachem Bühren (Emstek, Wildeshausen, Cloppenburg) Zusammensetzungen: Sülzbühren, Vesenbühren, Ambühren, meist mit Personennamen: Bettingbühren, Gruppenbühren, Hasenbühren (i. Bremen, FN. Hase). In Betreff der vielen hannoverschen Bostel (fast immer mit Namen des Vormanns, z. B. Engelbostel b. Hannover, urkundl. Engelingeborstelde), deren spätere Gründung nachzuweisen ist (wie alle =hagen und =rode jüngeren Ursprungs sind), sei auf die alte, freilich von einigen scharf bestrittene, doch immerhin ansprechende Vermutung verwiesen, daß es = to den Burstalden, zu den Bauerställen sei: auf entfernten, zum Ackerbau geeigneten unkultivierten Ländereien hätten die Dorfleute Ställe gehabt, um durch den Dünger die Gründung eines Tochterdorfes für überschüssigen Nachwuchs zu ermöglichen. Börstel b. Menslage, Bürstel b. Ganderkesee. — Buttel, Büttel, altsächsisch Bodl, ist Wohnung, Gebäude. In der Gegend von Gifhorn die sog. Büttelei, wegen der Menge der auf =büttel endigenden Dörfer (Isenbüttel, Rötgesbüttel ꝛc., auch nördlich davon Hankensbüttel), oft auch in Nordfriesland in der Form =büll (Mönkebüll ꝛc.). Neben einfachem Buttel (b. Dedesdorf; Loy, „achter Buttels", Acker hinter Baumann Wietings Haus zu Habbrügge, Buttel b. Neuenhuntorf, Butteldorf b. Altenhuntorf) auch Zusammensetzungen mit Personennamen: Edenbüttel (Edo), Rantzenbüttel (vgl. den Vornamen Rangwerd), Ritzenbüttel (man spreche etwa auch das unverkürzte Rickleffen=büttel schnell aus, so kann nichts anderes als Ritzenbüttel daraus werden). FN. Heissenbüttel in Warsleth (vgl. Hayssen);

Landesbibliothek Oldenburg

Butteldorf hieß früher Slörenbüttel und Wahlesbüttel: noch 1795 ein Hausmann Schlör in Gellen und FN. Wahle in Altenhuntorf.

Friesische Ortsnamen auf -s. Speziell friesisch sind die Ortsnamen auf -s, z. B. Atens, Waddens, Tossens, Isens, Okens ꝛc. Ältere Schreibart ist auch Atense, Waddensehe, und das heutige -s wird schwerlich ein einfacher Genetiv sein, sondern vielmehr einen alten friesischen Locativus (Ortskasus) = -um oder -heim enthalten. Trotzdem friesische Form und verkürzte Form das Verständnis dieser Ortsnamen erschweren, darf gesagt werden, daß sie wohl alle von Personennamen hergenommen sein werden. Statistisch steht fest, daß im Hannöverschen, besonders in Südhannover, auch im Paderbornschen, stellenweise 10—40% der Ortsnamen auf -sen endigen, und urkundlich ist hundertfach zu belegen, daß dies -sen genitivisches s samt der Endung -husen oder -heim oder -um ist, in den ersten Silben aber ein Vorname enthalten ist. Z. B. Lüdersen = Lüdershusen oder Lüdersheim oder Lüdersum; Eggersen, Vardegötzen (urkundl. Frithegotes -sin), Brunkensen, Dielmissen (= Diethelms -hausen), Deitlevzen, Ottensen, Wickbolsen (= Wigbolds, des Kriegskühnen, Heim), Dankersen (= Dankwards-heim), Bellersen (= Baldrates, des im Rate Kühnen, Heim), Lübbrechtsen, Warmsen b. Uchte, (urkundl. Wennemares -husen), Ülzen, urkundlich Ullesheim, Vorname Ullo (Koseform, vgl. Hausmann Ulken zu Torsholt). Hier sind nur einige der verständlichsten aufgeführt, und in jedem Einzelfall ist für den Forscher auch dann noch die urkundliche Form zu berücksichtigen (denn Alberteshusen ist nicht Albersen, sondern Albaxen geworden; Össelse ist urkundlich Osleveshem, Deitersen urkundl. Theutmareshusun, Deensen Thiednodeshusen ꝛc.). Zu dieser Kategorie gehören die friesischen Namen auf -s. Schon durch Parallelen ist dies so gut wie bewiesen: Völkersen vgl. Volkers b. Blexen, Utters (b. Sengwarden), vgl. Ütersen i. Holstein, Otersen i. d. Krummen Grafschaft (Verden), Atens (FN. Athen und Adena) vgl. Adensen (im Calenbergischen), Okens (b. Esenshamm) vgl. Ockensen (Calenb.), Jever (mit abgestoßenem -n oder -ns; trotz der bekannten von Richthofenschen Erklärung von Gavari = Gauort), vgl. Jeversen östl. Schwarmstedt i. Hann.— Bei Volkers (ob nun Folkhart oder Folkwart zu Grunde liegt) verstehen wir den Vornamen noch, auch bei Waddens; denn Waddo (schon im ältesten Lehnsregister und gerade in der Gegend der nach diesem Namen benannten Watkenstraße), Watke gilt als Koseform von Walter (auch im Englischen Wat, Watkin), wie Poppo, Popke Koseform von Robert ist (engl. Pop, Bob, Popkin), vgl. Ort Popkenhöge. — Grimm, Grimme als Personenname öfter, vgl. Grimmens; Harm Ellens Junker aus Remels, vgl. Ellens b. Bockhorn; jeverscher FN. Daun vgl. Dauens (Dauensfeld = Wilhelmshaven). Und dürfte nicht bei Garms auf Garmissen b. Hildesheim und Garmenhausen, bei Isens auf Isenbüttel, bei Wiefels auf Wiefelstede verwiesen werden; wäre es so unwahrscheinlich, wenn bei Wüppels an Wigbold, bei Heppens an Hippe (als zweistämmige Kürzung von Hadubert oder dergl.), bei Seeverns an den heil. Severin, bei Mederns an Medardus gedacht würde? Kurz, ohne für die Richtigkeit im einzelnen einstehen zu können, es wird bei all diesen Namen:

Landesbibliothek Oldenburg

Knipens, Pakens (ist auch ein Hamm bei Roffhausen), Minsen, Cleverns, Schortens, Ziallerns; Roddens, Blexen, Tettens, Tossens, Zirsens, selbst Moorsee (sprich Moorse; auch im Calenbergischen manchmal =se für =sen) 2c. nach alten friesischen Personennamen zu suchen sein.

Die friesischen Distrikte sprechen die niedersächsische Sprache schon lange; ihr einst unzugängliches Land ist nicht mehr vom Verkehr mit den weit größeren sächsischen Gebieten ausgeschlossen: so kommt es denn, daß auch eine Neigung besteht, die Ortsnamen sächsisch umzudeuten. Esenshamm heißt urkundlich Esmundeshem, hat mit Hamm nichts zu tun (wohl mit engl. ham, Nottingham 2c.), sondern ist Egmunds (= Schwertschutz) Heim (sog. Assibilation, vgl. z. B. saterfch lēze für liegen). Pannenborg FN. in Ostfriesland hat mit Pfannen nichts zu tun, sondern Panne ist Koseform für Franz, also = Franzburg in Vorpommern. Inhausen ist von dem Besitzer Ino (verkleinert Inneken) benannt; Maihausen (Landwührden) hieß Meninghusen, Weyhausen b. Altenesch Weddinghusen.

Schon allein wegen der durchgängigen Eintönigkeit des Geländes mußten die Wohnstätten nach Personen benannt werden: Sibetsburg, Mehringsburg (b. Waddewarden, wo einst ein Pfarrer Merung war), Tengshausen (FN. Tenge), Tiedmerswarfe, Gerrietshausen (Gerriet fries. für Gerd), Dedesdorf urkundlich Thiedolfsdorf. Marienhausen und =fiel von Fräulein Maria. — Ganz nahe den auf =s endenden Orten stehen die auf =en: Harrien, gesprochen Hargen urkundlich Harringen, Vorname Herring, jetzt Hergen, FN. Hergens; dasselbe wie Harrien ist Hering b. Abbehausen (vgl. auch die Hargenbrake beim Sürwürder Sande). Hiddingen (alte Familie Hitzen ganz in der Nähe in Hartwarden; übrigens auch ein Ort im Hannöverschen) und daneben Düddingen (vom Vornamen Diddo). So im Jeverland Haddien, Wiarden gespr. Weerden (Vorname Weert) 2c.

Indem wir nochmals betonen, daß bei friesischen Ortsnamen das Augenmerk vorzüglich auf Personennamen zu richten ist, dabei aber weit entfernt sind, prinzipiell und von vornherein Ausnahmen zu bestreiten, wenden wir uns den friesischen Orten, die auf =warden ausgehen, zu. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß bei vielen das Wort Wohrt, Wöhrde, Wühre = Hausplatz (s. Flurnamen) zu Grunde liegt, z. B. in Hindingwarden, jetzt Hiddigwarden. Aber wir haben diese Kategorie bislang nicht behandelt, weil =warden auch von =ward am Schluß von Vornamen herrühren kann, also möglichenfalls Eckwarden als lokative Bezeichnung den Wohnort des Eckewart bedeuten kann (vgl. Dorf Equord in der Peiner Gegend, Loquard i. Ostfriesl.; das Eckwarden benachbarte Aldegwarden, ausgegangen, würde freilich schwerlich anders als Wurth des Adaldag zu erklären sein). Iggewarden b. Langwarden ist vielleicht mit anderem Lautwechsel ganz dasselbe wie Eckwarden. Aschwarden (Osterstade) vgl. Aschwin, von Asche = Eschenspeer, (vgl. Haus Escherde i. Hann.); Hartwarden (vgl. Ort Hartward b. Esens, Hartwig u. a. Vornamen); Ruhwarden vgl. FN. Rubarth. Der Leser wird die Möglichkeit der zweiten Ableitung zugeben, wenn er aus anderen Gegenden die alten Formen vergleicht: Heimvordes=hem, heute Heimerzheim (vgl. Heemwarden, einst bei Golzwarden,

Landesbibliothek Oldenburg

s. u.), Eckwardinchusen, Liefwardinghusen (vielleicht an Leeuwarden zu erinnern), Eidwarteswilare, jetzt Ebertschwil (vgl. Eidewarden), Brunwardesroth, jetzt Broterode (vgl. Brunswarden, mit kurz gesprochenem u).

Neuere Namen. Bei Eindeichungen tragen die Groden zuweilen den Namen des Mannes, der das Werk vollbrachte (Kötteritzer, Tannenscher Groden) oder eines Gliedes des Fürstenhauses (Adelheidsgroden, auch Adelheide bei Ganderkesee ist von Adelheid benannt). Güter (besonders auf eingedeichtem Boden) erhielten in dem durch Kauf oder Schenkung erworbenen Besitz von Beamten oder sonstigen Standespersonen (in der Zeit Anton Günthers und in der dänischen Zeit) oft Namen der bei einem bestimmten Rang geadelten Besitzer, (mit welcher Standeserhöhung dem Adel so wenig gedient war, als die Gutsnamen schön sind). Hierher gehören Gnadenfeld (Mylius von Gnadenfeld), Münchhausen (b. Middoge, 1646 einem v. Münchhausen geschenkt), Schützfeld, Stiedtenkron u. a. (s. bei Kohli). Grafschaft (b. Sillenstede), 1680 von Peter Grave bewohnt, ist natürlich ein Volksscherz. Sparenburg b. Wiarden heißt nach der Familie gleichen Namens. Prangenhof bei Esenshamm ist von einem früheren Besitzer, dem dänischen Offizier v. Prangel oder Wrangel, benannt; mit prangen hat der Hof also nichts zu tun. Sonst findet man wohl derzeit einen Ansatz zu sentimentaler Naturbetrachtung: Wunderburg b. Osternburg (mit Gartenanlagen; übrigens auch ein Hamm b. Mittenfelde), Grünhof, Binnenau (1689 wurde das Anhalt-Zerbstsche Gut dem Geh. Rat Thom. Balthasar von Jessen vom König von Dänemark mit 196 Jück als „Binnenau" geschenkt. von Jessen verkaufte es 1732 an Meinert Meiners zu Hartwarderwurp für 8000 Th.; 1831 teilten Folte und Töllner es sich, 98 + 98 Jück). — Mit Recht hat der treffliche Seheſtedt im Ort gleichen Namens ein Denkmal gefunden. — „Der Burgmannswehre Burgforde ist der Name Wittenheim beigelegt" (nach Alarich von Witcken).

Purriesbrück heißt von der jetzt ausgestorbenen Familie Purring, die in Niederort, später auch in Mittelort, begütert war. Meyershof vor Brake ist auf einem Hamm der Meyers Bau zu Außendeich angelegt. Metjendorf hieß im 18. Jahrh. noch ständig Metjengerdeshaus oder -husen. Wüsting zerfällt in Wraggenort, von FN. Wragge, und Grummersort, von FN. Grummer. Urneburg und Falkenburg verdanken ihren Namen unbedeutenden Zufälligkeiten.

Scherznamen finden sich in der Marsch eine ganze Zahl: Schmeerpott, Bohneterei ꝛc., bei denen weitere Bemerkungen sich erübrigen. Melkschapp bei Stollhamm ist nicht notwendig ein Witzname. 7 Bauen in Süder-Seefelder-außendeich heißen Bösensieben = die 7 Galgenstricke, denn der richtige Galgen faßte 7 Leute, je 2 an den 3 Querhölzern und zu oberst den Erzdieb („zum höchsten Galgen condemnirt"). Vgl. Grimm, Galgenzahl: — „daß er die böse Sieben voll mache und die Galgenzahl derer Gottesdiebe, die Christo seine Ehre stehlen, auch complieret werde". Bei Seefeld fußt der Scherz nur auf der Zahl 7, denn zwischen denen von Bösensieben und den übrigen einen Unterschied festzustellen, wird zu allen Zeiten unmöglich gewesen sein.

Landesbibliothek Oldenburg

Mythologische Namen. Als solche kommen in Betracht Donnerschwee (Donerswede, Wald des Donar) und Godensholt (Woensholte, Holz des Wodan). Wunstorf aber, das nach einigen auch = Wodansdorf sein soll, heißt urkundlich Vungeres-torp.

Öfteres Wiederkehren derselben Ortsnamen. Gegenseitige Beziehungen von Ortsnamen. Es gibt so leicht keinen Flurnamen, der nur einmal in der Welt vorkäme, selbst die albernen haben ihr Pendant, z. B. ein Hamm „de Buxe" zu Rodenkircherfeld (von der Gestalt, die einer Hose gleicht), vgl. dazu Wiese auf der Beerlage b. Münster, die Buxe genannt. Daß es gut ist, auf solche Wiederholungen zu achten, versteht sich, allein schon darum, daß man beim Suchen nach einer Bezeichnung nicht gleich an der ersten passenden festhält, sondern stets bedenkt, ob das Wort nicht auch anderwärts vorkommen könne. Mit den Ortsnamen steht es ähnlich: Ocholt b. Westerstede und b. Neuenkoop; Scharrel i. Saterland, zwischen Edewecht und Wardenburg, bei Diepholz; Lastrup und unsaligen (= schmutziges) Lastrup b. Cloppenburg bezw. auf dem Hümmling; Astrup (Adestorp) bei Wardenburg und Astrup (mit kurzem a) b. Visbek; Mollbergen b. Cloppenburg und Mollberg b. Wiefelstede (trotz Grimm denke man nicht sofort an Mal = Gericht; das Wiefelsteder Mollberg hat viel eher mit Müll = Staub zu tun); Kortendorf, offiziell bei Ohmstede und Huntorf, im Volksmunde auch zu Bollenhagen, und 4 Bauen in Norderschwei. Bornhorst und Zeller gr. Bornhorst zu Bahlen; Lemmel bei Lintel und Lemmel, Ackerland zu Gut Hahn; Ort Bloh und „das Bloh" bei Hokensberg, (Bloh, älter Billo, wird zuweilen mit bi Loh = beim Walde wiedergegeben, wohl unrichtig, es wird mit Bille = Kerbe zusammenhängen, vgl. Bielefeld, Bilstein (sehr oft), Köter Billenkamp zu Moorseite und 1615 in Westf. einen Gerichtsschreiber Jobst Bilholt); Ort Bixlag (Cloppenburg) und „Pickschlaa", Tannenkamp zu Wiedaus Bau in Brandewurth; Schwei, vgl. die sog. Schwei, $1^1/_4$ Jück Weideland zu Bäke (Neuenhuntorf); Schweiburg, vgl. die sog. Schweiburg zu Ruschfeld („liegt für 4 Jück, ist aber 16 Jück groß", 1829) und die Schweiburg, Weserarm zwischen Strohauserplate und Rodenkirchen; Driefel b. Zetel und „beim Drifel" in den Herrenbröken im Bremischen.

In den Kolonisationsgebieten an der Weser und in den Elbgegenden finden sich auch oft dieselben Namen, die auf gleiche Heimat der Kolonisten zu deuten scheinen. Hammelwarden und Hammelwörden in Kehdingen; Bardewisch i. Stedingen und Flur b. Rabelinghausen; Holländer Kirche (jetzt Holle; Armenbühren dort ist urkundlich = Arnheimer Bauern), vgl. Horne im Hollander Lande, jetzt Hollerland (Bremen), und „bei den Holländern" urkundl. b. Buxtehude; Neuenkoop am Moorrand von Stedingen, vgl. de nyge Koop = die Heide südlich von Lüdingworth—Westerende; Glüsing und Hekeln (alt Hekelinge) in Stedingen, Glüsingen und Häcklingen im Lüneburgischen. — Ganz auffallend ist, daß einige münsterländische Ortsnamen im sächsischen Teile von Holland sich wiederfinden: Koekange (vgl. Kokenge b. Lohne; welch eine Verkehrtheit also, aus diesem ganz willkürlich auf die Chauken gedeuteten

Landesbibliothek Oldenburg

Namen Schlüsse ziehen zu wollen: die einfache Tatsache, daß der Name mehr vorkommt, läßt solche Willkürlichkeiten zusammenfallen, und in Wirklichkeit bedeutet „dat edele lant van Cockaengen" das Kuchen- oder Schlaraffenland, wofür auch niederl. Luyeleckerlandt gesagt wurde, daher Leileckerhörne b. Sande); Swigteler (vgl. Schwichteler b. Cappeln); Slogteren (vgl. „im Schlochter" b. Essen; Slochter angeblich altfriesisch = Graben; aber auch das Wehrholz an den Wegen wird Schluchter genannt).

Eine andere Tatsache ist, daß man oft die Namen benachbarter Orte anklingend findet oder jenseits eines Flusses dieselben Namen wie diesseits. Letzteres z. B. am Niederrhein (auf älteren Karten). Hüde diesseits und jenseits des Dümmer; Barghorn oben auf der Geest und jenseits des Moores b. Großenmeer; Almsloh mit Gemenglage und dabei Elmeloh mehr mit Einzelhofsystem. Bargtorp (Barg als Borg, verschnittenes Schwein, angenommen) oder Bastrup (Basse = Eber) und Einzelhof Everndorf (= Eber). Daß Orte nach starker Schweine- und Pferdezucht benannt sind, ist gewiß: z. B. im Herzogtum Meiningen Wüstung Gaulshausen, nahe dabei ein „Roßgarten", früher ein umhegter Platz zum Aufenthalt und zur Weide der Pferde; Roßdorf ebenda mit einem „Roßberg"; Hengisfeld, Hengstdorf (b. Hildburghausen) 1157, 1302 Pferdesdorf gen.; so Hengistorf, jetzt Pferdsdorf b. Schweinfurt, Heingesfeld, jetzt Pferdsfeld b. Staffelstein; auch Pegestorf (Page = Pferd) a. d. Weser wird einmal Pferdsdorf genannt. So wegen hervorragender Schweinezucht im Meiningenschen schon 795 Pargthorp, (Barchdorf, Bardorf), Schweina, dazu ein Eichwald „Eicha", und sowohl in Schweina wie in Eicha standen Toengeskapellen, dem heil. Antonius, dem Schutzheiligen der Schweinehirten und der Schweine, geweiht (vgl. den häufigen Vor- und Zunamen Tönjes in Bergedorf und der Ganderkeseer Gegend).

Aus der Beziehung der Namen benachbarter Orte aufeinander läßt sich manchmal auch der alte Hauptort bestimmen. Harbern (später, als Wardenburg mehr Bedeutung bekam, Oberlethe genannt und also in der Benennung von Wardenburg abhängig gemacht) war das Hauptdorf, daher von da aus benannt: Westerholt und Achternholt („hinter dem Holze bei Harbern", „zu Oberlethe hinter dem Holze"), vgl. auch den „groten Kamp" hinter Achternholt, das Ackerland der Oberlether. Vielstedt ist Hauptort (8 Bauen), davon nördlich Nordenholz (2 Halbbauen). Lohe b. Barßel (8 Bauern), mit Beziehung darauf Nordloh i. Ksp. Apen (2 Bauern). Die „Bauerschaft" Elmelage b. Bakum, darauf bezogen Südholz (NB. die 3 Namen Südholz-Rahden, -Tribben und -Quernheim sind den Gütern nach früheren adeligen Besitzern beigelegt) und Schledehausen, d. h. die, welche an der Schlede = dem Abhang wohnen, vgl. das „Elmelager" Brok über Schledehausen hinaus. — Selbst bei Einzelhöfen kommen solche Beziehungen, die sogar über die Grenzen der Bauerschaft hinausgreifen, vor: 2 Zeller Middendorf und 2 Westendorf in Bünne, dazu 2 Ostendorf in Schwege.

Daß 2 Nachbarorte denselben Namen haben und etwa als Groß- und Klein-Ostiem, Oldenbrok und Neuenbrok, Kirch- und Sandhatten, Essen und

Landesbibliothek Oldenburg

Osteressen unterschieden werden, ist bekannt. Essen hieß früher Kakesem, auch Caczem d. i. Kirchessen.

Ausgegangene Ortschaften. Auf den großen Heiden (auch in Holzungen, z. B. b. Hullmann in Etzhorn) fand man oft Spuren früheren Ackerbaus, wobei die Form der Äcker sich manchmal von der heutigen unterschied. Es hieß dann sehr schnell, dort wäre früher ein Dorf gewesen, das in Pest- oder Kriegszeiten eingegangen wäre. Nach G. Hansen gehören aber die meisten dieser Spuren unter das Kapitel der sog. wilden Feldgraswirtschaft, d. h. vor Alters haben die Menschen ohne Dünger geackert und natürlich mit dem bald ausgepflügten Lande öfters wechseln müssen, wozu selbstredend mehr Fläche erforderlich war. Die entferntesten Äcker blieben dann später bei veränderter Bewirtschaftungsart in der Regel liegen. Immerhin finden sich einige jetzt ausgegangene Ortschaften (nur nicht immer „große" Dörfer, wie die Sage will). Am bekanntesten ist wohl Norddötlingen (urkundl.). Der Hof zu Stapel (15. Jh.) als Flurname an der Stelle, wo jetzt „to Hus" steht. Windhusen b. Ganderkesee (Lehnsregister und Lagerbuch), vgl. auch ol. Halbbaumann Windhusen auf dem jetzigen Vosteens Einzelhof bei Steinkimmen und Zeller Windhaus zu Osteressen, Kötter Windhaus zu Oythe (s. auch Immermann im Oberhof: der Windkotten gehörte dem Patriotenkaspar). Nach Nieberding entsprach dem noch vorhandenen Osterloh b. Bösel ein Westerloh. Holwedehusen, jetzt Gehölz Hollwege beim Herrenholz. Ein Dorf oder großer Meierhof (Vorwerk) scheint zwischen Varbrügge und Farhorn (Fahrahn) gelegen zu haben. — Haben sich auf der Geest längst nicht so viele Änderungen vollzogen wie anderwärts (vgl. z. B. im Paderbornschen das Niederlegen von Bauernhöfen und -dörfern, die im großen betriebene Umgestaltung der Dörfer in Güter in Mecklenburg und Vorpommern, ferner die vielen Wüstungen infolge von Kriegen, Wüsten-Buckow 2c. im Märkischen), so hat die Marsch umsomehr erlebt. Teilweise verließen die Bewohner die alten Wurten bei größerer Sicherheit der Deiche, um näher bei ihren Ländereien zu sein und sich allmählich arrondierten Besitz zu schaffen, teils zogen sie nach vollendeten Neueindeichungen auf die bisherigen alten Deiche, um das neue schwere Land nahe zu haben. Als Golzwarden von Rodenkirchen sich trennt, werden Boitwarden, Golzwarden, Heemwarden, Rolfswarden und Schmalenfleth genannt, von denen Heemwarden und Rolfswarden verschwunden sind. Im 18. Jahrh. heißt es noch einmal „beim Golzwarder grünen oder Heemwarder Wege"; demnach müßte Heemwarden bei Finkenburg gelegen haben, wo auch zwei Hämme von zusammen ca. 20 Jück höher liegen und Platz genug für ein größeres Dorf bieten. Am meisten Änderungen hat aber die Flut gemacht, im Jadebusen zunächst, doch auch in Nordbutjadingen und an der Landwührder Seite durch nötig gewordene Ausdeichungen 2c. Zaphusen wird meist zu weit westlich gelegt; es ist die 8 Jück große Fettweide (eine „Wühre", s. Flurnamen) mitten im Lande bei Stollhamm nach Moorsee zu. Ob ein Lehmden südlich Dedesdorf in der Weser liegt, wie die Niebourſche Karte will? Die Lehmede ist eine Flurbezeichnung im Oldenburgisch-Buttelerfelde, heute

Landesbibliothek Oldenburg

Lahmede, daneben Hogemede, also = niedrige (leege) Mähde (vgl. Laage der Aa und Hooge der Aa, zwei Straßen in Groningen, Hooglanden und Laaglanden daselbst).

Ortsnamen von Grenzen 2c. benannt. Ausbaue aus dem Dorfe und Einbaue in die Gemarkung („de Mark betimmern") oder in das Gebiet wurden natürlich nicht gern gesehen, doch war beides nicht immer zu vermeiden. Bst. Schellohne b. Lohne; Hausmann Schellstede b. Ohmstede, der einzige, der einen eigenen Esch hatte; beide vom Schelten benannt, vgl. das Schellbrock b. Dinklage, an dem früher 4 Güter teil hatten und sich wohl schwerlich vertrugen (oder den übrigen — bäuerlichen — Markgenossen verhaßt waren wegen Sondernutzung des Bruchs). — Schohasbergen, urkundl. Schadehasbergen, ein Ausbau zum Schaden Hasbergens (Hasbergen = Roßbergen, vgl. den Hasberg b. Gretenberg im großen Freien [Hann.], wo ein heilkräftiger Born war, zu dem man von weit her kranke Pferde brachte); Schadehusen jetzt Schohusen (falsch Schohausen), einständiger Hof rechts an der Hunte, mit Beziehung auf die links gelegenen 3 Höfe in Husum (gesprochen Husen).— Ovelgönne, nach Niederwerfung der Butjadinger im Süden des Stadlandes errichtete Festung. — Landskrone an der Grenze von Dinklage und Badbergen, desgl. zu Wildeshausen rechts an der Hunte. „Der Landskröner" fährt bei Schnatgängen (Grenzbesichtigungen) in Westf. auf einer Schiebkarre ein Faß Bier nach; leider war aus der Quelle anscheinend nicht zu ersehen, ob diese wichtige Bezeichnung noch lebt. Landskrone b. Sölde (Dortmund), Görlitz, in Kärnten 2c. — Trotz der Form Stuverwolt im Lehnsregister möchte hier Stürwold im Ksp. Löningen, an der Grenze gelegen, anzuführen sein. Vgl. Schloß Steuerwald (Wald = Gewalt, Sulfwolt = Selbsthilfe) des Hildesheimer Bischofs; Stürwold sonst mehrfach Name von Kanonen oder „groten Bussen". Flurbezeichnung Stüreinen b. Ellenstedt (um Übergriffen von Einen zu begegnen).

Primitive Grenzen waren die sog. Lachbäume; lachen, niederdeutsch lacken = einen Baum mit einem Zeichen versehen, merken („Merkmal", Mal = Zeichen, auch Merk = Zeichen: die (Heid)mark ist = Grenze; „Grenze" ist slawisches Lehnwort für Mark), auch tadeln; davon FN. Lachmann, niederdeutsch Erbe Lackmann i. Ksp. Menslage, Hof Lackmann zu Westendorf i. Westf. (wo die betr. Grenze gerade eine auffallende Biegung machte) und (neueren Ursprungs) Lackmannshausen b. Rastede. Noch heute: 'n Lack an de Ware schmiten (wenn man zu teuer gekauft hat und den Handel gern rückgängig machen möchte); an den Bullen weer jo woll'n Lack = Makel, Fleck, Fehler.

Wir wollen nun zum Schluß „auf die gutgemeinten Einwürfe des Rezensenten nicht mit Schmähungen pränumeriren" (Jean Paul), sondern ihm für den Fall, daß er die Arbeit „lackfardig" (tadelnswert, obenhin gearbeitet) finden sollte, einen alten holländischen Vers übersetzen:

Book, ei wenn man di will lacken,
Segg, dat se et beter maken,
Lacken und maken is groten Verschill (= Unterschied),
De kien kann maken, mag schwigen still.

Landesbibliothek Oldenburg

Literatur.

1. Andree, Braunschw. Volkskunde.
2. Baß, Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen.
3. Brons, Fries. Namen. Emden 1877.
4. Bröring, Das Saterland.
5. Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch.
6. Calenberger Urkundenbuch („UB.“)
7. Diepholzer UB.
8. Förstemann, die deutschen Ortsnamen, (heute veraltet, doch Anfängern immer zu empfehlen.)
9. Grimm, Deutsches Wörterbuch.
10. — , Deutsche Mythologie.
11. — , Rechtsaltertümer.
12. v. Hammerstein, Bardengau.
13. Hansen, Agrarhistorische Abhandlungen.
14. Heintze, die deutschen Familiennamen (heute veraltet, immerhin ein treffliches Buch).
15. v. Hodenberg, Bremer Geschichtsquellen.
16. Homeyer, Haus- und Hofmarken.
17. Hoyaer UB.
18. Jacob, Ortsnamen des Herzogtums Meiningen.
19. Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg.
20. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen.
21. Kleinpaul, Menschen- u. Völkernamen.
22. Lüneburger UB.
23. Meitzen, Siedelung u. Agrarrecht der Westgermanen u. Ostgermanen.
24. Pagenstert, Die Bauernhöfe im Amte Vechta.
25. Oncken, Älteste Lehnsregister.
26. Osnabrücker UB.
27. Schiller-Lübben, Mittelniederdeutsches WB.
28. Siebs, Flurnamen [saterl.] (in Germ. Abhandl. XII. Separatabdruck. Festschrift für Karl Weinhold. Breslau 1896.)
29. Sudendorf, UB. v. Hannover.
30. Sundermann, fries. u. niedersächs. Bestandteile in den Ortsnamen Ostfrieslands. Emden 1901.
31. Winkler, Studien in Nederlandske Namenkunde. Haarlem 1900.
32. Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte (Dr. Chrn. Meyer).
33. Zeitschrift für Kulturgeschichte (G. Steinhausen).
34. Zeitschrift für vaterländische Geschichte u. Altertumskunde (Westfäl. Geschichts- u. Altertumsverein; seit 1838, sehr reichhaltig).
35. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Weinhold).



Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

Handkarte des Herzogtums Oldenburg

nach der von der kartographischen Abtheilung der Königlich preussischen Landesaufnahme herausgegebenen Meistblättern und den deutschen Admiralitätskarten unter Benutzung der von Schrenck'schen topographischen Karte des Herzogtums Oldenburg

von Professor Dr. Gustav Rüthning.

Stufen des Meeres: Neue Nütt, Dwärs, durch Linien ausgedrückt. 1 Fgim nahe von der Küste bis 5 Fgim. Küste von der Küste bis Feuerschiff 1 Seem.

Höhenschichten des Landes durch Flächenfarbe dargestellt:

0 – 1 m. Diese Schicht deckt sich im ganzen mit der Marsch.
1 m – 10 m. Hieraus gehört das Ostfriesland zu den Marschen, soweit es höher als 1 m liegt.
10 – 20 m
20 – 40 m
40 – 60 m
60 – 80 m
80 – 100 m
100 – 120 m
120 – 140 m

Chausseen.
Eisenbahn mit Bahnhof oder Haltestation.
Kleinbahn.
Moor.
Der Strand der Inseln.

Die Namen der Ortschaften, welche Sitz der Gemeinden sind, in Steilschrift, die anderen schräg. Die Bezirksgrenze (schwarz mit Querstrich) ist in roter Farbe ausgeführt.

Die Aemter und Städte I. Klasse des HERZOGTUMS OLDENBURG mit Angabe der Gemeinden.

Historische Übersicht.

Erläuterung der Nummern zur historischen Übersicht.

Verlag der S. Stalling'schen Buchhandlung (Max Schmidt) Oldenburg i. O. 1912.
Beilage zur Allgemeinen Landes- und Volkskunde des Herzogtums Oldenburg.

Maßstab 1 : 300000.

Ausgeführt im Geographischen Institut Wilhelm Greve, Kgl. Hofltf., Inhaber M. Porsch, Berlin S.W.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg